

School of Theology at Claremont



1001 1411793

KIRCHLICHES JAHRBUCH

1965



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

KIRCHLICHES JAHRBUCH 1965

KIRCHLICHES JAHRBUCH

FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN DEUTSCHLAND

1965

BEGRÜNDET VON JOHANNES SCHNEIDER

HERAUSGEGEBEN VON JOACHIM BECKMANN

92. JAHRGANG

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS GERD MOHN

INHALT

KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE 1965

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier	1
------------------------------	---

Einleitung: Das wandernde Gottesvolk	1
--	---

1. Die kirchlichen Versammlungen 1965	3
---	---

a) Die Dritte Tagung der Dritten Synode der EKD	3
---	---

Auszug aus dem Rechenschaftsbericht des Ratsvorsitzenden	4
--	---

Auszug aus dem Rechenschaftsbericht von Bischof D. Dr. Krummacher	12
---	----

Entschliefungen der Synode

Wort an die Gemeinden	17
-----------------------------	----

Wort an die Pfarrer	18
---------------------------	----

Wort an die Landeskirchen zur Bibelverbreitung	21
--	----

Vorlage „Wort Gottes und Heilige Schrift“	22
---	----

Entschlieufung zu den grundlegenden Fragen des Bibelverständnisses	27
--	----

b) Die Arbeitstagung der EKD-Synode	28
---	----

Offener Brief der Kirchlichen Bruderschaften zur Militärseelsorge	28
---	----

Diskussionsbeitrag Bischof D. Kunst	31
---	----

Vorlage des Vorbereitungsausschusses: Der Dienst der Kirche an den Soldaten	33
---	----

Entschliefungen zur Militärseelsorge und zum Dienst des Friedens im atomaren Zeitalter	42
--	----

Bericht von Präses Professor D. Dr. Beckmann (Auszug)	44
---	----

Entschlieufung zum Dienst der Kirche an den Kriegsdienstverweigerern und Ersatzdienstleistenden	46
---	----

2. Die bedeutsamen kirchlichen Veröffentlichungen 1965	47
--	----

a) Die „Vertriebenen Denkschrift“	47
---	----

Auszugsweise Wiedergabe der Denkschrift	48
---	----

Bericht von Professor D. Dr. Raiser auf der Arbeitstagung der Synode in Frankfurt	62
---	----

Bericht von Oberkirchenrat Wilkens	65
Entschließung der Arbeitstagung	68
Brief von Präses D. Wilm an die Vertriebenen	69
b) Die Denkschrift zur Lage der Landwirtschaft	71
Auszugsweise Wiedergabe der Denkschrift	71
3. Politische und gesellschaftliche Diakonie der Kirche.....	75
a) Ein bischöflicher Briefwechsel	
Brief von Bischof D. Dr. Krummacher an Präses D. Scharf	75
Antwortbrief von Präses D. Scharf an Bischof D. Dr. Krummacher	76
b) Zum Dienst der Kirche am Frieden in der Welt	78
Entschließung der EKU-Synode zum Versöhnungsdienst der Kirche ...	78
Auszug aus dem Bericht von Bischof D. Jänicke	80
c) Kirchliche Erklärungen zum 20. Jahrestag des Kriegsendes 1945	81
Wort des Rates der EKD	82
Erklärung des Konvents der zerstreuten Ostkirchen und des Ostkirchen-	
ausschusses zum zwanzigsten Jahr nach der Vertreibung	83
d) Kirchliche Erklärungen zur Bundestagswahl	84
Erklärung von Bischof D. Vellmer	84
Auszüge aus den Aufrufen der Bischöfe D. Dietzfelbinger, Dr. Wölber,	
Dr. Heidland	86
Erklärung der rheinischen Kirchenleitung	87
e) Kirchliche Erklärungen zu der geplanten Notstandsgesetzgebung	88
Stellungnahme des Öffentlichkeitsausschusses der Evangelischen Kirche	
von Westfalen	88
f) Kirchliche Bemühungen um Hebung der öffentlichen Moral	89
Briefe von Präses D. Scharf an Markenartikelfirmen und Werbeagen-	
turen	90
g) Kirche und Sport	91
Briefwechsel zwischen dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes und	
dem Ratsvorsitzenden	91
h) Die Aktion „Brot für die Welt“	98
Wort von Landesbischof D. Dietzfelbinger	98
Einige Zahlenangaben	99

4. Das evangelisch-katholische Verhältnis und Gespräch	99
Ratschläge für gemeinsame Veranstaltungen evangelischer und katholischer Christen	100
Schluß	106
II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik	
Von Erwin Wilkens	109
1. Perspektiven der Ost-West-Situation	109
2. Die Stellung der Kirche in Staat und Gesellschaft	112
a) Allgemeines zum Verhältnis von Kirche und Staat	112
Aus dem „Handbuch der Deutschen Demokratischen Republik“: Staat und Kirche in der DDR	114
Gerald Götting: Das Wartburg-Gespräch	118
Pfarreraussprache mit Hans Seigewasser und D. Dr. Mitzenheim am Jahrestag des Wartburg-Gesprächs	119
Bericht von Bischof Krummacher auf der Pommerschen Landessynode	121
Bericht der Kirchenleitung der Ev. Kirche von Schlesien	122
Bericht eines Beobachters der kirchlichen Situation in der DDR	123
b) Öffentliche Verantwortung der Kirche	127
Aus dem Bericht von Bischof Jänicke vor der Synode der Kirchenpro- vinz Sachsen	128
Aus dem Bericht von Bischof Jänicke vor der Synode der EKD	129
Presseerklärung über die Sitzung des Rates der EKD vom 12./13. Au- gust 1965	131
Presseerklärung des Rates der EKD vom 8. 10. 1965	131
Bericht auf der Synode der EKD zum Briefwechsel zwischen Bischof Krummacher und Präses Scharf vom Februar/März 1965	132
Feststellung des Berichtsausschusses auf der Teiltagung in Frankfurt a. M.	132
c) Sicherung des Friedens	132
Aus dem Beschluß des Sekretariats des Zentralrats der FDJ über „Die Aufgaben des Jugendverbandes bei der Erläuterung der Militärpolitik der Partei und die Verantwortung der FDJ für die sozialistische Wehr- erziehung unter der Jugend“	133
Aus dem Bericht von Bischof Krummacher vor der Pommerschen Lan- dessynode	133

Aus den Berichten von Bischof Jänicke vor der Synode der EKU und der Synode der Kirchenprovinz Sachsen	134
Kommentar zu dem Bericht in der „Neuen Zeit“	139
d) Wehrdienst und Wehrdienstverweigerung	141
Wehrdienst in Mitteldeutschland (aus der Herder-Korrespondenz)	141
Aus dem Bericht von Bischof Krummacher vor der Pommerschen Landessynode	143
Aus dem Bericht von Bischof Jänicke vor der Synode der EKU	144
Schreiben der schles. Provinzialsynode an Walter Ulbricht	144
Antwort von Admiral Verner	145
e) Bildungs-, Erziehungs- und Jugendfragen	146
Aus dem Bericht von Bischof Fränkel vor der schles. Provinzialsynode	147
Aus dem Bericht von Bischof Jänicke vor der Synode der EKU	147
Prof. Kurt Hager zum „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“	148
Stellungnahme von Luitpold Steidle zu dem Gesetz	149
Handreichung der Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen zu dem Gesetz	150
Ratschläge für die Elternberatung	151
Stellungnahme einer Kirchenleitung zum Charakter der Schule in der DDR	152
f) Ehe- und Familienfragen	155
Zehn Fragen zum Entwurf des Familiengesetzbuches der DDR (FGB)	155
Schreiben der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR an die Regierung vom 12. 7. 1965 zum FGB	157
R. Henkys, Stellungnahme der ideologischen Grundlage des FGB	159
Stellungnahme eines westdeutschen Juristen zum FGB in bezug auf dessen scheidungshemmende Tendenz	161
Begründung für die Neufassung der Bestimmungen über die Schwangerschaftsunterbrechung (aus „Neue Justiz“)	163
Instruktion des Ministers für Gesundheitswesen über die Schwangerschaftsunterbrechung (Auszüge)	165
Schreiben der Konferenz der Ev. Kirchenleitungen in der DDR an den Gesundheitsminister	167
Kanzelerklärung der römisch-kath. Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der DDR	168

3. Kirchliche Gesamtsituation	169
a) Allgemeines	169
Bericht von R. Henkys im epd	169
Aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth vor der Landes- synode der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens	176
b) Kirchlicher Zusammenhalt zwischen Ost und West	177
Die EKD an der Schwelle ihres dritten Jahrzehnts	178
c) Kirchliche Jugendarbeit	179
Grundsätze über Wesen und Aufgaben der Bibelrösten	179
Aus dem Tätigkeitsbericht der Ev. Kirche von Schlesien	180
Die kirchliche Unterweisung und der Kindergottesdienst (Jahresbericht des Oberkirchenrats der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs)	181
Konfirmation im Übergang (epd)	182
Vorlage des Konfirmationsausschusses der Ev. Kirche in Berlin-Branden- burg an die Regionalsynode Ost	187
Beschluß der Regionalsynode zu dieser Vorlage	188
Junge Gemeinde. Jahresbericht der schles. Kirche	188
Aus dem Jahresbericht des mecklenburgischen Oberkirchenrats	189
Jugendsonntage in Mitteldeutschland gut besucht (Bericht epd)	191
d) Diakonie	192
Aus dem Synodalbericht von Bischof Jänicke	192
Statistische Angaben aus der thüringischen Landeskirche (epd)	193
Zahlen aus der karitativen Tätigkeit in der DDR (epd)	194
e) Kirchliches Bauwesen	195
Aus dem Synodalbericht von Bischof Jänicke	196
Kirchbau in der DDR (epd)	197
Bericht in der Mecklenburger Kirchenzeitung über den Wiederaufbau kirchlicher Gebäude in Wismar	198
Stellungnahme zu dem Buch „Der Wiederaufbau der Kirchen in der DDR“ (epd)	201
Ökumenische Aufbaulager in Mitteldeutschland (epd)	202
f) Statistische Angaben	203
Die Thüringische Landeskirche in Zahlen (epd)	203
Aus dem Statistischen Jahrbuch 1965 der DDR	204

4. Vom Leben in den Gemeinden	205
Aus dem Synodalbericht von Landesbischof Noth	205
Bericht über das Kirchentreffen in Wittenberg (epd)	208
Bericht über das Kirchentreffen in Frankfurt an der Oder (epd)	209

DIE DIAKONIE IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND 1952–1966

Grundsatzfragen, Berichte und Dokumente, zusammengestellt von Hans Christoph von Hase	213
--	-----

Zur Einführung	213
----------------------	-----

I. Die Arbeit an einer neuen Konzeption der Diakonie

Diakonie – Lebens- und Wesensäußerung der Kirche. <i>Von Theodor Schober</i>	215
Die Diakonie in den östlichen Gliedkirchen der EKD – Gesamtbericht. <i>Von Gerhard Laudien</i>	220

Dokumente

Wesen und Gestalt der Diakonie: Leitsätze für das Selbstverständnis der Diakonie und die theologische Grundlegung ihrer Arbeit	227
Schreiben des Diakonischen Werkes betr. Diakonisches Diensthalbjahr für Theologiestudenten vor dem Beginn des Theologiestudiums	230
Diakonie und Volksmission. <i>Von Heinrich-Hermann Ulrich</i>	233
Der gemeinsame Auftrag in Diakonie und Volksmission (Thesenreihe)	237
Ökumenische Studien über die Aufgaben der Diakonie der Kirchen in der Gegenwart. <i>Von Hans Christoph von Hase</i>	242
Beschluß des II. Vatikanischen Konzils	244
Das Diakoniewissenschaftliche Institut an der Universität Heidelberg. <i>Von Magdalene Scherpner</i>	246
Partnerschaft von kirchlicher Diakonie und öffentlicher Sozialarbeit in der Bundesgesetzgebung und der Praxis. <i>Von Gerhard Heun</i>	247

II. Menschen und Mittel der Diakonie

Die Mitarbeiterschaft der Diakonie gestern und heute. <i>Von Albrecht Müller- Schöll</i>	252
Die Vorbereitungen für eine Diakonische Akademie. <i>Von Albrecht Müller- Schöll</i>	260

Das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung in Berlin. <i>Von Bertha Sommer</i>	263
Die Brüderhäuser. <i>Von Hermann Bürckstümmer</i>	266
Der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser. <i>Von Werner Koppen</i>	269
Der Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie. <i>Von Werner Bellardi</i>	271
Leitsätze für die Arbeit des Verbandes vom November 1965	272
Die Arbeit an den freiberuflich tätigen evangelischen Schwestern. <i>Von Marie von Meyeren</i>	274
Erfahrungen mit Ersatzdienstpflichtigen. <i>Von Hellmut Reitzenstein</i>	277
Die wirtschaftliche Existenz der Diakonie. <i>Von Fritz Westhelle</i>	280

III. Die Diakonie in Gemeinde und offener Jugend- und Sozialhilfe

Diakonie der Gemeinde. <i>Von Hans Christoph von Hase</i>	286
Die Zukunft der Gemeindepflegestationen	
Wort des Diakonischen Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Lage der evangelischen Gemeindediakonie	293
Diakonie im Kirchenkreis. <i>Von Albert Ickler</i>	295
Die Entwicklung der evangelischen Beratung. <i>Von Jochen Fischer</i>	299
Jugendsozialarbeit. <i>Von Rudolf Laerum</i>	302
Volksmisionarische Arbeitsfelder in der Diakonie. <i>Von Walter Meng</i>	305
Flüchtlingshilfe, heimatlose Ausländer. <i>Von Hermann Maurer</i>	310
Hilfe für die griechischen Gastarbeiter. <i>Von Rudolf Laerum</i>	313

IV. Die Anstaltsdiakonie

Jugendfürsorge. <i>Von Karl Janssen</i>	315
Die evangelischen höheren Schulen und Internate. <i>Von Wilhelm Engelmann</i>	318
Rehabilitation in der geschlossenen Arbeit unter besonderer Berücksichtigung der Körperbehinderten. <i>Von Werner Dicke</i>	320
Die Sorge für den geistig behinderten Menschen. <i>Von Johannes Kleivinghaus</i>	323
Evangelische Krankenanstalten und Krankenhausseelsorge. <i>Von Otto Ohl</i>	327
Die Altenhilfe in Alten- und Pflegeheimen. <i>Von Hermann Fürer</i>	331
Entwicklung der evangelischen Kur- und Erholungsfürsorge. <i>Von Gerhard Niemeyer</i>	334

V. Ökumenische Diakonie

Ökumenische Diakonie. <i>Von Hans Christoph von Hase</i>	337
„Kirchen helfen Kirchen“ – Das Ökumenische Notprogramm. <i>Von Elisabeth Urbig</i>	345
Das Ökumenische Stipendienprogramm. <i>Von Klaus Lobisch</i>	348
Die Aktion „Brot für die Welt“. <i>Von Rudolf Hempel</i>	350
Aktion „Brot für die Welt“ in den östlichen Gliedkirchen der EKD. <i>Von Ulrich von Brück</i>	353
„Dienste in Übersee“. <i>Von Hans-Martin Schöll</i>	355
Auswandererhilfe. <i>Von Walter Dambacher</i>	357
Zahlen aus der Arbeit des Diakonischen Werkes in den westlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland	359
Zahlen aus der Arbeit von Innerer Mission und Hilfswerk in den östlichen Gliedkirchen	361
Kurzbibliographie	362

DIE KIRCHENSTEUER IN DEUTSCHLAND

Von Paul Zieger	364
Tabelle 1: Gesamtaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld	376
Tabelle 2: Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld	378
Tabelle 3: Aufkommen an veranlagter Einkommensteuer und Lohnsteuer, an Gemeindesteuern und an Kirchensteuern	379

DAS STAATSKIRCHENRECHT IM BLICK DER VERFASSUNG

Die Grundsatzentscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat in der Bundesrepublik Deutschland

Von Wessel Nuyken	383
I. Die verfassungsrechtlichen Grundlagen der Kirchensteuererhebung	384
II. Die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zur Kirchensteuer	384

III. Ausführungen des Bundesverfassungsgerichts zu den Rechtsgrundlagen der Kirchensteuererhebung in Hamburg und Bremen	388
IV. Einige Überlegungen zu den Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts	389

KIRCHLICHE STATISTIK

I. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den evangelischen Landeskirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) – (Stand 31. 12. 1965)

Von Paul Zieger	391
Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen	393
Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt	394
Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amts	396
Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte Pfarrer und Pfarrer im Wartestand	398
Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1965 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer	399

II. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1964 in den westlichen Gliedkirchen der EKD

Von Paul Zieger	400
Tabelle 1: Taufen im Jahre 1964	401
Tabelle 2: Kindertaufen in ‰ der Geburten des Jahres 1964	402
Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1964	403
Tabelle 4: Konfirmation im Jahre 1964	404
Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1964	405
Tabelle 6: Trauungen in ‰ der Eheschließungen des Jahres 1964	406
Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten im Jahre 1964	407
Tabelle 8: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1964	408

Tabelle 9: Kirchliche Bestattungen von Selbstmördern im Jahre 1964 ...	409
Tabelle 10: Heiliges Abendmahl im Jahre 1964	410
Tabelle 11: Abendmahlsgäste des Jahres 1964	412
Tabelle 11a: Die Abendmahlsziffern in der Zeit von 1957 bis 1964	414
Tabelle 11b: Anteil der Männer (in %) an der Gesamtzahl der Abendmahlsgäste in der Zeit von 1957 bis 1964	415
Tabelle 12: Kindergottesdienst sowie kirchliche Unterweisung der Jugend im Jahre 1964	416
Tabelle 13: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1964 ...	418
Tabelle 14: Kirchenaustritte im Jahre 1964	419

III. Aus der Arbeit des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland

Von Annemarie Burger	420
1. Evangelische Heime und Anstalten – vornehmlich Ergebnisse der Erhebung zum 31. 12. 1960 in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West)	420
Tabelle 1: Evangelische Heime und Anstalten im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland am 31. 12. 1960	424
Tabelle 2: Evangelische Heime und Anstalten in Berlin (West) am 31. 12. 1960	426
Tabelle 3: Die Mitarbeiter in evangelischen Heimen und Anstalten am 31. 12. 1960 nach einzelnen Berufen bzw. Berufsgruppen – Bundesrepublik und Berlin (West)	434
Tabelle 4: Ausbildungsmöglichkeiten in evangelischen Heimen und Anstalten am 31. 12. 1960	437
2. Die Einrichtungen der evangelischen Kinderpflege am 1. 1. 1965	439

IV. Studierende der evangelischen Theologie im Wintersemester 1964/1965

Von Paul Zieger	442
-----------------------	-----

V. Die Religionszugehörigkeit der Studierenden im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West)

Von Paul Zieger..... 444

Tabelle 1: Deutsche Studierende an den wissenschaftlichen Hochschulen nach Studienfach und Religionszugehörigkeit im Wintersemester 1952/53 und 1962/63 in der Bundesrepublik und Berlin (West) 446

Tabelle 2: Männliche und weibliche Studierende an den wissenschaftlichen Hochschulen nach Studienfach und Religionszugehörigkeit im Wintersemester 1952/53 und 1962/63 in der Bundesrepublik und Berlin (West) 447

Tabelle 3: Studierende an lehrerbildenden Anstalten und Einrichtungen in den Wintersemestern 1952/53 und 1962/63 nach der Religionszugehörigkeit in der Bundesrepublik Deutschland (ohne Berlin [West]) 448

Kirchliche Zeitgeschichte 1965

I. Die Evangelische Kirche in Deutschland

Von Gottfried Niemeier

EINLEITUNG: DAS WANDERnde GOTTESVOLK

Mit gutem Grund hat aus der Fülle der biblischen Bilder von der Kirche das des Hebräerbriefs vom wandernden Gottesvolk besondere Bedeutung gewonnen, stellt es doch entscheidende Merkmale und Wesenszüge der Kirche und ihrer Existenz ins Licht. Die Kirche wird durch keine der von der Soziologie entworfenen Definitionen menschlicher Gemeinschaftsformen zureichend beschrieben, sondern stellt eine soziologische Figur sui generis dar, zu deren Beschreibung der Rückgriff auf theologische Kategorien unerlässlich ist. Mag sie anerkannte Körperschaft des öffentlichen Rechts oder nur widerwillig geduldete Größe sein oder gar unter dem Druck von Verfolgung in den Katakomben ihr Leben fristen, mag sie als eine der tragenden Säulen einer pluralistischen Gesellschaft gelten oder Gegenstand unterdrückender Maßnahmen totalitärer Systeme sein, mag sie als wichtiger Faktor der öffentlichen Meinung und Meinungsbildung beachtet oder ihre Stimme überhört und übergangen werden – an dem, was die Kirche zutiefst und wesentlich ist, ändert das alles nichts; sie ist und bleibt zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen das Volk Gottes, von ihm durch sein Wort berufen und gesammelt, von ihm in Pflicht und Dienst genommen, von ihm in aller Not und Gefahr erhalten und bewahrt, von ihm auf einen Weg gestellt, dessen Ziel das Heil Gottes im Anbruch seines ewigen Tages ist. Aber dieses Gottesvolk hat den Ort seiner Existenz nicht auf einer Insel der Zeitlosigkeit noch im Getto einer geschlossenen und nach allen Seiten hermetisch abgeschlossenen Gesellschaft. Gott, dessen ewiges Wort in Jesus von Nazareth Fleisch, Ereignis, Geschichte wurde, hat den Seinen die Existenz eines Volkes auf dem Wege durch Welt und Zeit, eines wandernden Gottesvolkes zugemessen. Im Unterwegssein in der Welt, in der Zeit, in der Geschichte hat sie sich als das, was sie ist, zu beweisen und zu bewähren. In ihre jeweilige Welt, ihre jeweilige Zeit, ihre jeweilige Geschichte ist sie hineingestellt, um hic et nunc auszurichten und darzuleben, was ihr anvertraut und aufgetragen ist. Die Weltzugewandtheit der ihr anvertrauten und aufgetragenen Botschaft von Christus als dem Heil und Heiland aller ist keine formale Kategorie, sondern meint die wirkliche, die geschichtliche Welt in ihrer jeweiligen Lage, in ihren sich wandelnden Verhältnissen, Strukturen, Fragen, Nöten und Ängsten; sie weist die Kirche von heute in und an die Welt von heute, weder im Sinne einer enthusiastischen Konversion zur Welt noch in dem einer vor der konkreten und kompakten Wirklichkeit kapitulierenden und mit ihr sich abfindenden Resignation, weder in der Haltung eines programmatischen Konformismus noch in der eines ebenso programmatischen Nonkonformismus,

sondern in der Solidarität derer, die in der gleichen Situation stehen, aber um den ewigen Grund wissen, die vor die gleichen Fragen gestellt sind, von den gleichen Sorgen, Zweifeln und Ängsten geschüttelt werden, aber in alledem um Gottes die Welt nicht loslassende Hand wissen, die verzweifelt nach einem Ausweg aus den die Horizonte dunkel verstellenden tödlichen Bedrohungen suchen, aber zugleich in den unermüdlichen Dienst dessen berufen sind, der Weg aller Wegen hat und in seiner Gnade das Unterwegssein in der Welt nicht zur ziellosen Irrfahrt werden läßt.

Alles das wird in den Blick gebracht, wenn von der Kirche als dem wandernden Gottesvolk geredet wird. Dieses Bild macht deutlich, daß der Kirche zugleich die Treuhänderschaft für die Christusbotschaft und die Anwaltschaft für die Welt anvertraut und aufgetragen ist und daß sie die Aufgabe der Anwaltschaft für die Welt nur dann sachgemäß wahrnehmen kann, indem sie die Christusbotschaft in gehorsamer Treuhänderschaft unverkürzt und unverfälscht ausrichtet, die Treuhänderschaft für das Evangelium aber nur dann sachgerecht wahrgenommen wird, indem in Lehre und Leben, Verkündigung und Dienst der Kirche die Dimension der Weltzugewandtheit des Evangeliums als Zuwendung zu der jeweiligen Welt und Zeit deutlich zur Darstellung kommt. Das heißt nicht weniger als dieses: Die Kirche soll ein Raum der Liebe sein und Liebe ausstrahlen, die Vergebung der Schuld der Vergangenheit wirkt und eine feste und gewisse Hoffnung weckt, in der die Sorgen und Ängste um die Zukunft überwunden sind.

Die evangelische Christenheit in Deutschland ist im Jahre 1965 darauf bedacht und darum bemüht gewesen, auf dem Wege durch dieses Jahr ihrem konservativen und ihrem futurischen Auftrag als wanderndes Gottesvolk, der im Grunde nur die Entfaltung der einen und gleichen Aufgabe unter einander ergänzenden Aspekten darstellt, nicht untreu und ungehorsam zu werden. Ein hohes Maß angestrengter Arbeit, ersten Ringens mit den Problemen und leidenschaftlicher Auseinandersetzung hat sie in diesem Jahr an das Bemühen um das rechte Verständnis, die rechte Auslegung und die rechte Anwendung der ihr anvertrauten und aufgetragenen biblischen Botschaft gewandt. Was die Kirche 1965 sagte und tat, will aus diesem Bemühen verstanden werden und ist nur daraus zu verstehen. Das gilt von ihren Gottesdiensten und von ihrer diakonischen Arbeit, das gilt aber auch von den kirchlichen Erklärungen zu brennenden Fragen des politischen und gesellschaftlichen Lebens und Zusammenlebens.

Eine das kirchliche Leben und Handeln im Jahre 1965 in seiner ganzen Vielfalt und Fülle darzustellen bemühte Berichterstattung würde die Grenzen des zur Verfügung stehenden Raumes weit überschreiten, der kaum für die zurreichende Unterrichtung über die großen kirchlichen Versammlungen und für die unerläßliche Wiedergabe der bedeutsamen Verlautbarungen dieses Jahres genügt. Wenn ihnen die — zwar nicht ausschließliche, aber doch vorrangige — besondere Aufmerksamkeit der Jahreschronik zugewandt wird, hat das darin seinen Grund, daß es eben diese für das Berichtsjahr kennzeichnenden und seinen Rang in der Geschichte der EKD bestimmenden Versammlungen und Verlautbarungen sind, die eine exemplarische Darstellung des kirchlichen Lebens und Dienstes ermöglichen. Sie fassen brennspiegelhaft zusammen, was 1965 die Kirche bewegte und zu Wort und Tat bewog. In ihnen spiegelt sich wider das heiße

Bemühen der evangelischen Christenheit in Deutschland, ihre Einheit in und trotz der Zertrennung zu bewahren und zu bewähren; sie spiegeln die nachdrücklichen Anstrengungen der Kirche wider, das in ihren Kräften Stehende für den Frieden in der Welt und für das friedliche Zusammenleben des deutschen Volkes mit seinen Nachbarn zu tun; sie spiegeln wider das ernste Ringen um die Fragen nach dem rechten Verständnis und der rechten Ausrichtung des Evangeliums in der heutigen Welt, um das rechte Verständnis und die rechte Verwirklichung kirchlicher Existenz in unserer Zeit, um Theologie und Kirchenreform, um kirchliche Ordnung und Verwaltung, um Mission und Diakonie.

Mehr als in früheren Jahren erregte das, was die Tagungen der Synode berieten und beschlossen und was die Veröffentlichungen als Beitrag der Kirche zu Zeitfragen bekanntgaben, die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland und in der Welt. Es waren heiße Eisen, die angepackt wurden, ob es sich um das Problem des Verhältnisses von wissenschaftlicher Theologie und Gemeindefrömmigkeit, um die Militärseelsorge, um die Frage nach der Situation der Vertriebenen und nach den deutschen Ostgrenzen oder um die Stellungnahme zur Lage der Landwirtschaft handelte. Heftig waren die Reaktionen, hart die Kritik, die der Kirche im Jahre 1965 widerfuhr, aber sie ließ und läßt sich dadurch nicht verbittern und verärgern. Es gehört zu den Erfahrungen und Widerfahrnissen, die Gott seinem durch Welt und Zeit wandernden Volk zugemessen hat, daß ihm der Wind ins Gesicht bläst, wenn es sagt und tut, was sein Wort zu sagen und zu tun heißt.

1. DIE KIRCHLICHEN VERSAMMLUNGEN DES JAHRES 1965

a) Die 3. Tagung der 3. Synode der EKD

Mit der Einberufung der EKD-Synode zu örtlich getrennten – sie trat in Frankfurt am Main und in Magdeburg zusammen –, zur gleichen Zeit – 21. bis 25. März 1965 – stattfindenden Tagungen kam zum ersten Male das „Kirchengesetz über Synodaltagungen in besonderen Fällen“ vom 13. März 1963 (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 12) zur Anwendung. Nicht ohne Besorgnisse unternahmen die leitenden Organe der EKD diesen Versuch, denn die Frage, ob die für das Gelingen der synodalen Arbeit in Gemeinsamkeit trotz räumlicher Trennung entscheidenden Kommunikationsmöglichkeiten hergestellt und für die Dauer der Synodaltagung aufrechterhalten werden könnten, ließ sich nicht durch vorherige Klärungen, sondern nur durch die im Verlauf der Synode gemachten Erfahrungen beantworten. Es kam aber zu keiner Behinderung der Kontakte; beide Tagungen waren über Verlauf und Stand der Beratungen auf der anderen Seite ständig in dem Maße unterrichtet, wie es für Vollzug und Ergebnis der Arbeit notwendig war. Trotzdem und abgesehen von der Unsicherheit darüber, ob die gleichen günstigen Voraussetzungen und Verhältnisse auch für künftige Versammlungen der Synode gelten, stellt diese Form synodaler Zusammenkunft und Arbeit einen Notbehelf dar. In der Regel nur einmal im Jahre zusammentretende Synoden reichen nicht aus, die Gemeinschaft und Einheit der EKD in Fragen der

Leitung und Verwaltung, in Organisationsgestalt und Rechtsgestaltung zu wahren; sie bedürfen vielfältiger Ergänzung durch sorgsame Pflege der noch möglichen Verbindungen auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens.

Die Synodaltagung 1965 stand unter dem Thema „Wort Gottes und Heilige Schrift“. Sie wurde mit einem Gottesdienst eröffnet, in dem Mitglieder der Revisionskommission dem Vorsitzenden des Rates der EKD die in langjähriger, mühevoller Arbeit revidierte Lutherbibel übergaben, damit zum Ausdruck bringend, daß diese in Zukunft die Bibel für den Gebrauch im Gottesdienst der Gemeinde und für das Lesen im Familienkreis und im stillen Kämmerlein des Gemeindegliedes sein soll.

Nur scheinbar stellt die Wahl der Bibelfrage zum Generalthema der Synode ein Ausweichen vor aktuelleren und konkreteren Gegenwartsaufgaben der Kirche in weniger umstrittene und brisante Bereiche dar. Mit der Frage nach der Bedeutung und Autorität der Schrift ist vielmehr die Existenzfrage der Kirche gestellt, die Frage nach dem tragenden Grund ihres Lebens und der treibenden Kraft ihres Dienstes, die Frage nach der ihre Gemeinschaft gründenden und bindenden Mitte, die Frage nach der Brunnenstube ihrer Erneuerung, die Frage nach Prinzip und Norm ihrer Ordnung und ihres Rechts, die Frage nach der verbindlichen Weisung und dem Instrumentarium für ihre Verkündigung und Seelsorge, für ihre Mission und ihre Diakonie, für Kirchenleitung und Kirchenverwaltung. Weil es so steht, wurde das Bibelthema auf der Synode in seiner ganzen Breite entfaltet und behandelt; die Spannweite der Referate und Aussprachen reichte von grundsätzlichen und praktischen Fragen der Bibelübersetzung und der Bibelverbreitung in Deutschland und in der Welt über die Frage nach der Bedeutung der Bibel für den Pfarrer und für das Gemeindeglied bis zu den immer bedrängender und beunruhigender werdenden theologischen Problemen der Hermeneutik der Schrift, das heißt des Rechts und der Grenzen der historisch-kritischen Forschung, des kerygmatischen Verständnisses und der existentialen Interpretation der Bibel, Problemen, an denen die Gefahr eines Bruchs zwischen wissenschaftlicher Theologie und Gemeindefrömmigkeit mit wachsender Bedrohlichkeit akut wird.

Die Berichterstattung über Verlauf und Ergebnisse der 3. Tagung der 3. Synode der EKD sei mit einer auszugsweisen Wiedergabe des Rechenschaftsberichts des Ratsvorsitzenden, Bischof D. Scharf, beginnen.

... In der Form unserer Zusammenkunft, in der Wahl des Termins – eben eines übereinstimmenden Termins – und in der Wahl der speziellen Tagungsorte drüben und hier kommt zum Ausdruck, was wir von der Evangelischen Kirche in Deutschland halten und wie wir ihrer besonderen Bedeutung in der Gegenwart gerecht zu werden versuchen. Wir klammern uns nicht an eine rechtliche Fiktion. Wir wollen mit unserer Arbeitsweise auch nicht eine politische Demonstration liefern, sondern wir wollen handelnd vollziehen, was wir sind. Die Evangelische Kirche in Deutschland ist nicht ein Restbestand alter nationaler Einheit noch ein Vorgriff auf die politische Wiedervereinigung, noch auch kann sie Sprecherin sein für eine bestimmte Zuordnung der beiden deutschen Teile zueinander, wie das etwa in dem in mancher Hinsicht bedeutsamen Wartburg-Gespräch zwischen dem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und dem Thüringer Landesbischof D. Mitzenheim angeklungen ist. Ihre Einheit ist auch – als solche und absolut – nicht ein Lehrsatz des Bekenntnisses, eine über die Zeiten hin gültige Glaubensaussage. Aber die Evangelische Kirche in Deutschland ist Kirche über Grenzen hinweg, eine rechtliche

und eine geistliche Wirklichkeit. Tritt ihre Synode, das höchste Organ ihrer Leitung, zu einer einheitlichen Tagung zusammen, so ist das ein Akt des Gehorsams gegen Gott, der uns die Gabe und den Wert unserer Einheit belassen, ja neu anvertraut hat. Wir konnten nicht darauf verzichten, nach zweijähriger Pause die Synode einzuberufen. Denn Rat und Kirchenkonferenz haben der Vertretung der Gesamtkirche Rechenschaft zu geben über ihr Tun und ihr Planen. Wir meinen, daß unser Tun und Planen die uns anvertraute Gabe, eine Kirche in Gebieten verschiedener gesellschaftlicher Struktur, verschiedener wirtschaftlicher und politischer Ordnung zu sein, recht gebraucht hat. Der von Gott uns zugewiesene Ort unserer Existenz hat der Predigt unserer Kirche und ihrem gesellschaftlichen und politischen Dienst die Gelegenheit, die „Chance“, geboten, den Menschen zu zeigen, wie sie „aufeinander zu“ denken sollen, und zwar nicht nur den Menschen, die Glieder unserer Kirche sind, sondern den Menschen in den getrennten Lagern der Welt von heute ...

Ich habe über zwei Jahre kirchlicher Arbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland zu berichten. Ich möchte das tun, indem ich an das, was der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland beschlossen und veranlaßt hat, und an die Erscheinungen, die ich aus dem kirchlichen Geschehen sonst – in den gesamtkirchlichen Werken und in den Landeskirchen und Gemeinden – nenne, den Maßstab der Forderung anzulegen versuche, es sei die Aufgabe der Kirche, die Menschheit der Gegenwart „offen und klar zur Umkehr zu rufen über ihr Weltverständnis“ (K. Wagner).

Ein Ruf zur Umkehr darf nach evangelischem Verständnis nicht mit Drohung und Schrecken operieren; er darf nicht nur warnen und verbieten und geißeln und Entsetzen erregende Folgen ankündigen, sondern er muß locken. Gottes *Güte* leitet zur Buße! Die Botschaft Johannes des Täufers, die erste Predigt Jesu begründen den Bußruf damit, daß das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist – nicht damit, daß der Untergang der Welt bevorsteht, sondern damit, daß die Herrschaft der Herrlichkeit sich durchsetzen will! Das heißt: wir haben nicht nur Untaten, Verwerfliches und Abscheuliches zu registrieren und zu addieren, die Fehler der Kirche und die Grausamkeiten und die Niedertracht der Menschen wider sich selbst in der Profangeschichte, sondern wir haben in der Welt- und Kirchengeschichte, auch der Welt- und der Kirchengeschichte der Gegenwart, die Wunder der Güte Gottes wahrzunehmen und vorzuweisen. Wer nur den Verfall sieht und das Versagen, wer immer nur klagt und anklagt, statt auch zu danken, der tut Sünde, der handelt gegen Gottes Gebot.

Wir rufen zum Um„denken“ und entdecken in der Geschichte des Denkens der Menschheit, der abendländischen Menschheit, das Walten der Güte Gottes mit Erstaunen und mit Dank. Wir können darauf hindeuten: Gott hat durch *den* Sohn das Denken befreit zum Forschen und Experimentieren in und mit der Übermacht Natur; und er hat allen Abfall des befreiten Denkens im Fortschritt der Wissenschaft aufgefangen und in Dienst genommen. Sie sind miteinander gewachsen, der Abfall der Selbstherrlichkeit und der demütige Gebrauch der im Experiment und im Forschen freigestellten Kräfte der Erde, der Sonne, alles uns zugänglichen Geschaffenen.

So ist die Geschichte der letzten zwei Jahre – die Geschichte der Staaten in allen Teilen der Erde, die Geistesgeschichte der Gesamt-Menschheit, die Geschichte der wissenschaftlichen Forschung im engeren Sinn, die gesellschaftliche Entwicklung und die Geschichte der Kirche – Geschichte von Irrtum und Schuld der Menschen und Geschichte der Geschenke Gottes in die Hände dieser selben Menschen gewesen.

In der Völkergeschichte haben sich tiefgreifende Veränderungen zugetragen. Die Naturwissenschaft ist auf Vorgänge getroffen, die für unumstößlich angesehene Erfahrungsgesetze der Wissenschaft, wie die „Zeit-Umkehr-Invarianz“-Regel der theoretischen Physik, aufzuheben scheinen. Die Gefährdung der Menschheit durch Kenntnis und Besitz nuklearer Waffen und durch ihre experimentelle Erprobung ist rapide gewachsen. Der „bildsame Erdteil“ Afrika hat sich in nicht für möglich gehaltenen Sprüngen im

eigenen Bereich entwickelt und hat sich im „Konzert der Völker“ imponierend und mit Nachdruck zur Geltung gebracht.

Es ist nicht mehr zu leugnen, daß das Tempo und die Richtung der gesellschaftlichen Veränderung der Menschheit von der Großstadtgesellschaft bestimmt werden ... Sie, die Großstadtgesellschaft, trägt überall die gleichen Züge, im „freien“ Westen, im Ostblock, in den hochentwickelten Industriestaaten des Nordens, in den jäh sich ändernden und unter Schwierigkeiten leidenden Ländern der südlichen Erdhälfte. Die patriarchalisch in Jahrtausenden gehärteten Lebensformen der nichtchristlichen Religionen und Kulturen können auch in den ländlichen Bezirken, in die sie sich zurückgezogen hatten, nicht mehr überdauern. Sie werden in den Sog der Großstadttechnik, des Großstadtverkehrs und des großstädtischen Lebensrhythmus hineingerissen, sie werden aufgebrochen und eingeschmolzen. Die Menschheit hat sich trotz all des Wiedereinanders der lokalen wütenden Kriegshandlungen und der Wirtschafts- und Rassen- und Gruppenkämpfe in den letzten zwei Jahren wahrnehmbar zu einer auf *einer Straße einem Ziel* entgegenziehenden gewaltigen Marschkolonne formiert. Die Friktionen der einen mit den andern haben ihren Grund in den Unterschieden der Tempi. Es sind Kollisionen des Überholens. Ein Heraustreten aus der Kolonne ist für niemanden mehr möglich. Für die, die vorwärtsziehen wollen oder müssen, wird es nötig, das Ziel ins Auge zu fassen. Das macht alle Menschen in einer neuen Weise disponibel für die Anrede Gottes in der Geschichte, für Gottes Anrede in der Geschichte *seines Volkes an die Völker*. Die der menschlichen Gesellschaft von der technischen Entwicklung aufgezwungenen Lebensformen widerlegen über die ganze Erde hin die Weisheitslehren und die heiligen Leitbilder der nichtchristlichen Religionen und Philosophien. Der einzelne kann sich und die eigene Lebensgewohnheit nicht hinüberretten in ein Ruhen in Zeitlosigkeit. Er kann die Wahrheit nicht suchen oder empfangen als eine zeitlos transzendente Anschaubarkeit des ewig Unveränderlichen, als eine Theoria ... aber er wird, indem er den raffenden Sturz der Geschichte empfindet, auch jedem immanenten Ziel der Zeit mit Zweifel entgegenblicken. Gott gibt der Ankündigung seiner Wahrheit unter den Völkern in der Gegenwart noch einmal eine universale Chance. Die Menschen, wirklich die Menschen ganz allgemein, verlangen nach einer Prophetie, die das Handeln Gottes am All im Ablauf der sich aus sich selbst nicht erschließenden Geschichte aufzeigt, deutet, ankündigt. Die Menschen verlangen nach einer Wahrheit, die wahrnehmbar ist und die Himmel und Erde in der Zeit und außer der Zeit einzubeziehen vermag. Sie spüren, daß es eine Wahrheit sein muß, bei der es um Tod und Leben des Angeredeten, des von Gott angeredeten einzelnen, des angeredeten Volkes, auch um Existenz oder Vernichtung der Gesamtheit des Geschaffenen geht. Umdenken, so universal gefordert, meint nicht einen Wechsel in der Richtung, heißt nicht mehr die Richtung in den Tod aufgeben und in entgegengesetzter Richtung das Leben zu suchen; sondern das Bild von der „Umkehr“ meint eine neue Verhaltensweise im Vorwärtsgen, Umdenken für die Gesamtmenschheit, das heißt, den Weg, auf dem wir alle miteinander vorangerissen werden, als Gottes Weg, als Weg zu Gottes Ziel, als den Weg ins Leben bejahen und sich aneignen. Die Kategorie des Denkens, die es zu gewinnen gilt, weist der wissenschaftlichen Forschung nicht die Aufgabe zu, Macht für die Hand des Menschen zu gewinnen, um sie willkürlich einsetzen zu können, sondern sie setzt der Wissenschaft das Ziel, das Leben einer Menschheit zu fördern, die für ihren Schöpfer zu leben bereit ist. Das neue Weltverständnis, von dem Tod oder Leben abhängen, begreift das Mandat des Politikers als eine Verpflichtung gegenüber allen Nationen. Politik darf nicht ein Aufeinanderzutreten von Partnern sein Angesicht gegen Angesicht, um zu einem Ausgleich widerstreitender Interessen zu kommen, sondern soll zu einem Vorangehen miteinander werden auf das gemeinsame Ziel hin, dabei einander helfend, es zu sehen und zu suchen. Forschung und Politik und wirtschaftliches Planen und Entscheiden, Sport und Spiel, Freizeitgestaltung und Unterhaltung, künstlerischer Ausdruck in widestem Sinn und alle Formen der Fürsorge und

der Erziehung sind Normen unterzuordnen, die nicht willkürlich von einzelnen Menschen, aber auch nicht auf Grund menschlicher Vereinbarung gesetzt werden können, sondern die wir empfangen haben in der Anrede Gottes an uns durch das, was er mit seinem Sohn und seinem Volke hat geschehen lassen.

Wohl diese Normen, *auch diese* Normen, sind nicht eindeutig; sie sind nach evangelischem Verständnis nicht starr. Jede Zeit hat neu nach ihnen zu fragen. Sie geben in unterschiedlichen Situationen auch unterschiedliche Auskunft; aber sie dürfen nicht mißachtet werden. Gott will, daß wir nach ihnen forschen als nach seinem Willen und daß wir uns von ihnen leiten lassen, damit wir seinen Gang durch die Geschichte mitgehen.

Darf ich Sie bitten, die Äußerungen und Entscheidungen des Rates, die Phänomene des kirchlichen Lebens, die ich erwähne, zu bewerten, zu verstehen als Frage nach den heute gültigen Normen für ein Umdenken der Menschheit im Weltverständnis? Als Frage und als Angebot einer Antwort?

Wir haben unsere Mitarbeit im Ökumenischen Rat der Kirchen, in den konfessionellen Weltbünden, in der Europäischen Kirchenkonferenz, aber auch unsere Bemühungen um Freikirchen und Gruppen, die nicht zum Ökumenischen Rat gehören, verstärkt ...

In Ausführung der Beschlüsse der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom März 1963 hat der Rat eine Arbeitsgemeinschaft für Weltmission gebildet ... Die Arbeitsgemeinschaft, zu der auch die deutschen Freikirchen gehören, hat ihre Aufgabe großartig und mit Energie angegriffen. Die Leistung der Evangelischen Kirche in Deutschland für die Weltmission ... hat sich infolgedessen im letzten Jahre beachtenswert gesteigert. Die Leistung besteht nicht nur aus der Hergabe von Geld ..., sondern auch in der Aussendung „moderner Missionare“ aller Art, von Sende- und Studioleitern für christliche Rundfunkanstalten ... bis zu Ärzten und landwirtschaftlichen Lehrern und Hoch- und Fachschuldozenten der verschiedenen Fakultäten. Vor allem aber wächst die erhöhte Leistung aus stärkerer innerer Beteiligung der Gemeinden selbst. Evangelische Christen aus Deutschland kommen in die Länder des jähen sozialen Umbruchs ... Daß diese evangelischen Deutschen sich draußen nicht nur als Fachleute ihres Berufes, sondern als Christen und Sendboten christlicher Art bewähren, hängt mit davon ab, ob die Gemeinden, aus denen sie stammen, von ihnen wissen und sich um sie kümmern und ob es gelingt, für sie dort, wo sie nun tätig sind, kirchliche Betreuung zu schaffen oder zu vermitteln ...

Wir haben uns als Evangelische Kirche in Deutschland durch die Entsendung eines Beobachters und durch Bescheide an ihn und unsere Gemeinden, z. B. durch das Wort zur interkonfessionellen Lage im Frühjahr 1964, an dem Konzilsgeschehen der römisch-katholischen Kirche beteiligt ...

Wir haben mit tiefem Respekt vernommen, ja mit durchlebt, daß die römische Kirche sich dazu entschlossen hat, ihren Beitrag für ein Umdenken der Menschheit im Weltverständnis auf breitester Basis zu leisten. Wir meinen, sie vollzieht damit eine Wendung zur Welt hin, die die „Neuzeit“, d. i. die Entwicklung der Naturerkenntnis und der Lebensform der menschlichen Gesellschaft in den letzten 400 Jahren, von den christlichen Kirchen zu Recht erwartet. Es ist eindrucksvoll und imponierend, daß dies für die römische Kirche durch ein Konzil erfolgt, durch die Versammlung, die die Inhaber des Lehramtes der Kirche aus all ihren Kirchenprovinzen über die ganze Erde hin vollzählig vereinigt. Diese Versammlung unternimmt es, für den römisch-katholischen Teil der Gesamtkristenheit Lehre neu und verbindlich festzustellen, in Fragen der Wahrheit Entscheidungen herbeizuführen wie die frühen Konzilien der Christenheit und wie in unseren Tagen in sehr viel kleinerem Maßstab die Bekenntnissynoden unserer Kirche in den Jahren der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung. Es scheint uns allerdings, als zeige der bisherige Verlauf der Konzilsberatung, daß die bei der Eröffnung des Konzils ausgesprochene Bezugnahme auf das Konzil von Trient, das die Epoche der

Gegenreformation eingeleitet hat, richtungweisende Bedeutung hat: Die dogmatischen Entscheidungen und die Vorschläge dafür über die Mitwirkung des menschlichen Willens am Prozeß der Rechtfertigung und die Mitwirkung der Maria zum Erlangen des Heils, zur Versöhnung zwischen Gott und Menschen, profilieren, was in Trient gegen Luther erklärt worden ist. Hier haben wir Fragen an die katholische Kirche. Wir meinen, daß Entscheidungen dieser Art das ökumenische Gespräch zwischen den Kirchen belasten. Auf der anderen Seite aber sind in den angenommenen und vorgelegten Schemata Aussagen über die Bedeutung der Heiligen Schrift, über die Kirche als pilgerndes Gottesvolk, über das Ziel christlicher Hoffnung enthalten, die Fragen an uns sind, Fragen an uns, die angesichts einer bei vielen evangelischen Theologen und Gemeindegliedern erschütterten Autorität der Heiligen Schrift und einer vom „modernen Weltverständnis“ her bestrittenen christlichen Hoffnung ernst zu nehmen sind ... Der Dialog mit der römischen Kirche und die Auseinandersetzung mit den Beschlüssen des Konzils können die evangelische Pfarrerschaft und die evangelischen Gemeinden, auch die evangelische Theologie den Wert reformatorischer Glaubenserkenntnis und evangelischer Frömmigkeitsübung neu sehen und ergreifen lassen. Wir bejahen und wünschen die Fühlungnahme in offiziellen Kommissionen und in den Gesprächskreisen der Ortsgemeinden. Den Gemeindekreisen und den in Ost- und Westdeutschland zahlreichen ökumenischen Studienkreisen empfehlen wir die Behandlung des vom Konzil verabschiedeten Dekrets über den Ökumenismus ... Wir bejahen die autorisierten Dialoge auf allen Stufen des kirchlichen Aufbaues, weil wir meinen, daß die großen christlichen Kirchen einander damit reizen, aus neuer Gotteserfahrung das rechte Weltverständnis zu gewinnen. So ist unsere Antwort auf die Vergebungsbitten des Papstes und so sind unsere Ratschläge an unsere Gemeinden für Zusammenkünfte mit römisch-katholischen Christen zu verstehen – so aufrichtig und so zuversichtlich und so bereit zu gemeinsamem Tun ...

Unsere Mitarbeit an den Weltaufgaben der Christenheit sucht für uns selbst ein vertieftes Verständnis der Weltlage zu gewinnen, damit unser Mittun dem Ziel dient, auf das es sich allein richten darf. Dies Ziel ist, Menschen Absicht und Handeln Gottes an ihnen im Menschen Jesus Christus zu zeigen und ihnen Gottes Absicht und Handeln so zu verkündigen, daß sie es in der Sprache ihres Alltages vernehmen, daß sie dadurch ein Weltverständnis aus evangelisch-biblischem Erkenntnis finden.

Der Blick auf dieses Ziel hat den Rat auch bei all dem bestimmt, was er in unserm eigenen Lande um der „öffentlichen Verantwortung der Kirche“ willen unternommen hat. Er hat sich – jeweils nach gründlicher Vorbereitung – erneut zu gerechterer Verteilung des Eigentums geäußert und zur Lage der deutschen Landbevölkerung bei der fortschreitenden Industrialisierung des Dorfes und nach der Einbeziehung Deutschlands in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Er hat ein Wort zur Frage der öffentlichen Moral an die Gemeinden gerichtet, genauer zu dem Einfluß, den die christliche Gemeinde auf die modernen Massenmedien nehmen und den die Gemeinde durch Presse, Rundfunk, Fernsehen auf die öffentliche Moral ausüben kann. Er hat eine ausführliche Erklärung zu den Prozessen abgegeben, die sich mit den grauenvollen Verbrechen der nationalsozialistischen Zeit beschäftigen ... Er hat sich dabei um unvoreingenommene Sachlichkeit und Gerechtigkeit bemüht, auch um Verständnis für die, gegen die er sich meinte wenden zu müssen ... Aber er hielt es für seine Pflicht, die Gemeinde und die Öffentlichkeit auf die Normen hinzuweisen, die zu verletzen für ein Volk bedrohlich ist. Es geht uns bei dem allem nicht so sehr um den einzelnen, der schuldig wird. Gewiß auch um ihn, aber mehr noch um das Volk in seiner Gemeinbürgschaft, in seiner Gesamthaftung füreinander vor Gott.

Die 10 Gebote Gottes wenden sich an das Volk, das als Ganzes die Verantwortung dafür trägt, wenn im öffentlichen Leben Gottes Willen mißachtet und verhöhnt wird. „Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden“, ist Gottes Zusage an das Volk, das dafür sorgt, daß im Lande die Generationen recht miteinander umgehen,

daß die Ehen heiliggehalten und Ehre und Leben des andern geachtet werden. Der einzelne ist nicht frei, zu tun und zu lassen, was er will. Er vergreift sich mit jedem Wort und mit jeder Tat am andern und an der Gemeinschaft, wenn er Bindung und Rücksicht evangelischer Ethik bestreitet oder auch nur vernachlässigt.

Weil wir so urteilen, haben Bischof Krummacher und ich zur Frage, ob die im deutschen Recht für Taten, die mit lebenslänglichem Zuchthaus zu bestrafen sind, vorgesehene Verjährungsfrist auch für die Verbrechen der nationalsozialistischen Zeit gelten kann, einen Briefwechsel miteinander gehabt und aus ihm öffentlich zitiert ... Der Kirche muß es darum gehen, daß Schuld, die das ganze Volk zu verantworten hat, nicht kaschiert, daß ihre Untersuchung und Feststellung nicht behindert wird. Die Kirche will nicht Rache, sondern Einsicht und Anerkennung der Schuld, damit sie von Gott und unter den Menschen vergeben wird.

Eine andere Frage, die wir in unserem Briefwechsel aus dem gleichen Beweggrunde behandelt haben, ist die einer deutschen Beteiligung an der Verfügungsgewalt über Atomwaffen ... Unser Volk muß anders, als es bisher geschehen, erfahren, daß die Existenz der Nationen in der Gegenwart in Europa und anderen Erdteilen, ja die Existenz großer Teile der Menschheit, ein Leben am Abgrund der atomaren Vernichtung ist. Krieg ist keine ethisch zu verantwortende Möglichkeit mehr, Konflikte zwischen den Völkern auszutragen ... Ich meine jetzt nicht, daß es helfen kann, radikale ethische Forderungen zu erheben. Dagegen stumpft das Gehör der Öffentlichkeit ab. Sondern ich meine, daß es nötig ist, das öffentliche Bewußtsein der Menschheit dadurch zu beeinflussen, daß wir zuerst das öffentliche Bewußtsein in unserem eigenen Volk allergisch machen gegen jede kriegerrische Spekulation.

In der Bindung und aus der Rücksicht evangelischer Ethik hat der Rat Gespräche mit der Bundesregierung und einzelnen Ministern und mit den Parteien des Bundestages, auch mit Gewerkschaften, Interessenverbänden und den verschiedensten Organisationen geführt. Der Bevollmächtigte des Rates, Bischof D. Kunst, hat dies in vielen Fällen für den Rat getan und hat den Rat über seine Tätigkeit und die Einblicke in die Gesamtsituation, die er in seinen Verhandlungen gewonnen hat, laufend unterrichtet ... Bei der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik in Ostberlin hat der Rat zur Zeit keinen besonderen Bevollmächtigten. Ihr gegenüber haben die östlichen Ratsmitglieder und Mitglieder der „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik“ in nicht minder häufigen Zusammenkünften Bitten und Wünsche und dringende Mahnungen der Evangelischen Kirche zu Fragen unmittelbaren kirchlichen Interesses, der „Religions-Ausübung“, und zu Fragen staatlicher Ordnung und Erziehung vorgebracht. Wenn der Rat in solchen Besprechungen mit Politikern in West und Ost seine Auffassung zur Kulturpolitik im allgemeinen, zur Deutschlandfrage, zu Fragen des Rechts und der Außenpolitik im einzelnen eindeutig und in grundsätzlicher Übereinstimmung aller 12 Ratsmitglieder hat darlegen und bestimmte Forderungen hat aussprechen können, so liegt der Grund dafür eben in der Bindung an die Normen evangelischer Ethik, zu denen das Mitbedenken der Verantwortung des andern, die Fürbitte für die Regierenden, die Mühe um genaue Kenntnis der Sachlage und um Sachkunde und Gerechtigkeit gehören, aber auch der Freimut politisch-prophetischen Zeugnisses ... im Namen unseres Herrn! Die Abfassung und Vertretung der „10 Artikel von Freiheit und Dienst der Christen“, das Eintreten für Bibelrüsten der Jugend in den Ferien, die Verhandlungen über den Rechtsschutz von Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen, die Eingaben zu den Gesetzentwürfen der Deutschen Demokratischen Republik zum Familienrecht und zur Jugenderziehung und Vorsprachen wegen einer Passierscheinregelung für die Bewohner Berlins in Berlin Ost und West und Bonn wurden von uns als Dienst politischer Diakonie und christlicher Zeugenpflicht verstanden, genauso wie die Stellungnahme des Rates oder von Ratsmitgliedern gegen Atomaufrüstung und deutsche Beteiligung an einer multilateralen Atomstreitmacht, ja

gegen den Krieg in Europa überhaupt als ein mögliches Mittel der Politik, wie die Eingaben des Rates an den Bundespräsidenten, den Bundestagspräsidenten, den Bundeskanzler und den Bundesaußenminister für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel und gegen das Verbleiben deutscher Raketenforscher in Kairo und auch wie die ersten Vorstellungen zur Frage der Verlängerung der Verjährungsfrist für Mord ...

Was die allgemeine Not anlangt, die das deutsche Volk politisch und menschlich am schwersten drückt, die Not seiner Spaltung, so sind wir als Kirche jeder Möglichkeit nachgegangen, sie zu lindern. Wir haben die Gelegenheiten, die die Gesetze in Ost- und Westdeutschland lassen, Verbindung zu halten, kirchlich und human nach allen Kräften ausgeschöpft. Wir haben an der Einheit der kirchlichen Organisation festgehalten. Wir haben für kulturellen Austausch plädiert und dafür, daß man sich auf jeder Seite der innerdeutschen Grenze um Verständnis für die Bevölkerung auf der anderen Seite bemühen möge. Wir haben jede sich abzeichnende positive Entwicklung in einem der beiden Teile Deutschlands „auf den anderen zu“ zu fördern versucht, und wir dürfen darauf hinweisen, daß es für die Evangelische Kirche in Deutschland als einheitliche Körperschaft, solange sie besteht, nie zweifelhaft war, daß sie mit jeder der beiden deutschen Regierungen als der staatlichen Obrigkeit je ihres Gebietes umzugehen habe ... Es ist nicht Sache der Kirche, staatsrechtliche Anerkennung auszusprechen und Schiedsrichter über Staaten zu sein, aber es ist ihr verordnet, mit den Regierungen, die die Regierungsgewalt ausüben, zu verkehren und ihnen den Dienst christlicher Verkündigung zu leisten als den Mächten, die unter Gottes Zulassung dafür zu sorgen haben, daß eine den Menschen dienende Ordnung erhalten bleibt.

Im Westbereich hat die Evangelische Kirche in Deutschland Seelsorge und Betreuung der Ersatzdienstpflichtigen ausbauen können ... Im Ostbereich ist in jüngster Zeit durch Gesetz eine Form des Ersatzdienstes für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen geschaffen worden, allerdings nur innerhalb der Volksarmee, durch die Aufstellung sogenannter Baueinheiten. Die Kirche beobachtet diese Entwicklung mit Aufmerksamkeit ...

Der Rat hat, anknüpfend an Besprechungen zwischen Kirchenleitungen und Fakultäten bei den Gliedkirchen und bei der VELKD und der EKU, am 29. Oktober 1964 ein Gespräch mit Theologieprofessoren aus der Bundesrepublik über die Frage des Kanon und der Autorität (der Verbindlichkeit) der Heiligen Schrift gehabt, das er für so allgemein bedeutungsvoll angesehen hat, daß die Niederschrift darüber allen Gliedkirchen für ihre Pfarrkonvente zugegangen ist ...

Dem Bericht über die gesamtkirchliche Entwicklung seien einige Einzelheiten angefügt. Sie mögen als „wenige Lichter“ in dunkler Nacht gewertet werden, aber, ich meine, sie bezeichnen die Wegstrecke im Dunkeln einem neuen Morgen entgegen.

Die evangelischen und katholischen Studentenpfarrer der Bundesrepublik bereiten eine Tagung vor unter dem Doppelthema: „Wir leben von den Spezialisten“, „Wir sterben an den Monologen“. Diese besonders in ihrem ersten Teil überraschende Thematik hat sich ergeben aus der für fast alle Hochschulen durchgängigen Erfahrung, daß immer häufiger Naturwissenschaftler der verschiedenen Disziplinen und auch Studenten anderer Fakultäten, von der Spezialisierung der modernen Wissenschaft unbefriedigt, nach mehrsemestrigem Studium zu ihrem Studentenpfarrer kommen und ihm sagen, sie wollten umsatteln zur Philosophie oder noch besser zur Theologie. Sie wollten Wissenschaft treiben unter einer Sinn-Deutung für das Ganze; die sei bei der Einzeldisziplin nicht zu finden. Sie suchten nach zentralen, für alle Disziplinen verbindlichen Normen. Ein Dozent der Kunstgeschichte an einer großen süddeutschen Universität hat vor einem Monat seine methodische Einführungsvorlesung mit dem Bekenntnis vor seinen Studenten geschlossen: Wir brauchen eine Theologie der Wissenschaft; wir Kunstwissenschaftler jedenfalls eine Theologie der Kunstwissenschaft.

Aus einer großstädtischen Akademiearbeit, einem Gemeindegemeinschaftsseminar für einen Stadt-

kirchenkreis in der Deutschen Demokratischen Republik, hören wir, daß die Leitung der Akademie sich an einen atheistischen Naturwissenschaftler gewandt hatte mit der Bitte, ihr ein Fachreferat zu halten, damit mit ihm über sein Fach von evangelischer Auffassung her diskutiert werden könne. Der habe die Bitte zunächst abgelehnt. So etwas sei sinnlos; man wisse doch, er sei dezidiert Atheist. Er erhielt zur Antwort, daß man dies wisse und gerade deshalb ihn geladen habe. Der betreffende Hochschullehrer kam auf diese Erklärung hin zur Tagung und war von der Erörterung seiner Fachfragen und des Problems eines dafür notwendigen Normensystems so erfreut, daß er bat, wiederkommen zu dürfen ... Wir sind der Meinung, daß der Dialog mit dem philosophischen Marxismus des „Ostens“ gründlich und sachkundig, sachkundig über das Schrifttum drüben, aber auch über das eigene Schriftum ..., breit aufgegriffen werden sollte ...

In einer unserer westdeutschen Ausbildungsstätten für Industriediakone sind im vergangenen Jahr mehrfach Meldungen von „arrivierten“ Männern und Frauen aus Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung eingegangen, die den Wunsch hatten, für sehr viel geringeres Entgelt in den hauptamtlichen kirchlichen Dienst übernommen zu werden. Ihre Begründung hieß: Wir verdienen so viel, daß wir uns alles leisten können, aber wir wissen nicht, wozu wir leben. Wir wollen eine Arbeit, durch die wir dem Menschen innerlich helfen, eine Arbeit der Fürsorge oder Erziehung am Mitmenschen.

In dem traditionell unkirchlichen Gebiet des Stadtkreises Brandenburg an der Havel konnten aus einem neuerrichteten Wohnviertel, das für 10 000 Personen bestimmt ist, durch den hier wie sonst in den Gliedkirchen der Deutschen Demokratischen Republik eingerichteten Besuchsdienst 2500 Personen für die Gemeindekartei angemeldet werden. An über die Einzelgemeinde hinausgreifenden Bibelrüstzeiten für Jugendliche haben 1964 in den Gliedkirchen der Deutschen Demokratischen Republik mehrere Hundert stattgefunden. Sie sind gut besucht gewesen und haben eine prachtvolle innere Beteiligung der Teilnehmer gezeigt. Diese Bibelrüsten machen mit der Bibel vertraut. Sie wollen Lebenshilfe aus der Bibel vermitteln ...

In fast allen Gliedkirchen der Deutschen Demokratischen Republik sind regionale Kirchentage nach dem Muster des Deutschen Evangelischen Kirchentages sowohl 1963 als auch 1964 gehalten worden, von denen eine starke Wirkung in die Gemeinden und Landeskirchen hinein ausgegangen ist. Sie – vor allem die mit ihnen verbundenen Kinderkirchentage – waren unerwartet gut besucht. Ihre Thematik ist in vielen Kirchenkreisen und Gemeinden weiter behandelt worden.

Die Aktion „Sühnezeichen“ hat neue große Projekte durchführen und in Angriff nehmen können. Nach Norwegen hat sie Gruppen von jungen Mädchen zu diakonischem Dienst an körperlich und geistig behinderten Kindern entsandt. Die Erfahrung damit ist denkbar gut und hat ihre Rückwirkung in unsere eigene Kirche gehabt. Vor allem aber hat die Aktion „Sühnezeichen“ 1964 ein erstes Echo aus den Ländern gefunden, in denen Mannschaften der Aktion tätig gewesen sind. An fünf Lagern in der Deutschen Demokratischen Republik haben 1964 22 junge Franzosen teilgenommen, um zu zeigen: Wir nehmen eure Bitte für Deutschland um Vergebung der Schuld nicht nur an, wir beantworten sie mit der gleichen Bitte. Und am 15. März 1965 ist die erste größere Mannschaft aus England, aus Coventry, nach Dresden gegangen, um dort ein Versöhnungszeichen zu errichten, 20 Jahre nach der furchtbaren Vernichtung Dresdens durch englische Luftangriffe.

Wird an solchen Vorgängen symptomatisch deutlich, daß Menschen in unserem Volk und in den Ländern, mit denen wir kirchlich in Verbindung stehen, umdenken im Blick auf ihr Weltverständnis? Daß sie von der Kirche eine Deutung der Zeit und des menschlichen Lebens erhoffen, die hinausweist aus der sichtbaren und der durch die Wissenschaft kontrollierbaren Welt der Fakten? Fangen die Wände zwischen den Spezialwissenschaften an, durchlässig zu werden? Löst sich das Spezialistentum in der Forschung

auf in eine neue Ganzheit des Denkens? Dürfen wir wagen zu glauben, daß die Verkündigung der Versöhnung und die Ankündigung der Herrschaft Gottes auch in unserer Zeit nicht ohne Wirkung ist? ...

Die Kraft des Evangeliums hat zugenommen in den letzten zwei Jahren in unserem Volk und auf der ganzen bewohnten Erde. Das Evangelium wird das Umdenken im Weltverständnis, ohne das sich die Menschheit in den Untergang auflösen muß, vollbringen zur Rettung aller ihrer Bewohner. In solcher Zuversicht sind wir Evangelische Kirche in Deutschland und versuchen, handelnd zu vollziehen, was wir sind.

Den in Magdeburg versammelten Mitgliedern der EKD-Synode erstattete Bischof D. Dr. Krummacher, der Vorsitzende der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik, den die Ausführungen des Ratsvorsitzenden teils aufnehmenden, teils ergänzenden Rechenschaftsbericht, der auszugsweise wiedergegeben sei:

...

Wir standen nach dem 13. und dem 31. August 1961 vor der Aufgabe, daß wir die rechtskräftig geltenden kirchlichen Ordnungen und das geltende kirchliche Recht nicht von uns aus auflösen konnten und durften. Wir waren als Mitglieder des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, die von dem Vertrauen der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland gewählt worden waren, vor Gott und vor Menschen verpflichtet, die kirchliche Ordnung und die Gemeinschaft der evangelischen Christenheit in Deutschland trotz aller äußeren Behinderungen festzuhalten. Aus diesen Erwägungen hat die Synode in Bethel die Kirchengesetze vom 13. März 1963 beschlossen. Aus demselben Grunde bitten wir die heute zusammengetretene Synode, ein ergänzendes Kirchengesetz zu beschließen, damit wir auch hinsichtlich des Zusammentretens der Kirchenkonferenz in örtlich getrennten Tagungen die nötigen Rechtsvoraussetzungen für jetzt und für die Zukunft besitzen.

Wichtiger aber noch als die rechtliche Bindung, die aufzulösen keiner von uns befugt war, war unsere innere geistliche Verpflichtung. Es wäre eine unvorstellbare Verarmung des geistlichen und kirchlichen Lebens in beiden Teilen Deutschlands gewesen, wenn wir voneinander gelassen hätten, wenn wir uns nicht bemüht hätten, gerade in der politisch-gesellschaftlichen Trennung um so mehr die Gemeinschaft in Jesus Christus zu bewahren und zu praktizieren.

Lassen Sie mich nun in gedrängter Kürze auf drei Gebieten andeuten, was diese Gemeinschaft, die uns in der Evangelischen Kirche in Deutschland auch heute und gerade heute gegeben ist, für uns alle bedeutet.

I.

Das bedeutsamste gemeinsame innerkirchliche Ereignis ist ohne Zweifel der Abschluß der Alttestamentlichen Bibelrevision. Daß es angesichts der erschwerten Möglichkeiten dennoch dazu gekommen ist, daß die Alttestamentliche Bibelrevisionskommission gemeinsam ihr Werk verabschiedet, die Kirchenkonferenz dieses Werk 1963 gebilligt und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland einstimmig mit den Stimmen aller seiner Mitglieder 1964 den entscheidenden bejahenden Beschluß gefaßt hat, das allein ist ein Beweis dafür, daß die Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland für uns auch in Zukunft unaufgebbar ist.

Dasselbe aber muß man nun von einer ganzen Reihe von anderen innerkirchlichen Aufgaben sagen. Hier nenne ich nur die Arbeit der 2. Abendmahlskommission und die bevorstehende Einsetzung einer gesamtkirchlichen Taufkommission. Ich erinnere aber auch daran, daß die theologische Problematik in beiden Teilen unserer Kirche im Grunde dieselbe ist. Das gleiche kann man auch von Fragen der christlichen Unter-

weisung, von der Arbeit der evangelischen Jugend wie der Studentengemeinden und des Diakonischen Werkes sagen.

Als letztes lassen Sie mich in diesem Zusammenhang daran erinnern, welche entscheidenden brüderlichen Hilfen auf materiellem und geistigem Gebiet wir der Gemeinschaft der Gliedkirchen in Ost und West verdanken. Wir sind Gott dafür dankbar, daß aus dem, was zunächst als materielle Hilfe angefangen hat, was in Patenbeziehungen und im Bruderdienst Gestalt gewonnen hat, heute eine vertiefte geistliche Gemeinschaft von Landeskirche zu Landeskirche entstanden ist, so daß man hier mit Recht von echter kirchlicher Partnerschaft sprechen kann.

II.

Mit besonderem Nachdruck sind die gemeinsamen ökumenischen Aufgaben hervorzuheben, die aus dem kirchlichen Leben gar nicht mehr fortzudenken sind. Wie eng wäre unser ökumenischer Blick, wenn wir nicht in der Gemeinschaft mit dem *ganzen* deutschen Protestantismus stünden. Hier haben wir zu zeigen, ob wir nur ökumenisch im Blick auf Brüder in der Ferne zu denken vermögen, oder ob wir die ökumenische Gemeinschaft auch in unseren eigenen Reihen ernst nehmen. Hier haben wir ständig zu zeigen, daß wir gewillt sind, die entscheidenden theologisch-geistlichen Fragen gemeinsam ökumenisch zu bedenken, daß wir aber ebenso bereit sind, in praktischen Aufgaben die besonderen ökumenischen Verpflichtungen der Christen in der DDR, die uns niemand abnehmen kann, in der uns gegebenen Weise wahrzunehmen ... Unter diesem Gesichtspunkt haben wir die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, in der unsere Landeskirchen mit den Freikirchen zusammengebunden sind und die bis 1961 ihr Schwergewicht überwiegend in Westdeutschland gehabt hat, durch eine mit starker Initiative arbeitende „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR“ unter dem Vorsitz von Bischof Jänicke verstärkt. Dasselbe gilt von der *gemeinsamen* Aktion „Brot für die Welt“, die doch im Bereich unserer Gliedkirchen durch die Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz ihre eigene Gestalt gewonnen hat. Dasselbe gilt erst recht von der Integration von Kirche und Mission, die auf der Weltkirchenkonferenz in Neu Delhi für die Weltchristenheit beschlossen wurde und die auf der Betheler Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland 1963 in grundlegenden Beschlüssen für den ganzen Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland Gestalt gewonnen hat. Diesen Integrationsprozeß haben wir dann auf einer besonderen synodalen Arbeitstagung auch für den Bereich der Landeskirchen in der DDR im November 1963 in Gang gesetzt. Alle diese Aufgaben zeigen, daß wir uns bemühen, in einer großen geistlichen Gemeinschaft zu bleiben und doch zugleich unseren besonderen eingeprägten kirchlichen und öffentlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. So muß auch in diesem Zusammenhang betont werden, daß sich die Gliedkirchen in der DDR, wie schon früher, so erst recht in dem Berichtszeitraum bemüht haben, die Beziehungen zu den im Ökumenischen Rat mit uns verbundenen Kirchen in den sozialistischen Ländern, also in der Sowjetunion, in Polen, in der CSSR, in Ungarn, in Rumänien und anderen Ländern, durch mannigfache Besuche hin und her zu vertiefen.

Diese besonderen ökumenischen Arbeiten in unserem Bereich können aber nicht gelöst werden von den gemeinsamen Aufgaben, die dem ganzen deutschen Protestantismus, ja den reformatorischen Kirchen überhaupt in der ganzen Ökumene heute gestellt sind. Das gilt sowohl gegenüber den anderen großen Kirchengemeinschaften, der orthodoxen Kirche, der Anglikanischen Kirchengemeinschaft und den jungen Kirchen im Bereich des Ökumenischen Rates; das gilt von unserer Mitarbeit in der Konferenz Europäischer Kirchen; das gilt aber nicht zuletzt von unserer gemeinsamen Verantwortung zu einem neuen Dialog mit der römisch-katholischen Kirche. Wir haben im März 1964 ein gemeinsames Wort des Rates der EKD zum Konzil und zur katholischen Kirche gesprochen. Unser gemeinsamer Beobachter der Evangelischen Kirche in Deutschland

beim Vatikanischen Konzil, Professor Schlink in Heidelberg, hat uns in der Berichtszeit mehrfach in klarer, sachkundiger Weise gezeigt, welche neuen geistlichen Kräfte in der Kirche Roms hervorgebrochen sind, wie wir bereit sein müssen zu einem neuen offenen Gespräch mit der katholischen Kirche und wie wir zugleich als Kirchen der Reformation in diesem Gespräch klar und nüchtern bleiben sollen. Die Aufgabe des Gespräches zwischen der evangelischen Christenheit in Deutschland und der Kirche Roms ist eine unteilbare Aufgabe, und darum bewährt sich gerade auf diesem Gebiet die Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland heute ganz konkret.

Wenn ich so von unserer gemeinsamen Verpflichtung als Evangelische Kirche in Deutschland gegenüber der Ökumene gesprochen habe, so muß nun doch noch eins gesagt werden, um von da aus zu den Fragen des öffentlichen Lebens überzugehen. Ich denke, es gibt keinen, der nicht mit ganzem Herzen und in klarer Entschlossenheit die Entschließungen bejaht hat, die die Organe des Ökumenischen Rates der Kirchen in den vergangenen Jahren immer wieder in kritischen Stunden in der Sorge um den Weltfrieden und in den Bemühungen um Abrüstung, um Schaffung atomwaffenfreier Zonen und um völlige Beseitigung der Atomgefahr in unser aller Namen der Öffentlichkeit übergeben haben. Wir müssen auch der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten beim Ökumenischen Rat danken, daß diese Kommission in der Berichtszeit viel stärker als früher sich auch unseren Problemen in der geteilten Stadt Berlin und in dem geteilten deutschen Volk aus ökumenischer Verantwortung um der Menschlichkeit und um des Weltfriedens willen zugewandt hat.

III.

Wenn wir jetzt von den großen Aufgaben der Evangelischen Kirche in Deutschland im öffentlichen Leben unseres Volkes sprechen, so wird an diesem Aspekt besonders deutlich, daß die Einheit und Gemeinschaft nur so gewahrt werden kann, daß einer dem anderen die Freiheit gibt, jeweils unter seinen besonderen gesellschaftlichen, sozialen und staatspolitischen Verhältnissen in der Bindung an das eine Evangelium eigene Entschlüsse zu fassen. Bei jeder selbständigen Entscheidung des einen ist immer die Frage nach dem anderen mit darin. So zeigt sich gerade, daß es nicht um eine formale und starre Einheit, sondern um eine im Vertrauen gegründete Einheit geht. Ich muß mit Dank bekennen, daß wir in der Gemeinschaft des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, trotz aller äußeren Behinderungen, diese Einheit bei gegenseitiger Respektierung freien kirchlichen Handelns in den beiden deutschen Staatsgebilden uns gegenseitig an entscheidenden Punkten zugestanden haben. Um das an ein paar Beispielen zu verdeutlichen, muß ich einiges nennen, was nicht unmittelbar in die Verantwortung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, sondern in die Verantwortung der Konferenz der Bischöfe und der Kirchenleitungen in der DDR, die sich, wie Sie alle wissen, in der Berichtszeit stärker als bisher durch eine eigene Geschäftsordnung zu gemeinsamem kirchlichem Handeln konstituiert hat, hineinfällt. Aber diese Beispiele sind ein Beweis dafür, daß wir in Freiheit kirchlich so handeln können, wie es unsere besondere Lage erfordert, ohne daß dadurch Einheit und Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland in Frage gestellt wird. Wir werden darum auch unseren Brüdern in der anderen Hälfte unseres Vaterlandes die gleiche Freiheit kirchlichen Handelns zugestehen müssen und werden wohl in unseren Urteilen über das, was die Gliedkirchen in der Bundesrepublik tun oder nicht tun, sehr zurückhaltend sein müssen, weil letzten Endes jeder Christ nur in der eigenen, ihm von Gott aufgetragenen Verantwortung rechte Entscheidungen treffen kann ...

Dazu rufe ich einige Beispiele aus unserem eigenen Bereich in Erinnerung. Das wichtigste sind doch wohl die zu unserer eigenen geistlichen Besinnung und als Wegweisung in unserer eigenen Initiative entstandenen und von den Vertretern aller Landeskirchen in der DDR im März 1963 gemeinsam verabschiedeten „Zehn Artikel über

Freiheit und Dienst der Kirche“. Diese Zehn Artikel haben inzwischen ihren Weg über unsere Kirchen hinaus bis in die Ökumene genommen. Sie sind von unseren Brüdern im anderen Teil der Evangelischen Kirche in Deutschland als rechtes, geistliches und christliches Zeugnis bejaht und aufgenommen worden.

Als weitere Beispiele solchen kirchlichen Handelns in eigener Verantwortung und auf Grund der uns gegebenen besonderen gesellschaftlichen Voraussetzungen erwähne ich folgendes: Die Stellungnahme zum Arbeitsgesetzbuch in der DDR im März 1961, die Stellungnahme zum Wehrpflichtgesetz, zu den Fragen der gewissenmäßigen Wehrdienstverweigerung und des Fahnenweides im März 1962, die Stellungnahme zum Jugendgesetz im Jahre 1963, die kirchliche Stellungnahme zu dem Entwurf eines einheitlichen sozialistischen Bildungssystems im Oktober 1964. Neben diesen kirchlichen Stellungnahmen zu öffentlichen Lebensfragen unseres Volkes nenne ich auch die gemeinsamen Bemühungen der Kirchen um die Arbeit der Jungen Gemeinde, besonders um die Bibelrüstzeiten. Ich erwähne die Ausbildung unseres kirchenjuristischen Nachwuchses und die Fortbildung des Nachwuchses für unsere kirchlichen Bauämter. Genug der Beispiele, die alle zeigen, daß kirchliche Einheit auch über politische Grenzen erhalten bleibt, wenn die jeweils verantwortlichen Kirchenleitungen in der ihnen gegebenen öffentlichen, politischen und gesellschaftlichen Lage in eigener freier Verantwortung das tun, was ihnen vom Evangelium her geboten ist. Wir werden diese Grundlinie, nämlich Einheit der Kirche und zugleich Freiheit zum selbständigen kirchlichen Handeln, auch in Zukunft immer wieder in Ernst und Brüderlichkeit zu praktizieren haben.

Ich fasse am Ende dieses Berichtes in gedrängter Kürze zusammen, was uns heute in der Evangelischen Kirche in Deutschland aufgetragen ist:

Wir leben in einem zerrissenen Volk, und wir sind diesem zerrissenen Volk schuldig, alles zu tun, daß nicht die letzten Brücken, durch die die zertrennten Familien und die getrennten Menschen verbunden sind, abgebrochen werden. Zu diesen wenigen Brücken gehört auch die uns anvertraute Evangelische Kirche in Deutschland. Wir begrüßen jede menschliche Erleichterung wie die Rentnerreisen und das Passierscheinabkommen, jedes Zeichen der Entspannung und Versöhnung, und wir können nur von Herzen hoffen, daß es allmählich zu größeren Schritten und zu einer Kooperation der getrennten Teile unseres Volkes kommt, weil über allen politischen Doktrinen die Sorge um den Menschen und mit der Sorge um den Menschen die Sorge um Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden stehen muß.

Wir sind sehr dankbar, daß wir die innere Gemeinschaft im Geist der Buße und der Versöhnung dadurch bekunden werden, daß die zwei Tore für die im Bau befindliche Versöhnungskirche im ehemaligen Konzentrationslager Dachau von unseren Landeskirchen mit Genehmigung der Regierung gestiftet werden.

Wo stehen wir? Wir stehen in einer von tiefem Unfrieden und von Atomrüstungen heute ebenso wie vor ein paar Jahren bedrohten Welt. Wir haben kirchlicherseits in den vergangenen Jahren das Atomteststopabkommen von Moskau bejaht. Wir können nur wünschen, daß die Erinnerung an das grausige Geschehen vor zwanzig und mehr Jahren es immer mehr zur gemeinsamen Überzeugung unter uns Deutschen macht, daß nach der Verschuldung des deutschen Volkes in der Vergangenheit jedenfalls jetzt und in Zukunft Atomwaffen nicht in deutsche Hände gehören. Das haben der Ratsvorsitzende D. Scharf und ich soeben in einem Briefwechsel, der in diesen Tagen veröffentlicht wird, übereinstimmend zum Ausdruck gebracht. Gerade weil wir in der gemeinsamen EKD im zerspaltenen deutschen Volk stehen, sind wir uns gegenseitig in hohem Maße den ständigen Ruf zu Versöhnung und Frieden schuldig. In einer Zeit, wo Machtwahn und gegenseitiger Haß sich neu erheben und wo der Zwiespalt im deutschen Volk und die Tatsache der innerdeutschen Grenzen einen ständigen Gefahrenherd für den Frieden unseres Volkes und der Nachbarvölker bedeuten, wollen wir unsere Gemeinschaft in der

EKD um so mehr bewahren, weil sie uns eine konkrete Chance gibt, Brücken der Verständigung zu schlagen und damit dem Frieden zu dienen.

Wo stehen wir? Wir stehen in einer großen geistlichen und ökumenischen Verantwortung. Man wird uns auch in den anderen Kirchen der Welt einmal fragen, wie wir die Chance wahrgenommen haben, die Gott uns gibt, nämlich zu zeigen, daß die brüderliche Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi nicht abhängig ist von verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Systemen, sondern gerade in der Verschiedenheit des politischen Lebens als Einheit und Gemeinschaft auch bei getrenntem Handeln im einzelnen bewährt werden will.

Und wo stehen wir geistlich in unseren Gemeinden? Wir erleben im Westen Deutschlands, daß sich immer mehr die Besinnung darüber ausbreitet, ob die öffentliche Geltung, die die Kirche erfährt, in Einklang zu bringen ist mit ihrem geistlichen Leben. Wir selbst in unserem kirchlichen Aufgabenbereich werden uns mit Ernst fragen müssen, ob uns der spürbare Schrumpfsprozeß, in dem sich nun einmal die Volkskirche alter Art bei uns befindet, geistlich zu neuer Besinnung und Vertiefung führt, und ob wir die Chance, zu einer Kirche mit wahrhaft missionarischer Verantwortung vorzustoßen, wahrnehmen oder ob wir an rückwärts gewandten überholten kirchlichen Leitbildern festhalten. Wir haben uns darum auch ständig zu bemühen, angefochtenen und um ihres christlichen Glaubens willen bedrängten Gewissen in den Gemeinden, insbesondere den Eltern und Kindern, durch Fürsprache bei den staatlichen Stellen beizustehen.

Diese geistliche Verantwortung, um die es zuletzt immer und überall und zu jeder Zeit in der Kirche Jesu Christi gehen muß, ist uns theologisch und praktisch, geistig und geistlich durch das entscheidende Thema dieser unserer Synode gestellt. Wenn Gottes Wort, wenn die frohe Botschaft von Jesus Christus, die lebendige Botschaft von Gesetz und Evangelium, wie sie verfaßt ist in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, wie sie uns in unserer Muttersprache übersetzt ist durch Martin Luther, nicht Museumsstück, sondern lebendige Kraft auch für die Zukunft sein soll, dann gibt es in der Tat nichts Zentraleres zu tun für eine Synode, als sich zu besinnen auf dieses uns gestellte Thema und sich durch nichts anderes abbringen zu lassen von der grundlegenden Aufgabe dieser Synode, unseren Kirchen, unseren Gemeinden und ihren Predigern zu neuer Freude an der Heiligen Schrift zu helfen.

Das Bibelthema wurde in Frankfurt und Magdeburg in einer Fülle von Vorträgen und Berichten behandelt. Auf beiden Teiltagungen wurde das Glaubenszeugnis der Gemeinde laut. In Frankfurt referierten der Dichter Dr. Manfred Hausmann und der Generaldirektor Dr. Bieneck, Präses des Reichsverbandes des CVJM, über „Die Bibel in der Hand des Gemeindegliedes“. In eindrucksvoller Sprache und geistvoller Weise legte der Dichter Zeugnis ab von der Unmittelbarkeit, mit der die Schrift über den Menschen verfügt und den überwältigt, der sich in das „Abenteuer“ des Umgangs mit ihr einläßt; der Generaldirektor eines großen Industriekonzerns aber bezeugte in der Form des persönlichen Bekenntnisses, daß es die Kraft des Wortes der Schrift sei, die ihm das Leben eines mit vielfältiger und schwerer Verantwortung belasteten Mannes tragbar mache. In Magdeburg – für die Frankfurter Teiltagung konnte das Parallelreferat wegen Erkrankung des vorgesehenen Redners nicht gehalten werden – sprach Studiendirektor Dr. Krusche in bedeutsamen Ausführungen über „Die Bibel in der Hand des Pfarrers“.

Das Ergebnis der synodalen Beratungen im Plenum und in Ausschüssen wurde in Worten an die Gemeinden, die in gegenseitiger Fühlungnahme in Frankfurt und in Magdeburg verabschiedet wurden, und in einem Wort an die Pfarrer, das

in Magdeburg beschlossen und in Frankfurt am Main dankbar aufgenommen und entgegengenommen wurde, niedergelegt:

WORT AN DIE GEMEINDEN

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, vom 21. bis 25. März 1965 in Frankfurt am Main und in Magdeburg in gemeinsamer Verantwortung unter dem Thema „Gottes Wort und Heilige Schrift“ versammelt, grüßt die Gemeinden in allen ihren Gliedkirchen.

I. Wort aus Frankfurt am Main

Im Eröffnungsgottesdienst in Frankfurt am Main wurde uns die revidierte Luther-Bibel übergeben. Wir danken den Männern, die in langjähriger theologisch-wissenschaftlicher Arbeit dazu geholfen haben, daß Luthers Verdeutschung der Heiligen Schrift uns heute besser anreden kann. Wir bitten die Gemeinden: Nehmt Gottes reiche Gabe dankbar an und bittet um den Heiligen Geist! Er läßt uns in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments Gottes Wort empfangen. In ihm wendet sich unser Herr und Heiland Jesus Christus, das Mensch gewordene Wort Gottes, uns zu.

Die Schwierigkeiten, die zwischen uns Menschen von heute und der Bibel liegen, sind uns nicht verborgen. An der Lage des Menschen vor Gott hat sich nichts geändert, aber der Abstand der modernen Welt von der Welt der Bibel ist beträchtlich. Unter dem Einfluß des wissenschaftlichen Denkens will manchem die Stimme Gottes in der Bibel undeutlich werden. Zu keiner Zeit war jedoch die Bibel dem Volke Gottes ein unangefochtener Besitz. Weil sie das Fundament der Wahrheit ist, entzieht sie sich nicht der Prüfung. Gott hat, um uns nahe zu sein, unsere Sprache in seinen Dienst genommen; er hat ihr damit sein Wort auch ausgeliefert. Das Wort Gottes, wie es in der Bibel laut wird, richtet die Gedanken und Sinne des Herzens. Darum findet es nicht nur Zustimmung, sondern ruft auch Widerstand hervor.

Aber dieselbe Gemeinde, die ihre Nöte mit der Bibel hat, lebt bis auf diesen Tag getrost und fröhlich von diesem Wort. Wenn hier und dort einer der Bibel müde wird, so greifen andere neu nach ihr. Ein einziges Wort aus diesem Buch, als Wort Gottes gehört und gebetet, trägt einen Menschen durch die Jahre seines Lebens, ja, durch den Tod hindurch. Die Bibel, die zu immer neuer Forschung reizt, fängt gerade darin immer neu zu reden an. Alle Methoden menschlichen Forschens werden auch auf sie angewendet, aber die in ihr bezeugte Wahrheit Gottes bleibt Richterin über alles menschliche Verständnis der Wirklichkeit. Wir danken Gott für die Bibel, wie sie ist.

Weil sie das Buch der Gemeinde Gottes ist, soll und darf jeder sie in die Hand nehmen. Zum Lesen und zum Beten, zum Hören und Bedenken ist sie da. Wenn der einzelne mit ihr nicht zurecht kommt, so führt oft gerade das gemeinsame Lesen und Forschen zu neuen Entdeckungen. Wer dem Sendungsbefehl Jesu Christi und dem Fortschreiten der ökumenischen Bewegung dienen will, der helfe mit an der Ausbreitung der Bibel in der Welt.

„Wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“ (2 Petr 1, 19).

II. Wort aus Magdeburg

Eine moderne, schnell sich wandelnde Umwelt fordert uns als Gemeinde wie auch als einzelne Christen immer stärker heraus. Das gilt nicht nur im weltanschaulichen Bereich, sondern auf allen Gebieten unseres Lebens. Dadurch haben sich für uns neue Aufgaben

gestellt, Fragen und Schwierigkeiten ergeben. Wir wissen oft nicht, wie wir uns verhalten oder entscheiden sollen.

In dieser Lage weisen wir neu darauf hin, daß die Bibel Gottes großes Geschenk an seine Gemeinde ist. In ihr hören wir Jesus Christus. Im Umgang mit ihr lernen wir, seine Stimme von den Stimmen menschlicher Geister zu unterscheiden. Die Bibel macht aber vor allem Mut, Gottes Zusagen zu vertrauen und sie auszuprobieren. Wir können nicht leben (Joh 6, 35), wenn wir nicht regelmäßig mit der Bibel umgehen. Dies ist kein neues Soll, dessen Erfüllung einen Teil unserer knappen Freizeit kostet. Bibellesen ist nicht Last, sondern Hilfe.

Wer den Herausforderungen unserer Umwelt begegnen will, merkt bald, daß neben dem sonntäglichen Gottesdienst noch andere Hilfen und besondere Zurüstungen notwendig sind. Damit die Bibel eine Hilfe für das Leben wird und nicht ein unverständliches Buch bleibt, sollen wir die Anleitungen und Erklärungen benutzen, die uns heute reichlich angeboten werden. Vor allem sollten wir die Bibel gemeinsam in kleinen Gruppen der Gemeinde lesen. Diese Gruppen bilden sich am ehesten um einen, der bereits den Wert der Bibel für sich erfahren hat. Im Gespräch hilft er den anderen zum Verständnis des Textes. In diesen Gruppen können auch die Schwierigkeiten und Nöte der einzelnen Teilnehmer von der Bibel her gemeinsam durchdacht werden.

Wer die Hilfe der Bibel für sein Leben erfahren hat, kann das nicht für sich behalten. Für ihn trifft das Wort zu: „Was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern“ (Matth 10, 27). Unsere Familie, die Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen sollen doch auch leben (Joh 14, 19).

Der Zugang zum Wort der Bibel ist oft schwer. Nicht immer liegt dies an Verstockung oder bösem Willen. Wissenschaft und Technik haben es mit einer erklärbaren Welt zu tun, die mit der Welt der Bibel nicht übereinzustimmen scheint. Dies hindert viele, die Aussagen der Bibel zu verstehen. Um ihnen zu helfen, müssen wir selbst darüber Bescheid wissen, was die Bibel sagt und meint. Hilfen, die die theologische Arbeit dazu anbietet, sollten wir gebrauchen. Nur so erkennen wir, worum es den Verfassern der biblischen Schriften ging. Nur so bewältigen wir die Spannungen zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und biblischer Aussage. Nur so können wir den Einwänden der anderen begegnen.

Wir wollen wieder lernen, das Zeugnis von Jesus Christus als das Wort Gottes zu empfangen, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

WORT AN DIE PFARRER

*In Magdeburg beschlossen, in Frankfurt am Main
dankebar aufgenommen und entgegengenommen*

„Nur als Hörer des Wortes empfangen und behalten wir unser Amt.“ So hat unmittelbar nach dem deutschen Zusammenbruch Julius Schniewind in seiner Schrift „Die geistliche Erneuerung des Pfarrerstandes“ geschrieben. Es ist unverkennbar, daß die seitdem heranwachsende Pfarrergeneration sich in intensiver Arbeit den Fragen der Hermeneutik und der Exegese der Heiligen Schrift zugewandt hat. Ebenso wenig ist freilich zu übersehen, daß diese mit Ernst und Leidenschaft unternommene Bemühung um sachgemäßes Verstehen und rechte Auslegung der Bibel aufs Ganze gesehen nicht zu einer größeren Gemeinsamkeit in der Erkenntnis geführt und sich nur zu selten und vereinzelt in einer neuen Freudigkeit zum Predigen ausgewirkt hat. Im Gegenteil, es hat sich vieler eine Unsicherheit und Lähmung bemächtigt, als sie sahen, daß von den einen das herkömmliche Verständnis der Heiligen Schrift abgebaut wurde, während andere die von diesem Abbau bedrohten Positionen als unaufgebbar entschlossen verteidigten.

Die Synode weiß um diese notvolle Situation. Sie hat informierende Referate darüber

gehört und empfiehlt diese den Pfarrern zum Studium. Sie bittet die Brüder, in dieser spannungsreichen Lage nicht zu resignieren, sondern sich desto mehr mit anhaltendem Gebet, wacher Bereitschaft und konzentriertem Denken an die Arbeit mit der Bibel zu machen. Wenn die in Magdeburg versammelten Synodalen versucht haben, im folgenden zur Bedeutung der historisch-kritischen Forschung für die Arbeit an der Bibel etwas zu sagen, so wollen sie damit die gegenwärtige hermeneutische Diskussion nicht überflüssig machen noch Ergebnisse vorwegnehmen, sondern sich mit dem Hinweis auf einige Voraussetzungen dieser Arbeit begnügen.

In dem Bemühen um sachgemäßes Verhalten und Auslegen der Bibel ist es unausbleiblich, daß der Pfarrer der Geschichtsgebundenheit der biblischen Schriften ansichtig wird. Er erkennt sie als Zeugnis von Menschen, die Gottes Geist in Dienst genommen hat, um Gottes Heilstaten seinem Volk zu bezeugen. Aber wie dieses Volk selbst in ganz verschiedenen Gesichtssituationen existiert, benutzt Gott auch das, von uns aus gesehen, begrenzte Weltwissen, die, an unserem Maßstab gemessen, unzureichenden oder unzutreffenden geographischen, historischen, astronomischen, biologischen Vorstellungen dieser Zeugen und ihr so ganz von dem unseren unterschiedenes Verhältnis zu historischen Fakten. Die Nötigung, sich um das Verständnis des biblischen Zeugnisses zu bemühen, bringt es unausweichlich mit sich, daß der Pfarrer mit dem herkömmlichen Wirklichkeitsverständnis in Konflikt gerät. Es wäre für ihn und für die Gemeinde verhängnisvoll, wenn er dieser Erschütterung und Beunruhigung ausweiche, zumal sie nicht einfach durch den Unglauben, sondern durch die Geschichtsgebundenheit der biblischen Zeugen und des jeweiligen Auslegers hervorgerufen wird.

Er möchte sich keinesfalls in den scheinbar unangreifbaren Bereich einer „Bibelgläubigkeit“ zurückziehen, welche die unbedingte Autorität der Heiligen Schrift nur dann gewahrt sieht, wenn der Charakter der Bibel als Geschichtsbuch unbezweifelbar ist, die absolute Richtigkeit aller ihrer Aussagen feststeht und „alles geglaubt“ wird. Gerade wer das „sola scriptura“ und das „scriptum est“ ernst nimmt, wird vor nichts größere Angst haben als davor, die biblischen Zeugen zu bevormunden und sie nicht mehr ihr eigenes Zeugnis aussprechen zu lassen. Er wird sich gern der Methoden der historisch-kritischen Bibelwissenschaft zur Überprüfung, Ausweitung und Vertiefung seines eigenen, ihm von niemand abzunehmenden Hörens und als Hilfe zum besseren Verständnis des geschichtsgebundenen biblischen Zeugnisses bedienen. Recht gebraucht, leiten sie dazu an, die jeweilige Besonderheit der einzelnen biblischen Zeugen und ihre Botschaft immer schärfer und differenzierter zu erfassen. Sie bewahren dadurch vor einer konturenlosen, verwaschenen, eintönigen Verkündigung. Dabei tritt die Vielfalt des Wahrheitszeugnisses und der Reichtum der Schrift ebenso heraus wie ihre Einheit in der Mannigfaltigkeit, die in dem Evangelium von Christus, dem auferstandenen Gekreuzigten, besteht. Es ist keineswegs das notwendige Ergebnis der Anwendung historisch-kritischer Methoden, den einen Zeugen gegen einen anderen in der Weise auszuspielen oder abzuwerten, daß sich damit das biblische Zeugnis von Christus in lauter sich widersprechende Einzelzeugnisse auflöst. Diese Methoden wollen und können dabei den Heiligen Geist nicht ersetzen, der allein das Zeugnis als mich angehend und mir geltend deutlich macht und damit verbindliches Verstehen bewirkt. Der Heilige Geist ist nicht der Feind, sondern der Freund sachgerechter, sich ihrer Grenzen bewußter historischer Verstehensmethoden, so wahr er die biblischen Zeugen nicht ohne, sondern mit ihrem Weltwissen und ihrer Denkstruktur, d. h. in ihrer Geschichtsgebundenheit zum Zeugnis ermächtigt und in ihrem Zeugnis geleitet hat.

Daß die historisch-kritische Bibelwissenschaft von ihren Anfängen an auch Irrwege gegangen ist, daß sie oft genug als gesicherte Ergebnisse ausgegeben hat, was in Wirklichkeit nur den Rang von Hypothesen hatte, daß sie sich weithin nicht im Dienste an der Verkündigung stehend gewußt hat, daß ihre Ergebnisse zudem immer wieder zum Angriff gegen die Kirche und zur Bestreitung ihrer Botschaft verwendet worden sind,

macht das Mißtrauen vieler ihr gegenüber verständlich, aber nicht notwendig. Man sollte von der historisch-kritischen Bibelwissenschaft nicht erwarten, daß sie das eigene Hören ersetzen könne. Ihre Ergebnisse können nicht unkritisch übernommen werden, sondern sind kritisch zu überprüfen, namentlich daraufhin, ob nicht systematische Vorentscheidungen im Spiele sind und das Ergebnis mitbestimmt haben, ob die aufgedeckten Unterschiede oder Widersprüche zwischen einzelnen Zeugen nicht von der Sache oder der Situation her notwendig sind. Hier bedarf es eines freien Dialoges, bei dem man dem Verfechter gegensätzlicher Meinungen, auch wenn man seine Auffassung für einen gefährlichen Irrtum hält, auf alle Fälle dies wird einräumen müssen, daß er es nicht auf die Zerstörung des biblischen Zeugnisses anlegt, sondern daß es ihm darum geht, dieses zu verstehen und verständlich zu machen. Dabei darf man nicht außer acht lassen, daß übersteigerte Konsequenzen einer Methode ihre Anwendbarkeit nicht aufheben. Übersteigerung liegt in jedem Falle dort vor, wo unser Reden von Gott das Reden mit Gott ausschließt.

In einzelnen Fällen sind deshalb unsere Brüder an der Frage „Was sollen wir predigen?“ gescheitert. Denn für seine Verkündigung kann sich der Pfarrer weder auf die Information über vermeintliche Ergebnisse der Forschung beschränken, noch darf er kurzschlüssig „erbaulich“ reden. Vielmehr muß er in dem Zeugnis von der Anrede Gottes damals die Anrede Gottes heute hörbar machen.

Wir versagen es uns, für die heutige Situation, die sich überdies ständig wandelt, billige Rezepte anzubieten. Wir erinnern nur daran, daß kein Pfarrer völlig allein steht. Denn ihm zur Seite stehen im gleichen Dienst der Verkündigung Mitarbeiter, die sich in derselben Verlegenheit befinden, wenn sie ihr Zeugnis ausrichten. Die gemeinsame Not und die gemeinsame Aufgabe weisen aneinander. Man sollte mutig auch die besonderen Fragen heutiger Bibelauslegung mit diesen Mitarbeitern besprechen und sich zu gemeinsamen Predigtvorbereitungen und -nachbesprechungen mit wachen Gemeindegliedern verbinden. Auch die amtlichen Zusammenkünfte der Pfarrer sollten das Thema aufnehmen.

Aller Gemeinsamkeit unter dem Wort hat der Herr seine Gegenwart verheißen. Sie wird auch dem Pfarrer zum Trost und zur Ermutigung. Mit der Gemeinde aller Zeiten darf er darauf vertrauen, daß er im Wort der Schrift die Stimme des guten Hirten klar und eindeutig vernehmen und alles empfangen wird, was er an Belehrung, Zuspruch und Wegweisung braucht. Der Pfarrer sollte sich dieses „Vor-Urteils“ nicht schämen, daß er es in der Heiligen Schrift mit dem Zeugnis der großen Taten Gottes, die ihn angehen und ihn selbst einbeziehen, zu tun hat. Es ist vielmehr in der Tatsache begründet, daß auch er ein Glied der Gemeinde ist, die schon vor ihm die Bibel gelesen, mit ihr ihre Erfahrungen gemacht hat und heute noch macht.

Unter diesem Vorzeichen und also im Vertrauen und in gespannter Erwartung darf er die Bibel lesen, zuerst für sich selber, so gewiß er täglich mit Christus sterben muß und mit ihm auferstehen darf. Und so kann er seine Gemeinde zu erwartungsfrohem Bibelstudium ermutigen und seine Mitarbeiter zurüsten, daß sie die Gemeindeglieder zu solchem Umgang mit der Bibel recht anleiten. Damit geschieht Hilfe zum Glauben, Aufverbauung des Leibes Christi, wächst Gewißheit und Freude des Glaubens.

Man kann sich sowohl durch Mißachtung der wissenschaftlichen Methoden zur Bibelkenntnis wie auch durch unkritischen selbstherrlichen Gebrauch dieser Methoden zum Meister der Schrift aufwerfen. Man kann sich durch eilfertige Fragen, wie und wo man das Schriftwort „verwerten“ könne und wolle, um den Segen bringen und es stumm machen. Alle Arbeit an der Schrift, ob sie in unmittelbar charismatischem Erfassen geschehen soll oder mit dem wissenschaftlichen Werkzeug historisch-kritischer Methodik betrieben wird, kommt immer erst durch das persönliche Hören in persönlicher Betroffenheit zum Ziel. Denn „nur als Hörer des Wortes empfangen und behalten wir unser Amt“.

Der zweite Aufgabenbereich, mit dem sich die Synode im Zusammenhang des Bibelthemas befaßte, war der weitausgreifende Plan zur verstärkten Bibelverbreitung in der Welt. Dr. Olivier Béguin, der Generalsekretär des Weltbundes der Bibelgesellschaften, berichtete über die großzügig angelegte Aktion „Gottes Wort für eine neue Zeit“, durch die die Bibelverbreitung zu einer zentralen ökumenischen Aufgabe geworden ist, zu der die evangelische Christenheit in Deutschland einen gegenüber ihrer bisherigen beschämend geringen Leistung erheblich gesteigerten Beitrag zu leisten haben wird.

Die Synode verabschiedete dazu folgendes Wort an die Landeskirchen zur Bibelverbreitung:

WORT AN DIE LANDESKIRCHEN ZUR BIBELVERBREITUNG

Der Erzbischof von York, Präsident des Weltbundes der Bibelgesellschaften, hat Pfingsten 1963 bei der Eröffnung der Aktion „Gottes Wort für eine neue Zeit“ gefordert: „Eine Bibel für jede christliche Familie, ein Neues Testament für jeden Christen, ein Evangelium für jeden Nichtchristen!“

Zur Zeit aber vergrößert sich in Asien und Afrika ständig die Zahl der Christen, die weder Bibel noch Neues Testament besitzen, und viele Millionen von Nichtchristen bleiben überhaupt von der Möglichkeit ausgeschlossen, ein Evangelium in die Hand zu bekommen. Deshalb möchte die Aktion „Gottes Wort für eine neue Zeit“ die Zahl der verbreiteten Bibeln, Neuen Testamente und Evangelien in den nächsten Jahren verdreifachen.

Lange Zeit haben wir es in unseren Kirchen und Bibelgesellschaften versäumt, uns ernsthaft an den Aufgaben der weltweiten Bibelverbreitung zu beteiligen. Lediglich eine Reihe von Bibelübersetzungen und Bibelausgaben in afrikanischen und asiatischen Sprachen ist von Deutschland ausgegangen. Heute wird von uns erwartet, daß wir uns in Wahrnehmung der ökumenischen Verantwortung der evangelischen Christenheit in Deutschland mit etwa einem Achtel – das sind für das Jahr 1965 DM 3 000 000 – an der Aufbringung der Gesamtkosten für die Bibelübersetzung, den Bibeldruck und die Bibelmission in der Welt beteiligen.

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland bittet deshalb die Landeskirchen, 1. in Zusammenwirken mit den Bibelgesellschaften den Gemeinden zu helfen, daß sie die Aufgabe der Bibelverbreitung in aller Welt neu aufgreifen;

2. jährlich eine Kollekte festzusetzen, die für die Aufgaben der Bibelübersetzung, des Bibeldrucks und der Bibelmission in der weiten Welt bestimmt ist;

3. sich in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für Volksmission dafür einzusetzen, daß bei den Bibelwochen Sammlungen veranstaltet werden, die der Bibelmission in Deutschland (z. B. unter den Gastarbeitern) und in der weiten Welt zugute kommen;

4. den Bibelgesellschaften in ihrem Bereich zu helfen, daß sie die Mitverantwortung für die Bibelverbreitung in einer Kirche in Übersee übernehmen können;

5. bei ihren Zuwendungen an die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission die ökumenischen Aufgaben der Bibelverbreitung zu berücksichtigen, die auf der Ebene des Weltbundes der Bibelgesellschaften zu lösen sind;

6. jungen sprachbegabten Theologen und Sprachwissenschaftlern das Studium afrikanischer und asiatischer Sprachen nahezulegen, um bei der Übersetzung der Bibel mitwirken zu können;

7. gegebenenfalls geeigneten jungen Männern aus den Kirchen in Übersee durch Stipendien das theologische Studium in Deutschland zu ermöglichen, damit sie in die Lage versetzt werden, die Bibel aus den Grundsprachen in ihre Heimatsprache zu übersetzen.

Schließlich war unter dem Bibelthema ein Eingehen auf die beunruhigende Spannung zwischen theologischer Wissenschaft und Gemeindefrömmigkeit nicht zu umgehen. Freilich dürfen die Erwartungen, die in diesem Zusammenhang an eine nur für wenige Tage versammelte Synode sogleich gestellt werden können, nicht allzu hoch und weit ausgreifen; zu mehr als einer Urteilsbildung über die theologische Bewegung und Situation und die daraus sich ergebenden weiteren Behandlung zu überweisenden Fragen und Anfragen reichen die Möglichkeiten einer solchen Versammlung kaum; von diesen ihr gegebenen Möglichkeiten machte die Synode einen guten und geglückten Gebrauch; eine von Professor D. Gollwitzer vorbereitete und erläuterte Vorlage „Wort Gottes und Heilige Schrift“ wies den Weg und leistete entscheidende Hilfe.

Die Synode nahm diese Vorlage dankbar entgegen und überwies sie den Gliedkirchen und ihren Gemeinden als eine hilfreiche Studie zur Anregung und Förderung der im Gang befindlichen theologischen Besinnung. Das Dokument lautet:

WORT GOTTES UND HEILIGE SCHRIFT

I. Die Bedeutung der Heiligen Schrift für die Kirche

Die christliche Kirche empfängt das Zeugnis von Jesus Christus als dem „einen Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“ (Barmen I), durch die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. In ihr findet die Kirche die prophetische und apostolische Botschaft von Gottes gnädiger Offenbarung durch Erleuchtung des Heiligen Geistes rein und klar ausgesagt und ihr für ihr Zeugnis an alle Völker vorgesagt und überliefert. Die Kirche hat die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments als *Kanon*, d. h. als Anweisung, als Normierung und als Maßstab für ihren Dienst erkannt und anerkannt. Die Reformation des 16. Jahrhunderts erwies sich darin als eine wirkliche Reformation der Kirche, daß sie die Kirche aufgerufen hat, die Heilige Schrift, wirklich ihren Kanon, ihre „einige Regel und Richtschnur“, wie die Konkordienformel sagt, sein zu lassen, zu diesem Kanon zurückzukehren, sich ihm anzuvertrauen und zu unterwerfen.

Wir hören aus dem Zeugnis der Heiligen Schrift die Stimme unseres Hirten und Herrn; hören wir ihn nicht von hierher, so werden wir ihn von nirgend anderswoher vernehmen. Indem er sich durch das Zeugnis seiner Propheten und Apostel hören läßt, gibt er uns die Möglichkeit, seine Stimme von den Stimmen menschlicher Geister und von den Stimmen falscher Propheten zu unterscheiden. Damit gibt er uns auch die Möglichkeit, die Botschaft von ihm so weiterzutragen, wie er sie durch seinen Heiligen Geist von den Propheten und Aposteln hat erkannt werden lassen. Hören wir gehorsam auf die Heilige Schrift, so wird dadurch unsere Verkündigung davor bewahrt, daß wir die Botschaft des Evangeliums eigenmächtig verändern oder dem verändernden Einflusse des Wechsels der Zeiten und des Geistes der verschiedenen Völker und Kulturen preisgeben. Wenn wir gehorsam auf die Heilige Schrift hören, so bleiben wir in der Gemeinschaft der Propheten und Apostel und dadurch in der Gemeinschaft mit unserem Herrn. Wir bleiben dadurch auch in der Gemeinschaft mit denen, die vor uns lebten, und mit denen, die nach uns leben werden. So ist die Heilige Schrift das Instrument des Herrn der Kirche, die Gemeinschaft der Kirche und die Übereinstimmung der christlichen Verkündigung über die Verschiedenheit der Zeitalter, der Kulturen, der Rassen und der sozialen Verhältnisse hinweg zu erhalten. Die Heilige Schrift ist der Grund der ökumenischen Gemeinschaft über die Gegensätze der Konfessionen in der zerspaltenen Christenheit hinweg; sie ist aber auch die Grenze dieser ökumenischen Gemeinschaft.

Indem die Kirche sich von der Heiligen Schrift regieren läßt, läßt sie sich von ihrem

Herrn regieren. Sie kann ihren Herrn nicht an der Heiligen Schrift vorbei hören und ihm nicht an der Heiligen Schrift vorbei gehorchen. Wenden wir uns der Heiligen Schrift zu, so treten wir damit vor unseren lebendigen Herrn. Unser Dank und unser Gehorsam gegen ihn kann nicht echter, seinem Willen gemäßer Dank und Gehorsam sein, wenn er nicht Dank dafür ist, daß unser Herr selbst uns dieses maßgebende Zeugnis seiner Propheten und Apostel gegeben hat, und wenn dieser Dank sich nicht in unserem aufmerksamen und demütigen Hören auf die Heilige Schrift und in der Befolgung ihrer Anleitung zum Dienst betätigt. Unsere Bindung an die Heilige Schrift ist Dank für die Heilige Schrift. Es ist der Dank für dieses „Licht auf unserem Wege“ (Ps 119, 105).

II. Gottes Wort in Menschenmund

Es hat dem lebendigen Gott wohlgefallen, die Wirklichkeit und Wahrheit seines Kommens zu uns in Jesus Christus und damit seine Gnade und sein Gebot aller Welt kundwerden zu lassen durch das Zeugnis von Menschen. Wir dürfen Gottes Wort durch Menschenmund hören, und andere Menschen sollen Gottes Wort durch unseren Mund hören. Das Zeugnis der Propheten und Apostel ist uns aufbewahrt, nicht um unser eigenes Zeugnis zu ersetzen, sondern um uns zu unserem eigenen Zeugnis in Worten und Werken, in Verkündigung und Leben anzuleiten. Deshalb ist das Zeugnis der Propheten und Apostel dem Zeugnis der Kirche vorgeordnet und deshalb ist die Kirche grundsätzlich und für immer an die Heilige Schrift gebunden. Darum ist es eine gute und heilsame Regel, daß die gottesdienstliche Predigt an einen Text aus der Heiligen Schrift gebunden ist, ihn auslegt und seine Weisung in das heutige Leben übersetzt.

Jesus Christus ist Gottes fleischgewordenes Wort an alle Menschen. Sprechen wir von der Heiligen Schrift als dem Worte Gottes, so verkennen wir damit nicht den Unterschied zwischen den von Gott bevollmächtigten Zeugen und dem, den sie bezeugen, den Unterschied zwischen Menschenwort und Gottes eigenem Wort. Wir bekennen damit aber, daß dieses durch Gottes Bevollmächtigung und Verheißung ausgezeichnete Menschenwort der Heiligen Schrift das Mittel ist, durch das der dreieinige Gott von uns nach seinem Wohlgefallen gehört werden will.

In der Heiligen Schrift ist uns aufbewahrt, was Menschen in bestimmter geschichtlicher Lage anderen Menschen als Gottes Wort und Willen verkündigt haben. Durch das, was damals zu damaligen Menschen gesagt wurde, soll und kann uns heute offenbar werden, was Gott uns heute sagen will. Dies kann aber nur geschehen, wenn das damalige Wort in seiner Bestimmtheit durch die damalige Lage erkannt und dann das damals Gesagte als auch für uns gesagt von uns verstanden und deshalb in unsere heutige Lage versetzt wird. Rechtes Verkündigen geschieht deshalb nicht durch bloßes Wiederholen der Worte der Heiligen Schrift, sondern durch Auslegung der Heiligen Schrift. Unser Auslegen der Heiligen Schrift dient dazu, daß durch ihr Zeugnis von Gottes Handeln und Sprechen in früheren Zeiten Gottes Wort heute in unser heutiges Leben spricht und von uns für dieses Leben gehört wird. Wir haben das Geschehen von Gottes lebendigem Sprechen nicht in der Hand, wir können darum nur beten, wir dürfen ihm aber dienen. Unser Dienst geschieht unter der Verheißung, daß Gottes Wort auch heute zu den Menschen kommen will. Zu unserem Dienst an dem lebendigen Sprechen Gottes gehört die Arbeit des Auslegens der Heiligen Schrift mit aller Anstrengung des Verstandes und in Benützung wissenschaftlicher Methoden. Beten und Arbeiten gehören hier, wie überall, untrennbar zusammen, keines macht das andere überflüssig.

III. Historisch-kritische Forschung und Kanonkritik

„Was ihr hört in das Ohr, das verkündet von den Dächern“ (Matth 10, 27). Die Bibel ist nicht ein in einer Geheimsprache abgefaßtes Geheimbuch. Propheten und Apostel

sprechen von den Geheimnissen Gottes und seiner Taten in öffentlicher, allen Menschen verständlicher Verkündigung. Ist die Wirklichkeit dessen, wovon sie sprechen, nur dem Glauben offenbar, so wollen sie doch mit den Worten, mit denen sie davon sprechen, jedem Hörer und Leser verständlich werden. Daraus folgt:

1. Die Bibel kann zu allen sprechen, nicht nur zu bestimmten Eingeweihten oder nur zu wissenschaftlich Vorgebildeten. Weil es sich in dem, was damals zu bestimmten Menschen gesagt worden ist, um das handelt, was der ewige Gott allen Menschen sagen will, können die Worte aus damaliger Zeit auch die heutigen Menschen erreichen. Die Reformatoren haben deshalb recht getan, wenn sie die Bibel der ganzen christlichen Gemeinde und allem Volke zugänglich gemacht haben. Weil aber immer die Gefahr besteht, daß wir beim Umgang mit der Bibel unsere vorgefaßten Meinungen mit hineinbringen, ist die historische Erforschung der Bibel eine Hilfe zum sachgemäßen Verstehen der Heiligen Schrift.

2. Als Sammlung von Schriften, die Menschen zu verschiedenen Zeiten der Geschichte niedergeschrieben haben, kann die Bibel mit den Methoden der Geschichtswissenschaft erforscht und ausgelegt werden.

Die Methoden, die die Wissenschaft der Neuzeit entwickelt hat und ständig weiter verfeinert, um Äußerungen früherer Zeiten möglichst genau, ihrer Eigenart und der Absicht der Verfasser entsprechend, zu verstehen, nehmen wir als eine Gabe Jesu Christi an seine Gemeinde dankbar an. Denn mit ihrer Hilfe können wir die Worte seiner prophetischen und apostolischen Zeugen – jeden von ihnen in dem Besonderen, was er zu sagen hat – um so deutlicher vernehmen und von unserem bisherigen Verständnis zu neuem und besserem Verstehen aufbrechen.

Man soll gegen diese Methoden nicht einwenden, sie seien profan. Jede Methode ist profan, d. h. von Menschen erdacht und von Menschen zu handhaben. Jede Erkenntnis-methode aber, sofern und soweit sie sachgemäß angewendet wird, dient nicht mehr der Selbstbehauptung des Menschen, sondern der Wahrheit; jede Wahrheit aber, auch jede Einzelwahrheit, die wir durch menschliche Wissenschaft erkennen dürfen, ist eine Wahrheit Gottes. Wir sollen darum dankbar sein für die reiche und tiefe Erkenntnis der Heiligen Schrift, wie sie uns auch durch die modernen wissenschaftlichen Erkenntnis-methoden vermittelt worden ist.

Seit ihrem Auftauchen haben diese neuen Methoden große Unruhe in der Theologie und in der christlichen Gemeinde verursacht. Das kam daher, daß das Bild, das durch sie von der Heiligen Schrift, von ihrer Entstehung und von den einzelnen Vorgängen, von denen in der Heiligen Schrift berichtet wird, entstanden ist, in vielem anders ist, als es vorher in Geltung stand. Diese Unruhe sollen wir nicht bedauern; sie kann eine sehr fruchtbare Unruhe sein. Vor allem darf sie uns nicht dazu verführen, daß wir es leichter haben wollen, als der Herr der Kirche es dadurch, daß er uns die Bibel so, wie sie ist, als Kanon gegeben hat, machen will. Darum dürfen wir die Gabe der wissenschaftlichen Methode nicht ablehnen und sie in Gegensatz zu einem „Glauben an die Bibel“ setzen. Eben wenn wir, der biblischen Verkündigung folgend, an Jesus Christus als an unseren Herrn glauben, werden wir vor der wissenschaftlichen Forschung nicht Angst haben, sondern gewiß sein, daß die Wahrheit des Evangeliums das Licht der Wissenschaft nicht zu scheuen hat.

Würden wir die historische Bibelforschung den Nichtchristen und den Feinden des christlichen Glaubens überlassen, so würden wir damit die Bibel nicht ehren, sondern verunehren und die Verkündigung des Evangeliums an die heutigen Menschen außerordentlich erschweren. Indem wir in der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, an der historischen Forschung teilnehmen, zeigen wir, daß das Evangelium diese Forschung nicht zu fürchten hat und daß unser Glaube nicht am Buchstaben der Bibel hängt, daß wir aber für die Bibel mit ihren Buchstaben dankbar sind als für das grundlegende menschliche Zeugnis von Gottes Offenbarung, über dem Gottes Verheißung steht. Die

Zuversicht, daß die Bibel, wenn sie Gegenstand moderner wissenschaftlicher Forschung wird, mit ihrer Kraft und Wahrheit nicht untergeht, hat sich längst bewährt. Das Evangelium ist durch die Anwendung moderner Forschungsmethoden auf die Bibel nicht verdunkelt worden, sondern auch auf diese Weise ist es in seiner Eigenart und Leuchtkraft an den Tag getreten.

Historisch-kritische Arbeit ist eine Einübung in Selbstkritik gegenüber unserem eigenen bisherigen Verständnis, damit wir offen bleiben für das eigene Wort, das die biblischen Zeugen uns sagen wollen. Indem wir an dieser Arbeit teilnehmen, tragen wir dazu bei, daß diejenigen, die in der wissenschaftlichen Arbeit stehen, ebenfalls selbstkritisch bleiben, d. h., daß sie vorsichtig mit ihren Hypothesen umgehen, den Unterschied zwischen den gesicherten Erkenntnissen und Vermutungen nicht vergessen und vor allem, daß sie sich der mit ihrer Methode selbst gesetzten Grenze aller historischen Erkenntnis und Kritik bewußt bleiben. Diese Grenze liegt darin, daß historisches Urteil die Erkenntnis des Glaubens von Gottes Tat in Jesus Christus weder beweisen noch widerlegen kann. Die Gefahr einer Verdunkelung der biblischen Botschaft kommt nicht von der Anwendung der historischen Methode als solcher, sie kommt vielmehr von vorgefaßten Meinungen, von eintragenden Deutungen, von der Verbindung der historischen Methode mit evangeliumsfernen Theorien; sie kann auch daher kommen, daß wir nicht bereit sind, unsere bisherige theologische Erkenntnis der Kritik mit dem Ziele besserer Erkenntnis auszusetzen. Die Gefahr solcher Verdunkelung ist unvermeidlich mit der theologischen Arbeit überhaupt gegeben, sie muß überwunden werden, und eben dazu bedarf es sowohl der freien und kritischen wissenschaftlichen Diskussion der Theologen wie des Gebetes und des Glaubenszeugnisses der Gemeinde.

Im Verlauf der historischen Arbeit haben wir erkannt, daß die Verfasser der biblischen Schriften ein anderes Verhältnis zu den historischen Fakten gehabt haben als wir modernen Menschen. Es ging ihnen nicht um historisch exakte Wiedergabe von Vorgängen und Aussprüchen. Sie haben bei ihrer Überlieferung und Neuerzählung einzelner Begebnisse nur das eine Ziel, das wirkliche Geschehen der Offenbarung Gottes hier auf Erden für ihre jeweilige Gegenwart zu bezeugen. Wir alle sollen diesen Unterschied der Einstellung zu geschichtlichen Ereignissen zwischen damals und heute beachten und verstehen, damit wir nicht erschrecken oder uns entrüsten, wenn heutige Exegeten manche Angaben in der Bibel für unhistorisch erklären und manche biblischen Berichte in ihrer Fachsprache Sage oder Legende nennen. Die Unterscheidung zwischen der Frage nach der Verkündigungswahrheit eines einzelnen biblischen Berichtes und der Frage nach der historischen Wahrheit kann uns helfen zu der Erkenntnis, daß die Wahrheit der biblischen Botschaft nicht mit der historischen Wahrheit einzelner biblischer Berichte steht und fällt.

Die Heilige Schrift ist eine Sammlung von menschlichen Worten und Schriften, die in bestimmter geschichtlicher Lage gesprochen und geschrieben worden sind. Deshalb ist es erklärlich, daß sie nicht in allen Teilen gleich deutlich und für uns gleich verständlich von Gottes Willen und Handeln spricht. Der in Jesus Christus offenbarte Wille Gottes ist in einigen ihrer Teile mit größerer Klarheit erfaßt und ausgesprochen als in anderen. Von diesen Teilen her fällt ein Licht auf die anderen, dem wir in unserer Auslegung folgen sollen. Wir haben aber auch damit zu rechnen, daß in solchen Teilen der Heiligen Schrift, in denen Jesus Christus als die Mitte der Schrift nur undeutlich oder im Widerspruch zu den deutlicheren Teilen bezeugt wird, uns eine wichtige ergänzende Belehrung für die rechte Erkenntnis der Heiligen Schrift gegeben wird. Theologische Verwendung der historischen Methode sollte zu zeigen versuchen, wie die verschiedenen biblischen Schriftsteller, jeder auf seine Weise und zu seiner Zeit, als Zeugen Gottes dem Lobpreis der Herrschaft und des Heiles Gottes haben dienen wollen, wie die Kirche von ihnen diesen Lobpreis gehört hat und noch heute von ihnen zu diesem Lobpreis angeleitet wird. Deshalb muß nach der Einheit, dem Zusammenklang und dem

gemeinsamen Bezugspunkt auch der widersprüchlichen Aussagen und Auffassungen in der Heiligen Schrift gefragt werden.

Das Urteil der Kirche, die den Kanon zusammengestellt und aus den damals in der frühen christlichen Gemeinde gelesenen Schriften ausgewählt hat, ist nicht unfehlbar. Es ist aber ein Urteil der Anerkennung der Botschaft gewesen, die in diesen Schriften der Kirche bezeugt worden ist. Wir dürfen nie vergessen, daß die Kirche mit jeder dieser Schriften große geistliche Erfahrungen gemacht hat. Sie hat sie nie isoliert voneinander gehört, sondern immer in ihrem Zusammenklang. In diesem Zusammenklang hat sie sie alle als Zeugen der einen Gnade hören können. Auch dies müssen wir bei unserer Auslegung beachten. Unsere Aufgabe ist nicht eine Korrektur des Kanons oder die Schaffung eines neuen Kanons, nicht Ausscheidung einiger Schriften oder einzelner Stellen aus dem Kanon, sondern geduldige Bemühung um das Verständnis dessen, was jeder Teil des Kanons als Stimme eines Zeugen des lebendigen Gottes im Zusammenhang des ganzen Kanons uns zu sagen hat. Denn, wie die Heilige Schrift auf der ganzen Linie ein menschlich-geschichtliches Zeugnis von Gottes Willen und Handeln ist, so steht über ihr auf der ganzen Linie die Verheißung, daß durch sie uns heute Gottes Wort an uns hörbar werden soll.

IV. Wissenschaftliche Theologie und Gemeinde

Wir danken dem Herrn der Kirche für die Gabe der Heiligen Schrift. Diese Heilige Schrift, wie sie ist, hat die Kirche durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt in der Gemeinschaft mit den Aposteln und Propheten und in die Wahrheit Gottes geleitet. Sie wird sie weiter bewahren auf ihrem Pilgerweg durch die Geschichte. Wir danken dem Herrn der Kirche für diese Heilige Schrift und für keine andere. Ist unser Dank recht, dann wünschen wir uns keine andere Bibel als die, die er uns gegeben hat. Was für eine Bibel er seiner Kirche gegeben hat, erkennen wir in besonderer Deutlichkeit mit Hilfe der historischen Arbeit, denn sie zeigt uns, wie die einzelnen Schriften der Bibel zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sind und wie in ganz verschiedenen Zeiten für damalige Menschen die Botschaft von Gottes Offenbarung bezeugt worden ist. Sie zeigt uns die Vielfältigkeit des Zeugnisses, die Vielfältigkeit der Bedeutung des Evangeliums. Auch wo ihre Erkenntnisse uns zunächst Not machen, sind es fruchtbare Erkenntnisse, weil sie uns helfen, genauer zu erkennen, mit welchem Kanon der Herr der Kirche seine Kirche in dem Gehorsam der Wahrheit hat halten wollen.

Damit die exegetische Arbeit dies für die Kirche, für ihr Leben und Verkündigen leisten kann, bedarf es der gegenseitigen Verantwortung von Theologie und Gemeinde. Sie müssen aufeinander hören. Werden sie voneinander getrennt oder stehen sie in Mißachtung zueinander, so werden sie beide Schaden leiden. Helfen sich die Theologen und die Nichttheologen in der Gemeinde gegenseitig zum rechten Umgang mit der Heiligen Schrift, dann wird die exegetische Arbeit der Gemeinde nicht zur Last, sondern zur Vermehrung ihrer Freude am Evangelium gedeihen.

Dafür ist nötig, daß den an der wissenschaftlichen Exegese beteiligten Theologen (und das sind heute alle verantwortlich arbeitenden Theologen) der notwendige freie Raum für Experimente, Hypothesen, neue Konzeptionen gegeben wird. Im gegenseitigen Gespräch, aufeinander hörend, sollen Theologen und Nichttheologen in der Gemeinde sich ihre Erkenntnisse, die sie sowohl im wissenschaftlichen wie im nichtwissenschaftlichen Umgang mit der Heiligen Schrift gewonnen haben, mitteilen und durch dieses Gespräch dazu beitragen, daß unser Hören auf die Heilige Schrift der gegenwärtigen Verkündigung des Evangeliums in der heutigen Welt dient. Im besonderen bedürfen die Theologen für ihre verantwortungsvolle und gefahrenreiche Arbeit der ständigen Fürbitte und des Glaubenszeugnisses der Gemeinde.

Indem die exegetische Arbeit uns hilft, zu neuem Verständnis der Heiligen Schrift immer neu aufzubrechen, zeigt sie uns, daß die Heilige Schrift nicht ein vergangenes

Buch ist, das wir schon verstanden hätten, sondern immer erst noch vor uns liegt. Dringen wir vorwärts zur Heiligen Schrift, so führt sie uns zurück in die ursprüngliche Botschaft des Evangeliums, in der zu bleiben und die immer neu weiterzusagen die Aufgabe der Kirche ist. Die Geschichte der neueren exegetischen Arbeit hat bestätigt und wird weiter bestätigen die reformatorische Entscheidung für die Heilige Schrift als „Regel und Richtschnur“ der Kirche: Die Heilige Schrift ist und bleibt für alle Zeiten das unersetzliche und grundlegende Zeugnis von Gottes Offenbarung, durch das die Kirche auf ihrem Pilgerweg durch die Zeit lauter und kräftig in Gottes Wahrheit gehalten, geläutert und erneuert wird, bis zu dem Tage der Offenbarung Jesu Christi, dem wir entgegengehen und den wir ankündigen dürfen.

Endlich faßte die Synode eine

ENTSCHLIESSUNG ZU DEN GRUNDLEGENDEN FRAGEN DES BIBELVERSTÄNDNISSES

Die in Frankfurt am Main und in Magdeburg versammelte Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, welche mit der revidierten Bibelübersetzung Dr. Martin Luthers neu beschenkt und zugleich vor die Aufgabe der Bibelverbreitung in der Welt gestellt wurde, hält es für unerlässlich, daß die im Widerstreit theologischer Richtungen aufgebrochenen grundlegenden Fragen des Bibelverständnisses einer Klärung entgegengeführt werden. Sie beauftragt daher den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, einen entsprechend zusammengesetzten Kreis von Theologen zu berufen, welche miteinander die folgende Frage beraten und beantworten möchten:

Inwiefern haben wir als Kirche, die auf Gottes Wort gegründet ist, von Gottes Wort lebt und zur Bezeugung dieses Wortes berufen ist, der offenkundigen geschichtlichen Bedingtheit der biblischen Schriften Rechnung zu tragen und dennoch daran festzuhalten, daß die Bibel einzige Quelle und vollkommene Richtschnur aller Verkündigung und Lehre der Kirche ist?

Dabei stellen sich insbesondere die folgenden Einzelfragen:

1. Wie kann die Botschaft der biblischen Schriften von Gottes in Jesus Christus geschehenem Heilshandeln recht ausgelegt werden, welche Hilfe leistet dabei die historische Forschung, und wie muß das Verhältnis von historischer Feststellung und Wahrheit des Bezeugten näher bestimmt werden?

2. Wie kann dem Anredecharakter des biblischen Zeugnisses entsprochen und die darin enthaltene ständig neue Aufgabe der Übersetzung erfüllt werden, ohne daß dabei der Adressat der Verkündigung, d. h. unser Verständnis der menschlichen Existenz zum beherrschenden Prinzip der Auslegung gemacht wird?

3. Wie kann die in der Schrift bezeugte Wirklichkeit Gottes ausgesagt und zugleich dem Mißverständnis gewehrt werden, als handle es sich um eine vom Glauben ablösbare metaphysische Seinsaussage?

4. Inwiefern dürfen und müssen wir von der Bibel als der normativen Instanz für die Kirche reden, wenn sich uns die Erkenntnis aufdrängt, daß zwischen Mitte und Rand der Schrift zu unterscheiden ist, daß der Kanon tiefgreifende Unterschiede und Widersprüche enthält und die Frage nach seiner Abgeschlossenheit neu gestellt wird?

5. Wie kann der Gemeinde deutlich gemacht werden, daß die wissenschaftliche Erforschung der Heiligen Schrift im Dienste der Kirche und ihrer Verkündigung notwendig ist, ohne zugleich die Gemeindeglieder von dem unmittelbaren persönlichen Umgang mit dem biblischen Wort abzuschrecken?

b) Die Arbeitstagung der EKD-Synode

Die zweite wichtige kirchliche Versammlung des Berichtsjahres war die vom 8. bis 10. November in Frankfurt am Main einberufene Arbeitstagung der EKD-Synode für den Bereich der westlichen Gliedkirchen. Zum erstenmal fand das Kirchengesetz über Arbeitstagungen der Synode vom 13. März 1963 (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 11) für den Westen Anwendung. Die Tagung stand unter dem Thema „Der Dienst der Kirche an besonderen Gruppen“ und behandelte nach einem einleitenden Grundsatzreferat von Vizepräsident D. Thimme den kirchlichen Dienst an den Soldaten und an den Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen. Der Evangelische Militärbischof D. Kunst und der Beauftragte des Rates für Fragen der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen Präses Professor D. Dr. Beckmann berichteten durch Vorlagen und Vortrag aus ihren Arbeitsbereichen. Auf späteren Arbeitstagungen werden andere Sparten kirchlicher Gruppenseelsorge zur Verhandlung kommen.

Seitdem sie im Jahre 1957 durch die Ratifizierung des Vertrages zur Regelung der evangelischen Militärseelsorge am 7. März und den Erlaß des Kirchengesetzes zur Regelung der evangelischen Militärseelsorge in der Bundesrepublik Deutschland vom 8. März 1957 (s. Kirchl. Jahrbuch 1957, S. 21 ff.) eingerichtet wurde, war die Militärseelsorge Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. Auf den Tagungen der EKD-Synode 1958 (s. Kirchl. Jahrbuch 1958, S. 93 ff.) und 1960 (s. Kirchl. Jahrbuch 1960, S. 54 f.) wurde lebhaft und leidenschaftlich darüber diskutiert. Die Synodaltagung 1963 richtete an den Rat der EKD und den Präses der Synode die Bitte, für die nächste Tagung nach Möglichkeit einen Bericht über die Militärseelsorge, ihren Vollzug und ihre Probleme vorzusehen, damit die Synode sich selbst ein Urteil über die mit der Militärseelsorge zusammenhängenden schwierigen Fragen bilden könne. Die Arbeitstagung gab Gelegenheit zu Berichterstattung, Diskussion und Urteilsbildung.

Wie bei allen Synodaltagungen seit dem Abschluß des Militärseelsorgevertrages wandten sich auch dieses Mal kirchliche Bruderschaften mit einem Offenen Brief zur Militärseelsorge an die Teilnehmer der synodalen Zusammenkunft:

ZUR MILITÄRSEELSORGE

Offener Brief an die Mitglieder der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland

Sehr verehrte Synodale!

Wir begrüßen es, daß Sie zu einer Arbeitstagung zusammenkommen, um das Thema der Militärseelsorge gründlich zu besprechen.

Die Frage der Militärseelsorge wird von der Synode der EKD nicht zum erstenmal verhandelt.

Ehe die Synode aber überhaupt mit der Frage der Militärseelsorge befaßt wurde, waren bereits ein Militärbischof und sieben Militärdekane eingesetzt. Deshalb sah sich die Synode auf ihrer außerordentlichen Sitzung im Juni 1956 veranlaßt, ausdrücklich zu beschließen, daß „in Sachen Militärseelsorge keine neuen Tatsachen geschaffen“ werden dürften und „daß nichts geschieht, was sie, die Evangelische Kirche in Deutschland, in dieser Sache bindet“.

Das hat den damaligen Ratsvorsitzenden, Bischof Dibelius, nicht daran gehindert,

entgegen diesem Beschluß ohne Einwilligung der Synode am 22. Februar 1957 den Vertrag mit der Bundesrepublik Deutschland zur Regelung der Evangelischen Militärseelsorge zu unterzeichnen. Auf der Synode zu Berlin-Spandau wurde der Vertrag am 7. März 1957 nach heftigen Auseinandersetzungen gebilligt.

Der Militärseelsorgevertrag, der als ein Dokument empfohlen wurde, an dem sich das einheitliche Wollen und Handeln der EKD zeige, erwies sich bald als schwere Belastung für die Einheit der EKD.

Bereits 1958 mußte die Synode den Rat beauftragen, „einen Ausschuß einzusetzen mit dem Auftrag, den Militärseelsorgevertrag zu überprüfen, insbesondere hinsichtlich einer Überleitung der Militärseelsorge in die ausschließliche Zuständigkeit der beteiligten Landeskirchen“. Der Rat der EKD hat daraufhin einen aus sieben westdeutschen Mitgliedern bestehenden „Militärseelsorgeausschuß des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland“ eingesetzt.

Im Jahr 1960 hat die Synode schließlich erklärt: „Der Militärseelsorgevertrag gilt nur für die Gliedkirchen in der Bundesrepublik, die ihm zugestimmt haben. Er hat für die Gliedkirchen in der Deutschen Demokratischen Republik keine Wirksamkeit.“

Der Militärseelsorgevertrag wurde im Osten und im Westen, bei Christen und Nichtchristen – nicht zu Unrecht! – als Zustimmung der offiziellen evangelischen Kirche zur Aufrüstungspolitik der Regierung der Bundesrepublik verstanden.

Auch der Regierung in der DDR wurden von seiten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland Verhandlungen über einen Militärseelsorgevertrag angeboten. Der Rat der EKD, der wenige Jahre zuvor erklärt hatte, „es muß undenkbar bleiben, daß jemals Deutsche auf Deutsche schießen“, wollte damit beiden sich gegeneinander rüstenden Armeen Militärpfarrer zur Verfügung stellen. Die Sachfragen sollten offenbar ausgeklammert werden, wenn man nur mit der Kirche wieder dabei war. Über das, was nun die Pfarrer den gegeneinanderstehenden Soldaten in Westdeutschland und Ostdeutschland im Blick auf ihren Kriegsdienst zu sagen hätten, machte man sich offensichtlich keinen Gedanken.

1964 ist im Evangelischen Presseverband für Bayern ein Buch mit dem Titel „Dreihundert Jahre evangelische Soldatenseelsorge“ erschienen. Es ist geradezu erschütternd, wie der Verfasser Albrecht Schübel, ehemaliger Heeresgruppenpfarrer der Wehrmacht Adolf Hitlers, den Stammbaum der Militärseelsorge bei den heidnischen griechischen Feldpredigern und römischen Marspriestern beginnen läßt. Im Vorbeigehen wird von ihm dann auch Jesus von Nazareth in den Zusammenhang der Marspriester eingereiht. Dieses Buch erschien mit Vorworten von Militärbischof D. Kunst und dem damaligen Inspekteur der Bundeswehr, General Foertsch.

Nach der Spandauer Synode von 1957 hat Bischof D. Dibelius in einem Rundfunkvortrag erklärt, die Kirche habe niemals die Waffen gesegnet. Natürlich haben die Vertreter der evangelischen Kirche nie in derselben Weise die Waffen gesegnet, wie die katholischen Kirche mit Weihrauch und Segensgebärden Autos, Traktoren und Landmaschinen segnet. Aber sie haben Krieg und Kriegführung religiös gerechtfertigt und verkündet und den Waffensegen Gottes beschworen.

Als die Amerikaner ihre Atombombe auf den Weg nach Hiroshima brachten, betete ein amerikanischer Feldgeistlicher um das Gelingen „dieser Mission“.

Was erwarten die Kirchenleitungen von den Militärpfarrern? Sie erwarten selbstverständlich, daß sie „das Evangelium verkündigen“. Die kirchlichen Behörden erwarten vom Militärpfarrer natürlich auch, daß er sich „bewährt“, daß keine Beschwerden über ihn kommen, daß die Offiziere mit ihm zufrieden sind und daß er es mit den Leuten versteht.

Was erwartet das Militär vom Militärpfarrer? Es erwartet, daß er einen Beitrag für die Erhaltung der Manneszucht liefert. Es erwartet, daß er die Offiziere in der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Weltanschauung ideologisch unterstützt. Es

erwartet, daß er Gemütswerte vermittelt, die sich in der psychologischen Kriegführung bewähren, daß er die Soldaten gegen kommunistische Infiltration und gegen Wehrkraft-zersetzung immun macht und ihnen ein gutes Gewissen beim Erproben der Waffen und beim Üben im Kriegshandwerk gibt. – Der Pfarrer ist ja auch dabei, da muß doch alles in Ordnung sein!

Aus der Sicht der Bundeswehr sieht das so aus: „Der Soldat mit dem getrösteten Gewissen ist der bessere Soldat! Für uns ist der lebenskundliche Unterricht ein wertvoller Beitrag zur Festigung des Soldaten. Der Soldat muß wissen, wofür er kämpft. Das Ziel unserer Arbeit in der Inneren Führung ist der psychologisch gerüstete Einzelkämpfer. Der lebenskundliche Unterricht soll Stützen geben im Zweifel und eine Basis vermitteln, von woher der Soldat kämpfen kann.“ (Oberstleutnant Karbe, zitiert nach „Junge Kirche“, 1961, Heft 10, S. 609.)

Der Staat und das Militär erwarten auf alle Fälle, daß der Militärpfarrer die Kriegs- bzw. Verteidigungsvorbereitungen nicht stört und keine Unruhe in die Reihen der Soldaten trägt.

Die Situation der Militärpfarrer ist uns nicht verborgen. Sie sehen in der Oberflächlichkeit und Langeweile des Kasernenbetriebs, in der Sexualisierung und in der Alkoholisierung Gefahren für die jungen Soldaten. Sie möchten hier helfen und können ganz gewiß manchen guten Dienst tun.

Die Militärpfarrer bekämpfen die unsittlichen Begleiterscheinungen des Soldatenberufes, aber die entscheidende Frage, die für eine besondere Soldatenseelsorge im Vordergrund stehen müßte, wird umgangen.

Der Dienst des Militärpfarrers steht unter dem Vorzeichen, daß er denen, die sich dauernd mit der Theorie und Praxis des Tötens zu beschäftigen haben, ein gutes Gewissen geben soll.

Daß die Militärseelsorge für die psychologische Kriegführung mißbraucht wird und daß hier ein entscheidendes Interesse des Staates und der Bundeswehr liegt, dürfte deutlich genug sein. Wollen Sie das alles von sich wegschieben und auf den Buchstaben des Militärseelsorgevertrages, auf die vertraglich garantierte Freiheit und Unabhängigkeit der Verkündigung verweisen? Ist das so einfach?

Wir leben im Atomzeitalter. Die Soldaten üben das Raketenrampen. Aber im Gesangbuch der evangelischen Militärseelsorge wird im Beichtspiegel zum fünften Gebot nur gefragt: „Gönne ich dem anderen Raum zum Leben? Bedenke ich, daß Zorn und Schadenfreude, Haß und Mißgunst ebenso töten wie Rücksichtslosigkeit und Ausnutzung des anderen? Nehme ich meine Verantwortung im Verkehr wahr? Wo bin ich dem Schwächeren, der Hilfe brauchte, ausgewichen? Treibe ich Raubbau an meiner Gesundheit? Gönne ich mir zuwenig Schlaf? Bin ich süchtig? Bin ich gegen mich selber weich und gegen andere hart? Scheue ich mich, meine Kräfte und mein Leben für andere einzusetzen?“

Wir wissen nicht, welches Ergebnis Ihre Beratungen über die Militärseelsorge in der Bundeswehr haben werden. Unser Gewissen treibt uns, Ihnen, verehrte Synodale, insbesondere folgende Fragen zu stellen:

1. Wie verhält sich die Synode gegenüber der faktischen Einfügung der Militärseelsorge in den Rahmen der psychologischen Kriegführung?
2. Was sollen nach Meinung der Synode die Militärpfarrer den Soldaten sagen, die an Raketenwaffen für den Dienst im Atomkrieg ausgebildet werden?
3. Welche Belehrung über Bedeutung und Grenzen von Eid und Gelöbnis soll den Soldaten angesichts des Ernstfalls eines atomaren Krieges nach Meinung der Synode zuteil werden?

Solange wir auf diese Fragen keine klare evangelische Auskunft erhalten, sehen wir uns nicht in der Lage, die gegenwärtige Militärseelsorge als *evangelische* Seelsorge an Soldaten anzuerkennen und mitzuverantworten.

(Unterschriften)

Der Stil der Aussprache im Plenum und in den Ausschüssen über den schriftlich vorliegenden und mündlich erstatteten Bericht des Militärbischofs sowie über die von einem Vorbereitenden Ausschuß erarbeitete Vorlage „Der Dienst der Kirche an den Soldaten“ war durch große Sachlichkeit bestimmt.

Da aus Platzgründen darauf verzichtet werden muß, die Berichte des Militärbischofs auch nur im Auszug wiederzugeben, sei wenigstens derjenige seiner Diskussionsbeiträge zitiert, der einen entscheidenden Durchbruch zur Klärung schwieriger Fragen und Anfragen bedeutete und zu dem Gelingen der Beratungen wesentlich beitrug:

Die Kürze der mir am Montag zur Verfügung gestellten Zeit hat mir nur erlaubt, über Ausschnitte aus dem Dienst der Militärseelsorge zu berichten. Deshalb bin ich mehrfach auf der Arbeitstagung und besonders im Ausschuß II gebeten worden, mich zusätzlich zu einigen Fragen zu äußern.

1. Ich bin nach den Anweisungen für Militärpfarrer für den Fall gefragt worden, daß einem Soldaten während seines Dienstes Gewissensbedenken kommen und er für sich das Recht des Kriegsdienstverweigerers in Anspruch nehmen möchte. Alle Pfarrer sind gehalten, sich mit Sorgfalt solcher Soldaten anzunehmen, sie zu beraten und bei ihren militärischen Vorgesetzten Fürsprache einzulegen, daß sie möglichst bald vom Dienst mit der Waffe freigestellt werden. Solche Fälle hat es mehrfach bei Soldaten der verschiedenen Dienstgrade gegeben. In einem Jahre waren es 63 Fälle. Der Pfarrer begleitet im Regelfalle den Kriegsdienstverweigerer bei seinem Prüfungsverfahren als Zeuge; Beistand im rechtlichen Sinne kann er nur sein, wenn es die Ordnung der jeweiligen Landeskirche erlaubt.

2. Es ist gelegentlich vorgekommen, daß mir ein Pfarrer von der Landeskirche vorgeschlagen wurde, der die nuklearen Waffen lediglich als eine Weiterentwicklung der bisherigen Waffen ansah. In jedem solchen Falle habe ich nach einem persönlichen Gespräch mit dem Pfarrer eine Berufung abgelehnt. In der Militärseelsorge darf die gänzlich neue Situation, die durch die Erfindung der atomaren Waffen entstanden ist, nicht bagatellisiert werden. Wer dies tut, ist zur Beratung der Gewissen in der modernen Armee ungeeignet. Sicher ist, daß die Bundeswehr selber die atomare Frage nicht bagatellisiert.

3. In diesen Zusammenhang gehört die Frage der Eidesbelehrung der Soldaten. Ich meine, daß jedem Soldaten, er lege ein Gelöbnis ab oder leiste den Eid, von seinem Pfarrer in der Vorbereitung auf die Eidesleistung gesagt werden muß, was es heute bedeuten kann, unter Anrufung Gottes seinen Soldateneid zu leisten. So gewiß alles das zuerst gilt, was ich in meinem Vortrag über den Dienst der Soldaten als Dienst für den Frieden gesagt habe, so gewiß darf vor der Eidesleistung nicht verschwiegen werden, daß die Bundeswehr in einer atomar gerüsteten Allianz ist, und daß deshalb der Soldat wissen muß, daß die möglichen Kriegsbilder grauenvoll und die Gewissensentscheidungen von äußerster Härte sein können.

4. Zu meiner Freude hat der Ausschuß II beschlossen, den Rat zu bitten, für eine sorgfältige Prüfung aller mit der Eidesleistung in der Moderne verbundenen Fragen Sorge zu tragen. Die Militärpfarrer werden diesen Beschluß mit Erleichterung und mit Dank aufnehmen. Ich will nicht verschweigen, daß mir persönlich seit langem zweifelhaft ist, ob wir mit der Verteidigung sowohl der Beamten wie der Soldaten überhaupt auf einem guten Wege sind. Seit Jahren ist es in jeder Eidesbelehrung durch Militärpfarrer selbstverständlich, daß den Wehrpflichtigen gesagt wird, daß und warum es für einen Christen keinen unbedingten, sondern nur den gewissenhaften Gehorsam geben kann. Helmut Gollwitzer hat recht, wenn er fragt, ob nicht die Formulierung im Eid der Soldaten der Bundesrepublik „Recht und Freiheit tapfer zu verteidigen“ die Grenze

des Gehorsams selbst setzt. Das Handbuch für Innere Führung, eine für die ganze Bundeswehr verbindliche Vorschrift, führt dazu aus: „Doch liefert uns der Eid nicht total den Menschen aus. Für den Christen kann und darf darüber kein Zweifel bestehen, daß der vor Gott geleistete Eid auch eindeutig die Grenzen und das Ende der unternehmen Verpflichtung setzt. Wenn wir Gott mehr gehorchen sollen als den Menschen, kann der Eid nicht zum Bruch von Gottes Gebot verpflichten. Aber auch der, der nicht an einen persönlichen Gott glaubt, muß sich darüber im klaren sein, daß er den Eid vor einer letzten Instanz ablegt.“ Soweit das Handbuch für Innere Führung. Die Ablegung von Eid wie Gelöbnis vor dem lebendigen Gott ruft also in die freie Verantwortung. Nur in ihr kann ein Christ gerade in den unabsehbaren Möglichkeiten des modernen Krieges einer guten Gewissensentscheidung fähig sein. Eine außerordentliche, neue Situation kann eine Überprüfung der bisher getroffenen Entscheidung erforderlich machen. Sicher ist, daß nicht heute schon die Art und das Ausmaß des damit verbundenen persönlichen Risikos beschrieben werden kann. Die Militärseelsorge wird auch in diesem Falle dem betroffenen Soldaten mit Fürbitte und Fürsprache zur Seite sein.

5. Ich bin immer wieder, wiewohl ich mich öfter als einmal in Vorträgen und schriftlich zu dieser Frage geäußert habe, gefragt worden, unter welchen Bedingungen jemand Militärpfarrer werden könne. Ich habe am Montag gesagt, ein Militärpfarrer soll nichts anderes als ein Prediger des Evangeliums sein, klar an sein Ordinationsgelübde gebunden. Er ist nicht verpflichtet, die jeweilige Rüstungspolitik des Staates für richtig zu halten oder gar für sie vor der Truppe einzutreten. Lehnt jemand atomare Waffen ab, ist er damit nicht prinzipiell von einem Pfarramt in der Militärseelsorge ausgeschlossen. Ich würde selbst mit ihm, wie mit jedem Pfarrer, der bei uns eintritt, ein ausführliches und sorgfältiges Gespräch haben und mit ihm prüfen, ob es für die Gemeinde und ob es für ihn gut ist, ein Amt in der Militärseelsorge zu übernehmen. Aber, auf daß meine Auskunft nicht allgemein und deshalb in diesem Falle nichtssagend sei, will ich ausdrücklich hinzufügen: Ich kenne Pfarrer, die für sich selber nicht nur gegen die atomaren Waffen, sondern auch Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen sind. Sie sind Pastoren von einer Art, daß ich keine Bedenken hätte, sie als Militärpfarrer zu berufen. Ein Pfarrer aber, der sein Amt so verstünde, daß er als Militärpfarrer ein Missionar für Kriegsdienstverweigerung unter den Soldaten sein müsse, ist zweifellos als Militärpfarrer ungeeignet.

6. Immer wieder bin ich mit großer Sorge nach der Gefahr der ideologischen Verstrickung, in die die Militärseelsorge geraten kann, gefragt worden. Halten Sie sich versichert, weder meine Brüder im Amte noch ich selber verberge mir die Gefahr. Daß wir den entschlossenen Willen haben, dieser Versuchung bis auf den Grund zu widerstehen, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Ideologie statt Glaube, dies wäre nun wirklich der vollzogene Verrat am Evangelium und deshalb auch an unserem Auftrag. Wir gäben unseren Soldaten Steine statt Brot. Es kann nur meine Bitte sein, wir möchten uns gemeinsam an der Hand halten, daß wir uns gegenseitig in dieser gefährlichen Zeit vor der schrecklichen Sünde der Verfälschung unseres Amtes bewahren. Lassen Sie sich aber gleichzeitig bitten, uns so zu begleiten, daß Vertrauen wächst und wir uns nicht gegenseitig voreinander verhärteten.

Lassen Sie mich abschließend sagen, nichts von dem, was ich vor Ihnen aussprach, ist neu oder eine Frucht der Gespräche dieser Synode. Aber vielleicht hilft es uns zu einem besseren Miteinander in der Zukunft, wenn ich die an mich gerichteten Fragen noch einmal auch in unserem Kreise beantwortet habe. Aber nun, hohe Synode, darf ich Sie bitten, nicht zu vergessen, daß meinen Brüdern und mir Seelsorge aufgetragen ist. So unerläßlich die ständige Wachsamkeit gegenüber Gefahren ist – es geht doch um lebendige Menschen, um Männer mit Frauen, um Mütter und Kinder, um Leute mit einer schweren Last der beruflichen Verantwortung und ihren täglichen Sorgen und Nöten. Diese Menschen wollen von ihrer Kirche nicht alleingelassen, sie wollen nicht

immer nur kritisch und mißtrauisch von ihrer Kirche beobachtet sein, sie möchten auch einmal das gute Wort aus der Welt Gottes, und dies ist das Wort der Liebe und des Mittragens, hören, und nicht nur von uns Soldatenpastoren, sondern auch von Ihnen.

Lassen Sie mich das Wort eines Generals, der uns von den Anfängen her in einer besonderen Weise verbunden ist, zitieren: „Eine allein gelassene Bundeswehr – man kann sie durch Desinteresse, durch ein Übermaß an Kritik und durch Schönfärberei allein lassen – wird mit den Problemen der Menschenführung nicht fertig.“

Hohe Synode, wenn das schon für die Gesellschaft allgemein gilt, wieviel größer ist die Verantwortung der Kirche und auch dieser Synode, daß wir den Zuspruch ausrichten, daß auch für den mit solch kantiger Verantwortung beladenen Soldaten die Zusage Christi gilt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“

Die Vorlage des Vorbereitungsausschusses lautet:

DER DIENST DER KIRCHE AN DEN SOLDATEN

I. Einleitung

1. Gebunden an den „Auftrag der Kirche zur Seelsorge an allen ihren Gliedern“, hat die Synode der EKD im März 1957 dem Vertrag zwischen der EKD und der Bundesrepublik Deutschland zur Regelung der evangelischen Militärseelsorge mit mehr als der erforderlichen Zweidrittelmehrheit ihre Zustimmung gegeben. Schon während der Synodal-Verhandlungen wurde ausgesprochen, daß die Bewährung dieses Vertrages nicht schon durch den Wortlaut der einzelnen Paragraphen gewährleistet sei, sondern der Erprobung in der Praxis bedürfe und die vertrauensvolle Zusammenarbeit der Vertragspartner voraussetze. Daraus ergab sich, daß von Anfang an eine *Überprüfung des Vertrages* ins Auge gefaßt und je länger, desto mehr nachdrücklich gefordert wurde. Zwar ist eine solche Überprüfung durch die enge und ausdrückliche Einbeziehung der Militärseelsorge in den Verantwortungsbereich der beteiligten Landeskirchen ständig im Gange. Doch wird dadurch die Durchführung einer besonderen, das Ganze umfassenden, kritischen Übersicht über das bisher Zustandegekommene nicht überflüssig gemacht. Alle kirchliche Ordnung ist im Wandel der Verhältnisse stets neu hinsichtlich ihrer Angemessenheit und Sachgemäßheit auf Überprüfung und gegebenenfalls auf eine dem eigentlichen Auftrag besser gerecht werdende Neugestaltung gewiesen.

2. Eine Überprüfung des Militärseelsorgevertrages wird dadurch erschwert, daß sich auf überaus komplexe Weise in das Für und Wider der Argumente mancherlei Erwägungen mischen, die nicht unmittelbar den Vertrag als solchen und noch weniger diejenigen betreffen, die in seiner Ausführung den verantwortlichen Dienst der Militärseelsorge aufzubauen und durchzuführen begonnen haben. Diese Zusammenhänge sind unauf löslich mit dem Ganzen des Vertragswerkes verbunden und bedürfen letzten Endes der vorherigen Klärung, soll nicht der Vertrag als ganzer, hinsichtlich seiner Intention und seiner Durchführung, von vornherein in ein falsches Licht geraten. Indem erklärt wurde, daß nicht eigentlich das Daß der Seelsorge an den Soldaten, sondern das Wie der in dem vorliegenden Vertrag vorgesehenen Durchführung zur Diskussion stehe, wurde deutlich, daß die entscheidenden Fragen im Bereich der theologischen und ethischen Prinzipienfragen liegen und daß mit deren schwerem Gewicht die Entscheidung über den Militärseelsorgevertrag selbst ungemein belastet wird. Im Zuge einer umfassenden Überprüfung erscheint es daher geboten, die anstehenden Probleme behutsam zu entflechten und auf solche Weise deutlich zu machen, wo die eigentlichen Probleme und die noch ungeklärten Fragen liegen bzw. wo immer schon Übereinstimmung bestanden hat oder neu erreicht werden kann.

3. Der der Kirche gebotene Dienst der Verkündigung und Seelsorge ist weder nur an einzelne noch in unterschiedsloser Weise an die ganze Welt gerichtet. Vielmehr kann es nicht anders sein, als daß er den *Gruppen* Rechnung trägt, innerhalb welcher die Menschen jeweils zusammen leben. So wird es uns in der Heiligen Schrift bezeugt, wenn etwa davon die Rede ist, daß sich die Gemeinde in einzelnen Häusern und Familien sammelt und wenn etwa Männer, Frauen und Jugendliche, Herren und Knechte je besonders angesprochen werden. Auch die „Standespredigt“ Johannes des Täufers verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung. Stets hat der Dienst der Kirche auf die vorfindlichen Gruppen natürlicher, ständischer und sonstiger Art Bezug genommen. Es widerspricht nicht der Universalität der kirchlichen Botschaft und der alle Grenzen und Unterscheidungen übergreifenden Einheit der christlichen Gemeinde, daß es der nachgehenden Seelsorge der Kirche aufgetragen ist, die Je-Besonderheit der Gruppen, in welchen die Menschen leben, ernst zu nehmen und ihren Dienst daraufhin auszurichten. Dabei gilt es besonders zu bedenken, daß jede Gruppe kraft der Besonderheit, welche ihr gemeinsames Leben ausmacht, und kraft der Stellung und Aufgabe, welche sie in ihrer Umwelt wahrnimmt, auch je besonderer Gefährdung unterworfen ist und gerade in dieser Situation der Verkündigung und Seelsorge bedarf. Um dem gerecht werden zu können, ist es den Boten aufgegeben, im Sinne dessen, was zuletzt die Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi über Solidarität und „Identifizierung“ des Zeugen mit denen, welchen sein Zeugnis gilt, ausgesprochen hat und was in der ökumenischen Diskussion unserer Tage über das Verhältnis von *presence, service und communication* (Dabeisein, Dienst, Gespräch) im Zuge nachgehender Seelsorge erklärt worden ist, am Leben der Gruppe selbst teilzunehmen und den Dienst verantwortlicher Seelsorge auf der Basis des Verstehens und Vertrauens gewissermaßen von innen her auszuüben. Längst vor Einrichtung der Militärseelsorge ist die Kirche in dieser Weise tätig geworden, indem sie etwa besondere Studentenpfarrämter, Sozialpfarrämter, Krankenhauspfarrämter oder auch besondere Einrichtungen kirchlicher Jugendarbeit, Frauenarbeit, Männerarbeit usw. geschaffen hat.

4. *Gefahr und Versuchung aller Gruppenseelsorge* besteht darin, daß sie in ihrer Bemühung um Solidarität und Identifizierung mit den ihr je in besonderer Weise anvertrauten Gruppen den um der Freiheit ihrer Verkündigung und ihres Dienstes willen gebotenen Abstand verliert und über dem Eingehen auf besondere Gruppenanliegen den Blick auf das Ganze und die Unbefangenheit des nur an Gottes Wort gebundenen Gewissens verliert. Tatsächlich steht jede Gruppe gemäß der ihrem Wesen entsprechenden Tendenz zur Isolierung und Abgrenzung in der Gefahr, sich auf sich selbst zu beschränken und ihre Besonderheit ideologisch zu überhöhen. So entwickelt sich ein Trend zur Absolutsetzung des eigenen Standpunktes und zur Selbstrechtfertigung, die Gefahr einer verhängnisvollen Blindheit für die Begrenztheit und Enge des eigenen Horizontes und am Ende ein Freund-Feind-Denken, das Schuld nur bei den außerhalb der Gruppe Stehenden sucht und für Gruppenangehörige alle Entschuldigung bereithält. Unvermeidlich droht im Zuge solcher Entwicklung eine gefährliche Abstumpfung des Gewissens. Indem die Kirche aus Gründen, die in ihrer Sendung unmittelbar enthalten sind, den Dienst der Verkündigung und Seelsorge in den Gruppen übernimmt, steht sie in der Gefahr, selbst dem Sog dieser Entwicklung zu verfallen und über gebotener Solidarität den unter Umständen notwendigen Widerspruch zu versäumen.

5. Was für Gefahr und Versuchung aller Gruppenseelsorge gilt und in der besonderen Situation der Gruppenbildung selbst begründet liegt, findet in der Militärseelsorge entsprechenden und aus bestimmten Gründen verstärkten Ausdruck.

Schwierigkeiten und Probleme der Militärseelsorge sind im Grundsatz keineswegs auf diese selbst beschränkt. Was in ihr der Überprüfung bedarf, verweist auf Fragen, die

in gleicher Weise auch für andere Gruppendienste der Kirche bestehen und auch dort eine kritische Überprüfung nötig machen. Doch ist nicht zu verkennen, daß sich im militärischen Bereich die Probleme aller Gruppenbildung in besonderer Weise verstärken können, nicht zuletzt durch Uniformierung und Unterbringung in Kasernen. Soldatische Disziplin und Manneszucht erfordern die Pflege einer fest geschlossenen und klar abgegrenzten Leistungsgemeinschaft. So gewiß der Dienst des Soldaten der Erhaltung und Sicherung des Friedens dienen soll, so kann sich doch in der Ausrichtung auf dessen Verteidigung eine Unterscheidung von Freund und Feind ergeben, welche alles Böse vornehmlich beim Gegner sucht und, gestützt auf ideologische Rechtfertigung der eigenen Position, nicht mehr genügend Verständnis für das politische Gesamtgefüge aufbringt. Dem, wenn es auftreten sollte, zu begegnen und vom Ansatz her Widerstand zu leisten, gehört zur Verantwortung der Militärseelsorge. Ihre Versuchung hingegen könnte darin bestehen, daß sie, hineingestellt in den militärischen Apparat, möglicherweise selbst dem diesem innewohnenden Sog verfällt und nicht mehr die nötige Freiheit besitzt, ihren Dienst mit Mut und Vollmacht in der allgemeinen Bindung an das Evangelium zu verrichten.

6. Wie alle Gruppenseelsorge, so befindet sich die Militärseelsorge in der spannungsreichen Lage, Solidarität und Distanz, verstehende Anteilnahme und kritisches Gegenüber in ihrem Dienst gleich angemessen zu verwirklichen. Ist beides zugleich überhaupt möglich? Es gibt auf der einen Seite solche, die in Verneinung dieser Frage die Militärseelsorge überhaupt abgelehnt haben und die Sorge äußern, daß schon die Einrichtung einer solchen ungewollt einer verhängnisvollen Sanktionierung des Waffendienstes Vorschub leiste. Auf der anderen Seite sind sich diejenigen, welche die Militärseelsorge bejahen, des mit ihrer Einrichtung verbundenen Wagnisses bewußt und darum entschlossen, alle nur möglichen Sicherungen einzubauen, um wider die Versuchungen der Lage die vorhandenen Spannungen auszuhalten und in immer neu gebotener Entscheidung fruchtbar zu bestehen. Institutionelle Sicherungen reichen freilich nicht aus, um dieser letzten Endes geistlichen Herausforderung gegenüber zu bestehen, so gewiß es erforderlich ist, daß auch in dieser Beziehung alles Notwendige geschieht. Wichtiger ist die eindeutige Bindung der Militärseelsorge an Schrift und Bekenntnis als Grundlage und Norm ihres Dienstes und ihre Einbeziehung in Fürbitte und Gottesdienst der ganzen Gemeinde.

III. Freiheit der Verkündigung im Gehorsam unter der anvertrauten Botschaft

7. Was der Kirche als unabänderliche Botschaft und verpflichtendes Zeugnis aufgetragen ist und ihren Dienst in allen Bereichen und im nachgehenden Dienst an allen Gruppen der Gesellschaft in gleicher Weise verpflichtet, ist *„das Evangelium von Jesus Christus*, wie es uns in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments gegeben ist. Indem sie diese Grundlage anerkennt, bekennt sich die Evangelische Kirche in Deutschland zu dem einen Herrn der einen heiligen allgemeinen apostolischen Kirche“ (Grundordnung EKD). Aus der Ausrichtung dieser Botschaft auf die je besondere Situation der anvertrauten Gruppen und die in ihnen je besonders bestehenden Anfechtungen und Versuchungen ergibt sich eine je besondere Zuspitzung. Dies gilt innerhalb der Militärseelsorge insbesondere in Bezug auf das, was über den Friedensdienst der Kirche, über die Grenze menschlichen Gehorsams, über das Kommen des Reiches Gottes und über die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein zu sagen ist.

8. Unüberhörbar hat die Synode von Weissensee 1950 in Anknüpfung an das Schuld-bekenntnis von Stuttgart und die im Kampf der Bekennenden Kirche neu erschlossene Einsicht in die Verantwortung der Kirche für das öffentliche Leben ihre Verantwortung für den Frieden bekundet. Der Friede Gottes, in Jesus Christus vollbracht, und denen, die sein Wort annehmen, in Gnaden zugesprochen, ist keine nur das Innere und das

Jenseits betreffende Verheißung, sondern Geschenk und Zuspruch, welcher schon jetzt und hier Leben und Verhalten der Christen in eine neue Richtung bringt. „Es gibt einen Weg zum Frieden. Wohl steht es nicht in unserer Hand, die Sünde, den Krieg und den Tod von der Erde zu verbannen. Aber mitten in dieser Welt hat Gott seinen Weg des Friedens erschlossen. Durch Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, hat er den Frieden gemacht mit der Welt. Christus ist unser Friede. Es ist niemand, dem diese Botschaft nicht gilt ... Als solche, die an den Friedensbund Gottes mit der Welt glauben, wissen wir uns berufen, Frieden zu suchen mit allen Menschen und für den Frieden der Völker zu wirken, gemeinsam mit allen, die ihn ernstlich und ehrlich wollen“ (Weißensee 1950). In diesem Zusammenhang verdient auch das Friedenswort eines Ausschusses der EKD vom Jahre 1961, das durch den Rat allen Gliedkirchen zur Beachtung zugeleitet worden war und auch in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erregt hat, besondere Erwähnung. Unter Gottes Frieden gestellt, sind die Christen berufen, sich als Friedensstifter zu bewähren. Es ist die Probe für die Echtheit und Fruchtbarkeit des Verkündigungsdienstes im Bereich der Militärseelsorge, daß Möglichkeit und Bereitschaft besteht, dieses zu bezeugen, daß dafür Raum und Freiheit gewährt wird und daß auf seiten derer, die es angeht, Aufgeschlossenheit und Bereitschaft zu hören besteht. Zwar ist es so, daß der Waffendienst, dessen Ausübung nur auf den Frieden ausgerichtet sein darf, im äußersten Falle die Möglichkeit kriegesischer Verwicklung in sich einschließt. Doch kann damit keineswegs und unter keinen Umständen eine Rechtfertigung dafür gegeben sein, einen Krieg zu beginnen. Daß Krieg wider Gottes Willen und Gebot ist, unvereinbar mit der Botschaft von Gottes Friedensschluß in Jesus Christus, dies zu bezeugen, ist ein entscheidendes Kennzeichen der in Gottes Wort gegründeten Militärseelsorge.

9. Gottes Gebot verlangt unbedingten Gehorsam. Was in Jesu Doppelgebot der Liebe seine Zusammenfassung findet und so Grundlage und Inhalt aller kirchlichen Botschaft ist, hat im Bereich der Militärseelsorge dort seine besondere Bewährungsprobe zu bestehen, wo es in Eidesbelehrung und lebenskundlichem Unterricht um die Besprechung von *Grundlage und Grenze alles Gehorsams* geht. Niemand darf verkennen, daß in militärischen Verbänden Manneszucht und Disziplin, straffe Ordnung, Treue und Zuverlässigkeit, Befehlsgewalt und Befehlsgehorsam eine besondere Rolle spielen. Eine Berufung auf das Apostelwort, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, ist nicht um egoistischer Zwecke oder willkürlicher Ziele willen statthaft und anzuerkennen. Gerade, indem die Militärseelsorge, welche Gottes Willen und Gebot über den Menschen bezeugt, der Leichtfertigkeit und Selbstsucht klar entgegentritt, wird sie die in ihrem Auftrag gründende Freiheit und Bindung darin zu bewähren haben, daß sie zugleich mit der Verpflichtung zum Gehorsam auch dessen Grenze aufweist. Indem sie damit Gott die Ehre gibt, die ihm allein gebührt, dient sie zugleich der Würde des Menschen und hilft dazu, daß nicht Gewaltsamkeit und Willkür an die Stelle verantwortlicher Gewissensentscheidung treten.

10. Die der Kirche anvertraute Botschaft bezeugt *den Anbruch des in Christi Kommen begründeten Reiches Gottes*. Darin ist die Entlarvung der Vorläufigkeit und Vergänglichkeit aller Reiche dieser Welt und ihrer weltanschaulichen und politischen Systeme eingeschlossen. Vaterlandsliebe, Dienst und Verantwortung für das eigene Volk und die von ihm gewählte demokratische Ordnung, so gewiß sie in der Dankbarkeit für Gottes gute Gaben auch ihre Berechtigung besitzen, haben darin doch zugleich auch ihre Grenze. Das Zeugnis der Kirche von dem in Jesus Christus angebrochenen Gottesreich schließt die Abwehr des falschen Nationalismus und zugleich das Bekenntnis ein, daß alle Grenzziehung und Unterscheidung zwischen den Menschen, wie groß auch die Versuchung sein mag, sie moralisch zu sanktionieren, ideologisch zu überhöhen und emotional zu verhärten, unter der Verheißung des kommenden Reiches in Frage gestellt und aufgehoben sind. Indem die Militärseelsorge dieser Botschaft verpflichtet ist, muß sie

dem entgegenstehen, daß in bestehenden oder neu aufkommenden Konflikten vergessen wird, auch noch im Feind den Bruder, den möglichen Teilhaber an Gottes künftigem Reich zu sehen.

11. Auch die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders um Christi willen allein aus Gnade, dieses im Ernstfall vieler Konflikte immer neu als *articulus stantis et cadentis ecclesiae* erwiesene Grundzeugnis des Evangeliums, erweist in der besonderen Situation der Militärseelsorge seine die Gewissen schärfende, den Glauben stärkende, in der Anfechtung helfende Kraft. Das gilt sowohl für die politisch-militärische Gesamtsituation, in welcher sich der soldatische Dienst heute abspielt, wie auch für die konkreten Versuchungen, die mit dem Soldatsein immer schon verbunden waren. Indem der in seinem Gewissen an Gottes Wort gebundene Soldat der Spannung ausgesetzt ist, daß er dem Frieden dienen und zugleich für den Krieg gerüstet sein soll, erfährt er die Ausweglosigkeit möglicher Schuldverstrickung. Indem der Wehrdienst einerseits auf Leistung und Erfolg hin betrieben und der Soldat zu soldatischem Selbstbewußtsein erzogen wird, andererseits aber in der engen Männergemeinschaft menschliche Schwächen besonders deutlich zutage treten, entsteht ein Spannungsverhältnis besonderer Art. Demgegenüber die im Evangelium begründete Rechtfertigung des Sünders zu bezeugen, allen Stolz vor seine Grenze zu stellen, Sünde auch wirklich Sünde zu nennen, die Gnade zu predigen, die alle Grenzen sprengt, damit Brücken zu schlagen und neue Gemeinschaft zu bezeugen, das ist die entscheidende Bewährungsprobe der Militärseelsorge. Mit alledem darf freilich nicht der Eindruck entstehen, als sei evangelische Verkündigung aller menschlichen Leistung abhold und mißtrauisch in bezug auf die Erreichung natürlicher Erfolge. Dies ist nicht der Fall. Aber ihrem Ansatz nach muß die Militärseelsorge dem entgegenstehen, Erfolge auf Kosten der anderen, Leistung zu Lasten der Mitbeteiligten zu erreichen, Schwarz-Weiß-Malerei anstelle gerechter Gesamtbeurteilung vorzunehmen, Überheblichkeit und Stolz statt der Bereitschaft zum Anerkennen auch eigener Schwächen und Mängel zu pflegen.

IV. Der Dienst des Friedens im atomaren Zeitalter

12. Stand die Militärseelsorge in Bezeugung der biblischen Botschaft zu allen Zeiten im Blick auf die ihr vorgegebene Situation und angesichts der besonderen Anfechtung des Soldaten vor einer überaus schwierigen Aufgabe, so ist dies in besonderer Weise heute der Fall, seitdem durch *Erfindung und Ingebrauchnahme atomarer Waffen* der Krieg ein neues Gesicht, eine nie gekannte Furchtbarkeit und eine im Verhältnis zu früherer Zeit qualitativ andere Art bekommen hat. Die Militärseelsorge wird den Gehorsam gegen den Herrn der Kirche und seinen Auftrag dementsprechend auch und vor allem darin zu erweisen haben, wie sie dieser neuen Situation in unserer Zeit begegnet. Zwar ist immer schon der Krieg im christlichen Zeugnis als Ausdruck menschlicher Schuld und Verlorenheit gewertet worden. Eine christliche Verherrlichung des Krieges ist unerlaubt. Doch sind aus der Geschichte Bemühungen bekannt, zu erweisen, wann und unter welchen Umständen ein Krieg, zum Zweck der Verteidigung wider Raub und offenes Unrecht geführt, unter das Urteil eines „gerechten“ Krieges gestellt werden könne. Auch in der vergangenen Zeit aber konnte darüber die Schrecklichkeit des Kriegsgeschehens nicht außer acht gelassen werden, zumal immer schon Unschuldige mitbetroffen und Entwicklungen eingeleitet wurden, die in den meisten Fällen nur neues und oft größeres Unglück im Gefolge hatten. Diese Entwicklung ist nunmehr, da jeder Krieg sich zum totalen Krieg ausweiten kann, die Zivilbevölkerung einbezieht und vor den Grenzen der Völker nirgendwo Halt zu machen droht, in ein Stadium geraten, in dem es keine Möglichkeit mehr zur grundsätzlichen Rechtfertigung des Krieges gibt. Mit Recht ist daher in den Verlautbarungen des Weltrates der Kirchen und vieler einzelner Kirchen zur Ächtung des Krieges aufgerufen und die allgemeine Ab-

schaffung der atomaren Waffen gefordert worden. Eine auf Gottes Wort gegründete und für die Botschaft der Kirche in unseren Tagen aufgeschlossene Militärseelsorge kann nicht anders, als daß sie sich diese Botschaft voll und ganz zu eigen macht.

13. Unter der Verantwortung des Militärbischofs und dadurch mit dem Dienst der Militärseelsorge eng verbunden, hat eine Kommission der Evangelischen Studiengemeinschaft *11 Thesen über „Atomzeitalter – Krieg und Frieden“* (1959) erarbeitet und der Öffentlichkeit vorgelegt. Seitdem sind die Thesen auf Anordnung des Militärbischofs der wesentliche Inhalt der Gewissensberatung der Soldaten durch ihren Militärpfarrer. Sie versuchen, in christlicher Verantwortung aus den Gegebenheiten heutiger Wirklichkeit praktische Folgerungen zu ziehen. Mag es sein, daß das Ergebnis in manchem vorläufig ist und daß insbesondere der in diesen Thesen behandelte Begriff der Komplementarität der Gewissensentscheidung weiterer Erörterung bedarf, so sind die Thesen doch geeignet, dem Dienst der Militärseelsorge wie der Besinnung der Kirche überhaupt Wegweisung zu geben.

Die Thesen haben folgenden Wortlaut:

1. „Der Weltfriede wird zur Lebensbedingung des technischen Zeitalters.“
2. „Der Christ muß von sich einen besonderen Beitrag zur Herstellung des Friedens verlangen.“
3. „Der Krieg muß in einer andauernden und fortschreitenden Anstrengung abgeschafft werden.“
4. „Die tätige Teilnahme an dieser Arbeit für den Frieden ist unsere einfachste und selbstverständlichste Pflicht.“
5. „Der Weg zum Weltfrieden führt durch eine Zone der Gefährdung des Rechts und der Freiheit, denn die klassische Rechtfertigung des Krieges versagt.“
6. „Wir müssen versuchen, die verschiedenen im Dilemma der Atomwaffen getroffenen Gewissensentscheidungen als komplementäres Handeln zu verstehen.“
7. „Die Kirche muß den Waffenverzicht als eine christliche Handlungsweise anerkennen.“
8. „Die Kirche muß die Beteiligung an dem Versuch, durch das Dasein von Atomwaffen einen Frieden in Freiheit zu sichern, als eine heute noch mögliche christliche Handlungsweise anerkennen.“
9. „Für den Soldaten einer atomar bewaffneten Armee gilt: Wer A gesagt hat, muß damit rechnen, B sagen zu müssen; aber wehe den Leichtfertigen!“
10. „Wenn die Kirche überhaupt zur großen Politik das Wort nimmt, sollte sie den atomar gerüsteten Staaten die Notwendigkeit einer Friedensordnung nahebringen und den nicht atomar gerüsteten raten, diese Rüstung nicht anzustreben.“
11. „Nicht jeder muß dasselbe tun, aber jeder muß wissen, was er tut.“

V. Verantwortung des Gewissens: Wehrdienstbejahung und Wehrdienstverweigerung

14. In ihrem Grundgesetz hat die BRD das Recht der *Kriegsdienstverweigerung* ausdrücklich als ein dem Bürger eigenes Grundrecht anerkannt und dem einzelnen die volle Freiheit der Gewissensentscheidung zugestanden. Indem sich die Militärseelsorge derer annimmt, die sich zum Waffendienst entschieden haben, wird sie zugleich darauf bedacht sein müssen, diejenigen im Blick zu behalten, welche eine andere Entscheidung getroffen haben. Beide Entscheidungen verhalten sich, wenn anders das Gewissen des Bruders jeweils ernst genommen und nicht nur als irrendes Gewissen bewertet wird, so zueinander, daß sie zwei legitime Möglichkeiten darstellen, die sich gegenseitig ihre Berechtigung nicht streitig machen können und sollen, zumal es in beiden letzten Endes darum geht, dem Frieden und nur dem Frieden auf bestmögliche Weise zu dienen. Damit wird eine Spannung offenbar, die im konkreten Fall erhebliche Konflikte herbeiführen kann. Es ist schwer einzusehen, warum und wie es in einer Gewissensentschei-

dung von so großer Tragweite zwei verschiedene Möglichkeiten geben kann. Die Auskunft über die „Komplementarität“ der Gewissensentscheidung, welche die Atomkommission der Studiengemeinschaft gegeben hat, ist nicht voll befriedigend. Sie sollte bei weiterem Nachprüfen daraufhin untersucht werden, ob es sich um ein ein für allemal bestehendes Miteinander zweier Möglichkeiten handelt oder ob dieser Tatbestand auf die Gegenwart beschränkt ist und in deren mit den Kategorien herkömmlicher theologischer Ethik nicht zu meisternden Problematik seinen eigentlichen Grund hat. Sollten sich überzeugende Gründe für diese Auffassung finden, so ist aller Anlaß gegeben, über die „Komplementarität“ der Gewissensentscheidungen hinaus solche verpflichtenden Normen und solche Modelle gewissensmäßigen Handelns zu suchen, welche für alle in gleicher Weise gelten.

15. Nicht nur die Kriegsdienstverweigerung, sondern auch *die Bejahung des Wehrdienstes* hat in einer Gewissensentscheidung zu gründen, die in diesem wie in jenem Falle ernstlich bedacht und vor Gott verantwortet werden muß. Die Militärseelsorge muß darauf bedacht sein, nicht nur die Freiheit des Gewissens zu schützen, ratlose Gewissen zu beraten und angefochtene Gewissen zu trösten. Vielmehr ist ihre Aufgabe in erster Linie auch darauf gerichtet, Leichtfertigen und Gleichgültigen den Ernst der Entscheidung vor Augen zu führen und auf die Schärfung des Gewissens bedacht zu sein. Dies betrifft Verkündigung und Seelsorge, lebenskundlichen Unterricht und Rüstzeitenarbeit in gleicher Weise und beschränkt sich nicht auf Eidesbelehrung und Beratung in besonderen Fällen. Verantwortliche Militärseelsorge wird darum bemüht sein, aller Versuchung zu gewissenloser Gleichgültigkeit und zu zynischem Opportunismus zu widerstehen. Wo der Zwang der Gewohnheit, das Befangensein in Tradition und Konvention, der Sog bestimmter Suggestionen oder gar der Terror der Gewalt eine Rolle spielen sollte, da hat die Militärseelsorge dem einzelnen wie der Gemeinschaft gegenüber den entscheidenden Dienst zu tun, daß sie zur Freiheit der persönlichen Gewissensentscheidung ermutigt und Anleitung zu selbständiger Urteilsbildung gibt.

VI. Überprüfung des Militärseelsorgevertrages – Bewährung und Anerkennung

16. Eine Überprüfung des Militärseelsorgevertrages von 1957 kann nicht anders als in der Weise geschehen, daß derselbe unter Berücksichtigung der komplexen Gesichtspunkte, welche mit dem, was er beinhaltet, unauflöslich verbunden sind, im ganzen und in allen seinen einzelnen Paragraphen gründlich angesehen und daraufhin befragt wird, ob und inwieweit er sich seit dem Zeitpunkt seines Abschlusses in der Praxis bewährt hat, bzw. welche Ansätze zu möglicher Änderung sichtbar geworden sind. Es empfiehlt sich, unter diesem Gesichtspunkt zunächst die Vertragspartner ins Auge zu fassen und dann zu fragen, ob und wie sich unter deren Verantwortung die im einzelnen vorgesehenen Maßnahmen inzwischen bewährt haben.

17. Partner des Vertrages ist auf der einen Seite die EKD, seinerzeit durch den Vorsitzenden ihres Rates und den Präsidenten der Kirchenkanzlei vertreten. Spätere Feststellungen der Synode von Spandau 1960 haben ergeben, daß die östlichen Gliedkirchen aus der Mitverantwortung für das Vertragswerk ausdrücklich entlassen sind und daß nur die Gliedkirchen im Bereiche der BRD auf Inhalt und Durchführung dieses Vertrages behaftet werden können. Es ist zwar bei dem Zustandekommen des Vertrages ausdrücklich bekundet worden, daß eine entsprechende Regelung seitens der Kirche auch bezüglich der Seelsorge in der Volksarmee der DDR angestrebt werde, doch ist dieser Wunsch bisher von dort ausdrücklich zurückgewiesen und bisher keinerlei Seelsorge innerhalb der Truppe erlaubt worden. Um so mehr wird der für den Bereich der BRD abgeschlossene Militärseelsorgevertrag propagandistisch dazu mißbraucht, Spannung und Zwietracht innerhalb der EKD zu säen und die in kirchlicher Verantwortung getroffene Entscheidung nachträglich zu diskreditieren. Abgesehen davon, daß die

westlichen Gliedkirchen in ihrer Gesamtheit den Militärseelsorgevertrag in seiner jetzigen Gestalt verantworten und der Militärbischof ihnen allen gegenüber sein leitendes Amt zu verantworten hat, sind auch die Gliedkirchen als einzelne je an ihrem Teil in die Verantwortung für den Vertrag einbezogen. Das gilt nicht nur insofern, als sie die Militärpfarrer stellen und trotz eigener personeller Mangellage bisher auch zur Verfügung gestellt haben. Darüber hinaus tragen sie die Lehrverantwortung für die von ihnen freigestellten Pfarrer und sind durch die Militärkirchengemeinden und die personalen Seelsorgebereiche eng mit allem Dienst der Militärseelsorge in ihrem Bereich verbunden. Diese Verknüpfung ist so eng und fruchtbar, daß von einer separaten oder auf Absonderung bedachten „Militärkirche“ schlechterdings nicht gesprochen werden kann.

18. Vertragspartner auf der anderen Seite ist die Bundesrepublik Deutschland, seinerzeit durch ihren Kanzler und den zuständigen Ressortminister vertreten. Man hat die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt angebracht, ja in unserer Zeit überhaupt noch erlaubt und gerechtfertigt sei, daß Kirche und Staat eine beide verpflichtende, verbindliche Abmachung treffen. Diese Frage, deren grundsätzliche Aspekte zu weitreichenden Erörterungen geführt haben, kann hier mit dem Hinweis beantwortet werden, daß es im Verhältnis von Staat und Kirche bis heute auf anderen Gebieten viele Abmachungen und vertragliche Regelungen gibt, deren Rechtsgültigkeit und Verbindlichkeit, ja deren Bewährung unbestritten und deren Beibehaltung wünschenswert ist. Solche Abmachungen haben Bestand und Berechtigung, solange jeder der beiden Partner das Wesen und die Aufgaben des anderen respektiert und zur Entfaltung kommen läßt. Auch die Wirksamkeit und Gültigkeit des Vertrages über Militärseelsorge wird sich danach entscheiden, daß und inwieweit sich die beiden Partner je für ihren Verantwortungsbereich Achtung zollen und die nötige Freiheit gewähren. Schon in der Präambel des Vertrages ist ausdrücklich davon die Rede, daß der religiösen Betätigung in der Bundeswehr Freiheit gewährleistet werden soll. In dem Vertrag selbst wird immer wieder bekundet, daß die Kirche in der Wahrnehmung der Militärseelsorge die um ihres Dienstes willen notwendige Freiheit in Wortverkündigung und Seelsorge zugestanden erhält. Die Militärseelsorge steht unter der Aufsicht der Kirche (Art. 2). Der Militärgeistliche ist im Rahmen der kirchlichen Ordnung selbständig. Als kirchlicher Amtsträger bleibt er an Bekenntnis und Lehre seiner Kirche gebunden (Art. 4). Der Militärbischof wird vom Rat der EKD ernannt. (Art. 1). Die Militärgeistlichen stehen in einem geistlichen Auftrag, in dessen Erfüllung sie von staatlichen Bindungen unabhängig sind (Art. 16). Durchgehend begegnet in dem Vertragswerk die oftmals wiederholte Festlegung, daß der Dienst der Militärseelsorge eine von staatlicher Überfremdung freie, allein durch die Kirche inhaltlich bestimmte und allein auf Schrift und Bekenntnis verpflichtete Einrichtung eigener Art in der Bundeswehr ist. Zwar sind die Militärgeistlichen auf die Dauer ihrer Amtszeit Staatsbeamte (nicht anders übrigens als manche andere Pfarrer in seelsorgerischen und unterrichtlichen Diensten in den Landeskirchen), und das Kirchenamt für die Bundeswehr ist eine staatliche Verwaltungsbehörde. Es ist denkbar, daß daraus im Einzelfall oder im ganzen Spannungen entstehen können, und bei Abschluß des Vertrages ist ausdrücklich die Sorge geäußert worden, daß auf dem Weg über das Organisatorische und über Ansprüche, die sich vom Beamtenstatus her für die Geistlichen ergeben, die Militärseelsorge auch ihrem Inhalt nach vom Staat überfremdet werden könnte. Dies müßte angesichts der Grundlinie des Vertrages als Vertragsbruch gewertet werden und zu entsprechenden Folgerungen führen. Ausdrücklich darf aber festgestellt werden, daß sich seit Abschluß des Vertrages bisher auch nicht ein einziger ernster Konflikt ergeben hat. Die im Vertrag verbrieft Freiheit der Kirche ist bisher niemals und in keiner Weise beeinträchtigt worden. Die Feststellung dieses Tatbestandes verpflichtet die Kirche zu Anerkennung und Dank gegenüber ihrem Vertragspartner. Die Kirche gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der Vertrag auch

in Zukunft von beiden Seiten entsprechend seinem Wortlaut und seiner Intention eingehalten wird.

19. Die von den Landeskirchen für ihren Dienst an den Soldaten freigestellten *Militärseelsorger* befinden sich hinsichtlich Stellung und Verantwortung in doppelter Loyalität. Einerseits sind sie in der Ausübung ihres geistlichen Auftrages nur an ihr Ordinationsgelübde gewiesen. Andererseits stehen sie als Staatsbeamte im Gefüge staatlicher Ordnung und haben dem mit ihrem Verhalten Rechnung zu tragen. Eine Sonderstellung nimmt demgegenüber der Militärbischof ein, der vom Rat der EKD ernannt wird, wobei seitens der Bundesregierung nur die Versicherung einzuholen ist, daß vom staatlichen Standpunkt aus nichts gegen seine Berufung einzuwenden ist. Es ist verständlich, daß seitens der Militärpfarrer Takt, Aufgeschlossenheit und Verantwortung erforderlich ist, um ihrer doppelten Einordnung gerecht zu werden. Mit Dank und Anerkennung muß ausgesprochen werden, daß die Militärgeistlichen an den ihnen anvertrauten Soldaten einen guten Dienst verrichtet haben.

20. Für die Ausübung des Dienstes sind personale Seelsorgebereiche und nach der Entscheidung der Landeskirche in besonderen Fällen *Militärkirchengemeinden* vorgesehen. Auffallend ist, daß von der zweiten Möglichkeit bisher nur in seltenen Fällen Gebrauch gemacht worden ist. Darin kommt zum Ausdruck, daß seitens der Militärseelsorge wie seitens der Landeskirchen einer Arbeitsweise der Vorzug gegeben wird, die eine größtmögliche Verknüpfung der Arbeit mit dem, was in der Ortsgemeinde geschieht, bietet. Wo Militärkirchengemeinden entstanden sind, ist es dort der Fall, wo landeskirchliche Ortsgemeinden nicht in erreichbarer Nähe waren, bzw. wo das Zahlenverhältnis so gelagert war, daß die vorhandenen Soldaten den Angehörigen der Ortsgemeinde der Zahl nach allzusehr überlegen gewesen wären. Es hat den Anschein, daß es auch für die Zukunft dabei bleiben wird, daß die Militärseelsorge in erster Linie in personalen Seelsorgebereichen ausgeübt und auf solche Weise eng mit dem Leben der Ortsgemeinde verbunden bleibt. Daraus ergibt sich, daß die Militärpfarrer vielerorts ihren Platz in den Gemeindekirchenräten (Presbyterien) haben, daß auch Soldaten diesen als Mitglieder angehören, daß in den Gruppen und Verbänden der Ortsgemeinde die Soldaten vielfältig mitarbeiten und daß von ihnen mancherlei Belebung auf die Ortsgemeinde ausgeht, wie umgekehrt diese die Soldaten immer wieder an ihre Einbeziehung in die über alle Gruppenbildung hinausreichende Gemeinschaft der Gemeinde Christi erinnern. Dank sei allen Pfarrern und Gemeinden, allen Presbytern und Gemeindegliedern, dazu auch den Soldaten, die an ihrem Teil helfen, daß sich die personalen Seelsorgebereiche als bewegliches Instrument seelsorgerlichen Dienstes und als lebendiger Integrationsfaktor für das Miteinander von Ortsgemeinde und soldatischer Personalgemeinde erweisen.

21. Was unter „kirchlichem Leben“ (Art. 5) zu verstehen ist und wie es sich im einzelnen verwirklichen läßt, darüber ist im Vertrag im einzelnen nichts gesagt. Ebenso ist aus verständlichen Gründen über das Inhaltliche der Dienste des Militärpfarrers keine Festlegung getroffen. Dieses obliegt der in Art. 12 geordneten Zuständigkeit des Militärbischofs und ist von demselben in Form von Richtlinien und Einzelanweisungen, durch Herausgabe der Feldagende und des Feldgesangbuches, durch regelmäßig wiederkehrende Visitationen und besondere Veranstaltungen verschiedener Art geregelt. Bisher sind keine Fälle bekannt geworden, die darauf schließen lassen, daß es zwischen dem, was zum „kirchlichen Leben“ gehört und den Obliegenheiten des allgemeinen Dienstes zu schwerwiegenden Reibungen gekommen ist. Es darf der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß guter Wille, gegenseitiges Vertrauen und die Anerkennung dessen, was die Freiheit der Kirche für die Ausrichtung ihres Dienstes bedeutet, dahin führt, daß auch in Zukunft die Botschaft der Kirche uneingeschränkt ausgerichtet werden kann. Der Militärseelsorgevertrag ist keine Garantie für die Verkündigung des Evangeliums in Freiheit und Wahrheit. Die in ihm enthaltenen Spannungen und Risi-

ken sind offenkundig. Bisher aber hat es unter seiner Gültigkeit geschehen können, daß Verkündigung und Seelsorge der Kirche ungehemmt und unverkürzt unter den Soldaten haben ausgerichtet werden können. Es ist der Wunsch der Synode, daß die Militärseelsorge auch in Zukunft helfe, die Gewissen zu schärfen, den Haß zu überwinden, die Liebe zum Frieden zu mehren, Wege zur Verständigung und zur Versöhnung zu öffnen und mit allem die ihr anvertrauten jungen Menschen in der Kirche Jesu Christi zu sammeln und zu halten.

Die Arbeitstagung faßte folgende

ENTSCHLIESSUNG

Die in Frankfurt am Main versammelte Arbeitstagung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland nimmt die von dem Vorbereitenden Ausschuß erarbeitete Vorlage „Der Dienst der Kirche an den Soldaten“ entgegen. Sie sieht darin ein der gegenwärtigen Lage und Auseinandersetzung entsprechendes, der sachlichen Erörterung der mit der Militärseelsorge zusammenhängenden Fragen dienendes Memorandum. Sie fügt ihm mehrere Entschlüsse bei, die in ihren Ausschüssen erarbeitet worden sind. Sie bittet den vom Rat für Fragen der Militärseelsorge gebildeten Ausschuß, das Memorandum und die Entschlüsse an die an dem Militärseelsorgevertrag beteiligten Gliedkirchen sowie an den Militärbischof und die kirchlichen Werke und Verbände als Hilfe für Besinnung und Arbeit weiterzugeben. Sie dankt dem Militärbischof, den Militärpfarrern, dem Beauftragten des Rates für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und allen ihren Mitarbeitern für den von ihnen geleisteten Dienst am Evangelium.

Die in den Ausschüssen zu Fragen der Militärseelsorge erarbeiteten Entschlüsse lauten:

ENTSCHLIESSUNG ZU FRAGEN DER MILITÄRSEELSORGE

1. Der vom Rat gebildete Ausschuß für die Fragen der Militärseelsorge möge veranlassen, daß eine Übersicht über die rechtliche Ordnung der Durchführung der Militärseelsorge in den Gliedkirchen erstellt wird. Er möge das Erforderliche im Sinne von Art. 6 Abs. 2 der Grundordnung bei den Gliedkirchen anregen.

2. Der vom Rat gebildete Ausschuß möge feststellen, wie die synodale Mitverantwortung für die Militärseelsorge nach dem Militärseelsorgevertrag und dem Kirchengesetz wahrzunehmen ist.

Der Rat wird gebeten, die Probleme des promissorischen Eides und des Gelöbnisses auf Grund der theologischen und ethischen Voraussetzungen der Gegenwart und im Hinblick auf die praktischen Folgerungen zu untersuchen.

ENTSCHLIESSUNG ZUM DIENST DES FRIEDENS IM ATOMAREN ZEITALTER

Bei einer Besinnung über das in Abschnitt IV der Vorlage des Vorbereitenden Ausschusses behandelte Thema des Dienstes des Friedens im atomaren Zeitalter drängt sich eine Fülle von Fragen auf, auf die es keine fertigen Antworten gibt, denen sich aber die Militärseelsorge und mit ihr die EKD in allen ihren Gliedern stellen muß. An folgenden Fragen sollte mit besonderer Dringlichkeit weiter gearbeitet werden:

1. Der Ausschuß unterstreicht die Feststellung des Vorbereitungsausschusses, daß die im Jahre 1959 von einer Kommission der Evangelischen Studiengemeinschaft vorgelegten 11 Thesen vorläufigen Charakter haben und als erster Versuch einer Antwort auf eine paradoxe Lage notwendigerweise fragmentarisch sind. Insbesondere ist der Aus-

schuß beunruhigt über das Ungenüge des Begriffs der Komplementarität in seiner Anwendung auf ethische Fragen. Er erinnert daran, daß bereits der vom Rat eingesetzte Atomausschuß davor gewarnt hat, diesen Begriff vorschnell als lösende Formel anzusehen und zur Prüfung des Begriffs wie seiner Anwendung aufgefordert hat.

2. In unserer Situation gilt es, die Legitimation neu zu überdenken und zu klären, die den Staat und zuständige überstaatliche Organisationen, wie etwa die UNO, befugt, Menschen zum Waffendienst zu verpflichten. Besitzt *Confessio Augustana* 16 heute noch Verbindlichkeit?

3. Die Erwägungen zum Kriegsdienst in der Gegenwart können nicht allein unter dem Aspekt des Atomkriegs angestellt werden. Die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre haben gezeigt, daß immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen zwar unter der Auswirkung des derzeitigen „Atom-Patts“, aber ohne Einsatz von Atomwaffen stattfinden. Daher müssen auch die Aussagen über den Kriegsdienst entsprechend differenziert werden.

4. Zu der Frage, welcher Beitrag für den Frieden innerhalb der Militärseelsorge geleistet werden kann, sucht der Ausschuß Antworten in folgender Richtung:

Der Krieg im atomaren Zeitalter, und zwar nicht nur der Krieg mit nuklearen Waffen, sondern auch der sogenannte konventionelle Krieg, wie wir ihn ständig erleben, bringt heute ein solches Maß von Unmenschlichkeit über Völker und einzelne, daß wir Christen uns an allen Anstrengungen beteiligen müssen, die der Entstehung von Konflikten und Kriegen schon in ihren Ursprüngen zu wehren suchen. Unser Beitrag zum Frieden kann vielgestaltig sein, die Verpflichtung zu diesem Beitrag dagegen ist mit unserem Christusglauben unlösbar verbunden. Wir bezeugen mit unserem Glauben, unserem Gehorsam und unserer Hoffnung die Herrschaft und die Kraft des Herrn, der zu Liebe und Verstehen, zum Frieden mit Gott und unter Menschen und damit zur wahren Menschlichkeit erlöst und befreit.

In diesem Zeugnis als einem praktischen Beitrag zum Frieden sollen die Christen unter den Soldaten wie im Ersatzdienst nicht weniger als jeder Christ im bürgerlichen Leben unablässig bestärkt und ermuntert werden.

Die Kirche, die im Gehorsam gegenüber ihrem Auftrag zur Seelsorge an allen ihren Gliedern die Militärseelsorge einrichtete, weiß sich in gleicher Weise denen verpflichtet, die um ihres an Gottes Wort gebundenen Gewissens die Wehrdienstleistung ablehnen; sie anerkennt die Kriegsdienstverweigerung ebenso als echte Möglichkeit christlicher Entscheidung und Haltung wie die Leistung des Soldatendienstes. Wiederholt hat deshalb die Synode der EKD feierlich erklärt, daß sie für die Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen einzustehen sich verpflichtet weiß und bereit ist. Der Rat der EKD veröffentlichte 1955 einen Ratsschlag zur gesetzlichen Regelung des Schutzes der Kriegsdienstverweigerer und berief 1963 einen Beauftragten für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und Ersatzdienstleistung. Als die Arbeitstagung der Synode das Thema der Seelsorge an besonderen Gruppen aufgriff, war es daher eine Selbstverständlichkeit, daß neben dem Dienst der Kirche an den Soldaten der kirchliche Dienst an den Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen und den Ersatzdienstleistenden zum Gegenstand von Berichterstattung, Aussprache und Beschlußfassung gemacht wurde. Auf Anordnung des Beauftragten für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und Ersatzdienstleistung legte die Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer einen schriftlichen Bericht vor, der durch mündliche Ausführungen des Beauftragten Präses Professor D. Dr. Beckmann ergänzt wurde. Aus diesem Bericht seien die wichtigsten Passagen wiedergegeben:

Ein paar Bemerkungen über die Aufgabe, wie sie die evangelische Kirche nach meiner Überzeugung in diesem Zusammenhang zu sehen hat.

Das erste scheint mir in der Richtung zu liegen, daß wir im Blick auf die Stellung des Kriegsdienstverweigerers in der Gesellschaft darauf bedacht sein müssen, daß das Mißverständnis, als ob es sich hierbei um Menschen handele, die zu den ausgesprochenen sogenannten Drückebergern gehören, überwunden wird. Es gibt eine in der Tradition unserer Gesellschaft begreifliche Mißachtung dieser Menschen, die auch noch mit dem merkwürdigen Begriff sich verbinden lassen müssen, „Verweigerer“ von etwas zu sein. Der Ausdruck selbst ist schwierig, noch schwieriger ist der Ausdruck „Ersatzdienst“, wie wir alle empfinden ... Mir scheint, daß wir dabei beharren müssen, wie es auch innerhalb der Ökumene seit Jahren immer wiederholt geschehen ist, daß *die Verweigerung des Kriegsdienstes als eine ethisch verantwortliche Entscheidung bejaht wird*. Und zwar eine Entscheidung, die als eine *christliche* Entscheidung anzuerkennen ist. Nicht nur als eine solche, die zu denjenigen gehören könnte, die man zwar dulden kann als eine im Grund irrige Entscheidung, sondern als eine, die auch von denen anerkannt wird, die sie selbst für sich nicht vollziehen ... Es scheint mir in diesem Zusammenhang notwendig zu sein, darauf aufmerksam zu machen, daß es sich hier um mehr als um eine negative Entscheidung gegen Waffendienst handelt, sondern um eine neue Position, um die in der heutigen Welt gekämpft wird: Die Verteidigung des Friedens im waffenlosen Dienst, um einen neuen Dienst am Frieden. Von vielen Menschen, Christen und Nichtchristen, ist diese neue Erkenntnis in unseren Jahren lebendig geworden. Ich meine auch die Entscheidung der Evangelischen Kirche in Deutschland in dieser Richtung verstehen zu dürfen, nicht nur als eine Schutzmaßnahme zugunsten individueller Entscheidungen gegen das Kriegshandwerk aus anzuerkennenden, aber vielleicht doch fragwürdigen Gründen. Das Positive, um das es hier geht, scheint mir darin zu liegen, daß hier neue Schritte, Erkenntnisse und Wege für den in der ganzen Welt von elementarer Notwendigkeit werdenden Dienst am Frieden vorliegen.

Der nächste Punkt ist, daß wir uns um die Behandlung des Kriegsdienstverweigerers aus Gewissensgründen in unserem eigenen Land kümmern müssen, nicht nur speziell um die Fragen der Seelsorge im Ersatzdienst. Denn Sie wissen, daß es schwer ist, den Begriff des Grundrechts auf Kriegsdienstverweigerung so zur Geltung zu bringen, wie das sein müßte. Außerdem war es und ist es schwer, den Begriff des Gewissens in protestantischer Glaubenserkenntnis so deutlich zu machen, daß er auch da anerkannt und zum Verständnis gebracht wird, wo eine andere Tradition sich bisher behauptet hat. Hierum hat sich auch damals das Gutachten über die Frage der Kriegsdienstverweigerung Sorgen gemacht, weil uns deutlich wurde, daß der evangelische Gewissensbegriff nicht einfach mit dem außerhalb der evangelischen Kirche verbreiteten Begriff des Gewissens identisch ist.

Das Zweite in diesem Zusammenhang betrifft das *Verfahren*, wie es heute bei uns rechtlich geordnet ist. Hier gibt es eine Reihe von begreiflichen Mängeln und von allerlei Wünschen an den Gesetzgeber. Wir haben uns auch darum in den letzten Jahren bemüht, sind aber leider nicht mit allen Wünschen, die wir für notwendig hielten, durchgekommen ... Aber es scheint mir eine kirchliche Aufgabe zu sein, daß wir uns auch darum kümmern, daß dieses Verfahren so gut wie nur irgend möglich ist.

Das Dritte in diesem Zusammenhang betrifft die *Durchführung*. Auch hier handelt es sich ... um Anfänge. Wir haben diesen Typ eines Ersatzdienstleistenden erst ganz kurze Zeit, und darum ist es kein Wunder, wenn innerhalb der deutschen Institutionen hier noch Schwierigkeiten bestehen über die Verwaltung, über die Einberufung, über die Durchführung und den Inhalt des Dienstes. Es liegt uns hierbei besonders daran, daß man nicht in der Öffentlichkeit wie in der Gesetzgebung und Verwaltung die Zeit, in der der Kriegsdienstverweigerer Ersatzdienst leisten muß, als etwas versteht, in der man ihn mit irgendwas achtzehn Monate lang beschäftigt, sondern daß die Zeit dieses

Dienstes wirklich gut und sinnvoll und darum so verwandt wird, wie es der Aufgabe eines wahren Friedensdienstes entspricht. Wir müssen das um so mehr tun, als wir auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs jenen bedenkllichen Versuch sehen, den Kriegsdienstverweigerern Rechnung zu tragen in der Gestalt der sogenannten Bausoldaten. Wenn Sie die Bestimmungen nachlesen und wenn Sie hören, in welcher Problematik sich die Kriegsdienstverweigerer in diesen Bausoldaten-Abteilungen befinden, gerade wenn sie Christen sind, werden Sie verstehen, wieso es uns darum geht, hier etwas Vorbildliches, ethisch Einwandfreies und auch menschlich Gutes zu schaffen. In einem Satz gesagt: Der Ersatzdienst muß ein anerkannter und geachteter Friedensdienst sein. Er muß als solcher auch die Anerkennung in der Öffentlichkeit mehr und mehr finden. Dafür zu wirken scheint mir eine nicht geringe kirchliche Aufgabe zu sein. Was die *spezielle Seelsorge* angeht, so steht sie erst in den ersten Anfängen ... Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Ersatzdienstleistenden großenteils verstreut sind. Auf der anderen Seite freilich sind sie hineingenommen, sofern sie in der Diakonie tätig sind, in Anstalten der Inneren Mission und sind natürlich damit auch in die Anstaltsgemeinde mit einbezogen. In der Hauptsache ist die Durchführung der Seelsorge natürlich Sache der Gliedkirchen, aber wir haben doch das Empfinden, daß es auch gemeinsame Aufgaben und Probleme gibt. Darum wird es nicht anders gehen, als daß wir auch einen hauptamtlichen Sachbearbeiter für diese Aufgaben finden, da diese Dinge nicht nebenamtlich und auch nicht nur durch die Evangelische Arbeitsgemeinschaft gemacht werden können, deren Mitglieder alle in anderen Ämtern stehen. Wir empfinden aber die Notwendigkeit, daß hier einiges mehr getan wird. Es geht uns hierbei nicht nur um den Kriegsdienstverweigerer und Ersatzdienstleistenden als einzelnen Menschen, sondern es geht uns hier um die Annahme und Bejahung des christlichen Zeugnisses im Atomzeitalter. Und darum ist die Sache, um die es hier geht, für Kirche und Gesellschaft in gleicher Weise wichtig.

Zum Schluß das, ... worauf es nach meiner Überzeugung ankommt:

a) Die Kirche steht mit Worten und Taten so zu den evangelischen Kriegsdienstverweigerern, daß sie deren Friedensdienst als legitimes kirchliches Handeln offen bejaht und mitträgt.

b) Die Kirche sorgt mit dafür, daß die staatlichen Stellen den Ersatzdienst so ordnen, daß er von einem evangelischen Kriegsdienstverweigerer als Friedensdienst verstanden und geleistet werden kann.

c) Die Kirche stellt dem Staat kirchliche Arbeitsstellen, Einrichtungen und Projekte zur Verfügung, in denen der zivile Ersatzdienst ... geleistet werden kann und die die Einheit von gesetzlichem Ersatzdienst und christlichem Friedensdienst sichtbar machen sollen.

d) Die Kirche wacht mit besonderer Sorgfalt darüber, daß die Kriegsdienstverweigerer und Ersatzdienstleistenden nicht diffamiert, gesellschaftlich benachteiligt oder beruflich geschädigt werden.

e) Die Kirche achtet darauf, daß ihre Glieder, die den Ersatzdienst leisten, mit anderen zusammenleben und arbeiten können. Sie hilft ihnen, die Gefahr der Isolierung zu überwinden und die Formen gemeinsamen Lebens einzüben. Sie rüstet sie bereits vor ihrer Dienstzeit aus, gibt ihnen während der Dienstzeit Weisungen und pastorale Hilfe und steht ihnen in sozialrechtlichen Fragen bei, wenn es nötig ist.

Wenn die Kirche ihre Sorge für die Kriegsdienstverweigerer versäumt, macht sie ihre Militärseelsorge unglaublich. Nur wenn sie diese Sorge wahrnimmt, bleibt sie frei in ihrer Verkündigung an Soldaten und Waffenlosen.

Nach eingehender Beratung der erstatteten Berichte im Plenum und in den Ausschüssen verabschiedete die Arbeitstagung folgende „Entschließung zum Dienst der Kirche an den Kriegsdienstverweigerern und Ersatzdienstleistenden“.

1. Die Arbeitstagung der Synode begrüßt es, daß der Rat der EKD einen Beauftragten für Fragen der Kriegsdienstverweigerung und Ersatzdienstleistung berufen hat.

2. Sie bittet den Rat der EKD, einen aus dem landeskirchlichen Dienst zu beurlaubenden Pfarrer zunächst für eine begrenzte Zeit ausschließlich als Sachbearbeiter für den Beauftragten zu berufen.

3. Sie dankt der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer (EAK) für ihren an den Kriegsdienstverweigerern und Ersatzdienstleistenden wahrgenommenen Dienst und bittet sie, ihn in Verbindung mit dem vom Rat Beauftragten und seinem Sachbearbeiter auch weiter zu tun.

Die für diese Arbeit notwendigen Mittel sollen durch die EKD bereitgestellt werden.

4. Die Gliedkirchen werden gebeten, für die Vorsitzenden und Beisitzer der Prüfungsausschüsse im Anerkennungsverfahren für Kriegsdienstverweigerer Arbeitstagen zum gegenseitigen Austausch zu veranstalten (evtl. auch in Verbindung mit den Evangelischen Akademien).

5. Die Arbeitstagung der Synode begrüßt alle Bestrebungen, Ersatzdienstpflichtige für ihren Dienst noch besser und sinnvoller vorzubereiten. Sie bittet die Bundesregierung und die Evangelische Kirche in Deutschland, die dafür nötigen Mittel bereitzustellen.

6. Unter Bezugnahme auf die Synodalbeschlüsse von Weißensee und Elbingerode bittet die Arbeitstagung der Synode die Gliedkirchen, den jungen Menschen, die Wehrdienst leisten sollen, das Gewissen zu schärfen und sie in ihrer Gewissensentscheidung zu stärken, ohne daß eine Herabsetzung in der einen oder anderen Richtung erfolgt.

Die Arbeitstagung der Synode bittet den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Jugendkammer zu beauftragen, eine Handreichung zur Gewissensentscheidung junger Christen vorzubereiten.

Ertrag und Bedeutung der Arbeitstagung dürften vornehmlich darin zu sehen sein, daß

a) deutlich wurde, daß Wehrdienstleistung und Wehrdienstverweigerung echte Möglichkeiten christlicher Gewissensentscheidung und christlichen Gehorsams darstellen;

b) deutlich wurde, daß Wehrdienstleistung in christlicher Verantwortung und Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen Zwillingsaspekte des Dienstes am Frieden in der Welt darstellen;

c) klar herausgestellt wurde, daß die Kirche sowohl den Soldaten wie den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen und den Ersatzdienstleistenden den Dienst der Verkündigung und Seelsorge schuldet;

d) die Kirche den Dienst der Soldatenseelsorge und der Seelsorge an den Wehrdienstverweigerern und Ersatzdienstleistenden bejaht und auf ihre Verantwortung nimmt;

e) die Konzeption der Soldatenseelsorge in der Bundesrepublik auf der Basis des 1957 abgeschlossenen Vertrages grundsätzlich bejaht, gleichzeitig aber die Problematik dieses kirchlichen Dienstes im atomaren Zeitalter vor Augen geführt und daher die ständige Überprüfung der geistigen Grundlagen und der pastoralen Praxis der Militärseelsorge durch die zuständigen Stellen der Militärseelsorge selbst und der daran beteiligten Kirchen als geboten herausgestellt wurde;

f) durch die Verhandlungen in ihrer strengen Sachzugewandtheit und Sachgemäßheit Mißverständnisse und einseitige Urteile zurechtgerückt wurden;

g) ein guter Auftakt für weitere zukunftssträchtige Gespräche über den Beitrag der Kirche zum Frieden in der Welt und die rechten Weisen, ihn zu leisten, gegeben wurde.

Über die Beratung und Entschließung der Arbeitstagung zu der kurz zuvor veröffentlichten Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ wird in anderem Zusammenhang berichtet.

2. DIE BEDEUTSAMEN KIRCHLICHEN VERÖFFENTLICHUNGEN 1965

a) Die „Vertriebenen Denkschrift“

Keine kirchliche Verlautbarung seit 1945 – und es waren nicht wenige höchst bedeutsame Kundgebungen unter den Worten und Erklärungen der EKD in den beiden ersten Jahrzehnten ihres Bestehens – hat eine breite Öffentlichkeit erreicht und sie in solchem Ausmaß erregt wie die von der Kammer für öffentliche Verantwortung der Kirche erarbeitete, mit Zustimmung des Rates der EKD im Oktober des Berichtsjahres veröffentlichte Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“. Die Auflagenziffer stieg binnen kurzer Zeit sprunghaft auf mehr als eine Viertelmillion; die Sammlung von Pressestimmen und Zuschriften füllt lange Reihen von Aktenordnern; eine Fülle von Gremien, Versammlungen und Veranstaltungen befaßte sich mit der Denkschrift. Die Spannweite des breiten öffentlichen Widerhalls reicht von Anerkennung und Zustimmung über sachliche Beurteilung und konstruktive Kritik über heftigste Angriffe, demagogische Verdrehungen und Entstellungen des Inhalts bis zu böartigen Verleumdungen und Personal-kondemnationen, ja bis zu Mordandrohungen gegen Mitglieder des Rates der EKD und der Kammer für öffentliche Verantwortung und Brandstiftungsanschläge auf die Haustüren von Mitautoren und Befürwortern der Denkschrift. Es gibt in der deutschen Sprache wohl kaum ein Wort des Vorwurfs, das nicht gegen die Denkschrift, ihre Verfasser und die ihr Zustimmenden gebraucht wäre. Der Lieblosigkeit, der Geschichtslosigkeit des Denkens, der moralischen, historischen, rechtlichen und politischen Verantwortungslosigkeit und der nationalen Würdelosigkeit wird die Denkschrift geziehen; als Dokument der Unreife, Unwahrhaftigkeit, Unwissenheit und Unverantwortlichkeit, der Kapitulation vor dem bolschewistischen Imperialismus wird sie angeprangert; ihre Verfasser und Verteidiger werden eines gebrochenen Verhältnisses zu Staat, Volk und Vaterland, einer zur Preisgabe jeglichen Rechts bereiten Politik des Verzichts, der Gefährdung der Lebensinteressen des deutschen Volkes, des Verfassungs- und Landesverrats und besonderer Mitschuld an dem inneren Verfall der Kirche, ihrer Kraft- und Substanzlosigkeit bezichtigt. Der Kirche wird das Recht streitig gemacht, zu politischen Fragen das Wort zu nehmen, und die Legitimation bestritten, zumal die in der Denkschrift behandelten Fragen aufzugreifen.

Es waren nicht nur die Verbände und die Presse der Vertriebenen, die so heftig Stellung nahmen, wenn sie es auch waren, deren geschlossene Kampfansage unmittelbar nach der Veröffentlichung der Denkschrift erfolgte; in gleicher Weise meldeten sich unzählige Vertreter eines unreflektierten und unzeitgemäßen Patriotismus aus unbewältigter Vergangenheit zu Wort. Es wurde deutlich, daß die Kirche mit ihrer Denkschrift ein weithin gültiges Tabu angetastet hatte und ein „tabuisiertes Denken“ sich durch sie angegriffen und herausgefordert fühlte. Eben das aber wurde von einem großen Teil der Kommentatoren der politischen Presse und des Rundfunks, in den Stellungnahmen zahlreicher prominenter Persönlichkeiten in der deutschen wie in der außerdeutschen Öffentlichkeit und in den Zuschriften vieler öffentlich nicht hervortretender Kirchenglieder und Staatsbürger als ein Schritt nach vorn und als längst fälliger Durchbruch zu einer offenen Erörterung der Frage nach dem Verhältnis Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn gewertet und anerkannt. Die Diskussion über die Denkschrift ging mit dem Berichtsjahr nicht zu Ende; die für 1966 anberaumte Tagung der EKD-Synode wird sie umfassend aufnehmen und weiterführen, nachdem auf der Arbeitstagung im November 1965 in Frankfurt am Main ein erster Anfang gemacht wurde.

Aus Raumgründen ist ein Abdruck der Denkschrift trotz ihres Ranges als des bisher bedeutsamsten und wirkungsvollsten, von der Kirche in Wahrnehmung ihres Auftrages zu politischer Diakonie geleisteten Beitrags zu einer der wichtigsten Fragen des Zusammenlebens der Völker in Europa und in der Welt und zu der Aufgabe, einen wirklichen Frieden anzubahnen und zu fördern, nicht möglich; die nachstehende auszugsweise Wiedergabe enthält die am heftigsten angegriffenen Abschnitte, die aber eben zugleich die entscheidenden Anregungen zu entspannenden und hilfreichen Schritten nach vorn enthalten.

IV. Völkerrechtliche Fragen

In der deutschen wie in der internationalen Diskussion über das Schicksal der deutschen Ostgebiete und ihrer Bevölkerung spielen völkerrechtliche Argumente eine wesentliche Rolle. Die Eingliederung der Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie in den polnischen und den sowjetrussischen Staatsverband wird von diesen Staaten als endgültig und rechtmäßig bezeichnet, während die Regierung der Bundesrepublik Deutschland auf die Notwendigkeit einer Regelung durch einen künftigen Friedensvertrag verweist. Die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik ist weithin von der aus verletztem Rechtsgefühl genährten These bestimmt, die Annexion jener Gebiete und die Vertreibung von Millionen deutscher Bewohner aus ihnen habe gegen das für sie wie für alle Völker und Volksgruppen geltende „Recht auf die Heimat“ verstoßen. Die Wiederherstellung der Grenzen des Deutschen Reiches von 1937 wird darum aus Gründen nationaler Ehre und um der Erhaltung des geschichtlichen und kulturellen Bestandes unseres Volkes willen, aber auch als Verwirklichung eines klaren Rechtsanspruches gefordert.

Die vorliegende Denkschrift kann an diesen Rechtsbehauptungen nicht vorübergehen und muß ihre Haltbarkeit prüfen, auch wenn sie sich nicht anmaßen kann, die damit angeschnittenen verwickelten Probleme mit wissenschaftlicher oder richterlicher Autorität zu entscheiden.

Ihr Dienst muß zuallererst darin bestehen, zur Nüchternheit in der politischen Verwendung völkerrechtlicher Argumente zu mahnen. Das geltende Völkerrecht, das als Gewohnheitsrecht oder als partikuläres Satzungs- und Vertragsrecht auftritt, ist weni-

ger ausgeformt und zeigt in seinem gesicherten und dauernden Normenbestand schwächere Konturen als das innerstaatliche Recht. Seine Entwicklung ist auch stärker vom Wechsel geschichtlicher Kräfte und geistiger Strömungen abhängig; andererseits ist die Umsetzung ethischer Postulate in geltendes Recht besonders in Zeiten starker machtpolitischer und weltanschaulicher Gegensätze innerhalb der Völkergemeinschaft ein mühsamer und langwieriger Vorgang. Das alles macht sich auch bei den Rechtsbegriffen und Rechtsnormen geltend, die dazu dienen sollen, die uns beschäftigenden Ereignisse seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu erfassen. Für die Klärung der Rechtslage und damit auch für die Lösung des Konflikts wäre schon viel gewonnen, wenn man sich auf allen Seiten entschließen könnte, bloßes Wunschenken durch fundierte Rechtsbehauptungen zu ersetzen.

Die Untersuchung muß bei der Frage einsetzen, ob für die Ostgebiete bereits ein endgültiger Wechsel der Gebietshoheit eingetreten ist und ob die Vertreibung der dort ansässig gewesen deutschen Bevölkerung rechtmäßig war. Verneint man beides, so ist zu fragen, welche völkerrechtlichen Konsequenzen daraus zu ziehen sind, ob namentlich den Vertriebenen ein Recht auf Rückkehr in ihre Heimat und auf Bestimmung der politischen Zugehörigkeit der Gebiete zusteht.

Zur ersten Frage kann soviel mit Sicherheit festgestellt werden, daß das spezielle Vertragsrecht, in diesem Falle das Potsdamer Protokoll der vier Alliierten vom 2. August 1945, nur von polnischer Verwaltung der Gebiete spricht und die Entscheidung über einen endgültigen Hoheitswechsel einem künftigen Friedensvertrag überläßt, der der Zustimmung einer deutschen Regierung bedürfte. Dem entspricht es, daß jedenfalls die drei Westmächte noch in einer gemeinsamen Erklärung vom 3. Oktober 1954 festgestellt haben, die endgültige Festlegung der Grenzen Deutschlands müsse bis zu einer allgemeinen Friedensregelung zurückgestellt werden. Ein Recht auf Annexion durch einseitigen Akt, wie es Polen für sich in Anspruch nimmt, hat nur das ältere Völkerrecht dem Sieger gegenüber dem im Krieg unterlegenen Gegner zugestanden. Im neueren Völkerrecht, das dafür seit dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit den Bemühungen zur Ächtung von Angriffskriegen in vielen einzelnen Rechtsakten und Teilschritten andere Grundsätze entwickelt hat, findet es dagegen keine Stütze mehr. Die deutschen Ostgebiete sind auch durch die Kapitulation keineswegs herrenlos geworden. Vielmehr ist mit der ganz überwiegenden Meinung der Völkerrechtswissenschaft in der westlichen Welt davon auszugehen, daß die bedingungslose militärische Kapitulation des Deutschen Reichs, die den Krieg beendet hat, die Staatlichkeit des Reiches und die an sie gebundene Gebietshoheit nicht vernichtet, sondern lediglich nach dem Intervall eines Besatzungsregimes und unter Mithilfe der Besatzungsmächte eine Änderung der Staatsform herbeigeführt hat. Aus alledem ergibt sich, daß Polen, das die von ihm besetzten Gebiete zu behalten wünscht, zur Rechtmäßigkeit solcher Herrschaft noch einer endgültigen Legitimierung bedürfte. Sie könnte nur durch eine deutsche Anerkennungs-erklärung geschaffen werden. Der von der Regierung der DDR gegenüber Polen ausgesprochene Verzicht kann dazu völkerrechtlich schon deshalb nicht ausreichen, weil es sich um Gebiete des alten Deutschen Reiches handelt.

Auf völkerrechtlich sicherem Grund steht man auch, wenn man weiter feststellt, das einem Staat, der – gleichviel aus welchem Rechtsgrund und in welcher Absicht – fremdes Staatsgebiet besetzt oder verwaltet, nicht erlaubt ist, im Wege gewaltsamer Massendeportation die dort ansässige Bevölkerung zu vertreiben oder ihr, soweit sie aus Furcht vor Gewaltmaßnahmen geflohen ist, die Rückkehr in ihre Heimat und zu ihrem dort zurückgelassenen Hab und Gut zu verwehren. Das sollte unter dem Gesichtspunkt der Wahrung der Menschenwürde und des Schutzes nationaler Minderheiten auch dann gelten, wenn der eindringende Staat die endgültige Gebietshoheit erworben, oder wenn der vertreibende Staat diese Hoheit, wie im Falle der Tschechoslowakei, seit alters besitzen hat; es gilt aber jedenfalls, wenn ihm, wie im Falle Polens, dieser Rechtstitel

noch fehlt. Daß ein solches Deportationsverbot der allgemeinen Rechtsüberzeugung in der Völkerrechtsgemeinschaft entspricht, läßt sich aus vielen Zeugnissen der Nachkriegszeit, am deutlichsten aus den Bestimmungen des Genfer Abkommens über den Schutz von Zivilpersonen in Kriegszeiten vom 12. August 1949 entnehmen; es entsprach aber auch schon in der Vergangenheit, die Vorgänge dieser Art jahrhundertlang nicht gekannt hatte, dem Geist des humanitären Völkerrechts, wie er z. B. in der Haager Landkriegsordnung festgehalten worden ist. Das Ziel der Lehre vom „Recht auf die Heimat“ besteht nun in dem Bemühen, die im Völkerrecht bereits entwickelten Verbote der einseitigen Annexion und der gewaltsamen Deportation dadurch weiter zu sichern und zu verstärken, daß solche Maßnahmen auch als Verstoß gegen das der Bevölkerung eines Gebietes zustehende Recht aufgefaßt werden, über ihren Verbleib in diesem Gebiet oder die Rückkehr dorthin und über die staatliche Zugehörigkeit dieses Gebietes selbst zu entscheiden. Als Grundlage für solche subjektiven Rechte der Betroffenen wird von ihren Wortführern mit wachsendem Nachdruck das Selbstbestimmungsrecht der Völker angerufen. An dieser Stelle muß eine juristische Analyse politische Postulate, die auf Widerhall in der Völkergemeinschaft rechnen können, weil ihnen ein überall empfundenes Moment der Gerechtigkeit innewohnt, von den Sätzen unterscheiden, die in dieser Völkergemeinschaft als Normen des geltenden Völkerrechts anerkannt sind. Die Staaten, die noch immer als die hauptsächlichen Subjekte des Völkerrechts gelten, entschließen sich in ihrer Vertragspraxis und gewohnheitsrechtlichen Übung nur zögernd dazu, das politische Postulat der Selbstbestimmung der Völker, das eine Beschränkung der staatlichen Souveränität bedeutet, als Rechtssatz anzuerkennen. Es ist ein bewußter Ausdruck dieses Zögerns, daß die Charta der Vereinten Nationen vom 26. Juni 1945 an mehreren Stellen (Art. 1 Ziff. 2; Art. 55) nur von einem Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker spricht. Damit sollte offenbleiben und ist offengeblieben, welche rechtlichen Konsequenzen aus dem Prinzip zu ziehen sind und wer als Subjekt eines solchen Rechts anzuerkennen sein würde. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat vor allem in der Bewegung der jungen, aus dem Kolonialstatus sich befreienden Völker dazu geführt, daß das Selbstbestimmungsprinzip sich zu einem Recht der Völker auf selbständige und unabhängige Bestimmung ihrer Staats- und Regierungsform verdichtet hat. Für das zweigeteilte deutsche Volk ist schon dieses Ergebnis von großer Bedeutung. Eine andere Frage ist es aber, ob sich aus dem Prinzip auch ein Recht der Bevölkerung in einem Teil eines Staatsgebietes ableiten läßt, über die Lostrennung ihres Gebietsteils aus dem Staatsverband und die Eingliederung in einen anderen Staatsverband und über alle aus einem Gebietswechsel sich für die Bevölkerung ergebenden Umsiedlungsprobleme selbständig im Wege einer Volksabstimmung zu entscheiden. Sie kann angesichts einer schwankenden und zurückhaltenden Staatspraxis und starker Zweifel in der wissenschaftlichen Diskussion heute noch nicht eindeutig bejaht werden. Diese Feststellung braucht niemand zu hindern, für die allgemeine Anerkennung eines so verstandenen „Rechts auf die Heimat“ in der Völkerrechtsgemeinschaft zu kämpfen, aber sie mahnt zur Vorsicht gegenüber der Behauptung, dieses Recht gewähre schon nach geltendem Völkerrecht den Vertriebenen Rechtsansprüche auf volle Rückgliederung der Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie in den deutschen Staatsverband und auf ihre Rückkehr in diese Gebiete.

Dieser Befund ändert nichts daran, daß die Wegnahme der Gebiete und die Vertreibung der Bevölkerung aus ihnen gegen völkerrechtliche Verbote verstieß. Das Rechtsgefühl der Vertriebenen, und gewiß nicht nur dieses Teils des deutschen Volkes, empfindet diesen Verstoß also nicht grundlos. Indessen wäre es voreilig, die Untersuchung an dieser Stelle, wie es oft geschieht, mit der Erklärung abzubrechen, daß nur eine volle Wiederherstellung des früheren Zustandes dem verletzten Recht Genüge tue. Ob und welcher Ausgleich gefordert werden soll, ist und bleibt Sache einer freien politischen Entscheidung. Ehe sie getroffen wird, muß sich das deutsche Volk aber die kritische

Frage gefallen lassen, ob es sich nur dem Gefühl verletzten eigenen Rechtes hingeben darf und will. Nachdem in seinem Namen im letzten Krieg den Völkern des Ostens und im besonderen den Polen, die die Gebiete heute besetzt und neu besiedelt haben, schweres Unrecht zugefügt worden ist, muß das deutsche Volk zugleich daran denken, welchen Ausgleich das von ihm selbst verletzte fremde Recht gebietet. Die leidvolle Geschichte deutscher Unterdrückungsmaßnahmen gegenüber dem immer wieder seiner politischen Selbständigkeit beraubten polnischen Volk und die völkerrechtswidrige Behandlung, die dieses Volk während des Zweiten Weltkrieges auf Anordnung der nationalsozialistischen Staatsführung erfuhr, stellt uns heute unausweichlich vor die Frage, ob sich daraus nicht politische, vielleicht aber auch völkerrechtliche Einwendungen gegen einen deutschen Anspruch auf unverminderte Wiederherstellung seines früheren Staatsgebietes ergeben.

Man versperrt sich den Zugang zu einer rechtlich befriedigenden Antwort, wenn man die Frage mit den strafrechtlichen Kategorien von Schuld und Sühne angeht. Das Völkerrecht kennt kein Strafrecht der Art, daß die angebliche Kollektivschuld eines Volkes oder die Schuld seiner Staatsführung, die einen Angriffskrieg begonnen und sich während dieses Krieges völkerrechtswidrig verhalten hat, den Angegriffenen berechtigte, zur Sühne nach eigenem Ermessen Sanktionen zu ergreifen. Auch unter diesem Gesichtspunkt war es dem Angegriffenen nicht erlaubt, dem besiegten Angreifer einen Teil seines Gebietes wegzunehmen und die Bevölkerung daraus zu vertreiben. Die in der innerdeutschen Diskussion da und dort im Trotz erhobene Frage, ob denn Deutschland rechtlos geworden sei, kann also klar verneint werden. Vollends kann keine Rede davon sein, daß sich im Rechtssinn eine Schuld der vertriebenen Bevölkerung konstruieren lasse, die das gerade ihr auferlegte schwere Schicksal rechtfertige.

Ernsthaft zu bedenken sind dagegen zwei andere Gesichtspunkte. Der eine wird von den östlichen Nachbarn Deutschlands auf den Begriff einer deutschen Friedenssicherungspflicht gebracht; der polnische Staat habe nach seinen bitteren geschichtlichen Erfahrungen gegenüber Deutschland ein gesteigertes Recht auf Sicherheit und müsse deshalb auch die Grenze wählen dürfen, die ihm ein Höchstmaß von Sicherheit verbürge. Versteht man diese Sicherheit rein militärisch, so kann das Argument nicht überzeugen; nichts spricht dafür, die von den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges ziemlich willkürlich gezogene Oder-Neiße-Linie als strategisch für Polens Schutz besonders günstig anzusehen. Die Vertreibung von Millionen deutscher Bewohner hat überdies westlich von Polen einen Herd der Unzufriedenheit und der Unruhe entstehen lassen, also das Gegenteil einer Sicherheits- und Friedensgrenze geschaffen. Aber das Argument enthält einen richtigen Kern, wenn man es dahin interpretiert, daß das Erbe einer bösen Vergangenheit dem deutschen Volk eine besondere Verpflichtung auferlegt, in der Zukunft das Lebensrecht des polnischen Volkes zu respektieren und ihm den Raum zu lassen, dessen es zu seiner Entfaltung bedarf. Das Deutsche Reich hat sich im Deutsch-Sowjetischen Vertrag vom 23. August 1939 (Ribbentrop-Molotow-Pakt) mit einer neuen Teilung Polens und der Annexion Ostpolens durch Sowjetrußland einverstanden erklärt. Darum muß eine deutsche Regierung heute zögern, einen Rechtsanspruch auf die Rückgabe von Gebieten zu erheben, deren Besitz wegen des Verlustes von Ostpolen zu einer wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeit für Polen geworden ist. Damit verbindet sich ein zweiter Gesichtspunkt. Die zwanzig Jahre, die verstrichen sind, seitdem Polen von dem Gebiet Besitz ergriffen und die deutsche Bevölkerung daraus vertrieben hat, haben auch für die rechtliche Beurteilung des Anspruchs auf Wiederherstellung ihr eigenes Gewicht. Zwar kann der bloße Zeitablauf einen unrechtmäßigen Zustand nicht in einen rechtmäßigen verwandeln, zumal solange die Machtverteilung in Europa jede Änderung der faktischen Besitzverhältnisse ausschließt. Aber der Inhalt dessen, was von deutscher Seite als Wiedergutmachung für das erlittene Unrecht verlangt werden kann, verändert sich in dem Maße, in dem Polen erfolgreiche

Anstrengungen gemacht hat, den Besitz in sein Staatsgebiet zu integrieren. Eine volle Wiederherstellung alten Besitzstandes, die in den ersten Jahren nach 1945 noch möglich gewesen wäre, ist zwanzig Jahre später unmöglich, wenn sie Polen jetzt in seiner Existenz bedrohen würde, die Deutschland nach dem Gesagten zu respektieren hat. Es ist nur eine spezielle Anwendung dieses Gedankens, wenn auch in der innerdeutschen Diskussion und neuerdings selbst in öffentlichen, ihre Urheber ehrenden Erklärungen der Vertriebenen-Organisationen darauf hingewiesen wird, daß es dem Postulat eines „Rechts auf die Heimat“ widersprechen und ein neues Unrecht erzeugen würde, wollte man verlangen, daß für eine Rückkehr der deutschen Bevölkerung durch Vertreibung der inzwischen dort angesiedelten polnischen Bevölkerung Raum geschaffen wird.

Die rechtliche Analyse kann und braucht hier nicht weitergetrieben zu werden. Es darf den, der die geschichtlichen Vorgänge in diesem Raum unvoreingenommen betrachtet, nicht verwundern, daß sie nicht damit endet, nur einer der beiden Seiten alles Recht, der anderen alles Unrecht zuzusprechen. Die rechtlichen Positionen begrenzen sich gegenseitig; Recht steht gegen Recht oder – noch deutlicher – Unrecht gegen Unrecht. In solcher Lage wird das Beharren auf gegensätzlichen Rechtsbehauptungen, mit denen jede Partei nur ihre Interessen verfolgt, unfruchtbar, ja zu einer Gefahr für den Frieden zwischen beiden Völkern. Auf dieser Ebene ist der Konflikt nicht zu lösen. Daher gilt es, einen Ausgleich zu suchen, der eine neue Ordnung zwischen Deutschen und Polen herstellt. Damit wird nicht gerechtfertigt, was in der Vergangenheit geschehen ist, aber das friedliche Zusammenleben beider Völker für die Zukunft ermöglicht.

V. Theologische und ethische Erwägungen

Die theologische Auseinandersetzung über Fragen des Heimatrechtes und der deutschen Ostgrenzen unterscheidet sich in einer bemerkenswerten Weise von den völkerrechtlichen Beiträgen. Auch in der Rechtsdiskussion treten unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Rechtslage, der Möglichkeiten einer künftigen Rechtsentwicklung und der rechtlichen Relevanz sittlicher und politischer Postulate klar zu Tage. Aber es herrscht doch ein breiter Konsens in der Beurteilung der Leistungsfähigkeit des Völkerrechts. Dieses konstatiert die begangenen Rechtsverstöße, es klärt die gegenwärtige Rechtslage und bietet Formen und Kritiken für die künftige Friedensordnung zwischen den Völkern. Die konkrete Gestalt dieser Ordnung aber ergibt sich aus einer Fülle weiterer Faktoren.

Die theologische Diskussion drängt über eine derartige Teilfunktion hinaus dazu, die politischen Entscheidungen in weitem Umfang vorweg festzulegen. Wesentliche Teilnehmer am theologischen Gespräch suchen auf diese Weise, freilich mit unterschiedlichen oder gar entgegengesetzten Ergebnissen, den vom Völkerrecht freigelassenen Raum mit theologisch verbindlichen Sätzen auszufüllen. Dabei scheinen sich nicht selten theologischer Gewissensernst und politische Leidenschaften miteinander zu verbinden, so wie sich auch theologische Argumente mit politischen Wünschen und Auffassungen mischen. Die Forderung nach nüchterner Beschränkung gilt deshalb vornehmlich auch für die theologische Auseinandersetzung. Eine theologische Überlegung kann für die menschliche und politische Seite des Fragenkomplexes der deutschen Ostgrenzen nur dann einen wirksamen Beitrag leisten, wenn sie sich zuvor um einen möglichst großen Kern gemeinsamer Überzeugungen bemüht hat. Daraus folgt aber mit Notwendigkeit, daß die Kirche sich im Streit politischer Meinungen zurückzuhalten hat und sich auf solche Aussagen beschränken sollte, die mit theologischer und ethischer Verbindlichkeit gemacht werden können und müssen.

So erwiesen sich Fragen der deutschen Ostpolitik als aktueller Anwendungsfall einer theologisch bestimmten politischen Ethik. Daher ist es nicht verwunderlich, daß die Auseinandersetzung darüber wieder zu dem Prinzipienstreit zurückgelenkt hat, der

in der evangelischen Theologie zu Fragen der politischen Ethik in den letzten einhalb Jahrzehnten geführt worden ist. Auf der einen Seite standen dabei die Theologen, die in ihr ethisches Denken die von der Sünde bestimmte Wirklichkeit dieser Welt von vornherein stärker einbeziehen möchten. Für sie gehören Strukturformen des gefallenen Daseins in dieser Welt zu den von Gott gegebenen Erhaltungs- oder Notordnungen; ihre Beachtung soll die Macht der Sünde eindämmen und die Entscheidung in jedem konkreten Einzelfall leiten. Auf der anderen Seite bestritt man die Möglichkeit, die sittliche Entscheidung an vorgegebenen Ordnungsprinzipien oder unwandelbaren Seinsverhältnissen der Welt zu orientieren. Wo man das tut, entstehen nach dieser Auffassung Lücken, Räume von immanenten Eigengesetzlichkeiten sittlicher Entscheidungen; in sie kann dann der Mensch ausweichen und sich so einer vollen Gehorsamsleistung gegen die Herrschaft und den Anspruch Jesu Christi, die täglich immer wieder neu erfaßt werden müssen, entziehen; die Predigt des konkreten christlichen Gehorsams müsse an die Stelle der Suche nach einem festen Normensystem treten.

Die jeweils charakteristischen Haltungen dieser beiden miteinander im Streit liegenden Gruppen treten noch einmal gleichsam spiegelbildlich hervor, wenn man auf die gegenseitigen Kritiken hört. Wer die Gestalt menschlichen Zusammenlebens mehr an festen Strukturverhältnissen orientieren möchte, setzt sich dem Vorwurf aus, er verfalle gegenüber der Aufgabe der Welt- und Lebensgestaltung einer Ethik der Resignation; eine solche Ethik lasse die Welt so, wie sie nun einmal sei: sie verzichte darauf, Kräfte der Versöhnung aus der Mitte des christlichen Glaubens an die Weltaufgabe zu setzen; sie rechtfertige die eigene Passivität noch dazu mit der Berufung auf den göttlichen Willen. Die zweite Gruppe nun begegnet dem Vorwurf, sie vertrete ohne klare Kriterien eine an den jeweiligen Erfordernissen der Situation orientierte Ethik, die auf diese Weise den Eindruck des Willkürlichen erwecke; der hier vertretene Gehorsamsoptimismus könne nicht bis zu Ende durchgehalten werden, sondern müsse an der Gebrochenheit menschlichen Handelns unter der herrschenden Macht der Sünde scheitern; die vermeintliche Verankerung der sittlichen und politischen Entscheidung im Zentrum des Glaubens lasse auch keinen ausreichenden Spielraum mehr für unterschiedliche Auffassungen innerhalb der christlichen Gemeinde.

Dieser ethische Prinzipienstreit, an den sich zu erinnern in unserem Zusammenhang nützlich erscheint, ist besonders leidenschaftlich an der Atomwaffenfrage ausgetragen worden. Aber gerade dieser Streit ist nicht ganz ohne gemeinsames Ergebnis geblieben. Wenn auch die jeweils charakteristischen Merkmale beider Positionen erhalten geblieben sind, so konnte doch schließlich keine Seite mehr die Wahrheitsmomente der anderen verkennen. Damit waren die Fronten im ethischen Prinzipienstreit in der Weise neu in Bewegung geraten, daß eine größere Offenheit für die ethische Entscheidung in der konkreten Situation und damit der dynamische Grundcharakter evangelischer Ethik stärker in Erscheinung traten. Die jetzt herrschende Auseinandersetzung über Fragen des Heimatrechts und der deutschen Ostgrenzen mutet wie eine Rückkehr zu den alten Frontstellungen an. Das wird an einigen konkreten Teilaspekten noch hervortreten. Die Erfahrungen im Atomwaffenstreit nötigen aber dazu, einer Verabsolutierung von Wahrheitsmomenten zu widersprechen und die ethische Erwägung vor einem lebensfremden Doktrinarismus zu bewahren.

1. Zunächst ist zu fragen, ob biblisch-theologisches Bedenken der Heimatfrage es zuläßt, von der Heimat als einem dem Menschen schöpfungsmäßig zugehörigen geschichtlichen und gesellschaftlichen Raum zu sprechen und jedem einzelnen ein unabdingbares Recht auf seine ihm ursprüngliche Heimat anzuerkennen. Viele Äußerungen kirchlich-theologischer Art lassen sich nur in diesem Sinne einer naturrechtlich-seinsmäßigen Denkweise verstehen. Der gewaltsame Verlust der Heimat löst danach die mit theologischer Verbindlichkeit versehene Forderung nach Wiederherstellung des alten Rechtszustandes und nach Rückführung in die alte Heimat aus.

Ohne Zweifel gehört die irdische Heimat zu den Gaben, mit denen Gott die Menschen ihr Leben in einer möglichst guten Ordnung der Welt führen lassen will. Die Heimat ist also zu den Gütern zu rechnen, die der Schöpfer dem Geschöpf in das Leben mitgibt und um die wir nach der Auslegung Martin Luthers mit beten, wenn wir in der vierten Bitte des Vaterunsers sprechen: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Menschenwürdiges Leben ist ohne die Inhalte und Beziehungen, die Werte und Verpflichtungen, die man üblicherweise mit dem freilich nicht leicht zu umschreibenden Begriff Heimat verbindet, schwerlich vorstellbar.

Doch ist schon aus Vernunft und Lebenserfahrung einer Übersteigerung zu widerraten, die die Heimat in den Rang eines höchsten Lebenswertes erhebt und ihr einen pseudoreligiösen Charakter verleiht. Die Heimat gehört zu den Elementen des Lebens, die in Verantwortung zu gebrauchen und zu gestalten sind. Diese Verantwortung schließt auch die Möglichkeit einer Entscheidung gegen die Heimat und einer Lösung von ihr nicht aus. Eine Überhöhung des Heimatverständnisses entspricht in der mobilen Gesellschaft von heute weithin nicht mehr der Lebenswirklichkeit; erst recht bedeutet sie eine Unbarmherzigkeit gegenüber den Menschen, die fern von ihrer Heimat leben müssen, ohne Vertriebene im engeren Sinne zu sein. Ein falsches Heimatverständnis kann schließlich Vertriebene und Flüchtlinge daran hindern, nach dem Verlust der Heimat sich ohne Resignation den neuen Aufgaben ihres Lebens zuzuwenden, und sich damit auch ihnen gegenüber als unbarmherzig erweisen.

Die Heimat unterscheidet sich als Gabe Gottes nicht von den anderen Gütern des irdischen Lebens. Die Bitte um sie rechnet mit der Freiheit Gottes, daß er sie gibt, wann und in welcher Gestalt er will. Gott ist nicht an das einmal gewährte Geschenk der Heimat gebunden. Im Urteil des Glaubens, das vom Geschichtshandeln Gottes weiß, hat Gott auch da seine Hand im Spiel, wo für das menschliche Urteil der Raub der Heimat mit Unrechtstaten der Menschen verbunden war. Er kann aus der alten Heimat herausführen und über die Heimatlosigkeit wieder eine neue Heimat schenken, die das irdische Leben sichert.

Alles christliche Reden von Heimat wäre unzulänglich und irreführend, wenn es nicht für die Erkenntnis offen und durchscheinend bliebe, daß dem Menschen in Jesus Christus das Vaterhaus Gottes verheißen und angeboten ist, in dem er für sein Leben Geborgenheit findet, die ihm keine irdische Heimat geben kann. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Matth 6, 33) – dieses Wort der Bergpredigt sorgt auch hier für eine rechte Rangordnung und ordnet die irdische Heimat dem Heilshandeln Gottes unter. Der Christ hat die Freiheit, aber auch die Aufgabe, eine letzte Distanz sowohl zur Heimat wie zur Heimatlosigkeit zu gewinnen. Diese Fremdlingschaft in der Welt erlaubt den freien Gebrauch ihrer Güter und schützt vor einer unerlaubten Überschätzung.

Die theologischen Elemente des Heimatbegriffes können nach allem nicht dazu dienen, ein unabdingbares Recht des Menschen auf seine, auf die Heimat zu begründen. Auch die mit dem Heimatrecht verbundenen politischen Ansprüche können sich auf theologische Begründungen zum Heimatverständnis nicht berufen. Der Glaube an Gott begründet ein solches Verhältnis zur Heimat, daß der Christ zum gehorsamen Gebrauch ihrer Güter ebenso in der Lage ist, wie er zum Verzicht auf sie bereit sein muß. Zu welcher Entscheidung es im konkreten Falle kommt, läßt sich aus dem Heimatverständnis als solchem und aus einem postulierten Recht auf Heimat nicht ableiten, sondern gehört in einen umfassenden Zusammenhang menschlicher und politischer Verantwortung.

2. Auch für diese größeren politischen Zusammenhänge, in die die Frage des Heimatrechtes hier hineingeht, sind einige theologische Erwägungen anzustellen. Sie betreffen die Grundbedingungen politischen Handelns und die Ziele politischer Entscheidungen. In unserem Zusammenhang geht es um Fragen einer politischen Neuordnung im Verhältnis zwischen den Völkern, namentlich zwischen Deutschland und seinen öst-

lichen Nachbarn. Die hier anzustrebende internationale Friedensordnung ist ohne Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne gegenseitige Berücksichtigung berechtigter Interessen und ohne den Willen zum Neuanfang auf der Grundlage der Versöhnung nicht denkbar. Die Arbeit daran gehört zu den menschlichen Bemühungen überhaupt, das Leben in einer möglichst guten Ordnung zu führen. Die Theologie bejaht die Möglichkeit, eine solche Ordnung zu gestalten. Aber es muß sogleich hinzugefügt werden, daß evangelische Ethik keine in sich ruhende unveränderliche Ordnung für diese Welt kennt. Wir haben es immer mit geschichtlichen Ordnungen zu tun, nicht aber mit Ordnungen, die der Welt von Natur in ewiger, unwandelbarer Gestalt vorgegeben sind. Es wird nur möglich sein, eine vorläufige verbesserungsbedürftige, einigermaßen erträgliche Ordnung für das menschliche Zusammenleben zu verwirklichen, die im Wandel der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse immer wieder neu überprüft werden muß.

Ist man sich in diesen Grundlagen kirchlicher und theologischer Mitarbeit an politischen Fragen noch weitgehend einig, so hat ihre Anwendung auf Fragen des Heimatrechtes und der deutschen Ostpolitik tiefgehende Differenzen im theologischen Gespräch gezeigt, die geeignet sind, die Wirksamkeit kirchlicher Stellungnahmen zu politischen Fragen überhaupt zu beeinträchtigen. Diese Differenzen seien an zwei Thesenreihen der jüngsten Zeit erläutert. Aus ihrer Bewertung ergibt sich gleichzeitig eine Reihe von Gesichtspunkten, die die theologische Ethik für politisches Handeln in dem vorliegenden Fragenkomplex geltend machen muß.

a) Auf der einen Seite steht die aus kirchlichen Kreisen von Vertriebenen stammende Thesenreihe „Das Evangelium von Jesus Christus für die Heimatvertriebenen“ (veröffentlicht im Ostkirchen-Informationsdienst, Hannover, Januar 1965). Diese Thesen, kurz „Lübecker Thesen“ genannt, rücken die Frage des Rechts für die politische Ordnung in den Mittelpunkt des speziellen kirchlichen Dienstes an den Vertriebenen. Die Tatsache, daß das Evangelium von Jesus Christus eine Botschaft des Friedens und der Versöhnung Gottes mit den Menschen sei, dürfe nicht so verstanden werden,

„daß die Kirche oder eine Gruppe in ihr das Recht eines Teiles ihrer Brüder ohne Bedenken beiseite setzen darf“ (These 15).

Im selben Zusammenhang heißt es später:

„Nach dem Recht in der Welt geht es auch nicht, daß jemand ohne Vollmacht des anderen für ihn Rechtsverzicht aussprechen darf. Wenn das schon in der Welt gilt, dann dürfte es in der Gemeinde Jesu Christi, die ihre brüderliche Verbundenheit gern bezeugt, erst recht nicht möglich sein“ (a. a. O.).

Entschieden wird der Behauptung widersprochen, daß das Evangelium den Verzicht auf das Recht auf die Heimat gebiete; genau entgegengesetzt wird argumentiert:

„Weil auf der Welt nichts befriedigend geregelt ist, was nicht gerecht geregelt ist, und weil ein auf Unrecht gegründeter Friede den Keim zu neuem Unfrieden in sich trägt, und vor allem, weil Gott das Recht lieb hat und darum nirgends in der Schrift zu lesen steht, daß wir den Bestohlenen und Entrechteten mit dem freundlichen Rat beistehen sollen, daß sie sich mit dem Geschehen abzufinden hätten, ist es vom Evangelium her sogar geboten, daß wir gegen eine voreilige Verzichtserklärung, wer immer sich das Recht dazu nehmen mag und welche vermeintlich guten Gründe dafür ins Feld geführt werden mögen, warnend unsere Stimme erheben“ (These 17).

Hinter den „Lübecker Thesen“ steht die Überzeugung, daß Unrechtsakte geltendes Recht nicht aufheben können und nicht durch vorangegangenes Unrecht gerechtfertigt sind. Daneben steht die Sorge, daß durch Verzichtleistungen und Anerkennung des durch Gewalttat entstandenen Zustandes das Unrecht legalisiert und dadurch überhaupt das Recht als ein integrierender Bestandteil der menschlichen Ordnung diskreditiert werde. Die Thesen gehen aber noch weiter, indem sie das Evangelium von Jesus Christus, also die Verkündigung des Wortes Gottes in Gericht und Gnade, das Angebot des Heiles an die Menschen für die fortdauernde völkerrechtliche und politische Aufrecht-

erhaltung des deutschen Rechtsanspruches auf die Heimat der Vertriebenen und auf die staatliche Hoheit über die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie in Anspruch nehmen.

Die unausgesprochene Konsequenz dieser mit äußerster theologischer Verbindlichkeit vorgetragenen Argumentation müßte die Forderung an den polnischen Staat sein, daß er den Vertriebenen wenigstens prinzipiell das Recht auf Rückkehr in die alte Heimat zugesteht und zum Verzicht auf die ihm durch das Potsdamer Protokoll von 1945 zugewiesenen Gebiete bereit ist, zu welcher tatsächlichen Regelung auch immer ein künftiger Vertragsabschluß kommen mag.

b) Als Beispiel für eine den Lübecker Thesen entgegengesetzte Position ist hier eine vom „Bielefelder Arbeitskreis der Kirchlichen Bruderschaften“ zur Diskussion gestellte Thesenreihe anzuführen: „Die Versöhnung in Christus und die Frage des deutschen Anspruches auf die Gebiete jenseits der Oder und Neiße“ („Junge Kirche“, 1963, Heft 12). Auch hier werden politische Empfehlungen theologisch verankert. Dazu wird der Botschaft von der Versöhnung Gottes mit den Menschen, die im Zentrum des christlichen Glaubens steht, und der Erhaltung des Friedens der Vorrang gegenüber dem Rechtsgedanken gegeben:

„Die Fragen nach der Heimat, nach dem Lebensrecht der einzelnen wie der Völker, nach Schuld und Krieg, nach Frieden und Völkerversöhnung müssen im Lichte dieser Botschaft, also im Lichte des Evangeliums von Jesus Christus geklärt werden.

Das Evangelium ist mißverstanden, wenn die Beantwortung dieser Fragen nur im Lichte eines allgemeinen Glaubens an Gottes Schöpfertätigkeit und Vorsehung oder im Rahmen einer vermeintlichen christlichen Weltanschauung erfolgt, – oder wo es nur beachtet wird, sofern es eigene politische Ansichten und Forderungen zu bestätigen scheint“ (These 1).

Aus diesem Grundsatz wird die entscheidende politische Konsequenz gezogen:

„In der gegenwärtigen Situation erscheint die Preisgabe des deutschen Anspruches auf die verlorenen Ostgebiete und der Verzicht auf die Rückkehr dorthin um des Friedens und um eines guten Zusammenlebens mit unseren östlichen Nachbarn willen als geboten. Zu solcher Erkenntnis befreit das Evangelium die politische Vernunft“ (These 17).

Entsprechend wird vor der Illusion gewarnt, als könnte das deutsche Volk die Ergebnisse des Potsdamer Protokolls von 1945 und damit die Folgen der bedingungslosen Kapitulation rückgängig machen:

„Diese Illusion droht das Verhältnis zwischen unserem Volk und seinen östlichen Nachbarn auf lange Zeit zu vergiften und kann gefährliche Folgen haben, wenn ihr nicht bei uns selbst Einhalt geboten wird. Sich dieser Erkenntnis widersetzen, ist dasselbe, wie den Kriegszustand aufrechterhalten. Zu einer neuen Rechtsordnung und zu einem neuen Verhältnis zwischen den Deutschen und unseren Nachbarn in Ost und West kann es nur kommen, wenn wir alle Versuche aufgeben, die bedingungslose Kapitulation von 1945 und ihre Folgen rückgängig zu machen, und wenn an die Stelle von Selbstrechtfertigungsversuchen und im tieferen Sinne nicht gerechtfertigten Rechtsansprüchen die Versöhnung tritt“ (These 18).

Es muß erwähnt werden, daß die „Bielefelder Thesen“ dem Verdacht entgegentreten, sie wollten dogmatisch verstandene Radikalforderungen vertreten, ohne den für das politische Handeln lebenswichtigen Spielraum zu lassen:

„Zwar können verantwortliche Staatsmänner in der Außenpolitik unseren ehemaligen Kriegsgegnern gegenüber immer nur behutsame Angebote machen; sie dürfen sich aber in der entgegengesetzten Richtung niemals so festlegen, daß die unausweichlich notwendigen Kompromisse unmöglich werden. Darauf muß auch die Öffentlichkeit vorbereitet werden“ (These 19).

Man möchte gerade dadurch einen konstruktiven Beitrag zur Politik leisten, daß man den Rechtsgedanken in den Versöhnungsgedanken hineinnimmt. Der Vorrang der Ver-

söhnung hebt nach dieser Sicht das Recht nicht auf, sondern trägt zu seiner besseren Verwirklichung bei. Die Christen müßten dazu das Recht in den Dienst der Liebe stellen:

„So können sie einen hilfreichen Beitrag zur Rechtsverwirklichung in der Zukunft leisten. Wer Recht verwirklichen will, darf nicht damit beginnen, daß er neue Schuld auf sich lädt“ (These 9).

Zum Versöhnungsgedanken kommt bei dieser Meinungsgruppe oft noch eine Deutung der Aufgabe hinzu, die sich aus der geschichtlichen Situation des deutschen Volkes ergibt. Danach verlangen die Unrechtsstaten der nationalsozialistischen Herrschaft von der Schuld- und Haftungsgemeinschaft des deutschen Volkes, daß es sich zur Wiedergutmachung des den östlichen Nachbarn angetanen Unrechts bereitfindet und darin die Glaubwürdigkeit seiner Umkehr unter Beweis stellt.

c) Beide einander so scharf entgegengesetzte Positionen machen Gesichtspunkte geltend, die eine positive Würdigung verdienen. In der Weise aber, in der diese Standpunkte vertreten werden, bedürfen sie der Korrektur.

Die „Lübecker Thesen“ vertreten mit Recht die Auffassung, daß die Aufgabe von Rechtsansprüchen vor Gott nicht mit einem Verzicht auf irdisches Recht identisch ist. Wenn sich auch der Begriff „Recht auf Heimat“ als problematisch erwiesen hat, so weist er doch auf Rechtsgüter hin, die des Schutzes in der nationalen und internationalen Ordnung bedürfen. Eine künftige Neuordnung des Verhältnisses zwischen dem deutschen Volk und seinen östlichen Nachbarn wird dies anerkennen müssen und den Unrechtscharakter des Geschehenen nicht in Frage stellen dürfen. Auf der anderen Seite darf vom Recht und seinen Möglichkeiten nicht ungeschichtlich gedacht werden. Das Ringen um eine neue internationale Ordnung darf nicht allein unter dem Gesichtspunkt beurteilt werden, ob ein einseitig geltend gemachter deutscher Rechtsstandpunkt in ihr seine Verwirklichung findet. Die künftige Friedensordnung wird nicht ohne Opfer des deutschen Volkes auch an alten Rechtspositionen zu haben sein. Die Verfasser der „Lübecker Thesen“ müssen daran erinnert werden, daß man gerade in politischen Fragen mit einer absoluten Argumentation „vom Evangelium her“ zurückhaltend sein sollte. Nicht jedes kluge und vertretbare, auf Vernunft und Erfahrung beruhende politische Verhalten bedarf der theologischen Qualifizierung. Vor allem aber muß es als theologisch unerlaubt bezeichnet werden, die Vorstellung zu erwecken, als könne eine irdische Ordnung vollkommene Gerechtigkeit verwirklichen. Gewiß muß politisches Handeln eine gerechte Ordnung zum Ziele haben. In ihr müssen aber alle Beteiligten zu ihrem Rechte kommen. Damit kommen wichtige Faktoren einer gerechten Ordnung ins Blickfeld: das Recht des anderen, die Notwendigkeit des Ausgleichs, die Möglichkeit der Verwirklichung. Es kann nicht theologische Aufgabe sein, Illusionen zu nähren, wo es gilt, für eine nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit unserer Welt und konkreter politischer Möglichkeiten einzutreten. Ebenso wenig kann es gutgeheißen werden, wenn mit einer vermeintlich theologischen Begründung politische Erwägungen als eine verbotene Verzichtleistung gekennzeichnet werden, die über die bloße Behauptung des Rechtsstandpunktes hinausdrängen. Am besten wäre es, wenn der Begriff „Verzicht“, der ohnehin moralisierend wirkt und ungute Affekte auslöst, in dieser ganzen Diskussion so sparsam wie möglich verwendet würde.

An dieser Stelle setzen die „Bielefelder Thesen“ mit Recht an. Der zentrale Gedanke der Versöhnung entbindet mit einer gewissen Dynamik den Willen zur Neugestaltung der politischen Zukunft. Darin zeigt sich, daß das Recht keine starre metaphysische Größe ist, die ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zum Leben verwirklicht werden könnte. Durch den Versöhnungs- und Friedensgedanken kommt auch zur Geltung, daß der Christ die in geistlicher Erkenntnis errungene Bereitschaft zum Verzicht auch im rechtlichen und politischen Bereich manifestieren muß, wenn eine sittliche Gesamtverantwortung es gebietet. Kritisch aber ist gegenüber dieser Position anzumerken, daß die

angestrebte Versöhnung nur das Ergebnis eines sich auch in einer tragbaren politischen Neuordnung verwirklichenden Prozesses sein kann.

In ihm werden sich Recht und Versöhnung als Gestaltungsprinzipien einer neuen Ordnung durchdringen müssen. Der Verzicht auf die einseitige Vertretung des eigenen Rechtsstandpunktes ist nicht mit einer einseitigen Nachgiebigkeit identisch. Politisch wirksame Versöhnung ist ohne Partnerschaft undenkbar, in der auch der andere seinen Standpunkt überprüfen und einen eigenen Beitrag zum Neubeginn leisten muß. So wirkt an einer politischen Neuordnung eine Reihe von rechtlichen, politischen und menschlichen Faktoren mit, deren Zusammenspiel zu dirigieren und im rechten Augenblick zu Entscheidungen zu bringen Aufgabe der politischen Führung ist, so daß sich Einzelheiten des Vorgehens und des erwünschten Ergebnisses nicht von vornherein starr festlegen lassen.

Die Kammer für öffentliche Verantwortung hat sich mit beiden vorgetragenen Positionen eingehend auseinandergesetzt, sich aber mit keiner der beiden im ganzen identifizieren können. Beide Betrachtungsweisen schätzen offenbar die Leistungsfähigkeit der Theologie für den politischen Rat und die politische Entscheidung falsch ein. Die Theologie wird ähnlich wie das Völkerrecht nur einen Teilbetrag zur Lösung der anstehenden politischen Fragen leisten können. Ihr politisches Mitreden betrifft weniger die Oberschicht der konkreten politischen Entscheidung, als vielmehr die Tiefenschicht der inneren Voraussetzungen, des realistischen Urteils und der wirklichen Bereitschaft zur Versöhnung ...

3. Wenn die theologische Erwägung Recht und Versöhnung als Motive und Ratgeber für die deutsche Ostpolitik herausgestellt hat, so ist dies noch einmal unter einigen ethischen Gesichtspunkten zu bestätigen und zu unterstreichen.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den jetzt polnisch verwalteten ehemals deutschen Gebieten (ähnliches gilt natürlich auch für andere Gebiete) muß als Unrecht und Verstoß gegen elementare sittliche Gebote bezeichnet werden. Darüber können auch alle Versuche unserer Nachbarvölker nicht hinwegtäuschen, diese Vertreibung politisch, geschichtlich oder sittlich zu rechtfertigen. Man trifft wohl am ehesten den geschichtlichen Tatbestand, wenn man die Vertreibung und die Gebietsveränderungen als von den Polen in Anspruch genommene Entschädigung für eigene Verluste und Leiden bezeichnet. Aber so wenig diese Verluste und Leiden geleugnet oder vergessen werden dürfen, so wenig kann die eigenmächtig verwirklichte „Entschädigung“ den Unrechtscharakter der Vertreibung aufheben. An diesem Punkt ist ein Teil der Leidenschaft begründet, mit der Vertriebene für das „Recht auf die Heimat“ eintreten. Auch wer erkennt, daß es nicht einfach möglich sein wird, die alten Verhältnisse um jeden Preis wiederherzustellen, wehrt sich dagegen, daß über das Geschehene zur politischen Tagesordnung übergegangen wird. Hier gilt, was Herbert Girgensohn feststellte:

„Das seelische Trauma der deutschen Vertriebenen besteht vielleicht weniger in dem Verlust ihrer Heimatgebiete als in dem Stachel eines erlittenen Unrechts, das weder als solches anerkannt noch überhaupt berücksichtigt worden wäre. Es ist die Meinung der kirchlichen Vertriebenenvertreter, daß die Anerkennung des Rechtes auf Heimat, das heißt die Feststellung des Unrechts von Vertreibung überhaupt eine unentbehrliche Voraussetzung für die Herstellung zwischenmenschlicher und zwischenvölkischer Beziehungen ist“ („Das Recht auf Heimat.“ in: Informationsblatt für die Gemeinden in den niederdeutschen lutherischen Landeskirchen, 1. Mai-Heft Nr. 9 vom 12. Mai 1960).

Aus dieser Sicht der Dinge müßte auch die Kirche einer stillschweigenden Sanktionierung der Vertreibung durch Anerkennung in einem Friedensvertrag widersprechen. Es muß möglich sein, daß dabei das Unrecht, das sich beide Seiten gegenseitig angetan haben, nicht übergangen wird. Nur so kann es einen Weg für ein neues Verhältnis zwischen den Völkern geben.

Vom Unrecht der Vertreibung kann aber nicht gesprochen werden, ohne daß die Fra-

ge nach der Schuld gestellt wird. Im Namen des deutschen Volkes wurde der Zweite Weltkrieg ausgelöst und in viele fremde Länder getragen. Seine ganze Zerstörungsgewalt hat sich schließlich gegen den Urheber selbst gekehrt. Die Vertreibung der deutschen Ostbevölkerung und das Schicksal der deutschen Ostgebiete ist ein Teil des schweren Unglücks, das das deutsche Volk schuldhaft über sich selbst und andere Völker gebracht hat. Auch diese deutsche Schuld steht nicht isoliert da. Es gibt eine Schuldverflechtung der Völker. Um nicht weiter auszuholen, braucht hier nur an den Zusammenhang mit dem Schicksal der polnischen Ostgebiete und ihrer Bevölkerung erinnert zu werden. Wir müssen aber daran festhalten, daß alle Schuld der anderen die deutsche Schuld nicht erklären oder auslöschen kann.

Aus der Anerkennung politischer und geschichtlicher Schuld müssen Folgerungen für das heutige politische Handeln gezogen werden. Gewiß wäre es kurzschlüssig, eine neue deutsche Ostpolitik ausschließlich als Folge und Gestalt der Buße für deutsche Schuld zu fordern. Eine Politik aus einseitigen Schuldkomplexen oder aus einseitiger Schuldzumessung würde keine haltbare Ordnung für morgen schaffen, sondern den Keim zu neuen Konflikten legen. Auf diese Weise bliebe die Schuld der anderen völlig außer acht, die Völker würden in Gerechte und Ungerechte aufgeteilt. Es gibt, auch ganz abgesehen von der Schuldfrage, berechnete Interessen der Völker, zwischen denen eine gerechte Ordnung einen Ausgleich schaffen muß. Auf der anderen Seite aber darf die Schuldfrage, etwa unter Hinweis auf die Schuld der anderen, nicht aus dem geschichtlichen und politischen Urteil ausgeschaltet werden. Die Politik hätte es dann wieder nur mit den einander widersprechenden Interessen und Rechtsansprüchen zu tun, sie würde erneut bei bloßer Machtpolitik enden. Man wird sicherlich so viel sagen müssen, daß die Bereitschaft, Folgen der Schuld zu tragen und Wiedergutmachung für begangenes Unrecht zu leisten, ein wichtiger Bestandteil deutscher Politik auch gegenüber unseren östlichen Nachbarn sein muß. Aus geschichtlicher Erfahrung und in sittlicher Einsicht müssen wir uns klar machen, daß begangenes Unrecht des hier vor Augen stehenden Ausmaßes nicht ohne geschichtliche und politische Folgen bleibt. Solche Folgen lassen sich aber nicht schlechthin wieder rückgängig machen.

Die ethischen Erwägungen führen zu der notwendigen Konsequenz, in klarer Erkenntnis der gegenseitigen Schuld und ohne Sanktionierung von Unrecht, das nicht sanktioniert werden darf, das Verhältnis der Völker, namentlich das zwischen dem Deutschen und dem polnischen Volk, neu zu ordnen und dabei Begriff und Sache der Versöhnung auch in das politische Handeln als einen unentbehrlichen Faktor einzuführen. Hierzu sei noch einmal Herbert Girgensohn zitiert:

„Der wirkliche Neubeginn eines nachbarschaftlichen Verhältnisses kann nur in einer echten Partnerschaft bestehen, bei der auch die Wirklichkeit der gegenseitigen Schuldverstrickung ins Blickfeld tritt und die darum auch nicht auf einseitigen Akten der Vergeltung und der Gewalt basiert. Hier wäre nämlich keiner der Richter des anderen. Wir stünden allesamt unter einer höheren übergeordneten Gerechtigkeit“ (a. a. O.).

Die theologische Überlegung bestätigt die Erkenntnis, daß es nicht zur kirchlichen Aufgabe gehört, politische Ziele und Lösungen im einzelnen zu formulieren. Aber es gehört zum politischen Dienst der Christenheit, die sittlichen und menschlichen Bedingungen für eine den Menschen und der Erhaltung des Friedens dienende Politik zu vertreten. Dabei darf das kirchliche Wort zur Politik nicht davor zurückschrecken, Quellen politischer Fehlentscheidungen oder Unterlassungen beim Namen zu nennen und die Gewissen konkret anzureden. Die Diskussion über das „Recht auf Heimat“ und über Fragen der deutschen Ostpolitik leidet unter einem unnüchternen Pathos und ist in ihrem sachlichen Gehalt unzulänglich. Manche öffentlichen Äußerungen lassen vermuten, daß sie zu den tatsächlichen Überzeugungen in einem Spannungsverhältnis stehen. Daher muß die Kirche dafür eintreten, daß Grundfragen der deutschen Ostpolitik so sorgfältig wie möglich geprüft und unter Umständen neu formuliert werden.

VI. Die deutschen Ostgrenzen als politische Aufgabe

Die Überprüfung der völkerrechtlichen und der theologisch-ethischen Aspekte hat gezeigt, daß die Frage der deutschen Ostgrenzen sich nicht mit absoluten Argumenten des Rechtes und der Ethik, mit den Mitteln einer Theologie der Schöpfung und der Geschichte lösen läßt. Von hier aus kann nur eine Hilfe für Entscheidungen geleistet werden, denen das deutsche Volk und seine Nachbarn nicht ausweichen können. Es handelt sich dabei um politische Entscheidungen, die in vernünftiger Einschätzung der Situation und in verantwortungsvoller Mitarbeit an einer dauerhaften Friedensordnung zwischen den Völkern getroffen werden müssen. Die in dieser Denkschrift dazu aufgeführten rechtlichen, ethischen und theologischen Überlegungen, die auch in ein politisches Handeln eingehen müssen, sollen dahin wirken, eine neue Bewegung in die politischen Vorstellungen des deutschen Volkes hineinzubringen und auch den Nachbarn im Osten einen Dialog auf neuer Ebene anzubieten.

In diesem Dialog geht es konkret um die Fragen, wieweit die Vertriebenen ein Recht auf Rückkehr in die alte Heimat haben und wieweit ein Recht auf Rückgabe der abgetrennten Gebiete besteht. Es ist unvermeidlich, beide Fragen in den gehörigen politischen und geschichtlichen Gesamtzusammenhang von heute zu stellen. Eine künftige haltbare Friedensordnung kann im Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn nur im Zeichen eines neuen Anfanges verwirklicht werden. Über den gegenwärtigen Zustand einer so gut wie völligen Entfremdung und gegenseitiger Furcht- und Haßgefühle hinaus muß es zu einer Versöhnung kommen, die auch zwischen Völkern möglich ist. Dem Frieden der Welt und einer Neuordnung Europas sind die beteiligten Völker ein äußerstes Maß an Anstrengung schuldig, die zwischen ihnen stehenden Fragen unter Berücksichtigung der beiderseitigen Standpunkte zu erörtern und neu zu regeln.

Die politische Führung der Bundesrepublik hat in diesen Fragen eine mehr abwartende Haltung gezeigt und immer wieder den eigenen Rechtsstandpunkt vertreten. Für diese Zurückhaltung gab es, wie man zugeben muß, wichtige innenpolitische Gründe. Die Unterstellung eines Viertels des früheren deutschen Staatsgebietes unter fremde Verwaltung und die Vertreibung der Bevölkerung aus ihr stellen an die nationale Disziplin des ganzen Volkes so hohe Anforderungen, daß die Gefahr einer nationalistisch bestimmten Radikalisierung jedenfalls nicht von der Hand zu weisen war. Daß eine solche Radikalisierung bis heute ausgeblieben ist, ist ein sehr bemerkenswerter Zug der deutschen Nachkriegsgeschichte. Die Opfer, die von dem deutschen Volk erwartet werden, leistet es nur, wenn es geschichtlich denkt und sich darin der Einsicht in eine höhere Notwendigkeit beugt. Diese Einsicht aber kann erst allmählich heranreifen. Auch auf der internationalen Ebene hat eine zögernde Behandlung der deutschen Ostgebiete seitens der verantwortlichen Politik der Bundesrepublik ihre guten Gründe. Sie kann von dem in der westlichen Welt völkerrechtlich als gesichert geltenden Fortbestand des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 ausgehen. Eine vorzeitige definitive Anerkennung der im Potsdamer Protokoll von 1945 getroffenen Regelungen gilt als politisch unkluge Preisgabe wertvoller Grundlagen und Objekte künftiger Friedensverhandlungen.

In dieser abwartenden Haltung kommt zugleich der richtige Grundsatz zum Ausdruck, daß die im Zusammenhang mit den Kriegshandlungen geschehene Okkupation der Ostgebiete und die Übertragung ihrer Verwaltung an einen anderen Staat sich nicht ohne weiteres in eine völkerrechtlich und politisch gleichermaßen unvertretbare einseitige Annexion verwandeln kann und daß das Unrecht der Vertreibung nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die hier strittigen Fragen und alle territorialen Änderungen bedürfen gemeinsamer vertraglicher Regelungen. Der Wert dieser Regelungen ist von der beiderseitigen Einsicht in ihre Notwendigkeit und von der beider-

seitigen Zustimmung zu dem damit angestrebten neuen Anfang abhängig. An dieser Stelle wird auch deutlich, daß der negative Begriff „Verzicht“ eine ganz und gar unzulängliche Bezeichnung für den deutschen Beitrag zu einer Friedensregelung ist, die eine neue Partnerschaft zwischen Völkern begründen soll. Wenn die künftige Regelung der Gebietsfragen das Verhältnis zwischen den beteiligten Völkern stabilisieren soll, dann muß sie das Ergebnis eines wirklichen Dialogs und Ausdruck des Willens zur Versöhnung sein.

Es ist nicht Aufgabe einer kirchlichen Denkschrift, Vermutungen darüber anzustellen, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist, die abwartende Haltung gegenüber unseren östlichen Nachbarvölkern aufzugeben. Aber das formale Argument, daß nur eine künftige gesamtdeutsche Regierung zu so weittragenden Entscheidungen befugt sei, kann es nicht länger rechtfertigen, auch die Klärung der hier auf dem Spiele stehenden Grundsatzfragen auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Das deutsche Volk muß auf die notwendigen Schritte vorbereitet werden, damit eine Regierung sich ermächtigt fühlen kann zu handeln, wenn es nottut. Solche Vorbereitung ist auch darum unabweisbar geworden, weil die weltpolitische Situation sich gegenüber den fünfziger Jahren deutlich verändert hat. Während sich damals in Ost und West zwei ideologisch bestimmte Machtblöcke gegenüberstanden, die ein selbständiges Handeln einer deutschen Regierung nahezu ausschlossen, sind heute die Fronten in Bewegung geraten. In dieser Lage erwarten auch die westlichen Verbündeten der Bundesrepublik Deutschland von dieser einen Beitrag zur Entspannung, der nur möglich ist, wenn die Regierung damit rechnen kann, im deutschen Volk Verständnis und Zustimmung zu einem Schritt im Geiste der Versöhnung gegenüber unseren östlichen Nachbarvölkern zu finden.

Welche Schritte im einzelnen das Ziel der Versöhnung und Neuordnung am besten fördern, kann wiederum nicht in dieser Denkschrift erörtert werden. Sicher ist nur, daß es nicht genügen wird, den deutschen Rechtsstandpunkt starr und einseitig zu betonen, daß auf der anderen Seite aber einer deutschen Regierung auch nicht zugemutet werden kann, ihren Rechtsstandpunkt von vornherein und bedingungslos preiszugeben. Vielmehr wird es zunächst darauf ankommen, im deutschen Volk selbst und nach außen eine Atmosphäre zu schaffen, in der dann auch in einzelnen Schritten Akte der Versöhnung mit den östlichen Nachbarn möglich werden.

Das setzt gewiß voraus, daß auch bei diesen Völkern der Wille zur Versöhnung besteht oder geweckt werden kann. Sie müssen sich also die kritische Frage gefallen lassen, ob sie in ihrer so oft zur Schau getragenen Selbstgerechtigkeit gegenüber Deutschland verharren wollen. Aber das Gespräch darüber kann erst in Gang kommen, wenn das deutsche Volk zu erkennen gegeben hat, daß es seinerseits der Versuchung widerstehen will, sich in Selbstgerechtigkeit zu verhärten.

Die vorliegende Denkschrift maßt sich also nicht an, den zum politischen Handeln berufenen Instanzen die Handlungswege vorzuzeichnen. Aber sie sieht eine Aufgabe der Kirche darin, dem deutschen Volk die Ziele, auf die es ankommt, deutlicher bewußt zu machen, als das in der innerdeutschen Diskussion meist geschieht, und die in dieser Diskussion so oft zutage tretenden Widerstände gegen diese Ziele auszuräumen. Ist damit der Handlungsraum der Politiker erweitert, so bleibt es ihre Aufgabe, von dieser Möglichkeit den rechten Gebrauch zu machen.

Als die Denkschrift noch im Bereich überwiegend emotionaler Angriffe stand, deren Lautstärke die durchaus vorhandenen Stimmen besonnener Beurteilung übertönte, trat in Frankfurt am Main im November (8.–10. 11.) 1965 eine Arbeitstagung der EKD-Synode zusammen, die erste ihrer Art im Bereich der westlichen Gliedkirchen. Das eigentliche Thema dieser Zusammenkunft, über die an anderer Stelle berichtet worden ist, war der Dienst der Kirche an besonderen

Gruppen, vornehmlich an den Soldaten und an den Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen, aber im Blick auf die durch die Denkschrift in der Öffentlichkeit von Kirche und Welt entstandene Unruhe, nicht zuletzt um der vielen verwundeten, erschrockenen, aufgebracht, verbitterten und verkrampften Herzen willen, mußte auch über die Denkschrift anfangs- und ansatzweise gesprochen werden. Der Vorsitzende und der Geschäftsführer der Kammer für öffentliche Verantwortung berichteten der Versammlung.

Professor D. Dr. Raiser führte unter anderem aus:

Die erste unter uns zu bedenkende Frage wird sein müssen, ob die Evangelische Kirche in Deutschland überhaupt legitimiert ist, sich zu diesen, von so viel Empfindlichkeiten umstellten Problemen öffentlich zu äußern. Sie kennen die Entrüstungsschreie von „kirchlicher Einmischung“, „politischem Dilettantismus“, „unzulässiger Vermischung von Theologie und Politik“ und dergleichen mehr. Auch abgesehen von diesem Lärm von Leuten, die der Kirche fernstehen, kann ich mir denken, daß ... besorgte Christen, wie immer sie über die Sachfragen denken mögen, doch jedenfalls finden werden, hier habe sich die Kirche zu weit vorgewagt ...

Ich beschränke mich jetzt auf die Frage, was die Kirche gerade dieses hier behandelte Thema angeht. Ich kann es in drei Sätzen sagen: Es ist die Sorge um das menschliche Schicksal der Vertriebenen unter uns, es ist die Sorge um das hinter allem politischen Handeln stehende sittliche Selbstverständnis des deutschen Volkes, und zwar des Volkes zu beiden Seiten des Eisernen Vorhanges, und es ist die Sorge um die Erhaltung des Friedens der Welt an der Stelle, an der unserer Kirche die Verkündigung des Evangeliums aufgetragen ist.

Es ist auffällig, aber wohl nicht ganz zufällig, daß der Teil der Denkschrift, der sich mit der Lage der Vertriebenen in Gesellschaft und Kirche befaßt, von den Kritikern im Lager der Vertriebenenverbände kaum eines Wortes gewürdigt worden ist. Sind sie in ihrem Verbandsdenken so erstarrt, daß sie auch das als Einmischung betrachten, oder sind sie so auf ihre politischen Zielsetzungen fixiert, daß sie Gefahr laufen, darüber die Menschen, um die es geht, aus den Augen zu verlieren? Ich will nicht anklagen, sondern nur mit Nachdruck aussprechen, daß die Kirche jedenfalls sich solchem Denken widersetzen muß und nicht ablassen darf, auch selbstkritisch zu fragen, was in dem notwendigen gesellschaftlichen und kirchlichen Einschmelzungsprozeß versäumt worden ist. Das ist, meine ich, ein opus proprium der Kirche, ein Stück Gruppenseelsorge in dem auf dieser Tagung besprochenen Sinn, über die wir uns Rechenschaft zu geben versuchen. Über die Legitimität dieser Sorge und der daraus kommenden Frage sollte es unter uns keinen Streit geben, auch wenn nicht jeder allen Formulierungen der Denkschrift zu diesem Punkt zustimmt.

Nun wird uns von Kritikern innerhalb der Kirche, von Bischof Wester etwa und den Männern des Ostkirchenausschusses, gesagt: Hätte die Denkschrift sich auf dieses Thema beschränkt, so hätten wir ihr freudig zugestimmt und noch vieles beigetragen. Aber es war unnötig, verkehrt und lieblos, den Vertriebenen im Vordersatz zu bestätigen, was an ihnen versäumt worden ist, und ihnen im Nachsatz die Hoffnung auf Wiederherstellung des Rechts und auf Rückkehr in die Heimat zu nehmen, von der sie doch leben. Dieser Vorwurf der Lieblosigkeit ist nach meinem Empfinden der schwerste, der uns treffen konnte. Aber mit seiner Abwehr geraten wir auch an den Angelpunkt der Denkschrift; das Verständnis des Ganzen hängt daran, daß Sie die notwendige Verknüpfung von Vordersatz und Nachsatz verstehen. Lieblos hätte die Kirche vielleicht gehandelt, wenn sie nur den Nachsatz ausgesprochen, also nur vor außenpolitischen Illusionen gewarnt hätte, ohne zugleich nach der Lage der Vertriebenen im Inneren zu fragen. Andererseits kann recht verstandene Liebe zu denen, die unter uns

um den Verlust ihrer Heimat Leid tragen, nach unserer Überzeugung nicht darin bestehen, sie mit politischen, juristischen und theologischen Argumenten immer weiter in der Vorstellung zu bestärken, es sei nur kommunistisches Teufelswerk, was sie am Rückgewinn der Heimat hindere. Es mag sein, daß christliche Barmherzigkeit fordert, einem Sterbenden zu verschweigen, daß die Ärzte ihn aufgegeben haben. Das deutsche Volk aber will und soll leben, und es soll nicht im Wunschdenken und in der Selbstgerechtigkeit, sondern in der Wahrheit leben! Nur so kann auch die notwendige und heilende Verschmelzung gelingen, während alles Reden über unverzichtbare Rechtsansprüche die Wunden immer neu aufreißt.

Es ist wohl deutlich, daß an dieser Stelle die erste Sorge um die Vertriebenen mit der zweiten Sorge um unser ganzes Volk zusammenfällt. Zwar stoßen wir hier auf den Protest von Wortführern der Vertriebenen, die uns einreden wollen, mitreden dürfe in dieser Frage nur, wer selbst das Schicksal der Vertreibung erlitten habe. Auf die Verhältnisse unserer Kirche übertragen hieße das, daß nur der Ostkirchenausschuß befugt wäre, zu diesem Thema das Wort zu nehmen. Die Kammer hat sich solchen Monopolansprüchen im politischen wie im kirchlichen Raum widersetzt. Einmal sind sie für die Vertriebenen selbst bedenklich, weil diese damit in eine gefährliche Isolierung zu geraten drohen, der das übrige Volk dann mehr und mehr gleichgültig zusehen würde. Zum anderen und vor allem aber waren der Nationalsozialismus, der Krieg mit seinen Toten und alles, was auf ihn folgte, die Teilung und die Abtrennung von Gebieten, auch die grausame Austreibung von Millionen aus altem deutschen Kulturland Schicksalsschläge, die das ganze deutsche Volk trafen und die dieses Volk gemeinsam anzunehmen und zu verstehen lernen muß. Darum kann man der Kirche nicht im Ernst das Recht bestreiten, an der Sorge um eine rechte Auseinandersetzung unseres Volkes mit diesem Schicksal teilzunehmen. Denn sie kann es nach christlichem Geschichtsverständnis nicht als blindes Fatum ansehen, auch wenn sie jede vorschnelle Deutung von Gottes Geschichtshandeln abwehren muß. Für die Arbeit der Kammer heißt das, daß wir uns ständig und aufrichtig um einen consensus mit den Brüdern im Ostkirchenausschuß bemüht haben, aber doch unser Votum nicht von dem ihrigen abhängig machen konnten.

Von der dritten Sorge, der um den Frieden, zu sprechen, erscheint manchem unserer Kritiker müßig, da doch Vertriebenentagungen und Bundesregierung mehrfach feierlich erklärt haben, die Wiederherstellung der Grenzen von 1937 werde nur mit friedlichen Mitteln angestrebt, und doch offen am Tage liege, daß die Bedrohung des Friedens von der kommunistischen Seite ausgehe. Es kam uns nicht in den Sinn, mit der Presse des Ostblocks den Ernst jener Erklärungen zu bezweifeln; wir wissen besser als man drüben zu wissen vorgibt, daß das deutsche Volk nicht auf kriegerische Revanche sinnt. Aber wir meinen, daß nach allem, was in diesem Raum geschehen ist, die Aufrechterhaltung – oder sagen wir genauer: die Herstellung eines in die Zukunft hinein haltbaren Friedenszustandes mit unseren östlichen Nachbarn größere Anstrengungen und Opfer von uns fordert, als jene nur auf Wiederherstellung gerichteten Erklärungen erkennen lassen. Daher ist es Recht und Pflicht der Kirche, von Versöhnung zu sprechen, auch in den Herrschaftsbereich des Kommunismus hinein. Wir wissen, daß das Echo nicht rasch kommen und in unseren Ohren zunächst nicht angenehm klingen wird. Aber jedenfalls die Evangelische Kirche in Deutschland sollte in den letzten 20 Jahren gelernt haben, nicht so undifferenziert und mit herabgelassenem Visier von den Gefahren des Weltkommunismus zu sprechen; die Ausdauer und Zuversicht in der Auseinandersetzung mit dieser Welt, die wir von unseren Brüdern in der Deutschen Demokratischen Republik erwarten, sollten wir auch selbst aufbringen.

Ich bin mit diesen Bemerkungen zur Legitimität der Denkschrift schon weit in die Sachprobleme vorgestoßen und kann daher meine Erläuterungen zum Inhalt der Denkschrift kürzer fassen.

Im Blätterwald unserer Presse und mehr noch in Hunderten von Zuschriften von wunden, verbitterten, verkrampften und manchmal mit erschreckendem Haß erfüllten Menschen sieht es oft so aus, als habe die EKD der Bundesregierung empfohlen, schleunigst und ohne Rücksicht auf eindeutige Rechtsansprüche, nur um der Gewalt zu weichen, auf die Ostgebiete zu verzichten. Sie wissen, daß das nicht wahr ist. Die Denkschrift predigt nicht Verzicht aus Schwachheit, sondern fordert dazu auf, der Wahrheit über unsere Lage mit mehr Mut gegenüberzutreten, als wir uns das bisher zugeτραut haben. Sie predigt Vernunft und Einsicht in die vielfältige Verschlungenheit der völkerrechtlichen, theologischen und ethischen Problematik. Sie denkt nicht daran, das Unrecht der Vertreibung und einseitigen Gebietsabtrennung zu verschweigen oder zu verharmlosen, aber sie muß zugleich um der Wahrheit willen an das unseren Nachbarvölkern angetane Unrecht erinnern, dessen Folgen wir uns nicht entziehen können. Sie achtet die Bindung des Menschen an seine Heimat und den Schmerz der Vertriebenen um den Verlust dieses Wurzelbodens wahrhaftig nicht gering, aber sie warnt vor einer theologischen Verabsolutierung des Wertes dieser Güter und stellt ihnen das höhere, freilich auch schwerer zu erringende Gut der Versöhnungsbereitschaft und des Friedens gegenüber. Mit alldem will sie keinen Zwang auf Regierung und Parlament ausüben oder deren Entscheidung vorwegnehmen, sondern nur in Kopf und Herz des deutschen Volkes den Weg für eine konstruktive Friedenspolitik frei machen. Keine andere „Vorleistung“ wird dem deutschen Volk angesonnen als die, sich zur Versöhnung, auch unter Opfern, bereit zu machen.

Im Chorus derer, die sich für Realpolitiker und Hüter unseres nationalen Erbes halten, gilt das alles als bloße Schwärmerei, als ein „Fehltritt der Kirche“ oder im Jargon der deutschen Nationalzeitung geradezu und brutal als Landesverrat. Mit denen, die „Verrat“ schreien, brauche ich nicht zu reden. Allen anderen Kritikern aber, und vor allem den ehrlich besorgten Patrioten unter uns kann ich sagen, daß wir nicht so leichtfertig und schwärmerisch geredet haben, wie man uns schildern möchte. Die Kammer besteht aus sehr nüchternen und sehr gewissenhaften Männern und Frauen, die den Lauf der Welt ganz gut kennen und denen auch das politische Geschäft nicht fremd ist. Hier steht nicht vermeintlich christliche Gefühlsduselei, Naivität oder Flagellantentum gegen politischen Realitätssinn, sondern es geht um die Frage, welches die Realitäten sind, die unsere politische Lage bestimmen, und ob es erlaubt und gar geboten ist, sie beim Namen zu nennen, auch wenn sie uns unbequem sind. In der so verstandenen Frage nach der Wahrheit sollten wir uns begegnen.

Eine nicht nur beim einfachen Mann, sondern bis in die Reihen unserer Abgeordneten hinein verbreitete Vorstellung von Außenpolitik setzt sie dem Skatspiel gleich, wo der Spieler schon halb verloren hat, der den anderen die Lücken in seinen Trümpfen sehen läßt. Darum hören wir so oft hinter der vorgehaltenen Hand: Ihr habt ja ganz recht, aber das sagt man doch als guter Deutscher nicht öffentlich! Als ob nicht die politische Welt rings um Deutschland herum unsere Karten sehr genau kennte und sich ihre eigenen Gedanken über die Aussichten unseres Spieles machte. Was uns in dieser Lage not tut, ist nicht der aussichtslose Versuch zu bluffen, sondern das Werben um gute Freunde. Mit dem Beharren auf einer einseitigen Rechtsposition wird uns das nicht gelingen. Es muß daher auch als schlechte Realpolitik gelten.

Aber kehren wir zur Frage nach der Wahrheit zurück. Niemand in der Kammer bildet sich ein, sie in diesem verwickelten Problemkreis voll erkannt und in der Denkschrift mit letzter Gültigkeit ausgesprochen zu haben. Auf diesem Felde lassen wir uns von jedem überwinden, der mehr sieht und die Geschichte besser deuten kann als wir. Nur soll keiner meinen, dieser Sieg sei billig zu erreichen. Mit Vertuschen und Verschweigen, mit offizieller Sprachregelung und Einschüchterung Andersdenkender ist es nicht mehr getan.

Den Ernst und die Offenheit der Auseinandersetzung sind wir einander in dieser

Frage als evangelische Christen schuldig; es ist zugleich ein wichtiger Dienst, den die evangelische Kirche in dieser Sache unserem Volk leisten kann. Das öffentliche Echo auf die Denkschrift, die unzähligen Briefe aus allen Kreisen der Bevölkerung, die Gespräche darüber mit Politikern und anderen verantwortlich denkenden Menschen, auch mit solchen, die der Kirche fernstehen, bringen uns ja nicht nur Proteste, Warnungen und Drohungen ins Haus. Vielmehr gibt es viele Anzeichen dafür, daß dieser Dienst der Kirche richtig verstanden wird, als Anstoß zu neuer politischer Besinnung, als Hilfe zur Heilung einer kranken Stelle in unserem politischen Bewußtsein, als ein Schritt auf dem Wege zum Frieden.

Oberkirchenrat Wilkens machte Ausführungen zur Denkschrift als einem kirchlich-theologischem Dokument:

1. Zunächst möchte ich einige allgemeine Feststellungen machen: Das politische Wort der Christen – sofern es als ein verbindliches theologisches Wort verstanden sein soll – muß zwei Fehler vermeiden: Es darf nicht nur allgemeine christliche Tugenden proklamieren, und es darf nicht den Eindruck erwecken, als könne es unmittelbar aus der Mitte des Glaubens heraus politische Lösungen anbieten. Hinter beiden Fehlern steht eine mangelhafte Klärung des theologischen Umgangs mit politischen Gegenständen. Die Folge ist, daß das Bindeglied zwischen Theologie und Politik nicht sichtbar oder nicht ausreichend geklärt wird. Die Proklamation christlich bestimmter Tugenden ist deshalb so ermüdend geworden, weil sie ja jedermann bekannt sind. Zudem werden edle Grundsätze heute von allen Seiten als Maximen eigenen politischen Handelns in Anspruch genommen. Was die Warnung vor konkreten politischen Weisungen angeht, so bin ich der Meinung, daß diese nicht zum eigentlichen Auftrag der Christenheit gehören und ihren spezifischen Möglichkeiten nicht gerecht werden. Es gehört gewöhnlich nicht zum christlichen Auftrag, politische Einzelweisungen zu geben und Einzelstellungnahmen zu proklamieren. Dieser Fehler wird besonders gern in der Weise begangen, daß man den eigenen politischen Erfahrungsraum absolut setzt und seine persönlichen politischen Erkenntnisse mit der Qualität christlicher Notwendigkeit versieht.

Es geht also offenbar um die Frage nach dem spezifischen Dienst der Christenheit in politischen Fragen, die sittlichen und menschlichen Bedingungen für eine den Menschen und der Erhaltung des Friedens dienende Politik zu vertreten. Insofern besteht kirchliche Mitwirkung an der Politik in der Vertretung innerer Kriterien, in der Anrede der Gewissen, in dem Eintreten für die Freiheitsrechte des Menschen, in dem Wecken von Bereitschaften, in dem Aufdecken von Verantwortungszusammenhängen, in der Kritik am Bestehenden, in der Vermittlung von Denkanstößen. Mit diesem ganzen Katalog, der noch zu erweitern wäre, ziehe ich auf die Vorbedingungen politischen Handelns, auf den Wurzelboden politischer Entscheidung.

2. Diesen Rahmen sucht die Denkschrift so weit und so konkret wie möglich auszuschöpfen. Sie tut es unter der bedrängenden Erkenntnis, daß die deutsche Seite – wie es in der Denkschrift selbst heißt – in die Gefahr kommt, mit ihren politischen Vorstellungen von der Bewältigung der Hinterlassenschaft des Zweiten Weltkrieges neben die weltpolitische Wirklichkeit zu geraten und über unbestimmten Zukunftserwartungen gegenwärtige Aufgaben zu versäumen. Doch ist zu beachten, daß neben der möglichst weiten konkreten Ausschöpfung des Rahmens, der dem politischen Mitreden der Kirche gezogen ist, die Konzentration auf wesentliche Mängel und Fehlerquellen der Gesprächslage in der Bundesrepublik Deutschland zu Fragen der Vertreibung, zu Fragen der Lage der Vertriebenen und zum Verhältnis zu den östlichen Nachbarn steht ... Die Denkschrift hat mit Absicht darauf verzichtet, die weiteren und größeren Zusammenhänge eigens zu entfalten ... Wir haben uns konzentriert und – ich möchte sagen: aus

guten theologischen Gründen – konzentrieren müssen auf das, was die Denkschrift die Tiefendimension der politischen Urteilsbildung nennt, konzentriert also auf diesen ganzen Bereich der Bereitschaften, der Bereitschaften auch, Argumente zu hören, die Realitäten zu sehen und was dergleichen zu nennen ist, also auf diesen Wurzelboden politischer Urteils- und Meinungsbildung, der die Voraussetzung erst bietet für gute politische Entscheidungen und politisches Verhalten.

3. Die Denkschrift gibt über ihre theologischen Grundlagen selbst Auskunft. Das geschieht vornehmlich in dem Kapitel V mit den theologischen und ethischen Erwägungen. Dieses Kapitel V ist besonders wichtig für unsere theologische und kirchliche Diskussion, die sich hoffentlich in den nächsten Wochen und Monaten gerade auch in diesem Betracht an die Denkschrift anknüpfen wird ... Wir standen eine Zeitlang unter der Befürchtung, es könnte der Atomwaffenstreit in der EKD eine gewisse Neuauflage erleben, gewiß in ganz anderer Gestalt, aber doch mit ähnlichen theologischen Mitteln. Es bestand erneut die Gefahr – und vielleicht ist sie auch noch nicht überwunden –, daß sich die alten Fronten wieder einmal zeigten und an einer so leidenschaftlich umkämpften Frage erneut verhärteten. So konnte also die eine Seite etwa ihren konstruktiven, dynamischen Ansatz hinsichtlich des Beitrages der Christenheit zu den politischen Fragen zu weit ausziehen bis dahin, wo die politische Entscheidung selbst fällt, während die Gegenwehr zu leicht dazu führen kann, mit theologischen Mitteln eine verhängnisvolle Eigengesetzlichkeit der Politik zu sanktionieren und praktisch damit auf eine kirchlich-theologische Mitwirkung in den politischen Dingen zu verzichten. Darum haben wir in dem einleitenden Abschnitt des Kapitels V noch einmal die konvergierenden Elemente des bisherigen ethischen Grundlagengesprächs herauszuarbeiten und dann eben auch anzuwenden versucht ... Eben daraus ergaben sich wesentliche Gesichtspunkte, Motive und Denkanstöße für den Gegenstand der Denkschrift. Dieser Versuch, die konvergierenden Elemente des ethischen Gespräches herauszuarbeiten, kommt am deutlichsten in dem Satz zum Ausdruck, daß der Christ die in geistlicher Erkenntnis errungene Bereitschaft zum Verzicht auch im rechtlichen und politischen Bereich manifestieren muß, wenn eine sittliche Gesamtverantwortung es gebietet.

4. Das theologische Kapitel warnt vor einer Überschätzung des theologischen Beitrages zu politischen Gegenständen überhaupt und auch zu den in Frage stehenden Sachverhalten. Das völkerrechtliche Kapitel hat ja darauf hinweisen müssen, daß man die völkerrechtlichen Möglichkeiten einer Präformierung kommender unausweichlicher politischer Entscheidungen nicht überschätzen darf. Es gibt eine gewisse Tendenz, die vom Völkerrecht damit gelassenen Lücken durch theologische Arbeit auszufüllen und dort eine theologische Verbindlichkeit zu vertreten, wo das Völkerrecht zurückhaltend ist hinsichtlich künftiger politischer Entscheidungen. Auch die Theologie kann die Lücken, die das Völkerrecht dem Politiker läßt, nicht ausfüllen. So dient also dieses theologische Kapitel der Denkschrift geradezu dem Nachweis, daß sich die Gestalt der deutschen Ostpolitik weder nach der einen noch nach der anderen Seite aus der Theologie ableiten läßt. Aus theologischen und sittlichen Gründen allein kann weder ein sofortiger Verzicht auf die von Polen verwalteten Ostgebiete gefordert noch ein territoriales Opfer gegenüber dem heutigen Polen verboten werden. Dieses kirchliche Wort möchte aber dennoch einen wesentlichen Beitrag zu dem ganzen Fragenbereich der deutschen Ostpolitik in einer konkreten Weise leisten. Es leistet ihn dadurch, daß es dazu anleitet, ohne Haß die Vergangenheit auch mit den Augen der anderen Seite zu sehen, ohne Verkürzungen die ganze Wirklichkeit von heute zu erfassen und ohne Illusionen die künftigen Aufgaben der deutschen Ostpolitik in den Rahmen der weltpolitischen Möglichkeiten hineinzustellen. Auf diese Weise wird eine Reihe von Faktoren in Erinnerung gerufen, die in der Diskussion immer mehr in den Hintergrund getreten sind. Zu diesen Faktoren zum Beispiel gehört eine bessere Beschreibung dessen, was mit dem Begriff „Recht auf Heimat“ oder „Recht auf die Heimat“ gemeint ist, was darunter mit

Fug und Recht völkerrechtlich und theologisch gemeint sein kann. Mit diesem Begriff „Recht auf die Heimat“ wird ja seitens der Vertriebenenverbände im wesentlichen die ganze politische Diskussion geführt. Ich darf Sie gerade auch in diesem Zusammenhang hinweisen auf die von uns sehr genau überlegte Ausführung gerade zur Frage der Heimat und was daraus für die Frage nach dem Recht auf Heimat abzuleiten ist. Vielleicht sollte ich diese Sätze doch lesen: „Die theologischen Elemente des Heimatbegriffes können nach allem nicht dazu dienen, ein unabdingbares Recht des Menschen auf seine, auf die Heimat zu begründen. Auch die mit dem Heimatrecht verbundenen politischen Ansprüche können sich auf theologische Begründungen zum Heimatverständnis nicht berufen. Der Glaube an Gott begründet ein solches Verhältnis zur Heimat, daß der Christ zum gehorsamen Gebrauch ihrer Güter ebenso in der Lage ist, wie er zum Verzicht auf sie bereit sein muß. Zu welcher Entscheidung es im konkreten Falle kommt, läßt sich aus dem Heimatverständnis als solchem und aus einem postulierten Recht auf Heimat nicht ableiten, sondern gehört in einen umfassenden Zusammenhang menschlicher und politischer Verantwortung.“

Das ist einer der Faktoren, auf die wir aus theologischen Gründen meinten hinweisen zu müssen. Hier ist für das politische Gespräch die eigentliche Bedeutung der Denkschrift überhaupt zu suchen, daß sie daran erinnert, es gibt noch eine Reihe, eine ganze Skala von Faktoren verschiedenster Art, politische, völkerrechtliche und sittliche Faktoren, die uns dazu nötigen, die Gesamtdiskussion, die hier in Frage steht, auf eine breitere Grundlage zu stellen, die uns dazu nötigt – mehr als das bisher der Fall war –, den Partner auf der anderen Seite mit in unser Blickfeld, in unseren Dialog einzubeziehen.

Es ist nach der Verbindlichkeit dieser Denkschrift oft gefragt worden. Ich würde sagen: gerade hier, an dieser Stelle liegt die eigentliche Verbindlichkeit des Dokumentes. Es ist theologisch und kirchlich geboten, alle Faktoren zur Geltung zu bringen, die beachtet werden müssen, wenn man sich ein zutreffendes politisches Urteil bilden will, und wenn man in der Welt von heute und im Interesse einer haltbaren künftigen Friedensordnung politische Entscheidungen treffen will ... Es gibt für den Christen eine Notwendigkeit, sich der ganzen Fülle der Faktoren zu stellen und sie zu verarbeiten, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, die für eine zulängliche politische Urteilsbildung einfach vorhanden sind und beim Namen genannt werden müssen.

5. Die Denkschrift hat im Grunde genommen zwei Schwerpunkte. Das zweite Kapitel mit der Schilderung der Lage der Vertriebenen in Gesellschaft und Kirche ist für die Denkschrift der eigentliche Ausgangspunkt. Die ganze Darlegung ist überhaupt getragen von der Sorge um die menschliche, soziale und gesellschaftliche Lage der Vertriebenen. Das seelsorgerlich-menschliche Motiv der Denkschrift muß stark unterstrichen werden. Man kann nicht übersehen, daß sich an diesem Punkt die Verfasser der Denkschrift ihre Aufgabe nicht leicht gemacht haben. Gewiß, die Denkschrift ist keine Predigt, sie ist keine geistliche Meditation, ihre Sprache ist nüchtern, es ist die nüchterne Sprache einer wissenschaftlich präzisen Betrachtung. Aber man sollte nicht übersehen, daß auch in dieser nüchternen Weise das seelsorgerlich-menschliche Motiv greifbar bleiben kann. Eingehend wird der Umfang der menschlichen Seite der Katastrophe des deutschen Ostens gewürdigt. Die Zeit, sagen wir, läßt Milderungen eintreten, wir müssen aber damit rechnen, daß viele Vertriebene bis an ihr Lebensende von der Grunderfahrung der Vertreibung bestimmt bleiben und sich als Heimatlose fühlen werden. Die Vertreibung gehört zu den Katastrophen des Lebens, die nur im Glauben an Gott bestanden und verarbeitet werden können. Das gilt insbesondere deshalb, weil dem menschlichen Verstand nie eine voll befriedigende Auskunft über den Sinn solcher Lebenskatastrophen gegeben wird.

...
6. Schließlich möchte ich noch ein paar Sätze zu der auch in der kritischen Reaktion

erörterten Schuldfrage sagen. Es ist der Vorwurf erhoben worden, daß zu simpel in der Denkschrift von dem Gericht Gottes gesprochen sei, das mit der Katastrophe des Ostens über die Bevölkerung jener Gebiete und über das ganze deutsche Volk gekommen sei, und daß daraus dann eben auf Grund eines postulierten Schuldbewußtseins in einer einfachen Weise politische Notwendigkeiten für die Zukunft abgeleitet seien. Diese Beurteilung der Denkschrift ist sicherlich unzutreffend ... Die Denkschrift widerspricht zwar der hier und da auftauchenden Empfehlung, aus dem Schuldbewußtsein des deutschen Volkes heraus politische Entscheidungen zu entwickeln. Aber sie ist ebensosehr der Meinung, daß man nicht einfach Schuld gegen Schuld aufrechnen könne, um dadurch die Schuldfrage praktisch aus der geschichtlichen Besinnung und aus der politischen Beurteilung auszuklammern. Wir müssen sicherlich bereit sein, die Folgen von Schuld zu tragen, ohne im einzelnen eine Rechnung anstellen zu können ...

Alle unsere Erwägungen laufen darauf hinaus, eine neue Gemeinsamkeit zu gewinnen zwischen dem deutschen Volk und seinen östlichen Nachbarn. Niemand gibt sich hier Illusionen hin. Jeder kennt auch die besonderen Schwierigkeiten, die hier zu nennen wären. Aber wir haben als deutsches Volk allen Anlaß, unseren Teil dazu beizutragen. Dieses war auch die Absicht der Denkschrift.

Die Arbeitstagung faßte folgende

ENTSCHLIESSUNG

zur Denkschrift über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“

Die in Frankfurt am Main vom 8. bis 10. November 1965 versammelte Arbeitstagung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland dankt der Kammer für öffentliche Verantwortung und dem Rat der EKD für die wegweisende Denkschrift über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“. Wir werden uns im kommenden Frühjahr nach weiterer gründlicher Vorbereitung ausführlich mit der Denkschrift befassen. Inzwischen bitten wir die Gemeinden, die Denkschrift sorgfältig zu lesen und ernstlich zu bedenken. Die Schärfe der gegenwärtigen Auseinandersetzungen sollte einem freimütigen und sachlichen Gespräch auch mit maßgeblichen Sprechern der Vertriebenen nicht im Wege stehen. Wir hoffen, daß diese Denkschrift und ihre weitere Erörterung dem Geist der Versöhnung in unserem Volk und in den östlichen Nachbarvölkern Raum schaffen wird.

Selbst die in Aussicht genommene gründlich vorbereitete synodale Behandlung der Denkschrift wird nicht das letzte Wort in der Sache sein; die Bewegung, die die Denkschrift auslöste, wird nicht so bald verebben; die durch sie angestoßene innen- und außenpolitische Besinnung in unserem Volke muß und wird weitergehen und sich nicht nur in der „Tiefenschicht der inneren Voraussetzungen, des realistischen Urteils und der wirklichen Bereitschaft zur Versöhnung“ vollziehen, sondern bis in die „Oberschicht der konkreten politischen Entscheidung“ (Denkschrift, S. 38) vorstoßen.

Aus seelsorgerlicher Verantwortung für die ob der Denkschrift betroffenen und verwundeten Herzen, zumal aus den Kreisen der Heimatvertriebenen, richteten Kirchenleitungen und kirchenleitende Männer klärende Worte an die Gemeinden und ihre aus der Heimat vertriebenen Glieder. Stellvertretend für viele Erklärungen drucken wir den Brief des Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, D. Ernst Wilm, ab:

In den letzten vier Wochen habe ich aus Anlaß der Veröffentlichung der Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ viele Zuschriften bekommen. Einige kamen aus Westfalen, die Mehrzahl aus anderen Gebieten, wieder andere trugen weder Namen noch Adresse, so daß unklar bleibt, woher sie gekommen sind. Der Inhalt dieser Briefe war sehr verschieden: einige enthielten wüste Beschimpfungen und Drohungen, andere sachliche Auseinandersetzungen mit der Denkschrift oder leidenschaftliche Einsprüche gegen dieselbe, wieder andere enthielten dankbare Zustimmung zu diesem Wort der evangelischen Kirche.

Aus manchem Brief spricht Bitterkeit und Haß, so daß man darüber nur tief erschrocken sein kann; aus anderen Briefen spricht eine tiefe Enttäuschung über die Leitung der evangelischen Kirche, weil sie sich hinter diese Denkschrift gestellt hat, oder die Klage darüber, daß nun die evangelischen Heimatvertriebenen von ihrer Kirche verlassen und verraten worden seien.

Aus diesem zuletzt genannten Grunde wende ich mich an Sie alle, die Sie als Heimatvertriebene aus dem Osten unseres Vaterlandes Gemeindeglieder unserer Evangelischen Kirche von Westfalen geworden sind. Ich bitte Sie ganz herzlich und dringend, ob Sie der Denkschrift zustimmen oder sie ablehnen zu müssen glauben: Bleiben Sie dessen ganz gewiß, daß die evangelische Kirche, und das heißt ganz praktisch die westfälische Landeskirche, ihre Kirchenleitung und ihr Präses, die Kirchengemeinde, zu der Sie gehören, der Pfarrer und das Presbyterium und darüber hinaus auch der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland für ihre heimatvertriebenen Brüder und Schwestern mit allem, was sie ist und hat, da ist und für sie eintreten und ihnen dienen will. Und bleiben Sie gewiß, daß Sie als Glieder unserer Kirche ganz und völlig dazugehören und allen Dienst und alle Hilfe der Kirche – Ihrer Kirche – erwarten dürfen. Lassen Sie sich nicht durch falsche oder unrichtige Auslegung der Denkschrift gegen Ihre Kirche aufbringen! Sie täten damit nicht nur Ihrer Kirche unrecht, sondern würden sich auch einer letzten Zuflucht und Geborgenheit, die wir in dieser Welt haben, selbst berauben.

Lassen Sie mich an ein paar Punkten zeigen, wo ich aus den Briefen, die ich erhalten habe, herauslese, daß die Denkschrift falsch ausgelegt oder doch mißverstanden wird. Dabei kann ich hier nicht ausführlich auf den ganzen Inhalt der Denkschrift eingehen. Man muß sie selber lesen, und ich kann Ihnen nur raten, daß Sie sich das Heft besorgen und gründlich lesen, wie auch die Denkschrift erst nach einer sehr gründlichen Arbeit zustande gekommen ist.

Aber nun zu einigen Mißverständnissen oder Falschinterpretationen:

Es ist nicht so, daß mit dieser Denkschrift schon Tatsachen geschaffen werden. Sie will nur das „heiße Eisen“, um das man so lange herumgegangen ist, anfassen und den Weg, darüber offen und nüchtern zu sprechen, untereinander und mit unseren östlichen Nachbarn, frei machen. Auf solch einen freien Weg müssen wir allerdings kommen!

Es ist nicht so, daß die evangelische Kirche sich mit ihrer Denkschrift ohne Grund in die politische Arena begibt, für die sie nicht zuständig ist. Sondern sie hat die schwierige Frage nach der Lage der Vertriebenen und des Verhältnisses zu unseren östlichen Nachbarn aufgreifen müssen, weil es dabei um das Schicksal vieler Menschen geht, die zu ihr gehören und für die sie verantwortlich ist, und weil sie nicht zusehen darf, wie diese Menschen weiter Jahr für Jahr im Dunkeln gelassen und in Hoffnungen gewiegt werden, die einfach keine Realität mehr haben. Außerdem sind diese Fragen in unserer Kirche selbst aufgebrochen, und es berufen sich in ihr die einen und die anderen auf das Evangelium, so daß wir uns fragen mußten, wie wir hierin zu einer Klärung und Lösung kommen können. Schließlich – und das ist sehr wichtig – muß die Kirche tun, was zum Frieden und zur Versöhnung hilft. Daran darf sie sich nicht hindern lassen.

Es ist nicht so, daß die evangelische Kirche mit dieser Denkschrift lieblos über das schwere Schicksal der Heimatvertriebenen, um das sie sich bisher nie gekümmert hätte, hinweggeht. Sondern – und das wird jeder erkennen, der die Denkschrift aufmerksam liest – hier wird das Schicksal der Vertriebenen sehr ernst genommen und wahrhaftig mitgetragen, soweit einer des andern Schicksal mittragen kann. Die Christen und Gemeinden in unserm Land werden darauf angedeutet, daß sie lange nicht genug die Vertriebenen in ihrer Mitte aufgenommen und mit ihnen geteilt haben. Aber man wird doch auch sagen dürfen – und ich frage Sie heute, meine heimatvertriebenen Brüder und Schwestern, danach –, daß Ihnen in unserer Kirche von Anfang an die volle Gliedschaft zugestanden worden ist und daß wir uns durch zwanzig Jahre hindurch immer und immer bemüht haben, daß Ihnen allen die Verkündigung des Evangeliums, die Seelsorge und Diakonie Ihrer Kirche zugute kam und gehörte, wie jedem anderen, und vor allem, daß wir in der Gemeinschaft am Evangelium einfach zusammengehören.

Es ist nicht so, daß in der Denkschrift so geredet wird, als müßten nur die Heimatvertriebenen die Schuld des von uns angefangenen und die Last des verlorenen Krieges tragen. Wir müssen wahrhaftig alle an dieser Schuld und Last tragen, und wir sind uns völlig darüber im klaren, daß Sie in Ihrer ostdeutschen Heimat viel, viel mehr erlitten haben und daß wir darum Ihnen gegenüber in einer großen Schuld stehen. Das wird in der Denkschrift nicht abgestritten, sondern es wird deutlich festgestellt, daß die Vertreibung aus Ihrer Heimat ein Unrecht war und ist, über das niemand – und die Kirche erst recht nicht – zur Tagesordnung hinweggehen kann.

Es ist nicht so, daß mit der Denkschrift Ihre Heimat einfach an die Polen „verraten und verkauft“ wird. Sondern es wird deutlich gesagt, daß Polen keinesfalls ohne weiteres das von ihm besetzte Gebiet schon endgültig als sein Eigentum betrachten kann, weil darüber noch geredet werden und weil das in Friedensverhandlungen erst geklärt werden muß. Aber es gehört zu der Nüchternheit und Offenheit, mit der in der Denkschrift diese Fragen erörtert werden, daß wir die verlorene Heimat nicht mit einem „göttlichen Recht und Anspruch auf Heimat“ zurückfordern können und nicht vergessen dürfen, was nun eben auch dem polnischen Volk angetan worden ist, so gewiß dessen gedacht werden muß, was Sie von polnischen oder russischen Menschen erlitten haben. Aber wenn es um Versöhnung geht, dann darf es auf keiner Seite heißen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Dann würden wir nie und würden auch die anderen nie mit dem Haß, der Rache und Vergeltung fertig, und wir können alle nie zum Frieden kommen.

Es ist aber so, daß in der evangelischen Denkschrift um der Vertriebenen willen und um des Nachbarvolkes willen das „Tabu“ der Oder-Neiße-Grenze durchbrochen worden ist und die schweren Fragen, die damit zusammenhängen, nach vorn geöffnet worden sind, damit wir uns nicht länger mit verbundenen Augen gegenseitig etwas vormachen, sondern innerlich frei werden, gemeinsam einen neuen Weg zu gehen.

Es ist aber so – und jetzt denke ich wieder an manchen Brief, den ich bekommen habe –, daß die Kirche nicht dazu dasein kann, unseren Haß und unsere Bitterkeit oder unsere irgeleiteten nationalistischen Gefühle zu bestätigen. Wer das von seiner evangelischen Kirche erwartet hat, der muß enttäuscht werden, weil sie ihm das nicht geben kann, es sei denn, daß sie ihren Herrn verleugnet und seine Botschaft verrät und den Menschen Steine statt Brot gibt.

Wenn ich an manchen der Briefschreiber denke, bilde ich mir nicht ein, ihn hiermit überzeugt zu haben. Es wäre schon viel erreicht, wenn wir einander in unserer Überzeugung achten und ernst nehmen und uns miteinander sachlich über die schweren Fragen aussprechen können.

Wenn ich an alle heimatvertriebenen Gemeindeglieder in unserer Kirche denke, dann habe ich die Hoffnung, daß sie sich an ihrer Liebe zum Evangelium – denn darum geht

es ja in der Kirche – nicht irremachen lassen und wir zusammen in der Gemeinschaft unseres Glaubens an den Herrn und Heiland Jesus Christus bleiben.

Zu ihm singen wir in der Adventszeit:

Nichts, nichts hat dich getrieben
zu mir vom Himmelszelt
als das geliebte Lieben,
womit du alle Welt
mit ihren tausend Plagen
und großer Jammerlast,
die kein Mund kann aussagen,
so fest umfassen hast.

b) Die Denkschrift zur Lage der Landwirtschaft

Die zweite kirchliche Verlautbarung des Berichtsjahres, die beträchtliches Aufsehen erregte und eine lebhaft, manchmal leidenschaftlich geführte Diskussion auslöste, war die im Auftrage des Rates der EKD von der Kammer für soziale Ordnung erarbeitete Denkschrift „Die Neuordnung der Landwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland als gesellschaftliche Aufgabe“. Sie wurde mit einem Vorwort des Ratsvorsitzenden zum Erntedankfest 1965 bekanntgegeben, und neben dem ungekürzten Abdruck in der kirchlichen Presse in etwa 230 000 Exemplaren verbreitet. Weil sich Berichterstattung und publizistisches Echo der weltlichen Presse einseitig auf die Aussagen zur Preispolitik und zu den staatlichen Subventionen für die Landwirtschaft bezogen, waren die ersten Reaktionen aus Landwirtschaftskreisen kritisch, zum Teil sogar schroff ablehnend. Demgegenüber fand die Denkschrift bei der Agrarwissenschaft und manchen Politikern eine positive Aufnahme und Würdigung. Es besteht begründeter Anlaß zu der Hoffnung, daß es auch mit dem Deutschen Bauernverband, dessen Präsident zunächst in schroff ablehnender Weise zu der Denkschrift Stellung nahm, zu klärenden Gesprächen kommt.

Auszugsweise seien aus dem wichtigen Abschnitt „Aufgaben“ die wesentlichen Stücke wiedergegeben:

Aufgaben

25. Seit Beginn der Industrialisierung ist ein Strom von Menschen und Vermögenswerten in die Industrie geflossen. Menschen, die in die Industrie abgewandert sind, haben ihre Erziehung, oft auch ihre Ausbildung und Erbabfindung zu Lasten der landwirtschaftlichen Betriebe empfangen. Diese Leistungen kamen dem Aufbau der Wirtschaftszweige zugute, in denen die Abwanderer tätig wurden.

Heute ist es eine vordringliche Aufgabe, die Landwirtschaft selbst zu verbessern. Die dafür notwendigen agrarpolitischen Maßnahmen müssen das Ziel verfolgen, unsere Landwirtschaft an die veränderten Bedingungen der Technik und an die neuen Verhältnisse des europäischen Marktes sowie der Weltwirtschaft anzupassen. Dadurch muß erreicht werden, daß der weiterhin in der Landwirtschaft tätige Teil des Volkes eine angemessene Lebenshaltung und bessere wirtschaftliche Chancen findet. Die agrarpolitischen Förderungsmaßnahmen müssen zugleich die Selbstverantwortung stärken ...

26. Die Landwirte selbst und alle, die sie beraten und unterstützen, brauchen eine in die Zukunft weisende Orientierung ... Insbesondere sollten die Landwirte in aller

Offenheit über ihre künftigen Chancen und Risiken im Gemeinsamen Markt unterrichtet werden ...

27. Die landwirtschaftliche Neuordnung sollte im Rahmen der Raumordnung und Landesplanung vor sich gehen. Sie muß mit der regionalen Wirtschaftspolitik abgestimmt werden. Die Wirtschaftskraft ländlicher Gebiete wird heute keineswegs mehr allein von der Agrarproduktion bestimmt; sie hängt vom Ausmaß der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung ab ... Die Entwicklung und Verbesserung der Agrarstruktur, in Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung dieser Gebiete, ist dem ganzen Lande dienlich. Rechtsgrundlagen, Finanzierungs- und Verwaltungsverfahren der Agrarstrukturpolitik bedürfen daher dringend einer Anpassung an diese erweiterten Aufgaben.

28. Eine solche umfassende Regionalpolitik kommt allen Menschen in Stadt und Land zugute. Bisher in der Landwirtschaft Beschäftigte, die ein angemessenes Einkommen aus landwirtschaftlicher Erwerbstätigkeit nicht mehr erzielen, können auf diese Weise leichter in einem anderen Beruf ein befriedigendes Dasein finden ... Je vielfältiger das Angebot nichtlandwirtschaftlicher Arbeitsplätze auf dem Lande ist, desto besser wird auch die Situation der Landwirtschaft, und um so weniger schmerzhaft für den einzelnen wird es sein, den landwirtschaftlichen Beruf aufzugeben.

29. Eine enge räumliche Verflechtung von Industrie und Landwirtschaft läßt Kleinlandwirte leichter zusätzliche Erwerbsquellen finden. Die Verbindung von landwirtschaftlicher und gewerblicher Tätigkeit kann eine gesunde und sichere Existenzgrundlage bilden. Sie erfordert allerdings die Fähigkeit zur Umstellung der Kleinbetriebe nach arbeitswirtschaftlichen Gesichtspunkten ... In vielen Fällen würde die Schaffung von Eigenheimen mit Gartenland dem Leben und der Zukunft eines bisher kleinbäuerlichen Familie dienlicher sein. Dabei könnte das frei gewordene Land durch Verpachtung oder Verkauf zur Aufstockung eines rein landwirtschaftlichen Betriebes dienen.

30. Landwirte, insbesondere auch Pächter, die große Anstrengungen machen, sich auf den Wettbewerb mit den Agrarwirtschaften anderer Länder einzustellen, können vielfach Investitionen im erforderlichen Ausmaß nicht rasch genug vornehmen. Darum ist hier der Einsatz öffentlicher Zuschüsse, Kredite und Zinsverbilligungen erforderlich ... Investitionen für gemeinsame Einrichtungen im Bereich der Erzeugung und Vermarktung verdienen bevorzugte Förderung. Besondere Maßnahmen sind weiterhin für vertriebene Landwirte aus dem Osten erforderlich ... Sofern sie ihre berufliche Tüchtigkeit erwiesen haben, sollte ihnen zusätzliche Hilfe zuteil werden ...

31. Die soziale Gesinnung einer staatlich geordneten Gesellschaft findet zwar in der Hilfsbereitschaft für die wirtschaftlich Schwachen ihren Ausdruck. Sie muß aber alle Hilfen ablehnen, durch die unbequeme Tatbestände verschleiert werden ... Allgemeine Subventionen, die lediglich über eine unbefriedigende wirtschaftliche Gegenwart hinwegtäuschen, können nicht verantwortet werden.

32. In vielen Fällen setzen die landwirtschaftlichen Umstellungen den Ausbau der sozialen Sicherung für die bäuerliche Bevölkerung voraus. Er muß darum beschleunigt vorangetrieben werden ... Soziale Gemeinschaftsaktionen können auf dem Dorfe die staatliche Sozialpolitik wirksam ergänzen ... Das Ziel der gesamten ländlichen Sozialpolitik muß es sein, die noch bestehenden Unterschiede in der sozialen Sicherheit von Stadt und Land zu überwinden.

33. Seit jeher dient die Land- und Forstwirtschaft neben der landwirtschaftlichen Güterproduktion auch landeskulturellen Aufgaben, wie der Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit, des Landschaftsbildes und des Wasserhaushaltes. Daraus kann zwar kein allgemeiner Anspruch der Landwirtschaft auf öffentliche Vergütung der Landschaftspflege abgeleitet werden. Es gibt nach christlicher Auffassung kein Eigentum, das nicht mit sozialer Verpflichtung verbunden wäre ... In vielen Fällen sind heute aber zur Pflege und Erhaltung der Landschaft Maßnahmen nötig, die sich mit einer rentablen

Nutzung des Eigentums nicht verbinden lassen. Soweit Raumordnung und Landesplanung durch Ausweisung von Schutzzonen, Erholungsgebieten und Grüngürteln der Landwirtschaft Nutzungsbeschränkungen oder Nutzungsverpflichtungen auferlegen, hat sie Anspruch auf Entschädigung.

34. Die Daseinsbehauptung in der technisch-industriellen Welt hängt entscheidend von der geistigen Bewältigung aller Lebensumstände ab. Darum ist in allen ländlichen Gebieten ein rascher Ausbau des gesamten Schulwesens notwendig. Gute Schulbildung sollte auch den Bauernkindern eine wirklich freie Berufswahl eröffnen und zugleich die künftigen Landwirte auf die vor ihnen liegenden Aufgaben vorbereiten. Leistungsfähige zentrale Volksschulen sollten darum nachdrücklich gefördert werden. Durch eine ausreichende Zahl weiterführender Schulen müssen die Bildungschancen auf dem Lande denen der Stadt angeglichen werden. Die Forderung, in gemischtkonfessionellen Gebieten Bekenntnisschulen zu unterhalten, darf nicht zu Lasten des Ausbaus des ländlichen Schulwesens gehen. Es widerstreitet der christlichen Verantwortung für den Mitmenschen, wenn solche Forderungen die Möglichkeit junger Menschen beeinträchtigen, sich auf ihre Lebensaufgabe ausreichend vorzubereiten.

35. Die ältere Generation ist dazu aufgerufen, den jungen Betriebsnachfolgern die Möglichkeit zu einer umfassenden Berufsausbildung zu vermitteln. Die junge Generation sollte unermüdlich darauf bedacht sein, sich eine entsprechende Bildung anzueignen ... Betriebsleiter und Betriebsnachfolger sollten zusammen mit anderen Landwirten nach Wegen suchen, wie eine Freistellung vom Betrieb für die Ausbildung und Fortbildung in Schulen, Kursen und Tagungen zu erreichen ist.

36. Die vielseitigen Aufgaben eines landwirtschaftlichen Betriebes verlangen nicht nur eine solide Fachausbildung, sondern auch laufende Betriebsberatung ... Die Wirtschaftsberatung wird die Landwirte vor allem in der Betriebsgestaltung, der Betriebsführung und Marktorientierung zu unterstützen haben. Eine unerlässliche Voraussetzung dafür ist, daß die landwirtschaftliche Buchführung weiter verbreitet wird. Sie sollte mehr als bisher betriebswirtschaftlich ausgerichtet werden ... Der Gebrauch des Rechenstiftes steht in keinem Widerspruch zu dem Vertrauen auf den Segen Gottes, der aller menschlichen Berechnung entzogen ist.

37. Eine Anpassung der Landwirtschaft an die veränderten Verhältnisse erfordert eine neue Einstellung jedes einzelnen zu seinem Beruf. Das Wort Beruf bedeutet nach evangelischem Verständnis, daß jeder Mensch berufen ist, an seinem Platz Verantwortung für Menschen und Güter zu übernehmen. Diese Verantwortung muß in jeder Lebenslage neu erkannt und übernommen werden. In der bäuerlichen Welt erschien das Erbrecht auf einen Hof zugleich als Berufung zur Weiterführung der väterlichen Wirtschaft. Heute wird der Beruf zu einer Funktion in dem komplizierten Gefüge der Gesellschaft. Das erfordert ein hohes Maß an menschlichen Fähigkeiten. Fleiß, Aufgeschlossenheit, Einsicht, Urteilsfähigkeit sowie die Bereitschaft zum wirtschaftlichen Gewinn und zur Kooperation sind unentbehrliche Qualitäten des modernen Landwirtes. Jeder vorgesehene Betriebsnachfolger sollte sich prüfen, ob er diese Fähigkeiten entwickeln kann. Die Berufswahl der Bauernkinder kann nicht mehr wie in der Vergangenheit allein durch das väterliche Erbe vorbestimmt sein ...

38. Eltern sollen sich bemühen, ihren Kindern bei der Sicherung ihres Lebens behilflich zu sein. Auf dem Lande stand bisher dabei die Erhaltung und Mehrung des Erbes im Vordergrund. Heute stellt die gute Ausbildung die wichtigste Lebensversicherung dar. Das gilt für den Hoferben ebenso wie für diejenigen Kinder, die einen anderen Beruf wählen. Auszahlungen an die weichen Erben sollten so begrenzt sein, daß der Betrieb als sinnvolle wirtschaftliche Einheit erhalten bleibt ... Der Hoferbe sollte in seinem Betrieb ein ihm anvertrautes Werkzeug für erfolgreiches Wirtschaften sehen. Er sollte möglichst frei darüber entscheiden, wie er Größe und Struktur seines Betriebes den jeweils gegebenen Notwendigkeiten anpassen kann. Es wäre falsch, wenn

alle Landwirte starr an dem festhielten, was sie ererbt haben. Auf die Dauer können sich nur vereinfachte, übersichtlich organisierte Betriebe behaupten, deren technische Einrichtungen ausgelastet sind.

39. Wirtschaftliche und berufliche Umstellungen bringen grundlegende Veränderungen im Familienleben mit sich. Die ältere Generation verfügt zwar über die größere menschliche Erfahrung. Die Jüngeren haben aber häufig eine bessere Ausbildung und die Fähigkeit, sich rascher dem technischen und wirtschaftlichen Fortschritt anzupassen. Beides dient dem Leben der Familie. Dabei bleibt Gottes Gebot, Vater und Mutter zu ehren, zu allen Zeiten gültig. Das darf aber nicht zu einer Bevormundung erwachsener Kinder in Fragen des Berufes führen. Familien mit heranwachsenden Kindern sollten mehr und mehr eine partnerschaftliche Ordnung ihres gemeinsamen Lebens finden, in der jeder die Freiheit und Pflicht hat, das Seine beizutragen ...

40. Der Arbeitsbereich der Bauersfrau muß ihren Kräften und Neigungen Rechnung tragen. Bei elastischer Arbeitsverteilung ist in der Landwirtschaft eine gute Möglichkeit zur täglichen Zusammenarbeit der Ehepartner gegeben ... In vielen fortschrittlichen Landwirtschaftsbetrieben wurde die Hausfrau durch die Rationalisierung auch der Innenwirtschaft schon von zermürbenden und belastenden Arbeiten befreit ... Demgegenüber ist die Bauersfrau in den sogenannten Grenzgebieten oft unerträglich überlastet. Daraus entstehen Gefahren für ihre Gesundheit und für die Erziehung der Kinder. Die Umstellung auf wirtschaftlich gesunde Betriebsgrößen und ihre rationelle Gestaltung ist auch aus diesen Gründen ein dringendes Erfordernis.

41. Der moderne Landwirtschaftsbetrieb wird mehr und mehr in ein vielschichtiges Verbundsystem einbezogen ... Im eigentlichen Produktionsbereich mehren sich die Fälle einer gemeinschaftlichen Nutzung von Produktionsmitteln und der genossenschaftlichen Zusammenarbeit ... Durch solche Zusammenarbeit können Arbeits- und Kapitalaufwand wesentlich verringert werden, weil in größeren Produktionseinheiten billiger erzeugt werden kann. Darüber hinaus haben viele Landwirte zur Verbesserung ihrer Marktchancen Art und Umfang ihrer Produktion aufeinander abgestimmt ... Es ist nicht zu leugnen, daß die gewohnte Entscheidungsfreiheit des Landwirtes in diesen Bindungen eingeschränkt wird. Dieser Verlust wird aber durch einen Gewinn an Sicherheit im wirtschaftlichen und an Freiheit im persönlichen Bereich aufgewogen.

42. Die Zusammenarbeit zwischen Landwirten erfordert vielfach Regelungen, bei denen die unternehmerische Verantwortung des einzelnen Landwirtes wesentlich in der Anteilnahme an gemeinsamer Verantwortung besteht. Hier geht es nicht allein darum, die Gedanken Raiffeisens weiterzuentwickeln. Unter den heutigen Bedingungen ist es auch notwendig, neue Formen überbetrieblicher Zusammenarbeit anzustreben. So kann die Tendenz zu größeren landwirtschaftlichen Betriebseinheiten die Bewirtschafter kleinerer Betriebe zur Zusammenarbeit im eigentlichen Erzeugungsbereich führen. Dabei braucht das Eigentum nicht aufgegeben zu werden. Diese Zusammenschlüsse müssen aber auf dem freien Entschluß der Beteiligten beruhen ... Hierzu liegen bisher wenig Erfahrungen vor. Weitere Erfahrungen müssen durch neue Ideen und Wagnisse gewonnen werden.

43. Eine gesunde Entwicklung der heutigen Gesellschaft ist nur dann zu erwarten, wenn jeder einzelne seine Aufgaben in sinnvoller Zusammenarbeit mit den anderen zu lösen versucht und dabei immer die übergeordneten Zusammenhänge und die gemeinsamen Interessen aller im Auge behält. Gleichzeitig muß die staatliche und gesellschaftliche Ordnung dem einzelnen um seiner Menschenwürde willen Mitverantwortung und Entscheidungsfreiheit einräumen. Das setzt ein hohes Maß an Bereitschaft und Fähigkeit, aufeinander zu hören, voraus. Jede Selbstgerechtigkeit von einzelnen oder von Gruppen wirkt sich wie eine Krankheit aus. Die Fähigkeit, Einseitigkeiten und Fehler anderer zu ertragen und auszugleichen, ist unentbehrlich, wo sachlich und großzügig zusammengearbeitet werden soll.

Die Freiheit, zu der Gott den Menschen beruft, ist die Voraussetzung für ein vernünftiges Zusammenleben.

3. POLITISCHE UND GESELLSCHAFTLICHE DIAKONIE DER KIRCHE

a) Ein bischöflicher Briefwechsel

Der diakonische Dienst der Kirche an Aufgaben des politischen und gesellschaftlichen Lebens fand seinen Niederschlag nicht nur in den vieldiskutierten Denkschriften, sondern vollzog sich in einer Fülle weiterer Beiträge zu besonderen Anlässen und Fragen. Nur auf die wichtigsten Verlautbarungen kann in diesem Zusammenhang eingegangen werden.

Kurz vor dem Zusammentritt der örtlich getrennten gemeinsamen Tagung der EKD-Synode fand zwischen Präses D. Scharf, dem Vorsitzenden des Rates der EKD, und Bischof D. Dr. Krummacher, dem Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der Deutschen Demokratischen Republik, ein Briefwechsel statt, in dem brennende Fragen mit dem Ziel, eine Ordnung des Friedens in der Welt und in unserem Volk herbeiführen zu helfen, behandelt werden. Die Briefe lauten:

Bischof D. Krummacher

Greifswald, den 28. 2. 1965

Lieber Bruder Scharf!

Sie wissen, daß mich und andere kirchleitende Brüder in der Deutschen Demokratischen Republik unablässig die Frage umtreibt: Was haben nun wir als eine Kirche für die Menschen eines geteilten Volkes zu tun? Weil wir voneinander getrennt sind, ist es schwer, eine sachkundige und wirklich hilfreiche Antwort zu finden. Ich bitte Sie als den Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland deshalb herzlich, zu helfen, daß wir eine gemeinsame kirchliche Antwort auf einige brennende Fragen geben können, zumal Sie bessere Einsichten in die inneren Probleme der Bundesrepublik haben als wir.

Die erste unablässig seit dem grauenvollen Tage von Hiroshima die Menschheit beängstigende Frage nach der totalen Beseitigung der Atomwaffen kann nur im Weltmaßstab richtig gesehen werden. Sie hat aber doch noch einen besonderen Ernst für uns als Christen gerade im deutschen Volk, das durch sein Verschulden mit dem Zweiten Weltkrieg so unendlich viel Unheil über die Völker gebracht hat. Darum scheint mir die klare Forderung zwingend: Was auch immer die Politiker für Verteidigungsmaßnahmen für nötig halten mögen, jedenfalls gehören Atomwaffen nicht in deutsche Hände! Jedes Mitbestimmungsrecht der Bundesrepublik aber an einer wie auch immer gearteten Atombewaffnung muß unvermeidlicherweise neues tiefes Mißtrauen bei unseren Nachbarvölkern hervorrufen. Eine neue Verhärtung des ohnehin tiefen Spaltes, der durch unser eigenes Volk geht, wäre die Folge erst recht bei dem Gedanken an einen Atomminengürtel an der innerdeutschen Grenze. Muß hier nicht die Kirche um der Menschen willen den Politikern rechtzeitig ihr warnendes Wort sagen?

Meine zweite Frage zielt auf die Erstarrung der politischen Fronten, wie sie zum Beispiel in der Hallstein-Doktrin zum Ausdruck kommt. Macht es sich die Bundesrepublik nicht auf diese Weise unmöglich, Vorschläge der DDR auch nur zu prüfen?

Sollten Doktrinen nicht darauf überprüft werden, ob sie geeignet sind, den Menschen zu dienen oder zu schaden? Wir sind im Rückblick auf 1964 alle tief dankbar gewesen für eine Reihe von „kleinen Schritten“ der Menschlichkeit. Müßten nun nicht – wiederum um der Menschen willen – größere Schritte zu einer wirklichen Kooperation folgen? Meine Frage ist, ob die *eine* Kirche in dem so unselig zerrissenen Volk hier nicht die Stimme erheben und die Politiker mahnen sollte, die noch gegebenen Chancen nicht zu versäumen, ehe es zu spät ist. Die Tatsache, daß wir trotz der Zerrissenheit unseres Volkes eine EKD haben, deren Ratsvorsitzender Sie sind, ist doch ein ständiges Angebot zur Befriedung nach beiden Seiten.

Und endlich die Frage, die nun mit dem 8. 5. 1965 gestellt wird. Keiner kann ja vergessen, was vor zwanzig Jahren endete. Sie haben, lieber Bruder Scharf, als Seelsorger der Gemeinde Sachsenhausen das Grauen des dortigen KZ miterlebt. Ich meinerseits werde die Massengräber von Kiew und die grausigen Eindrücke von Auschwitz in meinem Leben nicht wieder vergessen können. Natürlich vermag ich die rechtsstaatlichen Erwägungen, die in der Bundesrepublik mit der Frage der Verjährung verbunden sind, nicht sachverständig zu beurteilen. Aber es ist doch unvorstellbar, wenn sich etwa der Eindruck im deutschen Volk und vor den anderen Völkern der Welt durchsetzen sollte, nun seien die Akten geschlossen, nun brauche man sich nicht mehr an die Vergangenheit zu erinnern, oder nun könnten sich gar ungestraft neue Giftzentren bilden, aus denen eine Wiederkehr dieser alle menschlichen Vorstellungen übersteigenden Geschehnisse hervorbrechen könnte. Müßte nicht auch hier die Kirche aus tiefer Sorge um die Menschen ein wegweisendes Wort finden?

Um dieser Menschen willen, deren Bruder Jesus Christus ist, haben alle großen Synoden der EKD und die ökumenischen Weltkonferenzen seit 1945 ihre Stimme immer wieder für den in unserem Jahrhundert besonders gefährdeten Menschen erhoben. So hat erst jetzt wieder der Ökumenische Rat der Kirchen auf seiner Jahressitzung in Nigeria die Vorschläge der „Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten“ (CCIA) aufgenommen. Darunter waren auch für uns sehr brennende Fragen, wie etwa die Schaffung atomfreier Zonen in bestimmten Teilen der Erde, die Erweiterung des Moskauer Atomteststop-Abkommens, die Überwindung aller Rassenvorurteile, die Hilfe für die Menschen und Völker Afrikas.

Wenn wir auch in ganz verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen unseren kirchlichen Dienst tun, so ist uns doch in unserer Kirche eine gemeinsame unteilbare Verantwortung für die Menschen unseres Volkes auferlegt. So bitte ich Sie, lieber Bruder Scharf, meine Fragen brüderlich recht aufzunehmen.

Ihr getreuer

Krummacher

Präses D. Kurt Scharf

Berlin, den 7. März 1965

Lieber Bruder Krummacher!

Ihr Brief vom 28. 2. 1965 trifft auf Erwägungen, die auch mich sehr beschäftigen. Die Evangelische Kirche in Deutschland kann sich gewiß von keiner Seite für die Unterstützung eines bestimmten politischen Konzeptes in Anspruch nehmen lassen.

Aber diese Unabhängigkeit verstehe ich nicht so, daß die Kirche nicht doch in den politischen Dingen einen besonderen Auftrag hätte. Wie nötig politischer Dienst der Kirche ist, erfahren wir als eine kirchliche Gemeinschaft an einer spannungsgeladenen Stelle der Weltpolitik jeden Tag von neuem. Wie Sie sehe ich in solchem Dienst eine kritische Unruhe im Interesse der Menschlichkeit in der Politik. Unsere Kirche kann ihn um so wirksamer tun, je unbefangener sie sich ihr Urteil bilden und es auch aussprechen kann.

Lassen Sie mich von daher zunächst einiges zu der von Ihnen erwähnten Sorge um die Erhaltung des Friedens sagen! Ich kann Ihrer Auffassung zu der Frage der Atomwaffen in deutschen Händen nur zustimmen, aber ich meine, wir müssen hinzusetzen:

Auch der konventionelle Krieg stellt heute, zumal in Europa, nicht mehr eine ethisch zu vertretende Verhaltensweise dar. Auch die konventionellen Waffen führen heute zur Massenvernichtung Unschuldiger. Ich brauche zum Beweis dieser Behauptung nur das Beispiel Dresden zu nennen, die Stadt in der Deutschen Demokratischen Republik, derer wir in diesen Wochen besonders gedacht haben – aus Anlaß der Bombenangriffe auf seine Zivilbevölkerung vor zwanzig Jahren und aus Anlaß unserer gesamtkirchlichen Wiederaufbausammlung.

Trotz aller Unterschiede im Urteil über das Recht und die Pflicht der bewaffneten Verteidigung des eigenen Landes ist sich unsere Kirche wohl darin einig, daß ein atomarer Krieg eine sittliche Ungeheuerlichkeit und eine politische Katastrophe wäre. Aber auch das ist für uns gemeinsame Erkenntnis, die uns mit der ganzen Christenheit verbindet: Auch ein mit konventionellen Waffen geführter Krieg kann prinzipiell nicht mehr sittlich gerechtfertigt werden, zumal in der gegenwärtigen Weltlage jeder Krieg – gar in Europa – unversehens in einen atomaren Vernichtungskrieg umschlagen kann. Daraus ergibt sich:

Die Kirche hat die Aufgabe, der breiten Öffentlichkeit die entsetzlichen Folgen kriegerischer Handlungen im eigenen Lande so vor die Augen zu malen, daß das öffentliche Bewußtsein sich gegen die Möglichkeit auch nur eines Krieges mit konventionellen Waffen wendet. In dem Bewußtsein, daß jede Spekulation auf eine kriegerische Auseinandersetzung von vornherein ausgeschlossen ist, muß die deutsche Bevölkerung einig sein.

Sie erinnern an die Auseinandersetzung über die Atomminen an der innerdeutschen Grenze. Gerade diese Auseinandersetzung macht deutlich, was ich meine: Was es mit den „Minen“ wirklich auf sich hat, wissen wohl nur einige Sachverständige. Nach meinem Dafürhalten hat das Erschrecken über die Atomminen deutlich gemacht, wie wenig sich unser Volk dessen bewußt ist, daß wir uns ständig, also auch ohne Atomminen, am Abgrund weltpolitischer Katastrophen entlang bewegen. Gegenüber der deutschen Öffentlichkeit werden offenbar Grundfragen der militärischen Lage und der Militärpolitik nicht offen und glaubwürdig genug behandelt. Der Mangel an Informationen täuscht über den Ernst der Lage hinweg und verhindert ein verantwortliches politisches Mitdenken in der breiten Öffentlichkeit. Eben deswegen meine ich, hier eine politische Aufgabe der Kirche proklamieren zu sollen.

In einem zweiten Gedankengang beklagen Sie die Auslieferung politischen Handelns an starre Doktrinen, von denen Sie die sogenannte Hallstein-Doktrin ausdrücklich anführen. Hier wäre ja überhaupt der ganze Fragenbereich einer weltanschaulich und ideologisch bestimmten Politik von heute zu nennen. Unsere kirchliche Erfahrung geht dahin, daß eine sich als Dienst am Menschen verstehende Politik einen solchen Doktrinarismus nicht verträgt.

Auf Ihre konkrete Frage will ich aber auch konkret antworten:

Wir haben uns als Kirche von der „Hallstein-Doktrin“ nie betroffen gefühlt und haben uns nie an sie gebunden. Da die Evangelische Kirche in Deutschland als kirchliche Gesamtorganisation von Anfang bis heute in beiden deutschen Teilgebieten präsent ist, haben wir beispielsweise auch bei der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, so lange sie es wünschte, einen Bevollmächtigten unterhalten. Wir haben, so lange dies möglich war, unsere Synodaltagungen und sonstigen Konferenzen abwechselnd in den beiden Teilen Deutschlands durchgeführt. Wir vertreten auf ökumenischen Tagungen die Evangelische Kirche in Deutschland unterschiedslos gemeinsam. Schon damit meinen wir, einen Dienst der Vermittlung und des Friedens zu tun.

Aber es ist sicherlich richtig, daß wir darüber hinaus diesen besonderen Vorzug, in

beiden politisch und gesellschaftlich so unterschiedlichen Teilgebieten arbeiten zu können, auch tatsächlich noch stärker unmittelbar auszunützen haben.

Sie und ich sind dafür eingetreten, daß Regelungen für den Besuchsverkehr zwischen Ost und West in Deutschland zustande kämen. Als die Abkommen kritisiert wurden und eingeschränkt werden sollten, haben wir in internen Verhandlungen und öffentlichen Appellen ihre Verlängerung und Ausweitung gefordert. Auch ich bin der Meinung, daß um der Menschen willen den kleinen Schritten größere folgen müssen. Wir sind ständig bemüht, bei den zuständigen Stellen darauf hinzuwirken, daß nicht politische Doktrinen, sondern der Wille zum Frieden und zur Versöhnung unter den Menschen unseres Volkes die entscheidenden Motive werden.

Zu Ihrer letzten Frage nach der Verjährungsfrist für die strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechern ist mein bestimmtes Urteil:

Kirche ist nicht Anwalt der Rache, aber Kirche muß dafür eintreten, daß Schuld aufgedeckt und eingestanden wird, damit sie zwischen Menschen und von Gott vergeben werden kann. Deshalb halten wir nicht für recht, daß die Verfahren wegen so ungeheuerlicher Verbrechen, wie die nationalsozialistische Zeit sie zu verantworten hat, durch das Eintreten einer Verjährung verhindert werden. Gründe, die stichhaltig wären, die Untersuchung dieser Verbrechen aufzuhalten, gibt es nicht.

Allerdings hat mich die Art, wie gegen das Eintreten der Verjährung vielfach argumentiert worden ist, tief bedrückt. Man sollte nicht ernsthafte rechtliche Erwägungen von vornherein verdächtigen und jede Prüfung der komplexen Frage als ein böswilliges Manöver anprangern. Tut man dies, so wird man das Gegenteil erreichen von dem, was man erstrebt. Man wird das deutsche Volk, wie es heute ist, in der Gemeinschaft der Nationen der Erde isolieren und diffamieren, weil man jedes Verständnis für die innere deutsche Lage vermissen läßt, die sich zwanzig Jahre nach dem Kriegsende ergeben hat. Dadurch wird den Deutschen nicht zu Einsicht und Umkehr geholfen, sie werden vielmehr in neue, tiefere Verhärtung hineingetrieben. Ich zweifle nicht daran, daß die bevorstehende Entscheidung des Bundestages die Situation klären wird.

Könnten wir doch, lieber Bruder Krummacher, gemeinsam noch mehr dafür tun, daß die Botschaft des Evangeliums auch im politischen Alltag unseres geteilten Volkes wirksam wird! In diesem dringenden Wunsch weiß ich mich mit Ihnen verbunden als

Ihr getreuer

Scharf

b) Zum Dienst der Kirche am Frieden in der Welt

Zu den vornehmsten und vordringlichsten Aufgaben der Kirche in der Welt gehört ihr Beitrag zur Herstellung und Förderung des Friedens. Die Synode der Evangelischen Kirche der Union, die in der ersten Adventswoche in zwei räumlich voneinander getrennten Versammlungen in beiden Teilen Berlins tagte, verabschiedete die nachstehende

ENTSCHLISSUNG ZUM VERSÖHNUNGSDIENST DER KIRCHE IN DER WELT

...

„Gott versöhnte in Christo die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung“ (2 Kor 5, 19).

„Versöhne dich mit deinem Bruder“ (Matth 5, 24).

...

Eine Christenheit, die aus der Versöhnung lebt, ist aufgerufen und bevollmächtigt zu versöhnendem Handeln, womit sie dem Frieden und der Gerechtigkeit in der Welt dient.

1. Der Ökumenische Rat der Kirchen und insbesondere seine Kommission für Internationale Angelegenheiten bemühen sich beharrlich um die Erhaltung des Friedens in der Welt. Dieser ökumenische Friedensdienst ist in unserer Kirche noch zu wenig bekannt und wird nur unzureichend verantwortlich mitgetragen und mitgetan. Die Synode bittet daher die Leitungen der Gliedkirchen, die Pfarrer und Gemeinden über diesen Friedensdienst besser zu informieren und zum Mitarbeiten anzuregen.

2. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat ihre Kammer für öffentliche Verantwortung beauftragt, sich der Erörterung der Probleme des Friedens in der Welt zuzuwenden, und beschlossen, eine deutsche Unterkommission von KKIA zu bilden. Um auch als Evangelische Kirche der Union an dieser heute so dringenden Aufgabe mitzuwirken, bittet die Synode den Rat, zu prüfen, ob gegebenenfalls eine eigene Friedenskommission zu bilden ist, die im Zusammenwirken mit beiden genannten Gremien einem christlichen Friedensdienst den Weg bereiten könnte. Der Rat möge ferner in Verbindung mit dem Rat der EKD prüfen, ob ein christliches Friedensinstitut hierzu als wissenschaftliche Forschungsstelle notwendige Dienste leisten könnte.

3. Die Denkschrift über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ hat ein Gespräch in Gang gebracht, das schon lange fällig ist. Die Synode ist dankbar für diesen Beitrag, der zur Versachlichung der Diskussion und zur allseitigen kritischen Urteilsbildung dienen soll. Sie bittet die Gliedkirchen, das Gespräch über die damit aufgebrochenen Fragen zu fördern und die damit verbundenen seelsorgerlichen Aufgaben ernst zu nehmen. Sie bittet den Rat, die Verbindungen zu den östlichen Nachbarvölkern, insbesondere zu deren Kirchen stärker zu suchen.

4. Viele junge Menschen tun in der „Aktion Sühnezeichen“ einen echten christlichen Friedensdienst. Die Evangelische Kirche der Union möge diese Aktion noch mehr zu ihrer Sache machen und unterstützen.

5. Junge Christen fragen aus Glaubens- und Gewissensgründen heute ernstlicher als früher, ob sie Wehrdienst leisten können. Die Synode beauftragt den Rat daher, zu erwirken, daß ein Ersatzdienst auch außerhalb der Streitkräfte sowie außerhalb der Staatsgrenzen bei Völkern anerkannt wird, die lebenswichtige Aufbauarbeiten in Angriff nehmen.

6. Wir sind Gott dafür dankbar, daß ein freilich nur befristetes Passierscheinabkommen wieder persönliche Begegnungen von Einwohnern Berlins ermöglicht. Noch aber sind viele schmerzliche Wunden durch die Zerteilung unseres Volkes vorhanden. Wir bitten immer wieder und immer dringlicher darum, nicht den Menschen politischen Prinzipien zu opfern.

7. Eine politische Propaganda in beiden Teilen Deutschlands, die durch einseitige Berichterstattung Haß erzeugt, hindert die Entspannung und führt zu gefährlichen Entwicklungen. Christen dürfen sich an einem solchen Tun nicht beteiligen, sie sollen im Gegenteil für eine auch dem Gegner gerechtwerdende Berichterstattung eintreten und damit dem Frieden unter den Menschen dienen.

Christen sind Versöhnte und stehen im Dienst der Versöhnung. Die Synode ... bittet Gott, er selbst möge uns durch seinen Heiligen Geist erneuern, daß wir alle in Verkündigung und Gehorsam Zeugen des Herrn Jesus Christus, des Friedensfürsten werden ...

Zu dem der Kirche aufgetragenen Versöhnungsdienst nahm auch Bischof D. Jä-nicke, Magdeburg – seine Erklärung stehe hier stellvertretend für eine große Zahl ähnlich lautender Verlautbarungen –, in seinem der Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen am 13. März 1965 erstatteten Rechenschaftsbericht das Wort:

"" Die gemeinsame Verantwortung für den Menschen heute kommt auf uns besonders dringlich zu in der Frage nach dem rechten Dienst des Friedens. Auch wir haben im vergangenen Jahr versucht, diesen Auftrag in mannigfaltiger Weise wahrzunehmen. Daß das oft mißverstanden wird und nicht überall Zustimmung findet, darf uns nicht irremachen. Unsere einzige Sorge muß sein, daß wir wirklich Botschafter der Versöhnung sind, die in Christus geschehen ist. Die Friedfertigen nach Matthäus 5, 9 sind ja nicht allein die Menschen mit der friedlichen Gesinnung, sondern nach dem Urtext die Täter des Friedens, die Aktivisten des Friedens. Es geht also nicht allein darum, daß Christen sich von dem sündhaften Mitmachen in kriegesischen Handlungen freizuhalten suchen, um persönlich ein unverletztes Gewissen zu behalten – wer kann sich heute schon aus den schuldhaften Zusammenhängen freihalten, in die alle verstrickt sind! –, es geht vielmehr um die gesellschaftliche Verantwortung, die Christen in der Sache des Friedens wahrzunehmen haben. Es gilt für den Christen, gegenüber den Ministerien des Krieges in aller Welt ein Ministerium (= Dienst) des Friedens zu organisieren. Daß dies gerade in den beiden Teilen unseres Vaterlandes, das in der Vergangenheit in der Welt so unheilvoll schuldig geworden ist, die vordringliche Aufgabe ist, habe ich wiederholt ausgesprochen, so auch in meinem Kanzelwort anlässlich des Gedenkens an den Ausbruch der beiden Weltkriege. Deswegen werde ich auch nicht müde, die Forderung nach einem atomwaffenfreien und entmilitarisierten Raum im Herzen Europas nach beiden Seiten hin immer wieder laut werden zu lassen.

Von daher bitten wir auch zu verstehen, daß es den jungen Christen, die den Dienst mit der Waffe verweigern, nicht allein darum geht, daß sie persönlich nicht zu schießen brauchen. Es hat gewiß für die gesamte Entwicklung dieser Frage eine hohe Bedeutung, wenn in der Deutschen Demokratischen Republik jungen Menschen dies konzediert wird und sie statt dessen einen waffenlosen Dienst in der Bautruppe tun können. Wir achten das nicht gering und können dafür dankbar sein. Aber weil es diesen jungen Menschen eben nicht allein darum geht, daß sie persönlich vom Waffendienst befreit werden, weil es ihnen darum geht und der Kirche Jesu Christi darum gehen muß, daß der ganze Teufelskreis militärischer Rüstung und Ausbildung zerbrochen wird, darum bedeutet es eine Beschwarnis, wenn der Wehersatzdienst nun doch ausdrücklich als Wehrdienst bezeichnet wird, wenn an seinem Beginn ein Gelöbnis steht, das zwar ausdrücklich nicht Eid genannt wird, das aber seinem Inhalt nach dem Fahneid sehr ähnlich ist, vor allem, wenn Baueinheiten für militärische Objekte verwendet werden und darin der Zusammenhang mit dem Wehrdienst und der Rüstung vollends deutlich wird. Wir sprechen das hier auch im Interesse des Staates aus, weil wir wissen, daß man sich auch dort darum müht, Konflikte nach Möglichkeit zu vermeiden und den Gewissensbedenken Rechnung zu tragen. Wir meinen, daß die Kirche ihre jungen Christen, wenn sie ihre Gewissensbedenken auf mannigfache Weise zum Ausdruck bringen, bis hin zur radikalen Verweigerung, nicht allein lassen darf, daß sie zu ihnen und für sie sprechen muß, um diese gewiß nicht leichten Fragen im Gespräch mit ihnen und dem Staat zu klären. Der Friedensdienst, zu dem junge Christen sich bereitfinden wollen, soll und darf ja gewiß nicht leichter und bequemer sein als der Dienst der Soldaten. Er soll den ganzen Einsatz fordern, aber es möchte eben ein echter ziviler Ersatzdienst sein. Das Gespräch hierüber wird weitergehen müssen. Dankbar sei ausgesprochen, daß jungen Christen, wie wir erfahren haben, mannigfach Gelegenheit gegeben wurde, sich an Gottesdiensten zu beteiligen und auch im Wehrdienst oder dem Ersatzdienst nicht gehindert wurden, ihres Glaubens zu leben. Wenn dies sich überall durchsetzt, so meinen wir darin einen besseren Weg zu sehen als in einer Militärsorge, die immer und überall eine fragwürdige Sache sein wird.

Man wird die Aufgabe des Friedensdienstes der Christen nicht ohne den Zusammenhang mit verkehrten Wegen der Vergangenheit sehen können. Wenn sich demnächst die

Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkrieges zum zwanzigsten Mal jähren wird, so wird das für Christen kein Anlaß zu jubelnden Festen, wohl aber ein Anlaß zu Beugung und Buße sein. Das gilt auch für die, die am Krieg nicht verantwortlich und aktiv beteiligt waren. Wir sind Glieder eines Volkes, das durch diese Geschichte gezeichnet ist, und einer Christenheit, in deren Mitte so schreckliche Dinge wie die Ermordung von Millionen Menschenbrüdern aus anderen Völkern, vor allem aus dem jüdischen Volk geschehen sind. Wenn wir im Vaterunser die fünfte Bitte beten, wenn da nicht nur von meiner Schuld, sondern von unserer Schuld die Rede ist, dann geschieht es immer wieder, daß die Gemeinde die Schuld einer Welt auf ihr Herz nimmt und stellvertretend zu Gott hinträgt und Ihn bittet, daß Er nicht mit uns handle nach unseren Sünden, sondern nach Seiner großen Barmherzigkeit. Nur in diesem Sinne könnte eine Christenheit alle Gedenktage recht begehen, die mit dem grausigen Geschehen der vergangenen Kriege zusammenhängen. Zugleich gilt es, sehr wachsam darauf zu sehen, wo etwa in Deutschland neu eine antisemitische Haltung erwacht, und dem rechtzeitig ein Nein entgegenzusetzen.

So ist es denn auch nicht eine Sache der politischen oder gar nur der formal-juristischen Entscheidung, wenn zu der Frage der Verjährung von Verbrechen aus der politischen Vergangenheit Christen das Wort nehmen. Daß Sünden nicht durch Verjährung, also dadurch, daß man von ihnen nicht mehr redet, daß sie allein durch Vergebung aus der Welt geschafft werden können, ist die Mitte unseres evangelischen Glaubens. Für die Bewältigung der Vergangenheit und die Beseitigung unheilvoller Dinge aus der Vergangenheit wird man allein mit politischer Vernunft nicht zum Ziel kommen. Man muß aber Sorge haben, daß bei einer Verjährung die Unbußfertigkeit und Selbstsicherheit gestärkt wird und die Meinung Nahrung erhält, diese Dinge seien doch nun erledigt. Nein, die Wunde muß offengehalten werden, nicht aus Vergeltungstrieb oder Rachsucht – wie leicht können solche Instinkte hier Platz greifen! –, die Akten hierüber können nicht geschlossen werden, weil sonst eine pharisäische Selbstsicherheit, die immer die große Gefahr in unserem Volk ist, Raum und Rechtfertigung finden würde, ohne daß die Schatten der Vergangenheit wirklich gebannt sind.

Wir haben als Kirche nicht nach Vergeltung zu rufen, wir haben den zu bezeugen, der die Versöhnung der Welt ist, der zuallererst den Dienst Seines Friedens an uns getan hat, auf daß durch die Kraft Seines Heiligen Geistes die Schuld erkannt und der Versöhnung der Schuldigen zum Siege geholfen werde. Hier liegt die wesentliche öffentliche Verantwortung der Gemeinde Jesu Christi, und darum mußte auch davon geredet werden.

c) Kirchliche Erklärungen zum 20. Jahrestag des Kriegsendes 1945

Aus Anlaß des Gedenkens an die Beendigung des Zweiten Weltkrieges vor zwanzig Jahren und der Besinnung auf die Ursachen und die Folgen der Katastrophe ergingen kirchliche Erklärungen, die die Unterschiedlichkeit von Sicht und Urteil auch evangelischer Christen und die schwere Problematik einer evangelischen Ethik des Politischen deutlich machen, die später im Zusammenhang der Diskussion um die Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ die Leidenschaften entfesselten.

Der Rat der EKD erließ einen für die Öffentlichkeit bestimmten Aufruf, der zunächst am 9. April anläßlich der an verschiedenen Orten stattfindenden Bonhoeffer-Feiern bekanntgegeben wurde und danach für den allgemeinen Gebrauch zur Verfügung stand. Der Aufruf lautet:

Vor zwanzig Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. Damit zerbrach die nationalsozialistische Herrschaft, die diesen Krieg ausgelöst und in viele fremde Länder getragen hatte, bis sich zuletzt seine volle Zerstörungsgewalt gegen das deutsche Volk selbst kehrte.

Die Evangelische Kirche in Deutschland ruft unser Volk dazu auf, diese Ereignisse in Besinnung und Verantwortung vor Gott zu bedenken. Als Glieder der Kirche Jesu Christi nehmen wir wieder auf, was der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland 1945 vor Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirche in Stuttgart erklärte. Wir bekennen erneut, daß wir an dem schweren Unglück, das über unser Volk und andere Völker gekommen ist, mitschuldig sind.

Das Ende des Krieges machte uns frei von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Zugleich war die militärische Kapitulation am 8. Mai 1945 das bisher letzte Datum einer gemeinsamen deutschen Geschichte. Unserem Volk wurde die Möglichkeit eines neuen Anfangs gegeben, aber dieser stand unter der harten Last der politischen Spaltung Deutschlands.

Das Bekenntnis der Schuld stellt uns vor die Frage, wie wir diesen neuen Anfang genutzt und wie wir uns in den letzten zwei Jahrzehnten verhalten haben.

Haben wir das uns neu geschenkte Leben dazu gebraucht, uns in der Kirche unter dem Evangelium zu sammeln, oder sind wir wieder zur Gottlosigkeit abgefallen, als neue Versuchungen und Belastungen über uns kamen? Haben wir uns, wo es nötig war, für Menschlichkeit eingesetzt? Haben wir als einzelne und als Gemeinden Zuflucht und Trost geboten für die Menschen, denen dieser Krieg tiefe und bis heute nicht voll verheilte Wunden geschlagen hat?

Haben wir wirklich eingesehen, daß unsere so schmerzliche Zerrissenheit ihre Ursache in den Irrwegen hat, die wir zuvor gegangen sind? Haben wir uns ernstlich bemüht, das anderen Völkern und Rassen von uns angetane Unrecht, soweit das überhaupt noch möglich ist, wiedergutzumachen? Oder sind wir der Versuchung erlegen, Unrecht gegen Unrecht aufzurechnen, und stehen wir damit in der Gefahr, einer neuen nationalistischen Überheblichkeit zu verfallen?

Haben wir die Wurzeln jener Haltung, durch die die Herrschaft des Unrechts in Deutschland möglich wurde, ausgerissen: Den Opportunismus und den Mangel an persönlichem Mut, den Antisemitismus, die Verachtung des Andersdenkenden, die ständige Neigung zu ideologischer Verhärtung, den Haß und die Verleumdung in jeder Gestalt?

Das Gedenken an das Ende des grauenvollen Krieges vor zwanzig Jahren soll uns daran erinnern, daß Gott nicht Krieg, sondern Frieden für die Völker und auch für unser Volk will. Wir Christen tragen Verantwortung dafür, daß sich unser Volk in seiner gegenwärtigen politischen Spaltung nicht in ein haßerfülltes Gegeneinander oder gleichgültiges Nebeneinander treiben läßt und damit die Gefahr des Unfriedens in der Welt weiter genährt wird.

Die Zeit der Zwangsherrschaft hat uns gelehrt, daß irdische Freiheit ein unveräußerliches Recht der Menschen und Völker ist. Wir wollen für die Freiheit eintreten, wo sie behindert wird. Sie darf niemanden vorenthalten werden, sie darf aber auch nicht selbstsüchtig mißbraucht werden.

Das Erbe der Vergangenheit liegt als Verpflichtung auf uns. Das gilt für die Älteren unter uns, die die Zeit vor 1945 noch bewußt miterlebten und die der nachfolgenden Generation Rede und Antwort stehen müssen. Es gilt auch für die Jüngeren unter uns, die erst danach herangewachsen sind und nun die Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft unseres Volkes übernehmen müssen.

An der Wand der Haftzelle des ermordeten Pfarrers Paul Schneider im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald steht das Apostelwort aus dem 2. Korintherbrief: „Lasset euch versöhnen mit Gott!“ Das Zeichen dieser Versöhnung ist über der Menschheitsgeschichte im Kreuz Christi aufgerichtet. In diesem Glauben werden wir fähig, in einer friedlosen Welt Haß und Feindschaft zu überwinden und neues Vertrauen zu wecken. Auf diese Weise können heilende Wirkungen auch auf das politische Leben unseres seit zwanzig Jahren geteilten deutschen Volkes ausgehen.

Weil Christus uns mit Gott versöhnt hat, warten wir mit der ganzen Christenheit auf Erden auf den Tag Gottes, an dem er selbst alle Ungerechtigkeit und alles Leid aus dieser Welt wegnehmen und uns die letzte Befreiung und den vollkommenen Frieden schenken wird.

Am 27. April 1965 übergaben der Vorsitzende des Konvents der zerstreuten evangelischen Ostkirchen und der Vorsitzende des Ostkirchenausschusses der EKD der Öffentlichkeit eine Erklärung, die auch im Raum der Kirche Betroffenheit und Widerspruch auslöste, weil sie den eigentlichen Grund der Notlage der Vertriebenen, die unter dem NS-System begangenen furchtbaren Verbrechen und die Schuld an dem maßlosen Leid, das durch uns über die Nachbarvölker gebracht wurde, verschweigt. Als „Dokument einer schrecklichen geistlichen Unbußfertigkeit“ hat ein bekannter Mann der Kirche darum diese Erklärung bezeichnet; sicher ist sie ein Dokument dafür, daß die geistlichen Kräfte der Kirche noch nicht zu einer wirklichen Bewältigung der Probleme einer politischen Ethik in evangelischer Verantwortung ausreichen und an dieser Stelle ernsthafte Bemühungen in grundsätzlicher Besinnung und anhaltendem Gebet um Erleuchtung angestrengt werden müssen.

Die Erklärung lautet:

ZUM ZWANZIGSTEN JAHR NACH DER VERTREIBUNG

Vor zwanzig Jahren setzten Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa und den Ostprovinzen Deutschlands ein. Über 18 Millionen Menschen verloren die Heimat, mehr als zwei Millionen kamen ums Leben. Dieses Geschehen ist ein Teil der Weltflüchtlingsnot.

Die der Katastrophe Entkommenen danken Gott für die Rettung des Lebens und die Erfahrungen, die sie unter dem Gericht und der Gnade Gottes gemacht haben. Sie danken allen, die in den Jahren der Not geholfen haben, besonders den christlichen Kirchen des Auslandes.

Gewaltsame Trennung und Entwurzelung treffen nicht nur die äußere Existenz; nicht weniger verletzen sie die Würde des Menschen. Das verpflichtet uns als Christen, für die Flüchtlingsprobleme in aller Welt offen zu sein und uns für Lösungen einzusetzen, die die Wiederherstellung der Menschenwürde und die Anerkennung der Menschenrechte zum Ziel haben. Die äußere Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlinge und Umsiedler in Westdeutschland stellt eine Leistung dar, für die die Betroffenen allen staatlichen und sonstigen Stellen dankbar sind. Die Eingliederung schließt aber die Verantwortung für die angestammte Heimat nicht aus. Denn die Heimat gehört zu den Gaben Gottes im irdischen Leben, die wir mit Danksagung empfangen und für die wir Verantwortung tragen. Gewiß haben wir immer neu um Vergebung der Schuld zu bitten, wir meinen aber, daß die Vertriebenen auch um eine Rückkehr in die Heimat bitten dürfen.

Daraus ergibt sich für alle Christen, vornehmlich die Vertriebenen unter ihnen, die

Aufgabe, Haß und Feindschaft überwinden zu helfen und sich neuem Unrecht zu widersetzen. Mit den Vertriebenen-Verbänden wollen sie jedem Gedanken an Rache und Vergeltung entsagen. Freilich werden sie der Behauptung widersprechen, daß es nur die Alternative von Verzicht und Gewaltanwendung gäbe. Wir wissen, daß sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen läßt. Auch wird man die Aufbauarbeit der Völker im Osten und den Wandel im äußeren Bild unserer alten Heimat nicht außer acht lassen können. Es kann aber der so notwendigen Aussöhnung unter den Völkern nicht dienen, wenn das Unrecht der Vertreibung von gestern, heute und morgen nicht beim Namen genannt und bekannt wird. Wahre Aussöhnung verlangt die Erkenntnis, daß gewaltsame Vertreibung gegen die allgemeinen Menschenrechte verstößt.

Ein dauerhafter Friede zwischen den Staaten bedarf nicht nur des guten Willens und der Bereitschaft der Völker, sondern auch anerkannter Verträge auf der Grundlage des Rechts. Diesem Recht, dem Menschenrecht wie dem Völkerrecht, zu neuer Klärung und allgemeiner Anerkennung zu verhelfen, ist die Aufgabe unserer Generation. Die Vertriebenen, die die Verletzung des Rechts am eigenen Leibe erfahren und mit eigenen Augen gesehen haben, werden mit Entschiedenheit für die Achtung der Menschenwürde und der Menschenrechte eintreten. Sie sind das notwendige Fundament für das Zusammenleben der Völker.

Das Ziel des Friedens zwischen den Völkern fordert von den evangelischen Vertriebenen im zwanzigsten Jahre nach der Vertreibung sowohl die Bereitschaft zur Aussöhnung, wie das Eintreten für die Menschenrechte und verlangt ihren Einsatz für dauerhafte zwischenstaatliche Regelungen auf der Grundlage von Sittlichkeit und Recht.

Wir wollen nicht müde werden in Gebet und Fürbitte füreinander in der ökumenischen Gemeinschaft der Christen.

d) Kirchliche Verlautbarungen zur Bundestagswahl

Das ihr aufgetragene Amt der politischen Diakonie im Sinne des Weckens und Vertiefens evangelischer Verantwortung für die Fragen des politischen und gesellschaftlichen Lebens, der Gewissensberatung und -schärfung, des Hinweisens darauf, daß bei allen politischen Überlegungen und Maßnahmen der Mensch in seiner Würde vorrangig zu berücksichtigen ist, der Abwehr von Müdigkeit und Resignation und der Verkündigung des Evangeliums in seinem auch im Raum des politischen und gesellschaftlichen Lebens geltenden Anspruch und Zuspruch – diesen Auftrag hat die Kirche auch bei den Bundestagswahlen des Berichtsjahres wahrgenommen.

Bischof D. Vellmer, Kassel, veröffentlichte eine ausführliche Erklärung:

ZUR BUNDESTAGSWAHL

Wenn die Kirche sich zu Fragen aus dem Bereich der Politik äußert, wird sie schnell verdächtigt, eine politisierende Kirche zu sein. Dieser Vorwurf wird meistens von denen erhoben, die in der Kirche eine Institution zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse erblicken. Abgesehen davon, wäre es nur dann berechtigt, der Kirche politisierende Absichten vorzuwerfen, wenn sie sich in die Abhängigkeit von einer Partei begäbe, anstatt ihrem Auftrag gemäß den Anspruch des Evangeliums zur Geltung zu bringen. Andererseits würde die Kirche ihr Wächteramt im Staat verleugnen, wollte sie die für die Leitung und Verwaltung des Gemeinwesens verantwortlichen Männer und Frauen in den Entscheidungen, vor die sie gestellt sind, sich selbst überlassen.

Es ist die Aufgabe der Kirche, insbesondere derer, die das Amt der Predigt und Unterweisung ausüben, auf die Stimme des Evangeliums zu hören und seine Botschaft in jede Gegenwart hinein neu zur Sprache zu bringen. Dem Evangelium von Jesus Christus geht es aber um den Menschen und sein Heil. Deshalb hat die Kirche zwar kein politisches Programm aufzustellen, aber sie sollte sich der Verpflichtung nicht entziehen, *in der jeweiligen geschichtlichen Situation Gesichtspunkte aus dem Evangelium herzuleiten, die auch für das politische Handeln wichtig sind*; denn auch dem verantwortlichen Politiker wird es um den Menschen gehen müssen.

Daß das Ernstnehmen des Evangeliums auch dem Politiker auferlegt, Konsequenzen zu ziehen, soll im folgenden angedeutet werden.

1. Geht es dem Evangelium um den Menschen, und zwar nicht nur um den Menschen eines bestimmten Volkes, weil Gott *die Welt* geliebt und zum Beweis seiner Liebe Jesus Christus in sie gesandt hat, dann ist uns jedenfalls als Christen damit nicht nur Verantwortung auferlegt für die Menschen in der Bundesrepublik und bestenfalls noch für die Brüder und Schwestern jenseits des Eisernen Vorhangs, sondern auch für die, denen wir schnell bescheinigen, daß sie unsere Gegner und Feinde sind. Man wird vielleicht einwenden, der Realpolitiker habe davon auszugehen, daß zum Beispiel die vom Welt-eroberungsverlangen besessenen kommunistischen Staaten ausschließlich beeindruckt würden von der überlegenen Zahl von Divisionen und dem Vorhandensein von wirk-samen Abschreckungswaffen auf der Gegenseite; das ließe sich sogar mit Beispielen belegen. Trotzdem muß erwidert werden, daß eine auf diese Überlegungen sich grün-dende Politik weder die Kriegsgefahr zu bannen noch die Völker einander näherzu-bringen vermocht hat.

2. Wer sich in der Verantwortung vor dem Gott des Evangeliums übt und sich nicht zurückzieht in die vage Vorstellung von einer Verantwortung „vor der Geschichte“ oder dem eigenen Volk, wird zu einer Sachlichkeit geführt, die fähig ist, nüchtern die Aufgaben der Gegenwart zu erkennen. Schon durch seine geographische Lage ist Deutschland die Aufgabe zugefallen, Brücke zu sein, die den Westen mit dem Osten verbindet. Unser geteiltes Vaterland mahnt uns heute mit unüberbietbarer Eindringlich-keit an diese Aufgabe.

Um diese Mittlerrolle übernehmen zu können, bedarf es der Bereitschaft zum Ge-spräch und der Vermeidung aller Unternehmungen, die das Mißtrauen gegen den Frie-denswillen bei uns auf der anderen Seite fördern. *Politische Entscheidungen, die von der Angst vor dem Gegner diktiert werden, bewirken gerade das Gegenteil von dem, was Handlungen aus der Freiheit echter Verantwortung für den Menschen zustande bringen.*

3. Den bei der bevorstehenden Bundestagswahl zu wählenden Kandidaten wird vor-dringlich die Bundesrepublik mit ihren Öffentlichkeitsaufgaben anvertraut werden. Sie sind verantwortlich für die heute und in den kommenden Jahren hier lebenden Män-ner, Frauen und Kinder. Sie sollen der Unordnung, der Sittenlosigkeit und dem Un-frieden wehren und die im Grundgesetz garantierten Rechte des einzelnen erhalten.

Ob diese Rechte durch die in den geplanten und zum Teil schon beschlossenen Not-standsgesetzen nicht wesentlich eingeschränkt werden, ist eine ernst zu nehmende Frage. Diese Frage ist sogar negativ zu beantworten, sofern der Notstand durch das soge-nannte „Notstandsparlament“ bereits ausgerufen werden kann, „wenn auf Grund nach-richtendienstlicher oder anderer geheimer Quellen (welcher?) ... ein bewaffneter An-griff eines fremden Staates oder einer fremden Regierung (?) auf das Bundesgebiet als unmittelbar bevorstehend erscheint oder doch wenigstens ernstlich mit einem solchen Er-eignis gerechnet werden muß, auch ohne daß eine für alle Welt offenkundige interna-tionale Spannung zu bestehen braucht (!)“. Schon unter diesen Voraussetzungen kämen die Notstandsgesetze mit ihren einschneidenden Bestimmungen zur Durchführung! Wei-ter ist zu bedenken, daß durch die Notstandsgesetze aufs neue die Voraussetzungen für

einen totalitären Polizeistaat geschaffen werden und eine kaum im Entstehen begriffene Demokratie abgewürgt wird.

Christliche Verantwortung verbietet es, daß Menschen irgendwelchen Zukunftsidealen als Material geopfert werden, sie sieht die Sicherheit und Freiheit der Bürger eines Staates nicht gewährleistet in der Beschlußfassung von Notstandsgesetzen, sondern in dem freimütigen, glaubwürdigen Einsatz für den Frieden, wodurch eine Notstandsgesetzgebung überflüssig wird.

4. Auch in unserer Wirtschaftswunderwelt gibt es noch immer eine große Zahl von Menschen, die mit unzulänglichen Renten und in unzumutbaren Wohnungen leben müssen und ein Dasein als „Erniedrigte und Beleidigte“ führen. Die Schaffung eines sozial gesunden Staatswesens, das sich auch die Stabilisierung der Preise zur Aufgabe macht, läßt stärkere Abwehrkräfte gegen den Bolschewismus entstehen, als sie durch Atomwaffen verbürgt werden. *Ob Nationen erstklassig oder zweitklassig sind, entscheidet nicht das Mitspracherecht bezüglich der Verwendung von Atomwaffen, sondern darüber entscheiden die sozialen, kulturellen und geistigen Lebensverhältnisse eines Volkes.*

5. Die Lebensverhältnisse in einem Volk werden aber nicht schon verbessert durch ein immer umfassenderes Engagement des modernen Sozialstaates, sondern dadurch, daß im einzelnen Menschen das Bewußtsein gegenseitiger Verantwortung geweckt wird. Der zunehmende Mangel in den fürsorglichen und diakonischen Berufen, die den direkten Umgang mit den anderen, oft auf niedere Dienste angewiesenen Menschen erfordern, sollte die auf das Wohl ihrer Bürger bedachten Politiker veranlassen, gerade unter den Jugendlichen die Bereitschaft zu fördern, sich für eine begrenzte Zeit zu diakonischem Dienst zu verpflichten.

6. Die Freiheit des Geistes und die Freiheit verantwortungsgebundener Meinungsäußerung gehören zum Wesen der Demokratie. Die Gefahr, daß der Mensch sich an das Materielle verliert und dadurch selbst zu einer bloßen Sache wird, kann nur so abgewendet werden, daß er von Jugend auf in Berührung kommt mit den geistigen Gütern der Menschheit und sie achten lernt.

Der Mensch erwacht freilich erst dann im wahren Sinne zum Person-Sein, wenn er in Gott sein ureigentliches Gegenüber erkennt und vor diesem Gegenüber sein Leben in der Freiheit des Glaubens und in der Verantwortung für den anderen zu führen wagt. Vom Staat kann jedoch nicht mehr erwartet werden als die Freizügigkeit, die den Bürgern ermöglicht, ungehindert ihren Glauben zu betätigen.

Die vorstehenden Gedanken stellen den Christen bei der Bundestagswahl im September dieses Jahres vor die Aufgabe, Männer und Frauen zu wählen, die sich bei ihren künftigen Entscheidungen offen halten für den auch sie in ihrem Amt angehenden Anspruch des Evangeliums, und die deshalb zu echter Verantwortung bereit sind, weil sie sich nicht binden an parteipolitische Ideologien.

Auch andere kirchliche Persönlichkeiten ergriffen das Wort:

In Aufrufen zur Bundestagswahl haben die Bischöfe D. Hermann Dietzfelbinger (München), D. Hans-Otto Wölber (Hamburg) und Prof. Dr. Hans-Wolfgang Heidland (Karlsruhe) die evangelischen Christen in ihren Landeskirchen nachdrücklich aufgefordert, von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen.

„Angesichts der Bundestagswahlen 1965 sind nicht wenige evangelische Christen ratlos und unentschlossen“, heißt es in dem Aufruf des bayrischen Landesbischofs Dietzfelbinger. Die Kritik an Regierung und Parteien mache vielen die Beteiligung an der Wahl nicht leicht. „Als Christen sollen wir dennoch wählen“, wird in dem Aufruf eindeutig gesagt. „Wir verlangen ehrliches Bemühen um die bestmögliche rechtliche, soziale und politische Ordnung und wollen danach unsere Wahl treffen.“ Dieser Verantwortung könne sich kein Wahlberechtigter entziehen.

„Gehen Sie bitte am 19. September zur Wahl“, schreibt auch Bischof Wölber in seinem Wort an die hamburgischen Gemeinden. Gewiß sei die Kirche nicht politischer Ratgeber ihrer Glieder. Sie empfehle ihnen nicht, welche Parteien und welche Persönlichkeiten sie wählen sollten. Für den Wähler gelte es, immer zuerst zu prüfen, was dem Wohle aller diene. Daß diese Entscheidung heute besonders schwer sei, wird in dem Aufruf nicht geleugnet. „Die Männer und Frauen, die Sie wählen, tragen eine große Last“, heißt es abschließend in dem Wort des Bischofs, der im übrigen darauf hinweist, daß das politische Geschäft nicht schmutzig sei, sondern „bitterschwer und für uns alle notwendig.“

Der Bischof der badischen Landeskirche, Prof. Dr. Heidland, betont in seinem Wort zur Bundestagswahl, daß die Kirche bei einer so wichtigen Entscheidung nicht stumm beiseite stehen dürfe. Er schließt sich einer Verlautbarung der Rheinischen Kirchenleitung an, in der es hieß: „Es ist nicht Aufgabe der Kirche, eine bestimmte Partei zu empfehlen. Wohl aber können und müssen wir sagen: Es ist uns nicht erlaubt, auf das verpflichtende Wahlrecht zu verzichten oder gar am Versuch unseres demokratischen Neubeginns zu verzweifeln.“ Bischof Heidland fügt hinzu: „Für uns Christen sollte der Gang zur Wahl mit dem Gang zum Gottesdienst verbunden sein. Wir wollen am Wahlsonntag gemeinsam dafür beten, daß das Wahlergebnis dem Frieden der Welt und der Einheit unseres Volkes diene.“

Die Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland gab folgende Erklärung ab:

Seit dem Zusammenbruch 1945 haben wir uns mit Nachdruck dafür eingesetzt, den Weg einer rechtsstaatlichen Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland zu gehen. Dieser Weg hat nicht nur einen kaum vorstellbaren Aufstieg zum Wohlstand, sondern auch Rechtssicherheit und freiheitliche Selbstentfaltung gebracht. Alle Personen und Gruppen, die zu diesem Aufbau ihre Kräfte einsetzten, verdienen unseren Dank.

Die demokratische Ordnung lebt davon, daß wir alle sie annehmen und mitgestalten. Zwar gibt es unter uns Wahlmüdigkeit, ja mehr noch, Partei- und Staatsverdrossenheit. Ist diese Haltung berechtigt? Haben wir nicht zu selbstverständlich die Wohltaten hingenommen und die Mühsal des demokratischen Alltags einigen wenigen überlassen? Sagen wir nicht allzu rasch, der einzelne könne doch nichts ausrichten?

Jeder kann auf mehrfache Weise mitwirken, durch Mitarbeit in einer Partei, mindestens durch Teilnahme an Wahlen. Wenn wir Demokratie wollen, dürfen wir die Parteien nicht als lästiges Übel abtun. Wenn heute an den Parteien Kritik laut wird – an ihren sachlichen Zielsetzungen, ihrem inneren Machtgefüge, ihrer Bürokratisierung, Finanzierung und Kandidatenauslese –, dann sollten wir zuerst prüfen, ob wir nicht selbst durch Vorurteile oder Gleichgültigkeit dazu beigetragen haben. Mehr Bürger sollten zur Mitarbeit und zu Opfern bereit sein. Alle demokratischen Parteien sind unsere Mitarbeit wert; man braucht sich dabei nicht für alle Zeiten festzulegen oder ein weltanschauliches Bekenntnis abzulegen.

Wenn wir Demokratie wollen, dann ist Wahlrecht zugleich Wahlpflicht: Demokratie kann nicht bedeuten, daß das Volk die Staatsgewalt selbst ausübt. Wohl aber bedeutet Demokratie: 1. Der Wähler verleiht Herrschaft auf Zeit. 2. Die jeweils Regierenden werden durch eine Opposition kontrolliert und kritisiert. 3. Bei jedem Wahlakt haben die bisher Regierenden und die jeweilige Opposition die gleichen Chancen. Demokratie beruht auf der Einsicht, daß der Mensch dem Irrtum und den Versuchungen der Macht ausgesetzt ist. Das Bewußtsein für die Begrenzung in der Verantwortung und für einen möglichen Machtwechsel muß daher lebendig bleiben. Wir verkennen nicht die Gefährdung der Demokratie: Es kann geschehen, daß die Parteien im Ringen um Wählergunst ihre Erkenntnisse und Zielvorstellungen hinter nichtssagenden Schlagworten verschleiern, die Motive des Gegners verfälschen oder unangemessene Rücksichten auf stimmen-

starke Interessenverbände und auch die Kirchen nehmen. Es kann geschehen, daß eine Regierung vor riskanten Zukunftsaufgaben zurückschreckt und daß eine Opposition in ihrer Kontrollaufgabe erlahmt und beide in eine Politik der Wahlgeschenke flüchten und sich gängigen Erfolgsrezepten verschreiben.

Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, eine bestimmte Partei zu empfehlen. Wohl aber können und müssen wir sagen: Es wäre unerträglich, wenn wir die Chancen einer rechtsstaatlichen Demokratie, die uns das Grundgesetz in hervorragender Weise anbietet, verspielen würden. Eine demokratische Ordnung ist gefährdet, wenn die Wähler über ihre Wahlentscheidung weniger nachdenken als über das Ausfüllen eines Lottozettels, sich nicht informieren und es unterlassen, von den Parteien sachliche Aussagen über ihre künftige Politik zu fordern. Es ist uns nicht erlaubt, auf das verpflichtende Wahlrecht zu verzichten oder gar am Versuch unseres demokratischen Neubeginns zu verzweifeln.

e) Kirchliche Erklärungen zu der geplanten Notstandsgesetzgebung

In der öffentlichen Diskussion über die von der Bundesregierung vorbereitete heißumstrittene Notstandsgesetzgebung haben sich auch kirchliche Gremien zu Wort gemeldet.

Radikal ablehnend äußerte sich der Leiterkreis der Kirchlichen Bruderschaften in Württemberg. Nach der Meinung der Unterzeichner der im Juni 1965 beschlossenen Erklärung ermöglichen die Notstandsgesetze „die Umwandlung unserer Demokratie in einen totalen Militärstaat“; sie könnten „die Kriegspsychose aufheizen und alle schöpferische Entspannungspolitik verhindern, Untertanengesinnung und obrigkeitstaatliches Denken“ erzeugen und durch Unterstellung aller zivilen, geistigen und kulturellen Kräfte unter militärische Gesichtspunkte eine „Diktatur der Verwaltungsbürokratie“ hervorrufen. Die Erklärung schließt mit der Feststellung: „Wenn die Notstandsgesetzgebung gemäß den derzeitig bekannten Vorlagen beschlossen wird, erklären wir jetzt schon unseren Ungehorsam.“

Dem unvermeidbaren Widerstreit zwischen Staatssicherheit und Geltung der menschlichen und bürgerlichen Grundrechte im Katastrophenfall in sachlicher Weise Rechnung zu tragen bemüht, äußerte sich der Öffentlichkeitsausschuß der Evangelischen Kirche von Westfalen. In sieben Leitsätzen legte er seine Stellungnahme dar:

1. Der Öffentlichkeitsausschuß der Evangelischen Kirche von Westfalen hat sich bei seiner Sitzung am 29./30. 4. 1965 ausführlich über die von der Bundesregierung dem Parlament vorgelegten Notstandsgesetze und deren Beratung in den Ausschüssen des Bundestages informieren lassen.

Der Ausschuß hat die unterschiedlichen Meinungen zur Vorlage der Bundesregierung und zu den bisherigen Beratungsergebnissen in den Ausschüssen des Deutschen Bundestages gehört und erörtert.

2. Der Ausschuß hat sich die in ihm vorgetragene Meinung, eine Notstandsgesetzgebung sei aus politischen und verfassungsrechtlichen Gründen grundsätzlich unnötig und unzulässig, in seiner Mehrheit nicht zu eigen machen können.

Nach evangelischem Verständnis hat jede staatliche Gemeinschaft die Verpflichtung, für ihre Selbsterhaltung, für das Wohl aller Bürger zu sorgen. Dabei sind mögliche zukünftige Entwicklungen ins Auge zu fassen und auch für den Fall eines Notstandes entsprechende Vorsorgemaßnahmen zu treffen.

Bisher haben die Alliierten einen Teil dieser Verpflichtung übernommen und sich entsprechende Rechte vorbehalten. Als Bürger unserer staatlichen Gemeinschaft können wir uns aber dieser Verantwortung vor Gott und den Menschen nicht auf die Dauer entziehen. Unsere staatliche Gemeinschaft muß deshalb eine gesetzliche Regelung der verschiedenen Notstände vornehmen, um ein Höchstmaß an Ordnung und an persönlicher Freiheit zu gewährleisten. Die vorgegebenen Verfassungsgrundsätze sind bei einer gesetzlichen Regelung zu respektieren. Einzelne Verfassungsbestimmungen sollten nur so weit geändert werden, daß die Verfassung in ihren Grundmerkmalen erhalten bleibt.

3. Der Ausschuß ist nicht der Meinung, die bisher von der Regierung vorgelegten Gesetzesentwürfe stellten bereits eine annehmbare Lösung der Regelung der Notstandsgesetzgebung dar.

Jede staatliche Gemeinschaft gefährdet sich selbst, wenn sie die Machtverwaltung nicht ständig kontrolliert. Das gilt auch für Notstände. In der Regierungsvorlage scheint diese Kontrolle nicht in ausreichendem Maße gewährleistet zu sein.

4. Wenn die staatliche Gemeinschaft sich durch gesetzliche Regelungen des Zusammenlebens um das Gemeinwohl wie auch um das Wohl des einzelnen Bürgers in Notstandsfällen bemüht, begegnet sie dem Auftrag der Kirche, welcher um Jesu Christi willen die Sorge für den Menschen im eigenen Volke und in aller Welt auferlegt ist. Die evangelische Kirche hat deshalb auch das Recht, zu den Maßnahmen der staatlichen Gemeinschaft Stellung zu nehmen.

5. Nach evangelischem Verständnis hat Gott den Menschen geschaffen als Mensch in einer Gemeinschaft. Dem Recht des einzelnen Bürgers gebührt deshalb kein Vorrang vor dem Recht der Gemeinschaft.

Andererseits hat die Gemeinschaft die Verpflichtung, den einzelnen Bürger zu schützen. Das Recht der Gemeinschaft hat deshalb keinen Vorrang vor dem Recht des einzelnen Bürgers. Die evangelische Kirche muß deshalb darauf dringen, daß in der Notstandsgesetzgebung die Rechte des einzelnen nur in dem Maße eingeschränkt werden, wie es die Erhaltung der Gemeinschaft erfordert.

6. Das Zeugnis der Heiligen Schrift weist die Kirche ausdrücklich auf die Gefährdung des Menschen hin, die in ihm selbst begründet ist und die von außen auf ihn zukommt. Dazu gehört auch die Gefährdung im Vollzug jeder Machtverwaltung. Die evangelische Kirche muß deshalb davor warnen, daß die Regierenden nicht durch ein Übermaß an Machtbefugnissen in die Versuchung des Machtmißbrauchs geführt werden. Die parlamentarische und die verfassungsgerichtliche Kontrolle kann deshalb auch bei Notständen niemals stark genug sein.

7. Nach dem biblischen Zeugnis ist der Mensch Gottes Geschöpf und für sich und seine Mitmenschen verantwortlich. Jede Gesetzgebung wird diese Personalität des Menschen respektieren müssen. Der Mensch darf niemals zum bloßen Objekt staatlicher Maßnahmen werden. Das gilt auch in den Fällen von Notständen. Die Gesetzgebung wird deshalb auch in erster Linie darauf bedacht sein müssen, die Verantwortlichkeit des einzelnen Bürgers zu stärken. Staatliche Zwangsmaßnahmen müssen immer die Möglichkeit der Beschwerde und des gesetzlichen Einspruchs einschließen.

f) Kirchliche Bemühungen um Hebung der öffentlichen Moral

Einen neuartigen Weg, der Enthemmung und Hemmungslosigkeit in ethischen Fragen entgegenzuwirken, beschritt der Vorsitzende des Rates der EKD, Präses D. Scharf. Er wandte sich in persönlicher Initiative und Verantwortung schriftlich an eine Reihe von Markenartikelfirmen und an Mitglieder der Gesellschaft Werbeagenturen mit der Bitte, das in ihren Möglichkeiten Stehende dazu bei-

zutragen, daß der Brutalisierung des menschlichen Zusammenlebens wirksam Einhalt geboten werde. Die Briefe lauten:

Gestatten Sie mir, daß ich Sie auf ein Problem aufmerksam mache, das gegenwärtig in der Öffentlichkeit erörtert wird und in das – indirekt – auch Ihre Firma mit hineingezogen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß seit einiger Zeit in etlichen Publikumszeitschriften, vor allem in der illustrierten Presse, sich Tendenzen zur ethischen Enthemmung zeigen, und zwar in erschreckend wachsendem Maße. In vielen Darstellungen dieser Presse wird geradezu eine Brutalisierung des menschlichen Zusammenlebens bewirkt. In einer Gesellschaft, die ohnehin schon durch einen empfindlichen Verlust verbindlicher Maßstäbe gekennzeichnet ist, könnte durch den intensiven Einfluß solcher Massenmedien eine Traumwelt entstehen, von der Verführung ausgeht und die die menschliche Bewährung im Alltag hindert.

Es ist nicht meine Absicht, deshalb die Herausgeber und Schriftleiter dieser Massenmedien zu beschuldigen. Die Entwicklung ist wohl vorwiegend in den Wettbewerbsbedingungen begründet, denen diese Organe unterworfen sind. Der Zwang des Wettbewerbs legt auch seriösen Verlegern und Redakteuren in bedenklicher Weise die Verwendung von Reizelementen und Sensationseffekten nahe. Ich nehme an, daß manche Verlage diesem Druck nur ungern nachgeben, aber daß sie sich aus an die Existenz greifenden wirtschaftlichen Gründen ihm nicht entziehen zu können glauben. Die finanzielle Basis dieser Blätter beruht in der Hauptsache auf dem Anzeigengeschäft. Je mehr Leser ein Blatt hat, um so besser sind seine Chancen, die Anzeigen der Industrie und des Handels zu bekommen. Das verstärkt die Möglichkeit, in Umfang und Ausstattung das Blatt noch attraktiver zu machen. Das Anzeigengeschäft steht also in unmittelbarer Beziehung zu dem sich multiplizierenden Zwang. Durch ihn werden Verleger genötigt, ihre Auflage mit allen Mitteln zu steigern und auf der Höhe zu halten. Praktisch bedeutet das, daß der Wettbewerb im Anzeigenmarkt in destruktiver Weise auf die Gestaltung dieser Blätter wirkt. Insofern fällt auch auf den Inserenten ein erhebliches Maß an Verantwortung für das Niveau dieser Publikumszeitschriften.

Ich wäre Ihnen deshalb aufrichtig dankbar, wenn Sie sich einmal diejenigen Publikumszeitschriften vorlegen ließen, in denen die Anzeigen Ihrer Firma in den letzten Monaten erschienen sind. Sofern Sie mit mir der Überzeugung sind, daß bestimmte Organe der illustrierten Presse die Gesetze des Anstandes und des guten Geschmacks verletzen, möchte ich Sie bitten, zu überlegen, ob Sie durch Ihren Beitrag eine solche Entwicklung widerstandslos akzeptieren oder gar fördern wollen. Wenn Sie nach einer solchen Prüfung meine Bedenken teilen, legt sich die Frage nahe, ob Sie nicht als Auftraggeber der Blätter unmittelbar Einfluß auf diese Entwicklung nehmen wollen.

Ich halte es für möglich, daß eine solche Entscheidung, wenn sie wenigstens von einigen maßgeblichen Firmen getroffen würde, von erheblicher Wirkung wäre. Sie könnten schon in kurzer Zeit das hektische Rennen nach immer neuen Reizeffekten spürbar dämpfen und würden damit letzten Endes auch die Verlage und Redaktionen von diesem unerwünschten Druck wesentlich entlasten.

Ich bin überzeugt, daß nicht nur weite Teile der Presse, sondern auch Millionen von Lesern dankbar sein werden, wenn auf diesem Wege für den Wettbewerb im Geschäft der Publizistik faire Regeln geschaffen und gefördert werden und wenn dadurch die Pressefreiheit, die in den gegenwärtigen wirtschaftlichen Zusammenhängen gefährdet erscheint, wieder mehr gesichert wird.

Durch mehrere Jahre wurde versucht, die genannten Wirkungen des Wettbewerbs durch die Einrichtung der Illustriertenselbstkontrolle einzudämmen. Es zeigte sich jedoch, daß das Mittel der gemeinsamen Absprache allein zu schwach ist, um die negative Entwicklung aufzuhalten. Das kann vielmehr nur im Zusammenwirken aller beteiligten Kräfte, die guten Willens sind, gelingen.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie selbst und Ihre Firma diese meine Überlegungen prüfen und die darin beschriebene Verantwortung wahrzunehmen versuchen würden.

Eine ernste Sorge im Hinblick auf die Entwicklung bestimmter Massenmedien veranlaßt mich, an sie und andere Mitglieder der Gesellschaft Werbeagenturen zu schreiben. Die Gesellschaft Werbeagenturen hat sich die Richtlinien der internationalen Handelskammer über die Werbung zu eigen gemacht. In diesen Richtlinien heißt es:

„Die Werbung als ein Teil unseres Systems der freien Wirtschaft und der Warenverteilung, das den Bedürfnissen und der Wohlfahrt der Verbraucher dient, hat dem Verbraucher gegenüber eine soziale Verantwortung ... Wo immer ein Widerstreit der Interessen entsteht, soll das öffentliche Interesse in jedem Fall an erster Stelle stehen und geschützt werden Die Werbung soll so gestaltet sein, daß sie nicht nur mit den Gesetzen, sondern auch mit dem moralischen und ästhetischen Empfinden des Landes in Einklang steht, in dem sie durchgeführt wird.

Ich bin sehr dankbar, daß die Gesellschaft Werbeagenturen durch Abdruck dieser Grundsätze in ihrem Mitgliederverzeichnis zum Ausdruck bringt, daß sich ihre Mitglieder in der Verfolgung dieser ethischen und sozialen Ziele einig sind. Dies berechtigt mich zu der Hoffnung, daß sie sich auch für ein Problem interessieren, das die Kirche seit langem beschäftigt und das ich in besonderen Schreiben führenden Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft unmittelbar vorgetragen habe. Ich erlaube mir, Ihnen eine Abschrift dieser Schreiben in der Anlage beizufügen.

Ich würde es lebhaft begrüßen, wenn Sie die Überlegungen, die ich in diesem Brief angestellt habe, in den Kreis der Fragen einbeziehen würden, für die Sie entsprechend obiger Richtlinien sich mitverantwortlich fühlen.

g) Kirche und Sport

Es ist nur scheinbar ein Allotriatreiben, wenn die Kirche sich um Begegnungen, Kontakte und Zusammenarbeit mit Vertretern der Turn- und Sportbewegung bemüht. Nicht nur in der Freizeitgestaltung, sondern im Leben des heutigen Menschen spielt der Sport eine große Rolle; die Rede vom „König Fußball“ ist mehr als ein Propagandaslogan. Eine Fülle anthropologischer und sozialetischer Grundfragen werden durch die zunehmende Bedeutung von Sport und Spiel in der modernen Gesellschaft aufgeworfen und werden schon seit längerer Zeit auf der Ebene der Gliedkirchen diskutiert. Um die Erörterung der Kirche und Sportverbänden gemeinsamen grundsätzlichen Fragen zu koordinieren und zu intensivieren, bildete der Rat der EKD den „Evangelischen Arbeitskreis Kirche und Sport“. Im Februar des Berichtsjahres fand eine Begegnung zwischen Vertretern der Sportorganisationen und kirchlichen Sportbeauftragten statt, an der der Vorsitzende des Rates, Präses D. Scharf, und der Präsident des Deutschen Sportbundes, Herr Daume, teilnahmen. Im Anschluß an diese Tagung fand ein eingehender Briefwechsel zwischen dem Ratsvorsitzenden und Präsident Daume statt, der nicht zuletzt wegen seines Eingehens auf konkrete Fragen geeignet erscheint, der Zusammenarbeit zwischen Kirche und Sport neue Impulse zu geben. Präsident Daume schrieb am 21. Juni 1965 an den Ratsvorsitzenden:

Es ist nun schon einige Zeit vergangen, seitdem wir in Bad Boll zusammen waren. Sie baten mich damals, Ihnen unsere Vorschläge zur Festigung der Zusammenarbeit zwi-

schen der Evangelischen Kirche und der Turn- und Sportbewegung in Deutschland schriftlich zu übermitteln. Am letzten Tag der Akademie-Tagung, als wir beide nicht mehr zugegen waren, hat es ja auch dieserhalb schon eine Diskussion gegeben. Überhaupt ist wohl diese Tagung, die eigentlich speziellen Problemen des Leistungssports vorbehalten sein sollte, mehr zu einem grundsätzlichen Gespräch geworden. Dieses muß aber offenbar noch mehr vertieft werden. So habe ich mir auch die Abfassung dieses Briefes nicht leicht gemacht, den Inhalt vielmehr eingehend mit meinen Mitarbeitern und mit mir nahestehenden kirchlichen Kreisen – der evangelischen sowohl wie der katholischen Seite – besprochen. Das hat nun etwas länger gedauert; aber ich glaube auch, daß ich einen fundierten und fruchtbaren Gedankenaustausch einleiten kann.

Und ich hoffe mit der ermutigenden Feststellung beginnen zu dürfen, daß Kirche und Sport in den Grundzügen des ihre Aufgaben und Bestrebungen bestimmenden Menschenbildes weitgehend übereinstimmen. Wenn ich es recht sehe, dann steht in evangelisch-theologischer Sicht die Anschauung von der leibseelischen Einheit des Menschen nicht in Frage. Wir glauben deshalb, die Kirchen bitten zu dürfen, sich dafür einzusetzen, daß der Leibeserziehung im gesamten Bereich von Bildung und Erziehung der Platz eingeräumt wird, der der leibseelischen Einheit des Menschen gerecht wird. Das gilt im besonderen für alle Bildungsanstalten, von der Elementarschule angefangen bis zur Universität. Leibeserziehung erschöpft sich nicht in der Vermittlung von körperlichen Fertigkeiten, in Gesundheitsprophylaxe oder gar in der Züchtung meßbarer Leistung. Sie ist also insoweit kein Fach unter einer Anzahl konkurrierender Fächer, vielmehr unaustauschbar und in ihrem Wirkungsbereich durch kein anderes Bildungsmittel zu ersetzen. Es ist auch medizinisch längst gesichertes Erkenntnis, daß der Gesundheitszustand der Schuljugend mehr und mehr zurückgeht, daß andererseits von den Schülern und Schülerinnen der vermehrte Wissensstoff nur bei steigenden Gesundheitskurven aufgenommen werden kann. Hier zeichnet sich ein katastrophales Versagen der Schulbehörden ab. Vergleiche zu westlichen wie östlichen Kulturländern fallen in erschütterndem Maße zu unseren Ungunsten aus.

Wir haben über diese Feststellung hinaus aber auch den Wunsch, daß dem Sport in der Erwachsenenbildung in angemessener Weise Raum gegeben wird. Die Auswirkungen der Zivilisation erfordern mehr und mehr die körperliche Bewegung auch für den alternden Menschen, ja gerade für ihn. Notwendig ist hier eine recht verstandene allgemeine Bewußtseinsbildung, und ich meine, die Kirche müßte dabei mitwirken.

Sie könnte nun dem Sport eine wesentliche Hilfestellung im Universitäts- und Hochschulraum geben. Unbezweifelbar bedürfen die Leibeserziehung und der Sport heute einer gründlichen wissenschaftlichen Durchleuchtung, auch durch die Theologie. Unsere Bewegung braucht wissenschaftlichen Rat. Sport an sich ist zwar keine Wissenschaft, aber er berührt in für ihn entscheidender Weise eine Reihe wissenschaftlicher Gebiete, zum Beispiel die Medizin, die Pädagogik, in steigendem Maße die Soziologie, wie gesagt auch die Theologie, die Künste kommen hinzu und verwandte Gebiete. Wir – und im besonderen ich persönlich – haben oft nach dem Rat der Wissenschaft gerufen, er ist uns weitgehend versagt worden. Es gibt an den Universitäten der Bundesrepublik keine Ordinariate für Leibeserziehung, obwohl in fast allen Kulturländern solche Lehrstühle eingerichtet sind und auch in Deutschland vor 1933 bestanden haben. Bei der Aufschließung des Hochschulraumes könnte Ihre Kirche viel helfen, im besonderen durch Einwirkung auf die evangelisch-theologischen Fakultäten. Das Ganze ist auch nicht so sehr eine Frage der Zuständigkeit der Kirche im einzelnen. Worauf unsere Bitte zielt, ist vielmehr ihr Einflußbereich auf Staat und Gesellschaft im ganzen, auf Kultur, Bildung und Erziehung, in die die Leibeserziehung und der Sport sinnvoll einbezogen werden sollten.

Der nächste wichtige Komplex in den Beziehungen zwischen Kirche und Sport ist in der Praxis die Rücksichtnahme auf die Sonntagsheiligung und die Respektierung der

Gottesdienstzeiten. Es versteht sich von selbst, daß der Sport wesentliche Belange der Kirche verletzt, wenn er sich nicht entsprechend einstellt. Es ist deshalb schlechtweg selbstverständlich, daß der Deutsche Sportbund seinen ganzen Einfluß aufbieten wird und auch aufgeboten hat, daß diese Verpflichtung in unseren Reihen allgemein erkannt wird. Ich bin mir absolut darüber im klaren, daß die inzwischen, wie ich glaube, zu Ihrer Zufriedenheit gesicherte Honorierung der hohen und stillen Feiertage nicht ausreicht.

Es darf aber auch nicht verkannt werden, daß sich die Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert hat. Die Stadtbevölkerung hat ein eindeutig erkennbares Erholungsbedürfnis und ein Verlangen, aus den Ballungszentren ins Freie zu streben. Nach unseren Feststellungen beginnt der Gottesdienst in den evangelischen Kirchen zumeist 9.30 Uhr oder 10.00 Uhr. Damit entsteht für viele einzelne, aber auch für die Sportführung in den Ländern und Bezirken eine Konfliktsituation insofern, als sie vor die Wahl gestellt werden, entweder den Gottesdienst zu versäumen oder auf eine ausreichend bemessene Erholung im Freien zu verzichten. Für den Sport stellt sich im Rahmen dieser allgemeinen Situation ein spezielles Problem. Es gibt bei weitem nicht genügend Sportplätze, um den Sportbetrieb erst ab 12.00 Uhr durchzuführen. Bei der großen Raumnott in Deutschland ist auch nicht damit zu rechnen, daß dieser Zustand jemals beseitigt wird. Schließlich muß der Sport immer einen Teil seiner Wettkampfmannschaften auf Reisen schicken, die aber zum großen Teil ihr Ziel nicht rechtzeitig erreichen, wenn sie erst gegen Mittag aufbrechen können. Auf Grund dieser für die Industriegesellschaft generell gegebenen Situation sprechen wir den Wunsch an die Kirchen aus, zu prüfen, ob sie das Angebot zum Besuch der Gottesdienste nicht erweitern kann, indem sie eine Gelegenheit zum Gottesdienst-Besuch entweder am frühen Morgen oder auch ab 18.00 Uhr abends gibt. Die katholische Kirche hat beispielsweise an den Sonntagen immer Früh-Messen gehabt; aber ich weiß aus eigener Anschauung, daß die seit einigen Jahren eingeführten Abend-Messen auch besonders gut besucht werden. Bitte, sehr verehrter Herr Präses Scharf, verstehen Sie diesen unseren Wunsch nicht nur so, daß bei seiner Erfüllung vielen einzelnen, im besonderen aber auch den Sport-Organisationen eine solche Konfliktsituation erspart werden würde, daß darüber hinaus jedoch bei einer guten Lösung dieser Frage beiden Bedürfnissen des Menschen im Rahmen der modernen Massengesellschaft besser als bisher Rechnung getragen werden könnte.

Im übrigen glaube ich, wir sind auf gutem Wege. Der Wunsch nach gegenseitiger Unterrichtung und sich dadurch ergebendem gegenseitigem Verständnis wächst beständig. In den einzelnen Landeskirchen sind, wie wir auch in Bad Boll erfuhren, Arbeitskreise für Kirche und Sport gebildet worden. Unserer guten Absicht wäre sehr gedient, wenn wir eine Liste der Mitglieder dieser Gremien erhalten könnten, damit wir teils bereits bestehende, teils in der Gründung begriffene entsprechende Arbeitsgruppen des Sports verständigen und anhalten können, mit diesen Arbeitskreisen der Landeskirchen Kontakt aufzunehmen. Das Präsidium des Deutschen Sportbundes hat wiederholt und eindringlich auf die Wichtigkeit der Schaffung entsprechender Organe und einer Verbindungsaufnahme hingewiesen. Die Abschrift unserer Verlautbarung vom 1. Mai 1959, die als Beispiel dafür gelten möge, liegt diesem Schreiben bei. Innerhalb der Führung des Deutschen Sportbundes bietet sich für eine Verbindung beider Seiten unser „Arbeitskreis Sport und Kultur“ an, den ich nun gebeten habe, sich auch seinerseits um eine vermehrte Verbindung zur evangelischen Kirche zu bemühen. Dieser Arbeitskreis hat das Problem Kirche und Sport zum Gegenstand einer besonderen, von verschiedenen Ansatzpunkten ausgehenden Untersuchung gemacht. Er wird das Ergebnis demnächst in einer Broschüre vorlegen, die im wesentlichen zur Aufklärung in den eigenen Reihen bestimmt ist. Ich werde mir erlauben, Ihnen diese Broschüre zuzustellen.

In diesem Zusammenhang wäre es sicherlich sehr zu begrüßen und der Fruchtbarkeit des Gedankenaustausches förderlich, wenn von der evangelischen Kirche – oder viel-

leicht gemeinsam – eine Bibliographie erarbeitet werden könnte, in der die Schriften über das Leib-Seele-Problem und über den Zusammenhang von Sport und Kirche aufgeführt sind. Eine solche Bibliographie würde das Vorhaben erleichtern, in Universitäten und Pädagogischen Hochschulen einschlägige Themen in wissenschaftlichen Arbeiten behandeln zu lassen.

In Bad Boll wurde ich von den Organisatoren Ihres Kölner Kirchentages angesprochen. Ich wurde gefragt, ob ich mich in irgendeiner Weise bei der Einbeziehung eines sportlichen Themas zur Verfügung stellen möchte, was ich gern zusagte. Nachher las ich von einer solchen Absicht sogar in der Presse. Später wurde ich jedoch verständigt, daß es sich dabei um eine verfrühte, bzw. eine falsche Meldung gehandelt habe – ich möchte entschuldigen. Vielleicht hätte auch die Zeit für eine intensive Vorbereitung nicht ausgereicht. Aber ich erlaube mir doch die Anregung, daß Sie für den darauf folgenden Kirchentag eine Auseinandersetzung mit dem Sport auf dieser Ebene ernsthaft in Betracht ziehen. Ich meine, eine solche, mutige Aktivität würde auch der evangelischen Kirche nutzen. Im Wesen des Sports liegt ja viel emotionelle Kraft. Es sollte auch nicht vergessen werden, daß die Turn- und Sportbewegung in Deutschland mit weit über 6 Millionen eingeschriebenen Mitgliedern die größte Organisation hier überhaupt ist, von den vielen Millionen darüber hinaus am Sport Interessierten ganz zu schweigen. Als ich den Dortmunder Kirchentag besuchte und dabei mit einigen Ihrer maßgebenden Mitarbeitern sprach, sie fragte, warum bis zur leichten Muse fast alle modernen Lebensäußerungen mit in die Dortmunder Themen einbezogen seien, eine so lebendige und wichtige und bedürftige Sache wie der Sport aber nicht, da erhielt ich die Antwort, man habe sich wohl nicht recht getraut. Ich meine, diese Befürchtung brauchten Sie heute nicht mehr zu haben.

Sehr geehrter Herr Präses Scharf, ich bedanke mich aufrichtig für die Aufgeschlossenheit und das Verständnis, das ich bei Ihnen und allen in Bad Boll anwesenden Herren der evangelischen Kirche spüren durfte. Für den Deutschen Sportbund darf ich die entschlossene Bereitschaft zur Fortführung gemeinsamer Anstrengungen bekunden und den guten Willen zu einer Partnerschaft, die dem einzelnen ebenso dienen soll wie der großen Gemeinschaft, in der wir leben.

ANLAGE

Auszug aus dem Mitglieder-Rundschreiben des DSB Nr. 3/1959

Empfehlungen des Arbeitskreises V des Beirates zur Sonntagsheiligung

Der Arbeitskreis V „Sport und Kultur“ des Beirates hat dem Präsidium des DSB Empfehlungen zugeleitet, mit denen sich das Präsidium in seiner letzten Sitzung am 1./2. 5. 1959 in Berlin beschäftigt hat.

Im einzelnen besagen die Empfehlungen folgendes:

1. Es wird der veranstaltungsfreie Sonntag angestrebt, gemeint ist ein Sonntag im Monat, der von Veranstaltungen jeglicher Art freizuhalten wäre.

2. Der DSB sollte sich dafür einsetzen, daß in den ländlichen Gemeinden Sportwettkämpfe nur am Sonntagnachmittag stattfinden.

3. Es müßte im Einvernehmen mit den Kirchen angestrebt werden, den Sportbetrieb mehr und mehr vom Sonntag auf den arbeitsfreien Samstag zu verlegen.

4. Bei Großveranstaltungen müßten die Gottesdienstzeiten und -möglichkeiten in das offizielle Programm der Veranstaltungen aufgenommen werden.

5. Bei jedem Landessportbund müßte ein „koordinierendes Gremium“ gebildet werden, das alle zwischen Sport und Kirche auftretenden Schwierigkeiten schlichtet oder den maßgebenden Stellen zur Entscheidung vorlegt.

Das Präsidium des DSB stimmte diesen Empfehlungen im Grundsatz zu. Der DSB wird mit großem Ernst die Entwicklung weiter verfolgen und zusammen mit den Mitgliedsverbänden eine entsprechende Lösung anstreben. Einer sofortigen Verwirklichung steht der zur Zeit noch vorhandene Mangel an Übungsstätten entgegen. Es wurde mit Befriedigung festgestellt, daß in den meisten Ländern bereits Absprachen zwischen Landessportbünden und Kirchen getroffen worden sind, die den vorgenannten Empfehlungen zu entsprechen versuchen.

Der Ratsvorsitzende antwortete am 23. August 1965:

Meiner Antwort auf Ihr ausführliches Schreiben vom 21. Juni 1965, in dem Sie das Verhältnis von Kirche und Sport darlegen, möchte ich ein Wort herzlichen Dankes voranstellen. Ich bin mir dessen bewußt – und habe das vor dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland auch zum Ausdruck gebracht –, welche eine bedeutsame Markierung im Verhältnis von Sport und Kirche mit Ihrem Brief gesetzt ist. Deshalb bitte ich um Verständnis dafür, wenn ich Ihnen nicht sofort geantwortet, sondern die Fragen zunächst eingehend mit meinen „sach“verständigen Mitarbeitern erörtert habe. In den Beratungen ist uns deutlich geworden, daß unsere weiteren Überlegungen von so guten Voraussetzungen ausgehen können, wie wir sie bis jetzt noch nicht gehabt haben. Ihr Brief ist ein hoffnungsvolles Zeichen für das Maß gemeinsamer Überzeugung und gemeinsamen Wollens. Dankbar und freudig stimme ich zu, wenn es gelten soll, die Fundamente wie auch die Intensivierung praktischer Konsequenzen zu diskutieren. Beides, Grundlagen-Diskussion und Verwirklichung, sehe ich als die beiden Seiten ein und derselben Sache an. Die Sache erfordert, kooperativ Verantwortung für unsere Gesellschaft wahrzunehmen. Ich meine deshalb, daß wir bei der Erörterung der von Ihnen aufgewiesenen Probleme im Auge behalten sollten, daß es eine langfristige Konzeption zu entwickeln gilt.

Das biblische Bild vom Menschen als einer ganzheitlichen Person ist mit der gegenwärtigen Praxis von Bildung, Erziehung und Lebensführung nicht vereinbar. Mit Ihnen haben auch wir die Sorge, daß die „Leiblichkeit“ des Menschen einem kurzschlüssigen intellektuellen und spirituellen Pragmatismus zum Opfer fällt, der bei der gestiegenen Lebenserwartung für viele Menschen verheerende Folgen haben muß. Wir bedauern es aufrichtig, daß unter diesen Umständen vielen wertvollen Bemühungen um intensive und extensive Leibesübungen immer noch die längst fällige Anerkennung versagt bleibt. Zur Würde des Menschen gehört ja nicht nur, daß er von Gott beauftragt wurde, durch Arbeit sich die Erde untertan zu machen, sondern auch die Freiheit zum Spiel, das heißt zum Tun dessen, was nicht unmittelbar zur Fristung des Lebens gehört. Die gesellschaftlichen Veränderungen, in denen wir stehen, verlangen zwingend, daß den menschlichen Tätigkeiten außerhalb der Berufsarbeit ein größeres Gewicht zufällt als in früheren Zeiten. Diese Situation breiteren Schichten unseres Volkes bewußt zu machen, ist (geradezu) eine ethische Aufgabe. Gerne wollen wir mit Ihnen geeignete Wege dafür erörtern. Es wäre zum Beispiel zu diskutieren, ob die Kirche so, wie sie ein Wort zur Eigentumsbildung, zur Landwirtschaft und anderen öffentlichen Fragen gesagt hat, sich auch eingehend zum Sport äußern sollte. Die Sozialkammer der Evangelischen Kirche in Deutschland, die dafür zuständig wäre, will ich darauf hinweisen und sie bitten, bei im Gang befindlichen Überlegungen zur modernen Freizeitgesellschaft die Fragen des Sports mitzubedenken.

In unserem gesamten Schulwesen sind die Leibesübungen ohne Zweifel in eine kümmerliche Rolle am Rande gedrängt worden. Auch wenn in den Jahren des schulischen Wiederaufbaus nach dem Kriege vielleicht kaum andere Möglichkeiten bestanden haben, so stellen die Zustände heute jedoch eine Unterlassung dar, auf die wir auch unsere Antwort geben wollen. Als Kirche bedrückt es uns, zu sehen, wie in der gesamten

Erziehung der Leib, der dem Menschen von seinem Schöpfer als Gabe und Aufgabe anbefohlen ist, nicht oder kaum zur Entfaltung seiner Möglichkeiten kommt.

Freilich hat die Kirche keinen unmittelbaren Einfluß auf durchgreifende Reformen hinsichtlich der Leibeserziehung in der Schule. Wir können lediglich in Gesprächen mit staatlichen und politischen Stellen dieser Frage eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken. Mit Interesse habe ich von Ihrem diesbezüglichen Memorandum erfahren, daß Sie dem Kultusminister von Baden-Württemberg, Herrn Professor Wilhelm Hahn, vor kurzem in Stuttgart überreichten. Zur Erweiterung unseres Urteils ist uns die Kenntnis des Textes außerordentlich wertvoll. Wir wollen an Hand ihrer Konzeption zunächst die Verhältnisse an den kirchlichen Schulen und Internaten überprüfen, wo wir die Möglichkeit haben, Verbesserungen in eigener Zuständigkeit vorzunehmen.

Ähnliches gilt für den Bereich der Erwachsenenbildung. Wir sind bereit, zusammen mit Ihren Experten die Frage zu überlegen, welche Einrichtungen zur Leibesübung an den Evangelischen Akademien, Freizeit- und Erholungsheimen und in den neu entstehenden Ferienzentren wünschenswert und realisierbar sind. Ich möchte deshalb vorschlagen, daß in enger Fühlungnahme mit Ihnen vom „Arbeitskreis Kirche und Sport in der Evangelischen Kirche in Deutschland“ ein zeitgemäßer Bedarfsplan erarbeitet wird, auf Grund dessen man den Einrichtungen der evangelischen Erwachsenenbildung konkrete und fundierte Ratschläge geben kann. Darüber hinaus sollten einzelne gezielte Modellversuche unternommen werden mit der Nebenabsicht, außerkirchlichen Stellen der Erwachsenenbildung einen Anreiz zu eigenen Initiativen zu geben.

Um Ihnen auch von seiten der evangelischen Theologie künftig besser raten zu können, will ich mit den Dekanen der theologischen Fakultäten die Sachlage besprechen.

Zwei Dinge erscheinen mir erstrebenswert: Einmal sollte es zu einem stärkeren Kontakt zwischen den Instituten für Leibesübungen und den theologischen Fakultäten an den einzelnen Universitäten kommen. In gemeinsamen Colloquien könnten anthropologische und sozialetische Grundfragen von Sport und Spiel in der modernen Gesellschaft behandelt werden. Weiter könnten die Institutsdirektoren zusammen mit den theologischen Dekanen die Vergabe von Seminar- und Doktorarbeiten aus dem Problemkreis von Sport und Religion diskutieren und anregen. Gerade der moderne Olympismus zeigt, daß Sie mit Recht nach hilfreichen theologischen Kategorien fragen, die sich sowohl für eine Würdigung als auch für eine Kritik geeignet erweisen.

Zum zweiten werden wir prüfen, ob es nicht an der Zeit ist, etwa an der Kirchlichen Hochschule in Berlin einen Lehrbeauftragten zu bestellen – evtl. sogar einen Lehrstuhl einzurichten – für das weitverzweigte Gebiet von Sport und Spiel, Leibeserziehung und Leibesübung. Dies scheint mir um so zweckvoller zu sein, als es für Kirche und Theologie nicht belanglos sein kann, die gesellschaftliche Entwicklung zu einer immer stärkeren Freizeitgesellschaft hin zu beobachten. Eine hochschulmäßige Bearbeitung des Gebietes würde nicht nur für Sport und Kirche nützlich sein, sondern könnte dazu helfen, daß die Sportfragen im gesamten Hochschulraum ernster als bisher genommen werden.

Eine auch nur teilweise Verwirklichung all dieser Vorschläge wird sicher viel Zeit und Einsatz erfordern. Deshalb sollten die vorhandenen Möglichkeiten für schnelle Initiativen, die Übernahme notwendiger Vorarbeiten und Koordinationen planmäßig ausgeschöpft werden. Der „Arbeitskreis für Kirche und Sport in der Evangelischen Kirche in Deutschland“ wird deshalb von mir gebeten werden, sich der Dinge weiter anzunehmen. Auf Grund seiner Zusammensetzung kann er am besten die Landeskirchen, Fakultäten, Evangelischen Akademien und kirchlichen Werke bei ihren Bemühungen beraten und die Ansätze, die sicher vorhanden sind, in einen sinnvollen Zusammenhang bringen. Von ihm wird in nächster Zeit auch eine Liste der landeskirchlichen Arbeitskreise „Kirche und Sport“ gefertigt, die Ihnen von dort zugesandt werden wird. Ebenso wird sich der Arbeitskreis um die Erstellung einer Bibliographie bemü-

hen. Ich halte es für gut, wenn der Arbeitskreis diese Arbeit zusammen mit einem geeigneten Gremium des Sports vornimmt.

Eine gute Verbindung von Sport und Kirche wird auch durch eine regelmäßige Kontaktpflege zwischen Ihrem „Arbeitskreis Sport und Kultur“ und unserem „Arbeitskreis Kirche und Sport“ zu erreichen sein. Ich würde mich freuen, wenn es zu kontinuierlichen Konsultationen beider Gremien möglichst bald kommen könnte.

Die Schwierigkeiten, die im Blick auf die Sonntagsheiligung für den Sport bestehen, sind mir durchaus bewußt. Für Ihre intensiven Bemühungen in den letzten Jahren, für die Haltung der Kirche in den Kreisen des Sports Verständnis zu schaffen, und für das von Ihnen Erreichte sind wir Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Auch freut es mich sehr, daß es mancherorts gelungen ist, beispielsweise Jugend-Fußballspiele zu einem erheblichen Teil auf den Samstag zu verlegen.

Nun bestehen allerdings infolge der gesellschaftlichen Veränderungen auch für den Dienst der Kirche erhebliche Schwierigkeiten. Einerseits sind die Anforderungen an den kirchlichen Dienst schon rein quantitativ gewachsen, andererseits kann die Kirche infolge einer sehr angespannten Personallage nur unter großen Mühen ihren Verpflichtungen gerecht werden. In den größeren Städten sind durchweg schon Früh- und Abendgottesdienste, wenn auch nicht an allen, so doch mindestens an einer zentral gelegenen Kirche eingerichtet. Anders ist die Lage in den kleineren Städten und ländlichen Gemeinden. Aus Personalgründen wird es hier weithin fast unmöglich sein, weitere Gottesdienste einzurichten. Es wird also immer wieder zu Konfliktsituationen kommen müssen, wenn es nicht gelingt, eine beide Seiten einigermaßen befriedigende Regelung zu finden. Ich möchte deshalb die Bitte aussprechen, daß die örtlichen und regionalen Sportorganisationen gemeinsam mit den zuständigen kirchlichen Stellen nach Wegen suchen, jedenfalls die Konfirmanden beim Besuch des Gottesdienstes am Sonntagvormittag zur üblichen Zeit vor inneren Konflikten zu bewahren. Wenn dies gelingt, können wir in weiten Kreisen der kirchlichen Öffentlichkeit mit einem um so größeren Verständnis dafür rechnen, daß wir als Leitung der Kirche stärker als vordem für die berechtigten Anliegen des Sportes eintreten. Ich habe die Überzeugung, daß bei einer generellen Einhaltung dieser von uns vorgeschlagenen Regelung für die Konfirmanden dem Sport eine große Sympathie und Unterstützung aus den Reihen unserer Gemeinden entgegengebracht werden wird. In allen übrigen Fällen hat ja die Praxis bereits gezeigt, daß bei rechtzeitiger gegenseitiger Fühlungnahme und Absprache die Dinge meistens zur Zufriedenheit beider Seiten geordnet werden können. Wir wollen uns weiterhin – und verstärkt – darum bemühen, daß unsere Ortsgemeinden die Schwierigkeiten, die das sportliche Wettkampfwesen mit sich bringt, nicht übersehen. So soll in nächster Zeit noch einmal über die Landeskirchen und ihre Sportbeauftragten Ihre Verlautbarung vom 1. Mai 1959 in Erinnerung gebracht werden. Ich umgekehrt bin Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre Vereine und die verantwortlichen Persönlichkeiten des Sports auch auf diese uns gegebenen Schwierigkeiten erneut hinweisen.

Zu meinem aufrichtigen Bedauern ist es nicht mehr möglich gewesen, den Fragen des Sports im Rahmen des Kölner Kirchentages Raum zu geben. Ich hoffe sehr, daß dies beim nächsten Kirchentag anders sein wird. Im Gespräch mit dem Präsidium des Kirchentags werde ich auf die Wichtigkeit der Fragen von Sport und Kirche ausdrücklich hinweisen. Die Bereitschaft zur Behandlung dieser Fragen ist im Kirchentagspräsidium vorhanden.

Ein Problem bewegt mich, das ich zum Schluß noch nennen will. Ich weiß, welchen großen menschlichen Belastungen gerade der zu Höchstleistungen befähigte Sportler oft ausgesetzt ist. Hier stellt sich eine seelsorgerliche Aufgabe, die durch einen geeigneten kirchlichen Dienst bei sportlichen Großveranstaltungen angegriffen werden müßte. Ich habe deshalb vor, unseren „Arbeitskreis Kirche und Sport“ zu bitten, eine den besonderen Umständen solcher Veranstaltungen angemessene Konzeption eines seelsorger-

lichen Dienstes zu entwerfen, zu dem wir dann Ihren Rat einholen möchten. Dabei geht es uns in keiner Weise um eine illegitime kirchliche Einflußnahme, sondern lediglich um die Erörterung und Prüfung von Möglichkeiten und Angeboten eines seelsorgerlichen Dienstes.

Dieser Schriftwechsel, sehr verehrter Herr Präsident, ist für mich ein Zeichen dafür, daß das Verhältnis von Sport und Kirche in ein neues, außerordentlich erfreuliches Stadium gelangt ist. Sport und Kirche fangen an, ihre gemeinsam erkannte Verantwortung nicht nur zu proklamieren, sondern zu praktizieren. Ich weiß, wie vielen Anfechtungen und Anfeindungen, wie vielen Nöten und Gefahren eine charaktervolle Sportführung heutzutage ausgesetzt ist. Ich weiß, welch großes Maß von Verantwortung Ihnen in Ihrer Stellung auferlegt wurde. Lassen Sie mich Ihnen von Herzen für das Vertrauen danken, daß Sie mir und unserer Kirche entgegenbringen, indem Sie uns Ihre Anliegen unterbreiten! Wir wollen Ihre Verantwortung auf die der Kirche gemäße Weise mit zu unserer eigenen machen, indem wir Ihnen da, wo wir helfen können, die Hilfe nicht versagen.

h) Die Aktion „Brot für die Welt“¹

Im Berichtsjahr wurde die weltweite Gesellschaftsdiakonie der Aktion „Brot für die Welt“ wirksam fortgesetzt. Wiederum riefen alle Gliedkirchen der EKD in Ost und West und die Evangelischen Freikirchen die Gemeinden zu einem Opfer auf. In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erging dazu das

WORT DES LANDESBISCHOFES ZUR AKTION „BROT FÜR DIE WELT 1965“

Zum siebtenmal erreicht uns in der Adventszeit wieder die Bitte um „Brot für die Welt“. Wir sollten der jährlichen Wiederholung nicht müde werden. Gott wird nicht müde, uns die Hände zu füllen. Jedes Jahr, jeden Tag wiederholt es sich, daß er reicher austeilt, als wir erwarten dürfen. Er schenkt uns nicht nur für uns. Immer gibt er auch einen Teil für andere. Wir unterschlagen diesen Teil, wenn wir ihn nicht weitergeben.

Mit der Zahl der Hilfsprojekte, an denen die Aktion „Brot für die Welt“ beteiligt ist, wächst von Jahr zu Jahr die Stimme des Dankes. Wir hören, daß viele Hungernde gesättigt werden, daß vielen Kranken geholfen wird. Für ungezählte Menschen werden neue Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten geschaffen. Wir dürfen uns darüber freuen. Auch durch solche Freude wächst die Bereitwilligkeit, weiter zu tun, was die Liebe Gottes von uns will.

Denn nicht nur der Dank wird größer, auch die Bitten um Hilfe werden zahlreicher. Brot für heute zu geben, dem dienen zum Beispiel Lebensmittelhilfen in der Jeypurkirche in Indien und für Armenierkinder im Libanon. Brot für morgen zu schaffen, dazu hilft etwa der Ausbau einer Handwerkerschule oder eines Krankenhauses in Tansania, wie ich es selbst gesehen habe. Auch die Errichtung einer Hebammenschule in Uganda zählt zu der mannigfaltigen medizinischen Hilfe, die der Krankheit und dem Sterben vieler Kinder wirksam begegnen kann.

„Der Herr läßt sein Heil verkündigen ...“ (Psalm 98,26). Dieses Heil betrifft den ganzen Menschen nach Seele und Leib. Zum Heil für den Leib gehört auch Gesundheit und Sattwerden. „... vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren.“ Das schließt den Kampf gegen Hunger und Krankheit mit ein. Advent heißt: Jesus kommt, das Heil für den ganzen Menschen zu bringen. Wo dieses Heil verkündet wird, wo in

1. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 138 ff.; 1960, S. 177 ff.; 1961, S. 42, 96 ff.; 1962, S. 101; 1963, S. 104; 1964, S. 82 ff.

seinem Namen Kranke geheilt, Hungrige gespeist werden, ist er selbst am Werk. Wir sollten nicht groß reden von Opfer und Verzicht, aber ganz groß denken von der Aufgabe, sein Heil weiterzutragen, und dazu dann auch gern ein Opfer bringen.

München, den 30. Oktober 1965

D. Dietzfelbinger DD.

Einige Zahlen mögen über die Verwendung der Spenden der evangelischen Christen in Ost und West Aufschluß geben. U. a. konnten im Berichtsjahr aus dem Opfer der 6. Aktion folgende Hilfsmaßnahmen eingeleitet oder gefördert werden:

<i>Äthiopien:</i> Förderung des Elementar-Unterrichtsprogramms	580 000 DM
<i>Basutoland:</i> Einrichtung von Schulgärten und Schulküchen an verschiedenen Orten	25 000 DM
<i>Betschuanaland:</i> Hungerbekämpfung in Dürregebieten	60 000 DM
<i>Chile:</i> Unterstützung einer Fischerei-Genossenschaft in Valdivia	24 000 DM
<i>Gaza-Gebiet:</i> Ausbau einer Tischler-Lehrwerkstatt	72 000 DM
<i>Griechenland:</i> Hilfe nach einer Erdbebenkatastrophe auf dem Peloponnes	40 000 DM
<i>Hongkong:</i> Hilfe für Flüchtlingskinder	257 000 DM
<i>Indien:</i> Ländliche Gesundheitsfürsorge	100 000 DM
<i>Indien:</i> Einrichtung einer Lehrwerkstätte in Purulia	100 000 DM
<i>Jordanien:</i> Nahrungsmittel-, Erwerbs- und medizinische Hilfe für arabische Flüchtlinge	252 000 DM
<i>Kamerun:</i> Erweiterung der protestantischen Schwesternschule „Emilie Sakér“	150 000 DM
<i>Kamerun:</i> Ausbau des Hospitals in Acha Tugi	215 000 DM
<i>Kenia:</i> Ausbildung von Traktorführern	140 000 DM
<i>Kongo:</i> Medizinische Betreuung von Angola-Flüchtlings in Kimpese	100 000 DM
<i>Kongo:</i> Vergrößerung des Jugendsozialzentrums „Carrefour des Jeunes“ in Léopoldville	170 000 DM
<i>Neu-Kaledonien:</i> Errichtung eines Jugendbetreuungs zentrums in Nouméa	437 000 DM
<i>Südafrika:</i> Unterstützung der Sozialarbeit unter der Mischlingsbevölkerung in Kapstadt	112 000 DM
<i>Tanzania:</i> Ausbau einer Handwerkerschule in Magamba	302 000 DM
<i>Tanzania:</i> Anschaffung eines Röntgengeräts für das Haydom-Hospital im Mbulu-Distrikt	102 000 DM
<i>Tanzania:</i> Bekleidungshilfe für Flüchtlinge	34 000 DM

4. DAS EVANGELISCH-KATHOLISCHE VERHÄLTNIS UND GESPRÄCH

Auch im Jahre der vierten und letzten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils galt dem Verhältnis und Gespräch der reformatorischen und der katholischen Kirche die angespannte und engagierte Aufmerksamkeit der evangelischen Christenheit in Deutschland. Der Rat der EKD und die Kirchenleitungen der Gliedkirchen und ihrer Zusammenschlüsse befaßten sich regelmäßig mit den Fragen und Aufgaben, die der evangelischen Kirche durch die Vorgänge und Beratungen des Konzils gestellt werden, durch die die katholische Kirche in eine umfassende und tiefgehende Bewegung geraten ist, aus der sich die übrigen christlichen Kirchen nicht ohne Schaden heraushalten können, die andererseits aber deutlich

machen, daß die daran zu knüpfenden Hoffnungen und Erwartungen nicht überspannt werden dürfen. In die Richtung nüchterner Offenheit und Bereitschaft zu Gespräch und Begegnung zwischen den Kirchen weisen die von der Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands am 7. Januar 1965 verabschiedeten, vom Rat der EKD bestätigten und den Gliedkirchen empfehlend zugeleiteten

„RATSCHLÄGE FÜR GEMEINSAME VERANSTALTUNGEN EVANGELISCHER UND RÖMISCH-KATHOLISCHER CHRISTEN“

In den letzten Jahren bemühen sich an vielen Orten evangelische und römisch-katholische Christen, Fragen des Glaubens, des Lebens und der Kirche in besonderen Zusammenkünften miteinander zu besprechen. Das geschieht auf verschiedenen Ebenen (zum Beispiel in berufsständischen Kreisen, in Jugend- und Studentengruppen, in den Akademien) und in verschiedenen Formen (zum Beispiel in geschlossenen Arbeitsgemeinschaften, in Podiumsdiskussionen). An einzelnen Stellen wurde auch der Versuch „gemeinsamer Gottesdienste“ gemacht. Nicht selten treffen sich Glieder beider Kirchen zu gemeinsamem Gebet, vor allem während der römisch-katholischen Gebetsoktav und der Allianzgebetswoche im Januar sowie der ökumenischen Gebetswoche vor Pfingsten.

Die römisch-katholische Kirche hat im monitum vom 5. Juni 1948 und in der instructio de motione oecumenica vom 20. Dezember 1949 ökumenische Begegnungen streng geordnet; diese beiden Weisungen sind bis heute nicht zurückgenommen worden. Trotzdem läßt das neue Konzilsdekret de oecumenismo vom 21. November 1964 erkennen, daß die römisch-katholische Kirche, „bewegt von dem Wunsch nach der Wiederherstellung der Einheit“, vorsichtig die Türen zum Dialog mit anderen Kirchen öffnen will. In Deutschland wurde angedeutet, daß der Dialog auch in den Diözesen auf verschiedenen Ebenen angestrebt wird.

Das Gespräch mit dem römischen Katholizismus, das ein Teil des ökumenischen Dialogs ist, bedarf sorgsamer und gründlicher Überlegung. Angesichts der Sprach- und Begriffsverwirrung sind für alle Beteiligten Rat, Hilfe und gegenseitiger Unterricht erforderlich. Diesem Ziele wollen die folgenden Ratschläge dienen.

I. Voraussetzungen für die Begegnung

1. Die Verwurzelung in der eigenen Kirche ist Voraussetzung für einen fruchtbaren ökumenischen Dialog

Wenn im Gespräch mit Gliedern anderer Kirchen Fragen des Glaubens klar und redlich zur Sprache kommen sollen, wird sich der evangelische Christ dessen bewußt sein, daß er als Glied seiner Kirche spricht. Ökumenischer Dialog ist nicht allein Gespräch zwischen einzelnen Christen, sondern seinem Wesen nach Gespräch von Kirche zu Kirche. Darum muß der evangelische Christ den Glauben seiner Kirche kennen, mit ihm leben und sich im Gespräch zu ihm bekennen. Gründliche biblische und theologische Kenntnisse sind unerläßlich. Nur wer in und mit seiner Kirche lebt, ist für die Begegnung mit Christen anderer Kirchen gerüstet.

2. Zur Führung des Dialogs muß man das römisch-katholische Verständnis von „Ökumenismus“ kennen

Der Fortschritt, daß die römisch-katholische Kirche ihre lange Zeit geübte äußerste Zurückhaltung gegenüber den Kirchen des Ökumenischen Rates aufgeben will und in das

heutige ökumenische Gespräch einzutreten beabsichtigt, ist nicht zu verkennen. Das Ökumenismusdekret redet von der Notwendigkeit einer „dauernden Reformation“ und stellt dabei die geistlichen Quellen einer Erneuerung, die Bitte an Gott und die getrennten Brüder um Vergebung wegen der Sünden gegen die Einheit heraus. Bessere Voraussetzungen für den Dialog wurden auch dadurch geschaffen, daß man von „getrennten Brüdern“, „getrennten Kirchen und Gemeinschaften“ (*communitates ecclesiales*) spricht. Es wird auch anerkannt, daß „viele und bedeutende Elemente oder Güter, aus denen insgesamt die Kirche sich erbaut und ihr Leben gewinnt, auch außerhalb der sichtbaren Grenzen der katholischen Kirche existieren können“.

Aber auch diese neuen Voraussetzungen haben das Selbstverständnis der römisch-katholischen Kirche, die einzige wahre, mit der Fülle der Heilmittel ausgestattete Kirche zu sein, nicht verändert. Darum versteht die römisch-katholische Kirche den Begriff „ökumenisch“ nach wie vor exklusiv. Nach Codex Juris Canonici can. 222 wird dieser Begriff im Zusammenhang mit einem Konzil gebraucht, das der Papst einberufen und dessen Beschlüsse er bestätigt hat. Ökumenisch ist nur das, was in Einheit mit dem Papst geschieht. Einheit der Christenheit setzt die Anerkennung des Jurisdiktions-, Lehr- und Heilsprimats des Papstes voraus.

Pius XI. stellte in seiner Enzyklika *Mortalium animos* (1928) fest, daß die Einheit der Kirche nur durch Rückkehr der nichtrömischen Christen zur römischen Kirche als der einen und wahren Kirche verwirklicht werden könne. Die *instructio de motione oecumenica* (1949) nahm diese Forderung wieder auf: „Die einzig wahre Union geschieht durch die Rückkehr der Dissidenten zu der einen wahren Kirche Christi.“ Auch Johannes XXIII. erklärte in seiner Krönungsansprache (1958): „In die Herde Christi kann keiner gelangen außer unter der Führung des Papstes; und die Menschen können das Heil sicher nur erlangen, wenn sie mit ihm verbunden sind.“ In seiner Enzyklika *Aeterna Dei sapientia* (1961) bezeichnet er das Papsttum als „Mittel- und Stützpunkt der sichtbaren Einheit“ der Kirche. Paul VI. nannte (1963) die römisch-katholische Kirche den „einzigen Schafstall“, in den das Konzil „die vielen Schafe Christi ruft, die noch immer nicht in dem einzigen Schafstall sind“. Er bezeichnet in seiner Enzyklika *Ecclesiam suam* (1964) die Anerkennung der im Jahre 1870 zum Glaubenssatz erhobenen Stellung des Papstes als „unerläßliche Etappe auf dem Weg zu Christus“. Nach der vom Konzil beschlossenen dogmatischen Konstitution *De Ecclesia* vom 21. November 1964 ist das Papsttum das „immerwährende, sichtbare Prinzip und Fundament der Einheit des Glaubens“. Ebenso stellt das Dekret *de oecumenismo* vom 21. November 1964 fest: „Nur durch die katholische Kirche Christi, die das allgemeine Hilfsmittel des Heiles ist, kann man Zutritt zu der ganzen Fülle der Heilmittel haben.“

Gleichwohl sind heute viele Katholiken und nicht wenige Konzilsväter bereit, es Gott zu überlassen, wann und wie er die sichtbare Einheit der Christenheit herbeiführen wird. Manche Theologen interpretieren die Aussagen des Ökumenismusdekrets in dieser Richtung, wenn der Text auch im Zusammenhang mit der Dogmatischen Konstitution über die Kirche gesehen werden muß und eine andere Auslegung zuläßt. Zwar halten die offiziellen Lehraussagen in ununterbrochener Folge am exklusiven Verständnis der Einheit und des Begriffes „ökumenisch“ fest. Aber die Kirchengeschichte zeigt, daß das Leben der Kirche nicht allein durch Texte bestimmt wird. Die römisch-katholische Kirche sollte sich dessen bewußt sein, daß die Vorstellung, Rom sei das Zentrum der Einheit, die schwerste Belastung des ökumenischen Dialogs darstellt.

Das Ökumenismusdekret hält gemeinsame Zusammenkünfte für dienlich, bei denen „ein jeder mit dem anderen auf der Ebene der Gleichheit spricht“ (*par com pari agit*). Dies erinnert an eine Übung des Ökumenischen Rates. Auch dort erkennen sich nicht alle Partner als Kirche im vollen Sinne an. Sie üben aber den Dialog und die Zusammenarbeit auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Das gilt zum Beispiel für die äußere Ordnung der Begegnung, die Wahl des Ortes, den Vorsitz, das Recht, gegen-

sätzliche Meinungen voll und ganz zu vertreten. Der Dialog mit Rom kann auf diese Gesprächserfahrungen, wie sie etwa in der Toronto-Erklärung (1950) ihren Niederschlag gefunden haben, zurückgreifen.

Daß die Frage der Gleichberechtigung und die Anerkennung als Kirche auf verschiedenen Ebenen liegen, macht eine aufschlußreiche Umformulierung im Ökumenismusdekret deutlich. Die Konzilsväter hatten als Beschreibung der Reformationskirchen beschlossen: „Durch den Heiligen Geist bewegt, finden sie in den Heiligen Schriften Gott, der durch Christus spricht“ (*spiritu sancto movente, in ipses sacris scripturis deum inveniunt sibi loquentem in Christo*). Dieser bereits gebilligte Text wurde vor der Endabstimmung über das Dekret auf „wohlwollende, autoritativ ausgedrückte Anregung“ hin geändert: „Sie rufen den Heiligen Geist an, und suchen Gott in den Heiligen Schriften, gleich als ob er zu ihnen durch Christus spricht“ (*spiritum sanctum invocantes in ipsis sacris scripturis deum inquirunt quasi sibi loquentem in Christo*). Diese Änderungen betreffen den Kernpunkt der Reformation. Denn es wird damit ausgesagt, daß die getrennten Christen nicht vom Heiligen Geist bewegt werden, sondern ihn nur anrufen; daß sie Gott nicht finden, sondern nur suchen; daß sie ihn eigentlich an der falschen Stelle suchen, da er sich nach der Überzeugung der römisch-katholischen Kirche in der Heiligen Schrift zusammen mit der Tradition und dem Lehramt des Papstes lebendig entfaltet und gehört werden muß.

Bei der Begegnung mit römischen Katholiken muß man beachten, daß der römische Katholik dem „authentischen Lehramt des Papstes“ den „Gehorsam des Willens und des Verstandes“ zu leisten hat, sogar dann, wenn der Papst „nicht letztverbindlich spricht“ (Kirchenkonstitution). Schließlich muß man wissen, daß die römisch-katholischen Christen „unter Aufsicht ihrer Hirten“ oder, wie es auch im Ökumenismusdekret heißt, „unter Aufsicht ihrer Vorgesetzten“ an interkonfessionellen Begegnungen teilnehmen.

3. Das Evangelium verpflichtet zum Dialog in Wahrheit und Liebe

Die Frage drängt sich auf, ob die Begegnung angesichts der römisch-katholischen Prämissen nicht unfruchtbar bleiben muß. Der evangelische Gesprächspartner muß annehmen, daß der „Ökumenismus“ ihn in die römisch-katholische Kirche zurückführen will. Die Frage, ob der Dialog, in den Rom einzutreten beabsichtigt, nicht lediglich diesem Ziel dienen soll, kann jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden.

Die evangelischen Christen und die evangelische Kirche sind bereit, im gemeinsamen Hören auf das Evangelium den Dialog mit der römisch-katholischen Kirche zu führen. Sie sind gewiß, daß das Evangelium im Gespräch der Christen und Kirchen seine göttliche Kraft bewährt. Das Evangelium gibt die Freiheit zum Dialog mit jeder Kirche und mit jedem Christen. Ökumenische Verantwortung weist die evangelische Kirche an die ganze Christenheit. Darum ist dem evangelischen Christen das Zeugnis evangelischen Glaubens auch dem römisch-katholischen Christen gegenüber aufgetragen. Nicht wenige warten auf dieses Zeugnis.

Mit dem Wesen evangelischen Glaubens ist eine Haltung des rein negativen Protestes, der ängstlichen Defensive und der falschen Polemik nicht vereinbar. Die Liebe gebietet, sich dem anderen zuzuwenden und sich um das Verstehen seines Glaubens zu bemühen. Weil der evangelische Christ um das Wirken des Wortes Gottes auch in den anderen Kirchen weiß, beachtet er dankbar die Zeichen der Erneuerung auch bei den anderen. Weil er die Notwendigkeit der ständigen Reformation seines eigenen Kirchentums bejaht, wird er sich begründeter Kritik nicht verschließen. Weil er der Führung der Kirche durch den Heiligen Geist vertraut, muß er für neue Wege offen sein, die der Herr seiner Kirche weist.

Andererseits sollte sich jeder, der in den Dialog mit dem römischen Katholizismus

eintritt, vor Enthusiasmus und Illusionen hüten. Mit Recht erklärt das Ökumenismusdekret: „Die gesamte Lehre muß klar vorgelegt werden. Nichts ist dem ökumenischen Geist so fern wie falscher Irenismus.“ Wo nur das Gemeinsame herausgestellt wird und die Unterschiede verharmlost oder verschwiegen werden, wird die Wahrheit verleugnet. Irrlehren müssen beim Namen genannt werden. Die Einheit kann nicht auf Kosten der Wahrheit gesucht werden. Denn die eine Kirche Jesu Christi wird nur dort aufgebaut, wo das Evangelium schriftgemäß verkündet und die Sakramente stiftungsgemäß verwaltet werden.

Dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgehen, daß die römisch-katholische Kirche eine Verbesserung des Klimas anstrebt. Wiederholt ist ausgesprochen worden, daß Zugeständnisse auf dem Gebiet der Gottesdienstformen und des Kirchenrechtes möglich sind. Ausdrücklich wurden aber Zugeständnisse in Fragen der Glaubenslehre ausgenommen. Wohl sind die Gräben zwischen den Kirchen auch auf viele Vorurteile und mangelnde Kenntnis des anderen zurückzuführen. Psychologische, historische und soziologische Faktoren spielen dabei eine nicht unerhebliche Rolle. Die Trennung hat aber ihren Grund im unterschiedlichen Verständnis der wesentlichen Aussagen der Heiligen Schrift über das Heil und in der Gleichstellung der Heiligen Schrift mit späteren kirchlichen Traditionen und Äußerungen des päpstlichen Lehramtes. Die römisch-katholische Kirche hat in den letzten hundert Jahren durch die Dogmen von der Unbefleckten Empfängnis, vom Primat und von der in der Kirchenkonstitution ausdrücklich bestätigten Infallibilität des Papstes, ferner von der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel die lehrmäßigen Unterschiede noch vertieft. „Trotz des Geistes der Selbstprüfung und Selbstberichtigung gibt es grundlegende, trennende Fragen, die von einer beharrlichen Realität sind“ (Visser't Hooft). Nachdem Paul VI. in feierlicher Form Maria zur „Mutter der Kirche“ erklärt hat, scheint die Bewegung, die auf eine Lehre von der aktiven Mitwirkung Marias bei der Erlösungstat am Kreuz hinzielt, nicht endgültig ausgeschaltet zu sein.

Wer am interkonfessionellen Dialog teilnehmen will, muß die Geister unterscheiden können. Diese Gabe wächst im Umgang mit der Heiligen Schrift, darum sollte der Dialog von einer intensiven Besinnung auf das Wort Gottes begleitet sein. Angesichts der römisch-katholischen Bibelbewegung und der stärkeren Herausstellung der Bibel muß von Fall zu Fall gewissenhaft geprüft werden, ob die Heilige Schrift Quelle und Richtschnur oder lediglich nachträgliche Bestätigung des Glaubensinhaltes ist. Nur wer die einzelne Stelle vom Gesamtzeugnis der Bibel und ihrer zentralen Botschaft von der Rechtfertigung her versteht, kann der mißbräuchlichen Verwendung aus dem Zusammenhang herausgelöster Schriftstellen begegnen. Nüchternheit und wache Aufmerksamkeit sind unerlässlich, weil keine Einzelheit der römisch-katholischen Glaubenslehre isoliert gewürdigt werden kann, sondern immer zugleich im Rahmen der bisher unveränderten Grundstruktur und des gesamten Lehrgebäudes gesehen werden muß. Ökumenische Verantwortung sieht aber dort die vielen einzelnen, die das Evangelium hören und hören wollen.

II. Möglichkeiten der Begegnung

1. Notwendigkeit eingehender Vorbereitung

a) In jeder Landeskirche sollte ein Arbeitskreis beauftragt werden, sich laufend mit den Fragen des Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche zu befassen. Aufgabe dieses Kreises ist die Information und Beratung der Pfarrer und kirchlichen Mitarbeiter. Die Mitglieder dieses Kreises stehen für Vorträge zur Verfügung. Sie sind bei der Vorbereitung und Durchführung von Begegnungen heranzuziehen.

b) In der Unterweisung der Gemeinden ist vor allem auf folgende Themenkreise einzugehen:

Die eine Kirche nach der Heiligen Schrift und der Lehre der Reformatoren;
Schrift, Tradition, Lehramt;

Das römisch-katholische Verständnis von Kirche, ökumenisch-katholisch-apostolisch,
Reform, Reformation;

Aufbau, Recht, Lehre und Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche (dabei besonders Stellung des Papsttums und Mariologie);

Zweites Vatikanisches Konzil;

Geschichte, Ziele, Methoden und gegenwärtige Probleme der ökumenischen Bewegung.

2. Begegnungen zwischen evangelischen und römisch-katholischen Theologen

a) Die persönlichen Beziehungen zwischen evangelischen und römisch-katholischen Theologen können sich notwendigerweise nicht nur auf der Ebene der Höflichkeit oder der Freundschaft bewegen. Der von Theologen ausgeübte Dienst gibt der Begegnung eine geistliche und kirchliche Dimension.

Wer mit einem römisch-katholischen Theologen ins Gespräch kommt, sollte seinen Ausbildungsgang, seine Lebens- und Denkweise sowie den hierarchischen Charakter seines Amtes kennen. Er wird auch bedenken müssen, daß zwischen den Gliedern des Klerus Unterschiede der theologischen Bildung bestehen.

b) Pfarrer und Priester werden häufig gemeinsam eingeladen, an öffentlichen und sozialen Aufgaben mitzuarbeiten. In diesem Falle sollte gegenseitige Fühlungnahme selbstverständlich sein, damit diese Aufgaben nach Möglichkeit in gemeinsamer christlicher Verantwortung wahrgenommen werden. So haben Innere Mission und Caritas gelernt, auf vielen Gebieten zusammenzuarbeiten. Es kann auch geschehen, daß Pfarrer und Priester einander einladen, um gemeinsame diakonische, soziale, kulturelle und, besonders im Blick auf die Mischehe, familiäre Aufgaben zu beraten. Dabei ergibt sich die Gelegenheit, in der Gemeinde und in den Familien aufgetretene Schwierigkeiten freimütig zu besprechen. Pfarrer und Priester sollen einander in die Verhältnisse ihres Dienstes Einblick geben. Darin könnte sich die gegenseitige Achtung bewähren. In manchen Fällen ist es möglich, sich gegenseitig auf Einsame, Kranke und auf besondere Notstände hinzuweisen, die eines Besuches bedürfen.

c) Neben gelegentlichen Einladungen von Theologen der anderen Kirche zu Vorträgen wird es auf regionaler Ebene auch zu gemeinsamen Arbeitskreisen kommen können, die entweder zeitlich begrenzt sind oder regelmäßig durchgeführt werden. Diese Begegnungen erfordern sorgfältige Vorbereitung der Verantwortlichen auf beiden Seiten, ob es sich nur um gegenseitige Information oder auch um Arbeits- und Studienprojekte handelt. Meist wird die Teilnahme von Fachtheologen angebracht sein. Für ihre Beteiligung gilt der Gesichtspunkt der Parität ebenso wie für die übrigen Teilnehmer und für die Gesprächsleitung. Die Erfahrung lehrt, daß die Begegnungen nur dort zu einem echten Dialog führen, wo ihnen ein gemeinsames Bibelstudium zugrunde liegt.

3. Begegnungen von Gemeindegliedern im geschlossenen Kreis

a) Die Zusammenarbeit in politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen ist heute unerlässlich. Sie wird weithin schon geübt. Evangelische Christen, die über Sachkenntnis auf diesen Gebieten verfügen, sollten sich in Bindung an die für alle Christen verbindlichen Gebote Gottes dafür bereithalten. Wo Gemeindeglieder die Absicht haben, diese Fragen zusammen mit Gliedern der römisch-katholischen Kirche in einem besonderen Arbeitskreis zu beraten, sollten sie dies mit dem Gemeindepfarrer und den Kirchenvorstehern besprechen. Einem geeigneten Gemeindeglied ist die Verantwortung zu übertragen.

b) Die Arbeitsgemeinschaft dient vor allem der gegenseitigen Kenntnis, der Aus-

richtung gemeinsamer Aufgaben und der Vertiefung des Glaubens. Auch hier gilt, daß der Kontakt, der sich auf ein gemeinsames Bibelstudium gründet, die tragfähigste Grundlage hat. Zur Vorbereitung sollten sich die evangelischen Teilnehmer der Hilfe des Pfarrers versichern.

c) Mit dem Verantwortlichen der römisch-katholischen Seite sind vorher das Ziel, das Programm und die Teilnahmebedingungen festzulegen. Es empfiehlt sich, für die Zusammenkünfte einen Wechsel des Ortes und der Leitung zu vereinbaren. Auch auf die ungefähre zahlenmäßige Gleichheit der Teilnehmer beider Seiten sowie auf eine gewisse Ausgewogenheit des geistigen Niveaus und der geistlichen Substanz ist zu achten. Die Teilnahme von Konvertiten kann einen Arbeitskreis stark belasten. Darum sollte sie von den Verantwortlichen offen erörtert werden. Sie fordert ein hohes Maß von innerer Freiheit aller Teilnehmer.

4. Gemeinsame öffentliche Veranstaltungen

a) Ob gemeinsame öffentliche Veranstaltungen (gemeinsame Vortragsabende, Podiumsdiskussionen usw.) durchgeführt werden sollen, muß sorgsam überlegt werden. Sie sind nur dort tragbar, wo die örtlichen Verhältnisse Mißdeutung und Ärgernis ausschließen. Der Plan einer gemeinsamen öffentlichen Veranstaltung ist vom Kirchenvorstand zu beraten und zu beschließen. Von dem Plan ist der Dekan (Superintendent, Propst) rechtzeitig in Kenntnis zu setzen. Auch die Kirchenleitung sollte unterrichtet werden.

b) Vor einer endgültigen Zusage sind die näheren Umstände in den Einzelheiten zu besprechen und festzulegen. Besonders die Themenstellung bedarf sorgfältiger Überlegung. Sie kann dem römisch-katholischen Partner nicht überlassen werden. Es empfiehlt sich, auf Themen hinzuwirken, die das Leben der Gemeindeglieder in unmittelbarer Weise berühren, wie zum Beispiel die Frage der Mischehe. Vorträge ohne die Möglichkeit der Aussprache lassen leicht ein falsches Bild entstehen und sind deshalb abzulehnen.

c) Auf das Thema solcher Veranstaltungen sollten auch die Gemeindekreise vorbereitet werden. Ebenso wichtig ist jedoch die Nacharbeit in der Gemeinde. Notwendiger als die reine Information ist dabei die Klärung des Urteils und die Erarbeitung der Folgerungen.

d) Nach Möglichkeit sollten die anwesenden Journalisten zu einer anschließenden Pressekonferenz mit den Vertretern der Kirchen eingeladen werden.

5. Gemeinsame Gottesdienste?

a) Hauptsächlich infolge der Bevölkerungsmischung und der steigenden Mobilität ist es selbstverständlich geworden, daß Glieder anderer Kirchen an Taufen, Trauungen, Beerdigungen, an Einweihungen von Kirchen und anderen besonderen Gottesdiensten teilnehmen. Der evangelische Pfarrer sollte diese Tatsache bei seiner Verkündigung bedenken. Er hat bei solchen Anlässen das reformatorische Zeugnis auch vor Gliedern der römisch-katholischen Kirche auszurichten.

b) Die anderen Kirchen auch in ihrem gottesdienstlichen Handeln besser als bisher zu verstehen, ist ein wesentlicher Teil des ökumenischen Dialogs. Wo Glieder der römisch-katholischen Kirche eingeladen werden, gastweise am evangelischen Gottesdienst teilzunehmen, ist zu berücksichtigen, daß der römisch-katholische Christ kirchenrechtlichen Bestimmungen unterliegt, die die Annahme der Einladung erschweren können. Auch der evangelische Christ sollte eine Einladung, gastweise am römisch-katholischen Gottesdienst teilzunehmen, in seinem Gewissen prüfen. Die Unterschiede im liturgischen Verhalten sind dabei sorgfältig zu beachten. Eine Teilnahme an der römisch-katholischen Kommunion ist dem evangelischen Christen nicht möglich.

c) Solange grundlegende Unterschiede des Kirchenverständnisses vorhanden sind, bestehen gegen Gottesdienste, bei denen der evangelische Pfarrer und der römisch-katholische Priester gemeinsam mitwirken, grundsätzliche Bedenken. Wo der Wunsch nach „gemeinsamen Gottesdiensten“ laut wird, müssen die hindernden Gründe sorgsam und redlich durchdacht werden. In Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft stellt sich die Einheit der Kirche dar. Viele Gemeindeglieder sind sich, auch ohne tiefere Kenntnis der Lehrunterschiede, dessen bewußt, daß sich in einem gemeinsamen Gottesdienst kirchliche Einheit darstellt. Sie würden verwirrt werden. Man darf eine nicht vorhandene Gemeinschaft nicht vortäuschen. Gottesdienste, die von Pfarrern beider Kirchen gemeinsam gehalten werden, kommen leicht in die Nähe eines spektakulären Schauspiels. Nicht verkannt kann ferner werden, daß die Partner trotz äußerer Gleichheit ihres Tuns Verschiedenes meinen. Schließlich muß auch auf den römisch-katholischen Priester Rücksicht genommen werden. Das kanonische Recht verbietet ihm eine *communicatio in sacris* (CIC can. 1258, 2259). Das Ökumenismusdekret erklärt: „Der Begriff der Einheit verbietet in den meisten Fällen die gottesdienstliche Gemeinschaft; die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen.“ Die Möglichkeit gottesdienstlicher Gemeinschaft, von der der zweite Teil dieses Satzes spricht, wird jedoch nicht auf die Reformationskirchen ausgedehnt, da sie „nach unserem Glauben vor allem wegen des Fehlens des Weihesakramentes die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben“. Daraus wird gefolgert, daß die Lehre vom Abendmahl und von der Liturgie mit den Kirchen der Reformation notwendiger Gegenstand des Dialogs, das heißt, nicht gemeinsamen Handelns ist.

Wo trotz aller hindernden Gründe der Wunsch nach einem „gemeinsamen Gottesdienst“ geäußert wird, ist auf jeden Fall eine Entscheidung der Kirchenleitung herbeizuführen.

d) Das Gebet für die eine Kirche sollte selbstverständlich Teil des allgemeinen Kirchenggebets im sonntäglichen Gottesdienst sein. Wo Glieder beider Kirchen den Wunsch haben, miteinander in kleinen Kreisen oder auch bei öffentlichen Anlässen zu beten, sollten sie es tun. Das gemeinsame Gebet in der Öffentlichkeit bedarf sorgfältiger Vorbereitung. Die Formulierung der Gebete ist bis in die Einzelheiten vorher festzulegen. Man muß redlich darauf achten, daß der andere guten Gewissens mitbeten kann. Die gleichen Voraussetzungen gelten für Gebetsgottesdienste, an denen in besonderen Fällen (etwa bei der ökumenischen Gebetswoche) beide Kirchen beteiligt sind. Ein Einvernehmen mit der Kirchenleitung ist herbeizuführen. Im allgemeinen muß ein Wechsel des Ortes gewährleistet sein.

Der evangelische Teilnehmer an interkonfessionellen Veranstaltungen sollte seine gesamtkirchliche Verantwortung bedenken. Keine Einzelentscheidung kann von nachbarschaftlichen, gesamtkirchlichen und ökumenischen Zusammenhängen isoliert werden. Darum ist in den Fällen, die die Öffentlichkeit berühren, der Rat der Kirchenleitung erforderlich. Immer muß bedacht werden, was die Wahrheit gebietet und verbietet und was die Liebe erlaubt. Daraus erwächst auch das Verständnis für den rechten Zusammenhang von Ordnung und Freiheit.

SCHLUSS

Im Berichtsjahr überschritt die Evangelische Kirche in Deutschland die Schwelle zum dritten Jahrzehnt ihres Weges durch Welt und Zeit, und viele Anzeichen deuten darauf hin, daß sie in ein problem-, arbeits- und schwierigkeitsreiches

Dezennium hineingeht. Fragen und Aufgaben, die sie schon immer beschäftigt haben, werden in neuer Form und mit erneuter Dringlichkeit akut; es stellen sich neue Probleme, und neue Arbeitsbereiche wollen aufgegriffen und in Angriff genommen werden.

Die die Anfangsjahre der EKD und ihrer Gliedkirchen erfüllenden Bemühungen um eine neue Gestalt und Ordnung der deutschen evangelischen Christenheit bedürfen in mehr als einer Hinsicht der Wiederaufnahme und Weiterführung auf einen Stand, der der gegenwärtigen kirchlichen Wirklichkeit und zukünftigen Erfordernissen und Anforderungen Rechnung zu tragen geeignet ist. Das Thema der Kirchenreform und der kirchlichen Strukturplanung dürfte in den kommenden Jahren keine geringe Rolle spielen, sondern einen wichtigen Gegenstand der innerkirchlichen Diskussionen und Dispositionen bilden, nicht zuletzt im Hinblick auf die ihr durch ihre Existenz an der Nahtstelle der großen Weltmachtblöcke und auf dem Boden unterschiedlicher politischer, weltanschaulicher und gesellschaftlicher Vorstellungen und Überlegungen gestellte Aufgabe, ihre Einheit und Gemeinschaft zu bewahren und zu vertiefen.

Damit ist die schwere Frage und verantwortungsreiche Aufgabe gestellt, einen kirchlichen Beitrag zu leisten zu den immer notwendiger werdenden Bemühungen um die Lösung der Probleme des Lebens und Zusammenlebens der Völker und Staaten in einer Welt, in der beiden Seiten die Mittel zu gegenseitiger Vernichtung zur Verfügung stehen und in der zugleich der Frieden eine unerläßliche Existenzbedingung ist. Die Erarbeitung einer evangelischen Ethik des Politischen, deren Probleme die EKD während des zweiten Jahrzehnts in heftige Auseinandersetzungen stürzten und ihren Zusammenhalt mehr als einmal auf harte Zerreißproben stellten, muß dringlich und vordringlich in Angriff genommen werden. Der grundsätzlichen Klärung dessen, was politische Diakonie der Kirche bedeutet und bewirken soll, werden energische Bemühungen um die Umsetzung des Erkannten in die Verwirklichung auf dem Fuße zu folgen haben.

Viel Arbeit und Gebet, Geduld und Gehorsam wird die Kirche im nächsten Jahrzehnt an die Aufgabe zu setzen haben, die immer weiter und tiefer werdende Kluft zwischen der wissenschaftlichen Theologie und dem Glauben der Gemeinde zu überbrücken. Es ist eine Besonderheit der Christusbotschaft, daß sie gedanklich reflektiert und in systematischer Weise entfaltet wird und daß gedankliche Reflexion und systematische Entfaltung unter jeweils verschiedenen Aspekten und mit unterschiedlichen Akzenten geschieht. In keiner Zeit der Kirchengeschichte hat es Verkündigung ohne Theologie und Gemeinde ohne Theologie oder Theologie, die diesen Namen verdiente, im Absehen von Verkündigung und Gemeinde gegeben; Gemeinde ohne Theologie wäre und würde wahrheitsblind und Theologie ohne Gemeinde wäre und würde wirklichkeitsfremd. Wie die akute Gefahr des Auseinanderlebens von Theologie und Gemeinde zu bannen sei, wird auf lange Zeit Gegenstand ernstlicher Bemühungen sein müssen.

Neben diesem innerkirchlichen und innertheologischen Gespräch wird das Gespräch der Theologie mit den anderen Wissenschaften, nicht zuletzt mit der in einem atemberaubenden Fortschritt ihrer Erkenntnisse befindlichen Naturwissenschaft, das schon vor Jahren angelaufen ist, mit Nachdruck und auf breiter Front geführt werden müssen.

Auch die ernsthafte geistige Auseinandersetzung mit dem dialektischen Ma-

terialismus und dem wissenschaftlichen Atheismus als weltanschaulichen Grundlagen der kommunistischen Ideologie und Praxis wird fällig, zugleich aber im Hinblick auf gewisse Entwicklungen möglich. Die gegenseitige Verteufelung, die das Verhältnis zwischen Christentum und Marxismus lange Zeit hindurch charakterisierte, macht in zunehmendem Maße einer gewissen Bereitschaft Platz, den anderen ernst zu nehmen und in seinem Anliegen zu verstehen. Zwar hält der Marxismus-Leninismus nach wie vor am Atheismus fest, aber daneben taucht als neues Moment eine wachsende Offenheit zu einer Auseinandersetzung im Dialog auf. Auf Seiten der Kirche und Theologie sind dazu beachtliche Vorarbeiten geleistet; nunmehr scheint der Zeitpunkt nahe zu sein, da das Gespräch zwischen Christen und Marxisten, das für beide Seiten fruchtbar werden könnte, intensiviert werden kann.

Das ökumenische Gespräch, vor allem mit der katholischen Kirche im nachkonziliaren Zeitalter, wird im kommenden Jahrzehnt einen bedeutsamen Rang einnehmen und die evangelische Kirche und Theologie in Deutschland erheblich beanspruchen.

In den Zusammenhang des ökumenischen Gesprächs gehören auch die Bemühungen um das rechte Verständnis und Verhältnis zwischen den alten und den jungen Kirchen, zwischen den traditionellen abendländischen Formen theologischen Denkens und Redens und dem Bemühen afrikanischer und asiatischer Theologen und Kirchen, die Christusverkündigung in die ihren Traditionen gemäßen Kategorien zu fassen.

Endlich steht der Christenheit die Auseinandersetzung mit den großen Weltreligionen bevor, auf die sie bisher nur unzureichend gerüstet ist, die aber unvermeidbar sein dürfte und von den Kundigen in allen Lagern als in Kürze fällig werdend beurteilt wird.

Wenn die Kirche als wanderndes Gottesvolk die Treuhänderschaft für das Evangelium und die Anwaltschaft für die Welt recht wahrnimmt, wird sie Kirche für den Tag von heute und morgen, Kirche für den Menschen von heute und morgen sein und immer bewußter werden müssen. Sie wird aus der unerschöpflichen Schatzkammer der biblischen Botschaft, um deren immer neues Verständnis sie sich nachdrücklich zu bemühen hat, die Antwort auf die Fragen der Welt und des Menschen von heute und morgen zu erheben haben. Nur so erweist sie sich als das Volk Gottes, das unterwegs ist, um nicht nur selbst ans Ziel zu kommen, sondern dazu zu helfen, daß alle Welt das Heil Gottes schaue.

II. Die Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik

Von Erwin Wilkens

1. PERSPEKTIVEN DER OST-WEST-SITUATION

Alle Völker der Erde leben heute in einer gemeinsamen Geschichte, in der sich die Bedingungen und Strukturen einer kommenden Weltgemeinschaft bereits abzeichnen. Will die Menschheit diese kommende Weltgemeinschaft erreichen und somit das wissenschaftlich-technische Zeitalter bewältigen, dann stellen sich ihr für die nächsten Jahrzehnte Aufgaben, die um des Überlebens willen gelöst werden müssen und deren Lösung ohne die Kooperation aller nicht denkbar ist. Die Versorgung mit Nahrung und Energie, die Bewältigung von Verkehr und Wirtschaft, die Zügelung von Wissenschaft und Technik, die Vermittlung von Wissen und Bildung: diesen klassischen Aufgaben einer Gesellschaft setzt die Welt von morgen mit ihrer unvorstellbar angewachsenen Bevölkerungsmasse gebieterisch neue Maßstäbe. Nimmt man die wachsenden Spannungen zwischen armen und reichen Völkern hinzu, schließlich auch die explosiven Gefahren aus den irrationalen Tiefen der Ideologien mit ihren Träumen von einer immanenten Welterlösung, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Welt von morgen in die Barbarei von Zwangsstaaten oder in Chaos und Ungeschichtlichkeit versinkt.

Die Menschheit ist mit dem allen in eine neuartige Situation geraten, die nicht umfassend und tiefgreifend genug geschildert werden kann. Diese Neuartigkeit wird an der Verhütung des Krieges und der Sicherung des Friedens als den zentralen Aufgaben der Welt von heute und morgen besonders deutlich. Die ungeheure Schwierigkeit liegt darin, daß vom Frieden in einer qualifizierten Weise geredet werden muß. Friede ist nicht gleichbedeutend mit der Abwesenheit von Krieg; Friede ist gestaltete Ordnung von höchster positiver Qualität; Freiheit und Gerechtigkeit sind ihre unentbehrlichen Wesensmerkmale. Im bisherigen politischen Denken der Völker war aber die Erhaltung dieser und anderer höchster Güter nach außen gleichbedeutend mit der Bereitschaft zu ihrer kriegesischen Verteidigung und Wiederherstellung. Der Fortfall des Krieges als eines im äußersten Fall anwendbaren Korrektivs zur Politik muß als kopernikanische Wende betrachtet werden.

Daraus die erforderlichen Konsequenzen zu ziehen, werden die Völker durch ihre Befangenheit in ihren alten Machtstrukturen gehindert. Ihre politischen Ziele sind zu egoistisch und die Verfolgung ihrer eigenen Interessen ist zu sehr mit dem politischen und militärischen Instrumentarium der geschlossenen Gesellschaften verbunden. Aber die Zeit der geschlossenen Gesellschaften, die sich im Konkurrenzkampf mit den anderen unter Anwendung politischer und militärischer Machtmittel behaupten, geht zu Ende. Die Völker und Staaten müssen neue Strukturen der Gemeinschaft entwickeln, die einen Verzicht auf isolierte Gewaltanwendung einschließen oder doch einen solchen Verzicht zu erwirken in der Lage sind. Die alten Machtstrukturen lassen sich nur in dem Maße abbauen, in dem neue Formen des Interessenausgleichs sichtbar und wirksam werden. Des-

halb können heute nur solche Schritte in der Weltpolitik als konstruktiv gelten, die der Einübung der Völker in ein Zusammenleben ohne gewalttätige Auseinandersetzungen und ohne Spekulation auf die Furcht des anderen dienen.

Im Rahmen einer Ost-West-Betrachtung sind an dieser Stelle entscheidende Fragen zur ideologischen Befangenheit auf beiden Seiten zu stellen. Während Moral und Vernunft eine Kooperation zur Lösung der drängenden Weltaufgaben gebieten, ist die Weltpolitik tatsächlich wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß ideologisch gesteuerte Ziele von den bestimmenden Mächten gegeneinander vertreten werden. Neben den Spannungen zwischen den Rassen und den armen und reichen Völkern sind die ideologisch vorgefertigten Weltprogramme die größten Hindernisse für eine allein noch konstruktive Politik der Kooperation. Niemand wird so töricht sein, die westliche Seite in dieser Hinsicht von Versäumnissen und Fehlhaltungen freizusprechen. Aber es läßt sich auch kaum leugnen, daß die von der UdSSR proklamierte und offensichtlich auch befolgte politische Grundformel der Koexistenz im Urteil des Westens von einer beklemmenden Zweideutigkeit ist. Die den modernen Begriff der Koexistenz auszeichnende Unterscheidung zwischen der politischen, der wirtschaftlichen und der ideologischen Ebene gibt dem sowjetischen Kommunismus die Möglichkeit, die praktischen Erfordernisse der Weltpolitik, die allem voran die Vermeidung eines großen Krieges gebieten, mit dem Ziel der Weltrevolution, an dem um der Ideologie willen festgehalten wird, zu verbinden. So kann die UdSSR die Aufgaben einer Weltmacht von heute wahrnehmen, ohne sich in die Gefangenschaft einer engherzigen Ideologie zu begeben. Die nichtkommunistische Politik findet hier die Chance, an die pragmatisch-evolutionären Elemente des heutigen Kommunismus anzuknüpfen, jenseits der Ideologien gegenseitige Verflechtungen zu schaffen und unter Abwehr eines verzerrten Friedensverständnisses der Aufgabe einer praktischen Friedenserhaltung und zunehmenden Verständigung zu dienen. Aber es bleibt eben das Risiko, daß auf dem Felde der Weltpolitik um der Ideologien willen Entscheidungen unterbleiben, die die politische Vernunft zur Erhaltung des Friedens und zum Abbau der Spannungen fordert.

Diese Sicht der Dinge findet durch Gestalt und Verlauf des Konfliktes um Vietnam, der im Vorjahr an dieser Stelle als Prüfstein für die weitere Entwicklung bezeichnet wurde (s. Kirchh. Jahrbuch 1964, S. 119), eine geradezu schulmäßige Bestätigung. Die Einsicht der Weltmächte USA und UdSSR in die Notwendigkeit, einen frontalen Zusammenstoß und damit den großen Weltkonflikt des nuklearen Zeitalters zu vermeiden, wird allen anderen Erwägungen vorangestellt. Wenn auch in der Berichtszeit der Konflikt mindestens die Ausmaße eines begrenzten Krieges erlangt hat, so ist doch unverkennbar, wie sorgfältig bisher das Risiko einer außer Kontrolle geratenden Eskalation kalkuliert wurde. Die fortbestehende Interessenkonvergenz beider Weltmächte hat sie weitere Konflikte vermeiden lassen, hat für die Reibungsflächen in Europa zu einem Einfrieren des Status quo geführt, hat die Diskussion über weitere Maßnahmen der Rüstungskontrolle wenigstens in Gang gehalten und hat die deutsche Position der Amerikaner zu einem der westdeutschen Politik nicht sehr genehmen Instrument der bilateralen Entspannungsbemühungen gemacht. Die andere Seite der Sache wird aber durch die dogmatische Verpflichtung der UdSSR bestimmt, in dem Vietnam-Konflikt den unterstützungsbedürftigen Befreiungskrieg eines

unterdrückten Volkes zu sehen. Das Dilemma der östlichen Weltmacht ist um so größer, als ihr nicht nur das Risiko des kriegesischen Konflikts, sondern auch das Risiko, im ideologischen Wettstreit mit der Volksrepublik China als der werdenden dritten Weltmacht zu unterliegen, vor Augen steht.

Die Bemühungen des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle um neue Elemente auf dem Spannungsfeld der Weltpolitik muß man auf dem Hintergrund der beinahe tragischen Unfähigkeit der beiden großen Weltmächte sehen, den zweifellos vorhandenen Einsichten in bestimmte Notwendigkeiten wirksamer zu folgen. Die Wiedergewinnung des Vorrangs der Politik gegenüber einem einseitigen militärischen Sicherheitsdenken, die Erweiterung der Skala für die Auseinandersetzung und Begegnung mit dem Osten, die Zurückverweisung der nuklearen Strategie auf den Platz eines dienenden Instruments der Politik, die Mobilisierung und Ausnutzung von Regungen der Eigenständigkeit bei den Völkern im Ostraum zugunsten einer multilateral gedachten Zueinanderordnung der europäischen Völker: das alles würde besser als zukunftsweisend erkannt werden können, wenn nicht die so stark zur Schau getragene französisch-nationale und antiamerikanische Note in dem politischen Weltbild de Gaulles seine Kritiker immer wieder begünstigte und die tiefer Blickenden zurückschreckte. So muß man es beklagen, daß das starke Interesse der USA an einem wirksamen Abbau der Weltspannungen und die konstruktiven Ideen de Gaulles bisher nicht zueinander gefunden haben. Am meisten aber muß man es bedauern, daß nicht eben an dieser Stelle die deutsche Politik, gelähmt durch eine affektgeladene Phantasielosigkeit, die ihr gewiesene Aufgabe der Vermittlung gesehen hat, obwohl gerade sie an einer Überwindung der Resignation im Ost-West-Verhältnis zugunsten der Auslösung einer konstruktiv in die Zukunft gerichteten Dynamik ein besonderes Interesse haben müßte. Dieses Interesse wahrzunehmen, wird für die Bundesrepublik immer mehr zu einer zwingenden Notwendigkeit, je deutlicher sich herausstellt, daß die Spannungsherde der Welt nur politisch, nicht aber militärisch oder strategisch angegangen werden können.

In der deutschen Frage sind die großen Weltmächte aus gleichartigen Motiven an der Erhaltung des Status quo interessiert, von den kleineren Mächten in Ost und West ganz zu schweigen. Auch die von vielen im Interesse einer Lösung deutscher Probleme geradezu erhoffte Verschärfung des China-Rußland-Konfliktes würde darin keine Wandlung schaffen. Weder die UdSSR noch die USA würden eine durch die weltpolitische Lage erzwungene fortschreitende Annäherung durch einen Streit über ihnen zweitrangig erscheinende Fragen stören lassen wollen. Das alles macht eine Räumung der DDR durch die UdSSR für diese indiskutabel und bedeutet eine Stärkung der politischen Stellung der DDR innerhalb des Ostens. Was die DDR an die Seite der UdSSR treibt, fördert zugleich auch ihr Eigengewicht; das Dilemma zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit dient ihr paradoxerweise zur Rangerhöhung. Man muß zugeben, daß die Regierung der DDR ihre Rolle außerordentlich geschickt spielt und daß ein Knäuel von juristisch gesteuerter Zaghaftheit und dogmatisch gebotenen Versäumnissen auf seiten der Bundesrepublik Deutschland ihr noch zur Hilfe kommt. Es kommt hinzu, daß die allgemeine innen- und außenpolitische Stabilisierung in Verbindung mit einer wirtschaftlichen Konsolidierung der DDR gerade in der Berichtszeit zu beachtlichen außenpolitischen Erfolgen verholfen hat. Der

Besuch des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht in Ägypten und gewisse Annäherungen an Indien haben zwar noch nicht zu dem vollen erwünschten Erfolg diplomatischer Anerkennung geführt. Die Vorgänge zeigen aber, daß die DDR bei geschickter Ausnutzung bestimmter Interessenlagen es versteht, ein echtes Konkurrenzverhältnis zur Bundesrepublik zu schaffen. Es reicht offenbar nicht mehr aus, juristische Formeln und moralische Verdikte gegen die DDR ins Feld zu führen.

So ist es nicht verwunderlich, daß die in der Bundesrepublik weiterhin vorherrschenden klassischen Vorstellungen von einer Wiedervereinigung der beiden deutschen Teile in Verbindung mit einer Klärung der Grenzfragen im Osten auch im westlichen Ausland immer größerer Skepsis begegnen. Die Formel de Gaulles, daß eine Wiedervereinigung Deutschlands nur in Verbindung mit einer neuen Ordnung Europas einschließlich der damit zusammenhängenden Probleme der wirtschaftlichen Zusammenarbeit, der militärischen Entspannung und der politischen Sicherheit für alle Beteiligten möglich erscheint, hat sich schon jetzt allgemein durchgesetzt. Es ist eine Selbsttäuschung zu meinen, daß die bisherigen Doktrinen und Methoden mit dieser Prognose in Einklang zu bringen sind.

Für das speziellere Verhältnis zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR muß eine kirchlich motivierte Analyse zu einer ähnlichen Nüchternheit raten. Auch hier geht die Erfahrung immer mehr dahin, daß ein politischer Dogmatismus und auch politische Wunschvorstellungen den Blick für ganz bestimmte Fakten und für eine längst angehobene Entwicklung in der DDR verstellen. Man macht es sich zu einfach, wenn man für gewöhnlich zwischen der als Zwangssystem deklarierten Regierung der DDR auf der einen Seite und der von dem Wunsch nach Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik beseelten Bevölkerung auf der anderen Seite unterscheidet. Breitere Schichten der Bevölkerung in der DDR haben längst zu einem differenzierteren Urteil nicht nur über das eigene Staats- und Gesellschaftssystem, sondern auch über die Bundesrepublik und den Westen gefunden. Nach beiden Richtungen hin weiß man zwischen Licht und Schatten zu unterscheiden. Dieser Sachverhalt würde noch wirksamer in Erscheinung treten, wenn auch die Regierung der DDR in Richtung auf eine Normalisierung des Verhältnisses zwischen den getrennten Teilen Deutschlands wirksame Schritte unternähme. In Westdeutschland tut man gut daran, die eigenen politischen Erwartungen kritisch zu überprüfen und ebenfalls neue Wege für einen Abbau der schlimmsten Spaltungsfolgen innerhalb Deutschlands zu suchen.

2. DIE STELLUNG DER KIRCHE IN STAAT UND GESELLSCHAFT

a) Allgemeines zum Verhältnis von Kirche und Staat

Um die Grundlinien der staatlichen Kirchenpolitik und deren fortschreitende Entwicklung im einzelnen zu erfassen, ist es erforderlich, die innenpolitische und gesellschaftliche Situation der DDR so vorurteilslos wie möglich zu beobachten.

Wir haben es hier mit einem Wandel der Sozialstruktur zu tun, der es dem westlichen Beobachter nicht mehr erlaubt, das starre Bild einer mit den Mitteln des Massenterrors gelenkten Weltanschauungsdiktatur aufrechtzuerhalten. Wenn auch gerade die Berichtszeit – vornehmlich im kulturellen und wirtschaftlichen Bereich – nicht frei gewesen ist von den Versuchen einer neuen ideologischen Straffung, so muß man im ganzen eben doch von einem allmählichen geistigen und politischen Prozeß in der DDR sprechen, der in den letzten Jahren zu einem Teilarrangement zwischen der SED und der Gesellschaft geführt hat. Dieser Prozeß, der eine teilweise Interessenidentität zwischen der Partei und der Bevölkerung hervorgebracht hat, ist auf Partei und Gesellschaft, auf die Herrschaftsmethoden und auf die Bereitschaft zur Identifizierung mit der gegebenen geschichtlichen Situation nicht ohne Einfluß geblieben. Nimmt man die Hebung des Lebensstandards, die Entwicklung zur zweitgrößten Wirtschaftsmacht des Ostens, die Bedingungen einer modernen Industriegesellschaft mit der Bildung neuer Eliten für die Führung von Staat, Partei, Wirtschaft und Gesellschaft hinzu, so wird verständlich, daß die Soziologen im Blick auf die DDR von einer hochmobilen Gesellschaft mit bestimmten pluralistischen Zügen sprechen. Wenn es sich dabei auch nicht um einen Gruppen- und Weltanschauungspluralismus liberaler westlicher Prägung handelt, so bleibt aber doch Raum für bestimmte menschliche Individualitäten und auch für die Hinnahme gesellschaftlicher Erscheinungen, die den klassischen Grundlagen des östlichen Sozialismus widerstreiten.

In diesem Rahmen nun ist das Verhältnis von Staat und Kirche zu sehen. Es ist bestimmt durch die speziellen Maximen der staatlichen Kirchenpolitik einerseits (s. hierzu u. a. Kirchl. Jahrbuch 1961, S. 109–134; 1962, S. 169–175; 1964, S. 120–137) und die Bereitschaft der Kirche andererseits, die ihr in dieser Welt des östlichen Sozialismus begegnende geschichtliche Wirklichkeit als Stätte kirchlichen Handelns und christlichen Gehorsams zu akzeptieren. Die damit gegebene Doppellinie, die sich seit Jahren für die staatliche Kirchenpolitik herausbildete, wurde fortgesetzt und weiter entwickelt, ohne daß im Berichtsjahr wesentliche neue Akzente zu verzeichnen sind: mit den Kirchen und den Christen wird ernsthaft gerechnet, so wenig das Ziel aus den Augen verloren wird, die Religion als Restbestand der bürgerlichen Gesellschaft und als Ausdruck einer vorwissenschaftlichen Umweltorientierung des Menschen zu überwinden. Damit ist das Verhältnis von Kirche und Staat nicht in eine Ruhelage versetzt. Von der totalen Politisierung des Lebens ist auch die staatliche Kirchenpolitik erfaßt. Die Kirche und ihre Glieder werden immer wieder neu für die gesellschaftlichen und politischen Ziele des Staates beansprucht und damit beständig der Sorge einer Grenzüberschreitung ausgesetzt. Und weiter sieht von ihren Denkvoraussetzungen her die DDR ihre Kirchenpolitik als Teil ihrer Deutschlandpolitik, so daß der Zusammenhalt der EKD zwischen Ost und West immer wieder neu politisch mißverstanden und entsprechenden Erschwernissen ausgesetzt wird. Man muß aber zugleich verzeichnen, daß das Bestreben der DDR, in der Ökumene Sympathien zu erwerben, der Kirche die Möglichkeit gibt, ein Mindestmaß an internationalen Kontakten zu halten.

Diese Sicht der Dinge findet hinsichtlich der freundlichen Aspekte eine Bestätigung im „Handbuch der Deutschen Demokratischen Republik“, das im Februar

1965 im Staatsverlag der DDR, Berlin, erschienen ist und ein eigenes Kapitel über die Kirchen enthält (S. 255-261):

STAAT UND KIRCHE IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Die Stellung der Religion und der Religionsgemeinschaften sowie das Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR entsprechen dem demokratischen Wesen und der inneren Ordnung des sozialistischen Staates und damit in vollem Umfang den geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen. Alle Bürger sind, unabhängig von ihrer Religion, Weltanschauung, Rasse oder politischer Überzeugung, gleichberechtigt.

Diese auch den allgemeinen Menschenrechten entsprechenden Grundsätze wurden in der Verfassung der DDR vom 7. Oktober 1949 aufgenommen und werden in vollem Umfang verwirklicht. Die Fragen, die die Religion und Religionsgemeinschaften betreffen, so wie sie in den Artikeln 41 bis 48 der Verfassung der DDR erfaßt sind, müssen entsprechend dem Wesen und Charakter des Staates als Teil der Grundrechte aller Bürger in unmittelbarem Zusammenhang mit den übrigen Bestimmungen der Verfassung und der gesamten Gesetzlichkeit des Staates gesehen werden.

So heißt es zum Beispiel im Abschnitt V der Verfassung der DDR: Artikel 41:

„Jeder Bürger genießt volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die ungestörte Religionsausübung steht unter dem Schutz der Republik.“

Artikel 42:

„Private oder staatsbürgerliche Rechte und Pflichten werden durch die Religionsausübung weder bedingt noch beschränkt. Die Ausübung privater oder staatsbürgerlicher Rechte oder die Zulassung zum öffentlichen Dienst sind unabhängig von dem religiösen Bekenntnis. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren ...“

Artikel 43:

„Es besteht keine Staatskirche. Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften wird gewährleistet. Jede Religionsgemeinschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig nach Maßgabe der für alle geltenden Gesetze.“

Damit ist der demokratischen Forderung der Trennung von Staat und Kirche und demzufolge der von Kirche und Schule in der deutschen Geschichte erstmalig und tatsächlich in vollem Umfang Rechnung getragen.

Die weiteren Bestimmungen des Abschnittes V der Verfassung der DDR regeln auf der Grundlage dieser Prinzipien spezifische Fragen des Verhältnisses Staat und Kirche.

Die Gewährleistung und Gewährung der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit auf der Grundlage einer tatsächlichen Trennung von Staat und Kirche in der DDR ist ein Grundrecht der Verfassung und umfaßt die uneingeschränkte Freiheit aller Bürger, nach ihrem Gewissen zu entscheiden, ob sie sich zu einer religiösen oder atheistischen Weltanschauung bekennen wollen oder nicht.

Die DDR garantiert und schützt nicht nur die ungestörte Ausübung der Religion, sondern unterbindet auch jegliche Form der religiösen Intoleranz und den Mißbrauch von Religion und Kirche. Religiöse Handlungen und der Religionsunterricht dürfen nicht für verfassungswidrige und parteipolitische Zwecke mißbraucht werden. Kein Staatsbürger darf unter religiösem Vorwand von der Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Pflicht oder Wahrnehmung seiner Rechte abgehalten werden.

Die Politik der DDR stützt sich auf die Gesamtheit der Bürger und entspricht den grundlegenden ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Interessen des einzelnen und der gesamten Gesellschaft. Sie steht in völliger Übereinstimmung mit den Bedürfnissen aller Bürger, unabhängig von ihrer Weltanschauung. Vereinigt in der sozialistischen Volksbewegung der Nationalen Front des demokratischen Deutschland arbeiten alle Bürger aktiv am umfassenden Aufbau des Sozialismus in der DDR.

In der praktischen Verwirklichung dieser Grundsätze bestätigt sich die Richtigkeit der Politik der Regierung der DDR.

In diesem Geiste und zur Realisierung der gemeinsamen Aufgaben fanden im Monat Juli 1958 Beratungen der Regierung der DDR mit Vertretern der evangelischen Landeskirchen in der DDR statt.

In deren Ergebnis heißt es in einer „Gemeinsamen Erklärung von Vertretern der Regierung der DDR und den Evangelischen Kirchen in der DDR“ vom 21. Juli 1958:

„Die Vertreter der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik erklärten, daß die Kirche mit den ihr gegebenen Mitteln dem Frieden zwischen den Völkern dient und daher auch grundsätzlich mit den Friedensbestrebungen der Deutschen Demokratischen Republik und ihrer Regierung übereinstimmt. Ihrem Glauben entsprechend erfüllen die Christen ihre staatsbürgerlichen Pflichten auf der Grundlage der Gesetzlichkeit. Sie respektieren die Entwicklung zum Sozialismus und tragen zum friedlichen Aufbau des Volkslebens bei.“

Im Zusammenhang mit der umfassenden Einschätzung der gesellschaftlichen Entwicklung in der Republik konnte der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, am 4. Oktober 1960 in seiner Programmatischen Erklärung vor der Volkskammer feststellen:

„Die kirchlichen Amtsträger in der DDR überzeugen sich mehr und mehr von der Richtigkeit der von Friedensliebe und den Prinzipien wahrer Menschlichkeit geleiteten Politik unserer Regierung ...“

Wir sehen darin ein Zeichen des in der evangelischen Kirche der DDR wachsenden Verständnisses für die Ziele und Aufgaben unserer sozialistischen Gemeinschaft.

Das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus sind keine Gegensätze.

Die alte Sehnsucht der Christen, die sich in der Botschaft „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ äußert, kann ihre Erfüllung nur durch die Verwirklichung der hohen Ideen des Humanismus und Sozialismus finden.

Der Empfang einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961 beim Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, war eine reale Widerspiegelung, die diese Erklärung innerhalb der konfessionell gebundenen Bevölkerung, der Geistlichen und kirchlichen Amtsträger hervorrief und zeigte sich in über 32 000 persönlichen Unterschriften von Christen und kirchlichen Vereinigungen, die damit die volle Zustimmung zur Friedenspolitik und ihrer ständig wachsenden Bereitschaft zur weiteren Stärkung und Festigung der DDR dokumentierten.

Professor der Theologie D. D. Emil Fuchs erklärte bei der Überreichung dieser Unterschriften,

„daß immer mehr Christen und Theologen in der DDR erkennen, daß die gesellschaftlichen Konsequenzen, die der christliche Glaube für uns hat, nämlich der Einsatz für Frieden und wahrhafte Menschlichkeit heute in Deutschland ohne Verkürzung nur auf dem Boden der DDR verwirklicht werden können ...“

Im Bereich der acht evangelischen Landeskirchen mit der Mehrzahl der konfessionell gebundenen Bürger wird in rund 7500 Kirchengemeinden die Religionsausübung von etwa 6000 Geistlichen, 5500 Katecheten, 5500 Diakonissen, 4000 Gemeindehelfern und einer beachtlichen Zahl von kirchlichen Angestellten wahrgenommen.

Für die katholische Kirche, die sich mit Ausnahme von drei kleinen Gebieten der DDR in der Diaspora-Situation befindet, sind entsprechend der geringeren Anzahl von Gläubigen in der DDR etwa 1400 Welt- und Ordensgeistliche und 2700 Ordensschwwestern sowie Religionslehrer, kirchliche Amtsträger und kirchliche Angestellte tätig.

Die wichtigsten kirchlichen Feiertage sind in der DDR zu gesetzlichen Feiertagen erklärt.

Neben diesen beiden Hauptkonfessionen sind für das Gebiet der DDR 27 weitere Religionsgemeinschaften, wie zum Beispiel die Methodistenkirche, der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten), die Evangelische Gemeinschaft, die Neuausschließliche Kirche, die Siebenten-Tags-Adventisten und andere zugelassen, die eigene Prediger, Diakone und Diakonissen beschäftigen.

Für die Ausbildung des theologischen Nachwuchses der evangelischen Landeskirchen bestehen an den staatlichen Universitäten der DDR sechs theologische Fakultäten.

Die Absolventen dieser Fakultäten erhalten ebenso wie die Studenten anderer Fakultäten staatliche Stipendien. Mittel für die Gehälter des Lehrkörpers, für Honorare, Forschungsaufträge, Dienstreisen und sachliche Aufwendungen werden aus dem Staatshaushalt in einer Höhe von jährlich etwa 4,2 Millionen DM bereitgestellt.

Daneben besitzen die evangelischen Landeskirchen eine erhebliche Zahl kircheneigener Ausbildungsstätten für die verschiedensten kirchlichen Berufe; dazu gehören zum Beispiel: Prediger-Seminare, Katecheten-Seminare, Pastoral-Kollegs, Sprachen- und Theologen-Konvikte, Kirchenmusikschulen und eine Reihe anderer Ausbildungsstätten, die zum Teil nach dem 8. Mai 1945 durch die einzelnen Landeskirchen eingerichtet wurden.

Die katholische Kirche und auch die anderen Religionsgemeinschaften haben zur Ausbildung ihres Nachwuchses ebenfalls gleichartige eigene Ausbildungsstätten. Die katholische Kirche unterhält im Gebiet der DDR außerdem mehrere Klöster und eine Vielzahl kleiner Niederlassungen und Kongregationen.

Die evangelischen Kirchen, die katholische Kirche und auch die anderen Religionsgemeinschaften in der DDR unterhalten eine große Zahl von konfessionellen Anstalten und Einrichtungen, wie zum Beispiel:

- 76 Krankenhäuser,
- 288 Feierabendheime,
- 61 Pflegeheime,
- 437 Kindertagesstätten und Krippen,
- 105 Kinderheime.

Dazu gehören weiter Altersheime, Siechenheime, Sozialheime, Wohnheime, Hospize, Gemeindepflege-Stationen, Diakonissenmutterhäuser, Diakonen-Anstalten, Kindergärten, Schwesternstationen und andere.

Neben einem umfangreichen Besitz an Kirchen, kirchlichen Gebäuden aller Art, Pfarrhäusern und anderen Bauwerken besitzen die Religionsgemeinschaften in der DDR beachtliches Grundvermögen, das durch die staatliche Bodenreformgesetzgebung nicht berührt wurde.

Die evangelische Kirche zum Beispiel verfügt über einen landwirtschaftlichen Grundbesitz von etwa 200 000 ha und unterhält über 50 eigenbewirtschaftete Landwirtschaftsbetriebe.

Der landwirtschaftliche Grundbesitz der katholischen Kirche beträgt etwa 6800 ha, wovon ebenfalls eine Anzahl landwirtschaftlicher Betriebe in Eigenbewirtschaftung stehen.

Außer diesem Vermögen an Gebäuden und landwirtschaftlichem Grundeigentum unterhält die evangelische Kirche rund 5000 kirchliche Friedhöfe. Die katholische Kirche besitzt etwa 180 kircheneigene Friedhöfe.

Trotz der grundsätzlichen Trennung von Staat und Kirche und der umfangreichen Eigeneinnahmen, die den Religionsgemeinschaften aus Kirchensteuern, Spenden und öffentlichen Sammlungen, aus Grundbesitz oder sonstigem Vermögen zufließen, gewährt die Regierung der DDR ohne rechtliche Verpflichtung den Religionsgemeinschaften erhebliche finanzielle Beihilfen und Zuwendungen.

Als Zuschüsse für die Pfarrerbesoldung, für Pfarrer-Ruhegehälter und für die Witwen- und Waisenversorgung wurden den evangelischen Landeskirchen in der DDR seit

Bestehen der DDR bis zum Jahre 1963 rund 190 Millionen DM aus Mitteln des Staatshaushaltes zur Verfügung gestellt.

Für das Haushaltsjahr 1964 sind wiederum finanzielle Beihilfen und Zuschüsse in Höhe von 10,8 Millionen DM vorgesehen.

Die katholische Kirche, die ebenfalls laufend finanzielle Zuwendungen erfahren hat, erhält staatliche Zuschüsse für die Pfarrbesoldung in Höhe von jährlich etwa 90 000 DM. Neben den evangelischen Kirchen und der katholischen Kirche werden an die russisch-orthodoxe Kirche jährlich rund 80 000 DM und an die jüdischen Gemeinden in der DDR und der Hauptstadt Berlin etwa 180 000 DM als Unterstützung gezahlt. Auch an andere Religionsgemeinschaften, wie zum Beispiel die evangelisch-reformierten Gemeinden, werden laufend finanzielle Zuwendungen geleistet.

Für die Unterstützung des Wiederaufbaus und die Erhaltung denkmalwerter kirchlicher Bauten und Kunstwerke stellt die Regierung der DDR in einem Sonderfonds jährlich 1,2 Millionen DM zur Verfügung. Aus diesem Fonds wurden Beihilfen für den Wiederaufbau beziehungsweise die Restaurierung denkmalwerter kirchlicher Bauten und Kunstwerke, wertvoller Orgeln, kunsthistorischer Altäre und anderer Kunstwerke aufgewendet.

Im Jahre 1963 wurden für diesen Zweck über die Institute für Denkmalspflege 1,8 Millionen verausgabt.

Zur Gewährleistung einer ungestörten Religionsausübung durch die einzelnen jüdischen Gemeinden, die am stärksten unter dem Hitler-Regime und den Folgen des Krieges gelitten hatten, wurden nach dem 8. Mai 1945 in Berlin, Magdeburg, Erfurt, Karl-Marx-Stadt und Dresden neue Synagogen gebaut und weitere zerstörte Gotteshäuser und Friedhöfe instand gesetzt oder wiederaufgebaut. Insgesamt verfügen die jüdischen Gemeinden zur Ausübung ihrer Kulthandlungen und ihres rituellen Lebens in der DDR über neun Synagogen und ein Gebetshaus. Der Bau und die Instandsetzung sowie die Erhaltung und Unterhaltung der Synagogen und der für die kultische Tätigkeit bestimmten Gebäude und Räume sowie der jüdischen Friedhöfe erfolgt ausschließlich aus staatlichen Mitteln. Allein für den Bau der genannten Synagogen stellte die Regierung der DDR 1,2 Millionen DM zur Verfügung.

Für die Erhaltung und Unterhaltung aller in der DDR vorhandenen jüdischen Friedhöfe, die sämtlich im Eigentum der jüdischen Gemeinden stehen, werden jährlich staatliche Mittel in Höhe von rund 250 000 DM bereitgestellt. Weitere finanzielle Zuwendungen erfahren konfessionelle Anstalten, Heime und Einrichtungen. So werden jährlich Mittel des Staatshaushaltes und der Sozialversicherung für die Betreuung der in diesen Einrichtungen und Anstalten untergebrachten Bürger zur Verfügung gestellt, 1962 zum Beispiel 56,5 Millionen DM.

Im Rahmen der verfassungsmäßig garantierten ungestörten Religionsausübung haben die Religionsgemeinschaften in der DDR umfassende Möglichkeiten, kirchliche Literatur und kirchliches Schrifttum zu publizieren. In der DDR bestehen drei kirchliche Verlage, die allein in den Jahren 1961 und 1962 1114 Titel mit einer Auflage von 12 101 618 Exemplaren herausgegeben haben. Davon entfallen allein auf die Evangelische Verlagsanstalt Berlin 641 Titel mit einer Auflage von 7 300 000 Exemplaren.

Ansehen über die DDR hinaus hat sich der kircheneigene katholische St.-Benno-Verlag in Leipzig erworben, der erst im Jahre 1952 mit Hilfe der Regierung der DDR geschaffen werden konnte. Dieser Verlag publizierte zum Beispiel im Jahre 1963 118 Titel mit einer Auflage von 1 174 250 Exemplaren. Von den evangelischen Landeskirchen und den katholischen Diözesen werden periodisch 26 Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben.

(Handbuch der Deutschen Demokratischen Republik. Herausgegeben vom Deutschen Institut für Zeitgeschichte in Verbindung mit dem Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik.)

Zunehmend schaltet sich in Fragen des Verhältnisses von Kirche und Staat der nach dem Tode von August Bach zum Vorsitzenden der CDU aufgestiegene bisherige Generalsekretär Gerald Götting ein. Er dürfte als Stellvertretender Staatsratsvorsitzender auch im Staatsrat die Kirchenfragen wahrnehmen. Götting geht es dabei um die Vereinbarkeit christlicher Überzeugungen mit dem Staat der DDR und seiner inneren und äußeren Politik. Durch mancherlei Entgegenkommen versucht die CDU, bei Kirchenleitungen, Pfarrern und Gemeinden Vertrauen zu gewinnen und eine Mittlerstelle zwischen Kirche und Staat einzunehmen. Aus den vielen Äußerungen, die hierzu in der Berichtszeit von Gerald Götting vorliegen, sei ein charakteristisches Beispiel hier zitiert:

DAS WARTBURGGESPRÄCH

(„Neue Zeit“ Nr. 192 vom 18. August 1965)

Heute, am 18. August 1965, ist ein Jahr vergangen seit dem denkwürdigen Gespräch, das der Vorsitzende des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, mit dem thüringischen Landesbischof D. Dr. Mitzenheim auf der Wartburg führte.

Diese Begegnung setzte jene Entwicklungslinien schöpferisch fort, die durch das Kommuniqué vom 21. Juli 1958 und durch das Gespräch vom 9. Februar 1961 gekennzeichnet worden sind. Bei dem Kommuniqué ging es um die Normalisierung der Beziehungen zwischen den evangelischen Kirchen und unserem Staat sowie um die staatsbürgerliche Verantwortung des Christen in unserer Republik. Mittelpunkt des Gesprächs des Staatsratsvorsitzenden mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961 war die freudige und bewußte Mitarbeit der übergroßen Mehrheit der Christen in der DDR an der Verwirklichung der humanistischen Ziele unserer sozialistischen Gesellschaft und die Vertiefung der politisch-moralischen Einheit unserer Bevölkerung.

Im Vordergrund der Begegnung auf der Wartburg am 18. August 1964 stand die gemeinsame humanistische Verantwortung, die Christen und Marxisten im Kampf um die Erhaltung des Friedens, um die Überwindung der von Bonn her drohenden Atomkriegsgefahr und um die friedliche Lösung unserer nationalen Frage miteinander verbindet und sie zu gemeinsamem Handeln für die Friedens- und Verständigungspolitik unserer Regierung veranlaßt.

Dem Wartburggespräch vorausgegangen war die Kancelabkündigung Bischof D. Dr. Mitzenheims, in der er aus Anlaß des Gedenktages an den Ausbruch der beiden Weltkriege die Deutschen mahnte, dafür zu sorgen, daß nicht wieder ein neuer Weltkrieg entsteht. Seinem von tiefer christlicher Verantwortung zeugenden Beispiel folgten fast alle evangelischen Kirchenleitungen in unserer Republik. Sie nahmen die Jahrestage des Beginns der beiden Weltkriege zum Anlaß, Pfarrer und Gemeindeglieder an ihre Verpflichtung zu Frieden und Verständigung zu erinnern. Überdies bekannten sich zahlreiche Geistliche und andere namhafte christliche Persönlichkeiten öffentlich zu dem Geist des Gesprächs vom 18. August und unterstrichen darin die Verpflichtung der Christen, alles zu unternehmen, damit von Deutschland nicht noch einmal ein Krieg ausgehe.

Wenn der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht auf der Wartburg im Hinblick auf die Entwicklung in Westdeutschland erklärte, daß es Wahnsinn ist, im Herzen Europas eine Atomrüstung durchzuführen, und eindringlich die Notwendigkeit hervorhob, daß beide deutsche Staaten auf Atomwaffen verzichten und sich über eine schrittweise Abrüstung verständigen, und wenn Bischof D. Dr. Mitzenheim feststellte, daß nicht nur

die Menschlichkeit, sondern auch die Selbsterhaltung, die Erhaltung unseres Volkes für uns Antrieb sein müßte, konsequent für Abrüstung und Frieden, für Verhandeln und Verständigung einzutreten, dann wird daraus ersichtlich, von welch großer nationaler Bedeutung die Gemeinsamkeit von Christen und Marxisten in der Wahrnehmung ihrer humanistischen Verantwortung ist. Dann zeigt sich des weiteren, daß die Aussagen dieses Gesprächs heute – ein Jahr danach – an Aktualität nichts verloren haben, daß im Gegenteil der tiefe Sinn der Begegnung auf der Wartburg noch viel gewichtiger geworden ist, daß es heute angesichts der verstärkten Atomkriegspolitik der westdeutschen Regierung noch viel mehr darauf ankommt, gemeinsam den Kampf gegen die Verderber der deutschen Nation zu führen.

In dem Wahlauf Ruf der westdeutschen CDU zu den Bundestagswahlen wagt die Führung dieser Partei zu behaupten: „Die CDU entstand nach den bitteren Erfahrungen von Krieg und Gewaltherrschaft, aus der Besinnung auf christliche Grundsätze, die heute und in Zukunft unser Handeln bestimmen.“ Welch eine Heuchelei steckt in dieser Behauptung! Warum fordern wohl die Adenauer, Erhard, Schröder, Barzel, Lemmer immer lauter die Verfügungsgewalt über Atomwaffen? Ist der Atomkrieg, den sie vorbereiten, etwa mit christlichen Grundsätzen zu vereinbaren? Ist es christlich, andere Völker zu bedrohen, revanchistische Forderungen zu stellen, Entspannung und Verständigung zu verhindern?

Was haben 16 Jahre CDU/CSU-Regierung in Westdeutschland eingebracht: Blockierung der Wiedervereinigung, neue Kriegsgefahr, Unsicherheit für die westdeutsche Bevölkerung und Notstands diktatur. Das sind die Ergebnisse der Herrschaft dieser sich christlich nennenden Politiker. Um so mehr ist es deshalb notwendig, daß sich die friedliebenden Christen in Westdeutschland ihrer nationalen Verantwortung bewußt werden und gemeinsam mit allen anderen demokratischen Kräften die Bildung einer Regierung erzwingen, die wahrhaft den Interessen der deutschen Nation dient. Darin liegt ihre große bedeutungsvolle Aufgabe.

In der Deutschen Demokratischen Republik hat das Verwirklichung gefunden, was die großen deutschen Humanisten, was bewußte Christen in der Vergangenheit erhofften, wonach sie jedoch vergeblich strebten: Bevölkerung und Regierung, Christen und Marxisten stehen gemeinsam für das Ganze ein, werden gemeinsam ihrer nationalen Verantwortung gerecht, erfüllen gemeinsam ihre Verpflichtung für den Frieden und die Zukunft unseres Volkes und machen so ihr Handeln geschichtlich fruchtbar.

Wie sehr das am 18. August 1964 auf der Wartburg zwischen dem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und Landesbischof Mitzenheim geführte Gespräch als Markstein der staatlichen Kirchenpolitik gewertet wird (s. Kirchl. Jahrbuch 1964, S. 124–137), zeigt auch die Pfarreraussprache, die der Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, am Jahrestag der Wartburg-Begegnung hielt. Darüber brachte das Zentralorgan der CDU folgenden Bericht:

VERTRAUENS VOLL MITEINANDER

*Pfarreraussprache mit Hans Seigewasser und D. Dr. Mitzenheim
am Jahrestag des Wartburg-Gesprächs in Eisenach
(„Neue Zeit“ Nr. 194 vom 20. August 1965)*

Eisenach (NZ). „Die Aufgabenstellung, die in dem Wort von der uns alle verbindenden gemeinsamen humanistischen Verantwortung enthalten ist, hat auch heute noch nichts von ihrer Aktualität verloren!“ Dies erklärte – in Erinnerung an seine Unter-

redung mit dem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht – Landesbischof D. Dr. Mitzenheim bei einer Aussprache, die Staatssekretär Hans Seigewasser am ersten Jahrestag des Wartburg-Gesprächs mit über 140 Amtsträgern der Thüringer Kirche in Eisenach führte.

An der Begegnung, die vom Vorsitzenden der Arbeitsgruppe „Christliche Kreise“ beim Bezirksausschuß der Nationalen Front Erfurt, Rektor von Breitenbuch, geleitet wurde, nahmen Mitglieder des Landeskirchenrates, wie die Oberkirchenräte Dr. Dörre, Köhler, Kühlke, Lotz, Dr. Schanze und Sieber, sämtliche Kreiskirchenräte, zahlreiche Superintendenten, Oberpfarrer und Pfarrer sowie Leiter kirchlicher Werke und Ausbildungsstätten teil. Von seiten der provinzsächsischen Kirche war der Erfurter Propst Dr. Verwiebe erschienen. Die Räte der Bezirke Erfurt, Gera und Suhl waren durch ihre stellvertretenden Vorsitzenden, die drei Bezirksverbände der CDU durch ihre Vorsitzenden, die Unionsfreunde Kirchner, Behrend und Wippler, die Stadt Eisenach durch ihren Bürgermeister vertreten.

Das Wartburg-Gespräch, so erklärte Hans Seigewasser, hat zu einer weiteren Festigung des vertrauensvollen Miteinanders von Christen und Marxisten in unserem Staat geführt. Die wachsende Bereitschaft innerhalb unserer Kirchen, mit dazu beizutragen, daß niemals wieder von deutschem Boden ein Krieg ausgeht, zeige die grundsätzliche Übereinstimmung mit der im Manifest der Volkskammer formulierten nationalen Mission unseres Staates. Gegenüber dem forcierten Drängen der Bonner Regierung nach Atomwaffen gelte es, jeder Verharmlosung der von Westdeutschland ausgehenden Kriegsgefahr entgegenzutreten und sich für die von Walter Ulbricht im Sonntagsgespräch des Deutschlandsenders erneut vorgeschlagene Politik der Abrüstung als der entscheidenden Voraussetzung einer deutschen Wiedervereinigung einzusetzen. Diese Politik entspreche nicht nur dem Willen unzähliger Christen in der DDR, sondern auch zahlreichen Vorschlägen ökumenischer Gremien, die die Schaffung atomwaffenfreier Zonen befürworten.

„Es ist meine feste Überzeugung“, so versicherte Landesbischof D. Dr. Mitzenheim, „daß die Kirchen, die Pfarrer und unsere Gemeindemitglieder Wesentliches dazu beitragen können, die Aufgabe unserer Zeit lösen zu helfen. Als diese Hauptaufgabe sehe ich mehr und mehr die Verpflichtung, alles zu tun, daß der Friede erhalten, ja man muß wohl besser sagen, endlich gewonnen wird.“ Wie der Staatssekretär, so unterstrich auch der Landesbischof die Bedeutung ökumenischer Friedensappelle, und er bedauerte, daß diese bedeutsamen Äußerungen in manchen Gemeinden und auch bei manchen Geistlichen ein ungenügendes Echo erfahren haben.

Im Hinblick auf die nationale Frage erklärte D. Mitzenheim, trotz der bisherigen Ignorierung und Ablehnung der Verständigungsangebote der DDR durch die westdeutsche Regierung werde es weiter unsere Aufgabe bleiben müssen, alle Schritte einer Entspannung zwischen den beiden deutschen Staaten in der Hoffnung auf eine friedliche Koexistenz und Kooperation zu befürworten.

„Auch die Ausübung des Wahlrechts“, so bemerkte der Landesbischof angesichts der bevorstehenden Volkswahlen, „sehe ich im Zusammenhang mit der großen Aufgabe, den Frieden zu sichern. Man soll nicht einwenden, daß es sich doch hier um die Organe der unteren und mittleren Ebene handele, die auf die Lösung der großen politischen Fragen keinen entscheidenden Einfluß nehmen könnten. Das wäre ein Irrtum. Die gute Ordnung in Dorf und Stadt, die ständige Verbesserung und Verschönerung unserer Lebensbedingungen überall, ist auch ein entscheidendes Politikum. Es gilt, die Männer und Frauen in die verantwortlichen Stellungen zu bringen, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie nach der Klarheit ihres Friedenswillens und nach ihrer Sachkenntnis für die Bearbeitung ihrer Aufgaben am besten geeignet sind.“

Die Verpflichtung der Christen, zur Sicherung des Friedens beizutragen, wurde auch von anderen Diskussionsrednern mit Nachdruck unterstrichen. Während dabei der

Synodale Unionsfreund Dr. Hörning (Weimar) an Aussagen Martin Luthers anknüpfte, forderten der Dekan der Theologischen Fakultät Jena, Prof. D. Hertzsch, wie auch Kreiskirchenrat Hartmut Mitzenheim (Gera), die Erkenntnisse der Ökumene, besonders der Christlichen Friedenskonferenz, in Predigt und Gemeindearbeit stärker als bisher zu nutzen. Für eine intensivere theologische Durchdringung der vor uns Christen stehenden Aufgaben einer weltweiten Friedensordnung trat auch Dr. Grundmann, Rektor des Katechetenseminars, ein. Von der wachsenden Bereitschaft zu konkretem Friedenszeugnis innerhalb der jungen Theologengeneration wußte der Rektor des Predigerseminars, Dr. Saft, zu berichten.

Zur politischen Verantwortung des Gemeindepfarrers im kommunalen Bereich erklärte Pfarrer Haarstick, Kandidat für den Kreistag Eisenach, kein Gemeindeglied könne Verständnis dafür aufbringen, wenn sein Pfarrer an den konkreten Aufgaben seiner gesellschaftlichen Umwelt vorbeiredet. Pfarrer Knabe aus dem Kirchenkreis Meiningen betonte, jeder Pfarrer, der seine staatsbürgerliche Verantwortung ernst nehme, müsse seinen Gemeindegliedern helfen, die Bedeutung der vor uns stehenden Wahlen zu verstehen.

Neben Gerald Götting und dem in Kirchenfragen nach außen wenig in Erscheinung tretenden Zentralkomitee der SED stellt Staatssekretär Seigewasser die dritte Größe in der staatlichen Kirchenpolitik dar. Als staatliche Verwaltungsstelle, die dem Ministerrat unterstellt ist, repräsentiert und verwirklicht das Staatssekretariat den Kurs einer gewissen Versachlichung in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat.

Bei diesen Gesprächen steht die Person des thüringischen Landesbischofs Moritz Mitzenheim im Mittelpunkt. Ohne Zweifel wird er nach wie vor staatlicherseits als kirchlicher Gesprächspartner bevorzugt. Man ist zugleich aber realistisch genug, in ihm nicht den einzigen Repräsentanten der evangelischen Kirche zu sehen.

Den anderen leitenden kirchlichen Persönlichkeiten ist ebensowenig an einem offenen Konflikt der Kirche mit dem Staat gelegen wie diesem mit der Kirche. Aber sie glauben, um des kirchlichen Dienstes willen stärker den Akzent auf eine kritische Unabhängigkeit gegenüber ihrer Umgebung legen zu müssen. Daher fällt auch ihr Urteil über die allgemeine Situation der Kirche in der DDR differenzierter aus. So heißt es in dem Bericht von Bischof Krummacher, den er der pommerschen Landessynode in Züssow am 5. November 1965 erstattete:

Wir stellen gern und mit Dankbarkeit fest, daß sich in der Berichtszeit die Atmosphäre zwischen *Staat und Kirche* bei mannigfachen Begegnungen zwischen Vertretern der Kirche und Staatsfunktionären wesentlich verbessert hat. Wir haben daher in viel höherem Maße als früher die Möglichkeit, die Anliegen der Kirche, der Christen und anderer Menschen freimütig vor den Vertretern des Staates, die auf solche Darlegungen zu hören bereit sind, auszubringen. Unsere Superintenden ten haben seit längerer Zeit regelmäßig Besprechungen mit den Vertretern des Rates des Bezirkes Neubrandenburg. Eine ähnliche Besprechung hat erst jüngst zwischen unseren Superintenden ten und den Vertretern des Rates des Bezirkes Rostock stattgefunden. Die Bischöfe stehen in ständigem persönlichem Gespräch mit hohen Vertretern des Staates. Dabei leistet der Staatssekretär für Kirchenfragen einen entscheidenden Vermittlungsdienst zwischen Staat und Kirche, für den wir dankbar sind. Die Bischöfe haben, weil es um ein gemeinsames Anliegen von Christen und Marxisten ging, bei den Gedenkfeiern an das Geschehen vor zwanzig Jahren in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Ravensbrück und

Buchenwald teilgenommen. Zugleich aber hat die Kirche ihr eigenes geistliches Wort der Buße, der Mahnung und der Einkehr zum 8. Mai 1965 gesprochen. Wir sind überzeugt, daß es auch in Zukunft unsere Aufgabe sein wird, gerade darin den rechten Dienst am Frieden, am Staat und an allen Menschen recht wahrzunehmen, daß die Kirche in der ihr gemäßen Weise Schritte des Friedens, der Verständigung und der Versöhnung unternimmt. Als ein solches Zeichen der Umkehr und der Versöhnung ist auch das Opfer gedacht, um das wir die Christen in der DDR gebeten haben, damit wir die Eingangstore zu der Versöhnungskirche im ehemaligen Konzentrationslager Dachau als unseren Beitrag zu dieser ersten Stätte des Gedenkens stiften können.

Unter diesem Gesichtspunkt kann aber, so schmerzlich es mir ist, nicht unausgesprochen bleiben, daß wir immer wieder erleben müssen, daß man auf der einen Seite die unüberbrückbaren Unterschiede zwischen christlichem Glauben und marxistischer Ideologie verharmlöst, während man gleichzeitig junge Menschen, Kinder und Eltern durch einen harten ideologischen Druck einzuschüchtern versucht. Ich will mich an dieser Stelle auf wenige Hinweise beschränken, die leider bezeugen, daß die marxistische Ideologie mit Hilfe der Staatsmacht Menschen aufgenötigt werden soll: Verhöhnung christlicher Kinder und Erschwerungen bei ihrer Berufswahl, erzwungener Kirchenaustritt junger Menschen, Einschränkungen des christlichen Schrifttums, zum Beispiel eine zu geringe Anzahl von kirchlichen Kalendern und von Schriften für christliche Kinder, Behinderung elementarer kirchlicher Notwendigkeiten wie bei dem kleinen Bauvorhaben der Kirchengemeinde Rieme, bei der verfassungswidrigen Wegnahme kirchlicher Räume in Wehrland bei Lassan, bei der ebenfalls verfassungswidrigen Verweigerung von Schulräumen für die Christenlehre, Erschwerungen der Seelsorge in Krankenhäusern und Haftanstalten, Druck zur Teilnahme an der Jugendweihe. Wir haben daher mit Dankbarkeit aus dem Munde maßgebender staatlicher Vertreter auf Bezirksebene die Versicherung entgegengenommen, daß die Religionsfreiheit auch für Kinder und Jugendliche nicht durch administrative Maßnahmen eingeschränkt werden darf. Wir können christliche Eltern, Kinder und Lehrer nur bitten, sich an solche Zusagen zu halten, jedem ideologischen Übergriff zu widerstehen und tapfer ihren Glauben zu bekennen. Wir warten leidenschaftlich auf die Stunde, wo Maßnahmen, durch die das Gewissen bedrückt wird, endgültig aufhören und statt dessen eine echte Begegnung und ein wirklich förderndes Gespräch zwischen Christen und Marxisten über die Weltanschauungsfragen eingeleitet wird ...

Zu einer ähnlichen Lagebeurteilung kommt auch die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Schlesien in einem Bericht vom Februar 1966:

Wie schon in früheren Jahren fanden auch in der Berichtszeit auf den verschiedenen Ebenen eine Reihe von Begegnungen mit Vertretern des Staates statt. Besonders hervorzuheben ist die Zusammenkunft mit den Vertretern der Räte Dresden und Cottbus am 2. Juli in Hoyerswerda, wo u. a. eine so grundsätzliche Frage wie die nach der Verantwortung für den Frieden im Vordergrund stand. Trotz differierender Auffassungen zeichnete sich dieses Gespräch durch eine gute Atmosphäre und das Bemühen, zu hören und einander zu verstehen, aus. – Am 20. Januar 1966 hatten Bischof D. Fränkel und Präses Dr. Schwidtal eine Begegnung mit Staatssekretär Seigewasser in Dresden beim Rat des Bezirkes. Gegenstand des Gesprächs war der Diskussionsbeitrag des Bischofs auf der Tagung der Synode der EKV im November 1965. Neben der Frage nach unserer Stellung zur letzten Denkschrift der EKD und unserer Beurteilung der Gespräche zwischen Staat und Kirche spielten die Bedenken der Kirche gegen die Haßpropaganda eine besondere Rolle. Gerade die Behandlung dieser letzten Frage zeigte, wie schwierig es ist, dem staatlichen Partner deutlich zu machen, daß der Widerspruch gegen die Haßpropaganda der Verantwortung für Frieden und Verständi-

gung entspringt und nicht als politische Sabotage gewertet werden darf. Trotz aller Schwierigkeiten halten wir daran fest, daß solche Gespräche wichtig sind, denn unsere Kirche hat nicht nur eigene Anliegen wahrzunehmen, sondern trägt auch eine Mitverantwortung für unser Volk, die ihr niemand abnehmen kann. Darum verbinden wir mit diesen Gesprächen die Hoffnung, daß wir in dieser Mitverantwortung verstanden werden, wie auch die Erwartung, daß unsere Gemeinden in ihrem kirchlichen Leben nicht administrativen Beschränkungen unterworfen werden.

Ziemlich kritisch fiel ein Bericht aus, den ein Beobachter der kirchlichen Situation in der DDR in einem kirchlichen Informationsblatt veröffentlichte:

Der Periode der *Versachlichung* der Beziehungen zwischen Kirche und Staat innerhalb der DDR hat sich im ganzen Jahr 1965 fortgesetzt. Die staatliche Seite, insbesondere der Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, hat erhebliche Anstrengungen unternommen, um das Klima zwischen Staat und Kirche weiter zu verbessern. Der Erfolg dieser Bemühungen ist von einer Reihe verantwortlicher Sprecher der evangelischen Landeskirchen und der Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR mehrfach attestiert worden. Vor allem die Gespräche auf hoher Ebene waren „Begegnungen in Wahrhaftigkeit“, wie Bischof Hans-Joachim Fränkel aus Görlitz es bei der Synode der EKU Anfang Dezember v. J. formulierte.

Das will bedeuten, daß bei solchen Treffen die Kirchenvertreter nicht nur die Möglichkeit hatten, offen zu sprechen und auch zu „heißen Eisen“ ihre der staatlich propagierten Auffassung oft diametral entgegengesetzte Meinung zu sagen, sondern daß auch die kirchlichen Voten ernsthaft angehört und zur Kenntnis genommen wurden. In gewissem Maße gilt das auch für Gespräche auf „Bezirksebene“ und im lokalen Bereich. Das von der Theorie der „politisch-moralischen Einheit des Volkes“ ausgehende staatliche Werben um kirchliche Zustimmung zu den Hauptgrundsätzen der Gesellschaftsordnung und der Politik der DDR zeitigte ein weitgehendes Entgegenkommen der Staatsvertreter in der Form und zuweilen wohl auch in der Sache.

Diese Klimaverbesserung hat unter anderem zur Folge gehabt, daß auch in den Fällen, in denen Kirchenmänner, kirchliche Leistungsgremien oder Synoden öffentlich herbe Kritik an staatlichen Entscheidungen äußerten, Presseangriffe oder öffentliche Pressionen unterblieben. Das war nicht immer so. Als Kennzeichen dafür, daß die Gesprächslage zwischen Staats- und Kirchenvertretern auf hoher Ebene überwiegend positiv bewertet wird, mag die Tatsache gelten, daß sich an den politischen Einheitswahlen vom 10. Oktober 1965 erstmals sechs der acht leitenden Geistlichen der Landeskirchen in der DDR beteiligt haben. Es sei jedoch gleichzeitig vermerkt, daß Superintendenten und Pfarrer nicht im gleichen Verhältnis 3 : 1 dem Beispiel der Bischöfe gefolgt sind, woraus man wiederum schließen kann, daß die „oben“ gemachten Erfahrungen sich nicht unbedingt durchgängig auf der mittleren und unteren Ebene wiederholt haben.

Nach wie vor bezog sich die atmosphärische Verbesserung nur auf die Landeskirchen und kirchlichen Persönlichkeiten *innerhalb* der DDR, während die Zugehörigkeit zu den grenzübergreifenden Zusammenschlüssen EKD, VELKD und EKU staatlich offiziell ignoriert (wenn auch in Grenzen stillschweigend toleriert) wurde und die politisch-propagandistische Diffamierung der „westdeutschen Militärkirche“ und der sie angeblich repräsentierenden im Westen wohnhaften Kirchenmänner weiterlief. Diese Zweisplätigkeit kann als eine Folge der in der DDR in der derzeitigen Phase ganz allgemein zu beobachtenden Tendenz angesehen werden, den Klassenkampf nach außen zu verlegen; das heißt, der „Klassenfeind“ innerhalb der Grenzen der DDR wird zugunsten der Bemühungen um inneren Frieden als Voraussetzung für den wirtschaftlichen Aufbau ignoriert und nur in seiner Projektion, wie man sie in der Bundesrepublik zu finden vorgibt, attackiert.

Die Folge dieser Praxis für die Kirche in der DDR ist ein gewisser *Freiheitsraum*: Man kann sich etwa zur Zugehörigkeit zur EKD mit Nachdruck bekennen, ja selbst eine EKD-Synode in Magdeburg ausdrücklich als integrierenden Bestandteil der Gesamtsynode der EKD halten, ohne öffentliche Diffamierung als „NATO-Knecht“, und wie die Grobianismen alle heißen, befürchten zu müssen. Auf der anderen Seite jedoch scheitert jeder Versuch, die fortdauernde Zugehörigkeit zur EKD oder etwa die Solidarisierung mit Präses Scharf über den innerkirchlichen Bereich hinaus öffentlich bekanntzumachen.

Erst im Herbst 1965 zeigte sich in der DDR-Propaganda in dieser Sache eine gewisse Unsicherheit als Folge der vom Rat der EKD veröffentlichten Denkschrift zur Lage der Vertriebenen, und bei der Berliner EKU-Synode Ende November v. J. fiel auf, daß an ihrer östlichen Versammlung eine Mitarbeiterin der Magistratsabteilung für Kirchenfragen als offiziell begrüßter Gast teilnahm.

Auch wenn man von dem Dissensus zwischen Kirche und Staat in der Frage der kirchlichen Einheit über die innerdeutsche Grenze hinweg absieht, bedeutet das eingangs betonte relativ günstige Klima in den beiderseitigen Beziehungen nicht, daß keine weiteren sich ständig neu aktualisierenden Grundsatzdifferenzen bestünden. Der anhaltende ideologische Gegensatz wird auch von den Staatsvertretern und politischen Funktionären nicht geleugnet. In den praktischen Fragen jedoch versuchen Funktionärsreden, offizielle Kommuniqués und Berichte der politischen Presse den durchaus falschen Eindruck zu vermitteln, als seien alle Probleme der Freiheit christlichen Lebens und Wirkens in der DDR zur allseitigen Zufriedenheit gelöst, als gebe es keine Grundsatzdifferenzen zwischen Staat und Kirche, und als habe sich der gegenseitige Respekt von Christen und Marxisten vor ihren beiderseitigen Grundüberzeugungen überall durchgesetzt. Vor der Mitwirkung an solchem „*Fassadenbau*“ warnte bei der erwähnten EKU-Synode Bischof Fränkel. Er deutete an, daß sich das Prinzip der „Begegnung in Wahrhaftigkeit“ durchaus nicht allgemein nach unten durchgesetzt habe, und hielt es für gefährlich, wenn kirchliche Sprecher dadurch am „*Fassadenbau*“ mitwirken, daß sie „nur den angenehmen Teil der Wahrheit“ sagen.

Man wird davon ausgehen können, daß sich das Gefühl, in der DDR werde derzeit mit aktiver Beteiligung hoher Repräsentanten der Kirchen eine in freundlichen Farben gehaltene Fassade der Einträchtigkeit zwischen Staat und Kirche errichtet, hinter der sich die wesentlich rauhere Wirklichkeit verbirgt, auch in den Gemeinden verbreitet hat. Dabei wird nicht nur an Bischof Mitzenheim gedacht, aus dessen Munde seit langem keine Äußerung mehr zu hören war, die auf irgendwelche in der Sache begründeten Konflikte ernsthafter Natur zwischen Kirche und Staat schließen läßt. Vielmehr richten sich kritische Fragen auch etwa an den einer bloßen Akklamationspolitik gewiß unverdächtigen Vorsitzenden der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Bischof Friedrich-Wilhelm Krummacker (Greifswald). So sehr zum Beispiel Krummackers zu Beginn 1965 mit dem Ratsvorsitzenden der EKD, Präses Kurt Scharf, geführter Briefwechsel über die Möglichkeiten kirchlicher politischer Diakonie im gespaltenen Deutschland in dem, was er enthielt, volle Zustimmung fand, so sehr wurde in vielen Gesprächen aber auch kritisch darauf hingewiesen, daß die Glaubwürdigkeit dessen, was Krummacker sagte, dadurch an Gewicht verliere, daß er anderes unerwähnt ließ. Konkret: Dem, was Krummacker zu den Themen Hallstein-Doktrin, Verjährung für NS-Verbrechen und atomare Mitbestimmung in Richtung Westen fragte, war eine breite Zustimmung in den Landeskirchen in der DDR gewiß. Jedoch stellte man gleichzeitig fest, daß er nur zu den damals von der politischen Propaganda der DDR bevorzugt behandelten Problemen Stellung genommen habe, hingegen in seinem Brief keine kritische Erwägung zu der DDR unliebsamen Themen wie etwa der Mauer, dem ideologischen Druck auf die Jugend, der Haßpropaganda usw. zu finden war.

Es ließen sich mehr Beispiele anführen, die darzutun scheinen, daß Kirchenleute in

der DDR zuweilen auch von sich aus nur den „angenehmen Teil der Wahrheit“ sagten. Dabei darf jedoch keineswegs übersehen werden, daß diese gleichen Männer bei anderen Gelegenheiten auch den für die Ohren der Staatsvertreter höchst unangenehmen Teil der Wahrheit herausgestellt haben. Nur: für diese Seite der Medaille wurde ihnen die Publizität verwehrt, jedenfalls innerhalb der DDR. Andererseits wiederum ist auch nicht zu übersehen, daß dafür die Publizität in vielen Fällen gar nicht erst gesucht wurde. Ein Beispiel etwa dafür sind die von der Konferenz der Kirchenleitung erhobenen und Ministerpräsident Stoph schriftlich übermittelten Einwendungen gegen den Entwurf eines *Familiengesetzbuches* für die DDR, von deren Existenz man zwar weiß, deren Inhalt jedoch offenbar bewußt gar nicht erst versucht wurde, in die Öffentlichkeit zu tragen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die von den meisten verantwortlichen Sprechern der Kirchenleitungen häufig geübte öffentliche Zurückhaltung zu Themen, die man in Gesprächen mit Staatsvertretern und in Eingaben kritisch vorbringt, wohlbegründeten taktischen Erwägungen entspringt. Die Faustregel dafür heißt: Wenn ich vom Staat eine Änderung einer von ihm angenommenen Position erreichen will, ist das sicherste Mittel, nicht zum Ziele zu kommen, lautstarke öffentliche Forderungen zu erheben, die dann gewöhnlich noch in die Westpresse dringen und dort in politische Munition für den Kalten Krieg umgemünzt werden; der Staat wird dann schon um seines Prestiges willen allen noch so wohlbegründeten Argumenten gegenüber unzugänglich sein.

Daß solche Verfahrensweise ihr Recht hat, aber nicht immer den seelsorgerlichen Erfordernissen entspricht, wurde im Herbst an der Frage der *Schwangerschaftsunterbrechung* offenbar. Im März 1965 hatte das Ost-Berliner Gesundheitsministerium eine interne „Instruktion“ zum § 11 des Mutterschutzgesetzes erlassen, der seinem Wortlaut nach den legalen Abort nur bei medizinischer und eugenischer Indikation zuläßt. Die „Instruktion“ interpretierte diese Vorschrift so um, daß die Kommissionen für Schwangerschaftsunterbrechung nunmehr auch eine ganze Reihe von sozialen Indikationsstellungen und die ethische Indikation zulassen müssen. Leitende Gremien der Kirchen erhielten relativ früh Kenntnis von dieser neuen Vorschrift und der auf ihr basierenden Praxis, die zu einer schnellen Zunahme der Fälle legalen Abortes führte, und waren alarmiert.

Es wurde jedoch kein Versuch unternommen, etwa auf dem Wege der Kanzelabkündigung die Gemeinden auf diese Sache seelsorgerlich anzusprechen und damit gegen eine staatliche Entscheidung öffentlich Position zu beziehen, sondern man bemühte sich, nichts von der Sache an die Öffentlichkeit dringen zu lassen, um ein angestrebtes Gespräch mit dem Gesundheitsminister nicht zu gefährden, zu dem es schließlich Ende September kam. Über dieses Gespräch verbreitete die staatliche Seite dann eine Pressemeldung, die den Gegenstand der Aussprache umschrieb und die Gesprächsatmosphäre zutreffend positiv kennzeichnete, jedoch kein Wort davon verriet, daß die teilnehmenden Kirchenvertreter schwerste Bedenken gegen die Instruktion vorgebracht hatten, die auch nicht ausgeräumt wurden. Ohne kirchliches Zutun war mit dieser ADN-Meldung eine Fassade errichtet worden. Der Versuch, im kircheneigenen Nachrichtendienst „Evangelischer Nachrichtendienst Ost“ (eno) oder, wie er seit Beginn dieses Jahres heißt, „Evangelischer Nachrichtendienst in der DDR“ (ena) eine zutreffende Schilderung des Gesprächsinhaltes und also der ersten kirchlichen Einwände zu publizieren, scheiterte, wie Bischof Johannes Jänicke später vor der EKU-Synode mitteilte. Gleichzeitig mußten die Bischöfe die Erfahrung machen, daß Staatsvertreter mit Hilfe der von ADN verbreiteten Fassadenmeldung bei Ärzten, Hebammen usw. die Gewissensbedenken gegen die Instruktion vorbrachten, den Eindruck zu erwecken suchten, die Evangelische Kirche beurteile die Instruktion positiv. Erst nach diesen Erfahrungen entschlossen sich die Bischöfe Noth, Krummacher und Jänicke (und möglicherweise auch andere) dazu, vor dem Forum von Synoden öffentlich gegen die Instruktion Stellung zu nehmen und von den unternommenen kirchlichen Schritten zu berichten.

Im Blick auf die Glaubwürdigkeit kirchlicher Äußerungen in den Gemeinden dürfte das mit dem Stichwort „*Fassadenbau*“ gekennzeichnete Problem zu den schwierigsten gehören, die die Kirche in der DDR in der derzeitigen Situation beschäftigen. Die Fassaden werden errichtet, ob kirchliche Sprecher daran – bewußt oder unbewußt – mitwirken oder nicht. In Gesprächen und Verhandlungen zwischen Staat und Kirche mag die Freiheit zu noch so offenem Reden, zu noch so schonungsloser Kritik an staatlichen Grundsatzentscheidungen oder Übergriffen bestehen, in eine breitere Öffentlichkeit dringt davon nichts. Solange Ost-Berlin an seiner derzeitigen kirchenpolitischen Linie festhält, wird in der Berichterstattung über solche Gespräche als höchste Konzession an die Wirklichkeit bestenfalls ihre Kennzeichnung als „freimütige, offene Aussprache“ zu finden sein, inhaltlich hingegen kommen die kirchlichen Überzeugungen nicht zu Wort, sofern sie die gewünschte schöne Fassade stören würden.

Hinter dieser Fassade gibt es drei hauptsächliche Beschwerden: die antichristliche Beeinflussung der Jugend, die engen Grenzen für eine kirchliche Publizistik und die administrativen Schranken für kirchliche Baupläne.

Gewiß wird der Kampf um die *Jugend* nicht mehr allgemein in den scharfen Formen geführt, die noch vor Jahren üblich waren. Dennoch muß in fast jedem Synodalbericht in der DDR darauf hingewiesen werden, daß die Christenlehre nicht nur durch Mangel an Katecheten, sondern auch durch Maßnahmen der Schulen und der politischen Jugendorganisationen erschwert wird. Zumal bei Staats-Kirchen-Gesprächen auf unterer und mittlerer Ebene nehmen Beschwerden über massiven ideologischen Druck auf christliche Jugendliche und ihre Eltern, Verhöhnung christlicher Kinder, Erschwerungen ihrer Berufswahl und verfassungswidrige Verweigerung von Schulräumen für die Christenlehre häufig einen breiten Raum ein. Die auf höherer Ebene gegebenen prinzipiellen Versicherungen, die Religionsfreiheit bestehe auch für Kinder und Jugendliche und dürfe nicht administrativ eingeschränkt werden, sind in der Praxis oft nur dann zu verwirklichen, wenn die betroffenen Kinder bzw. ihre Eltern ein überdurchschnittliches Stehvermögen haben.

Die fehlende Freiheit für die breite kirchliche *Publizistik* erweist sich je länger je mehr als eine massive Behinderung der Glaubensfreiheit, da die staatlich kontrollierten politischen Tageszeitungen und Zeitschriften sowie Rundfunk und Fernsehen nur solchen kirchlichen Äußerungen Publizität geben, die in die politische Linie der DDR passen. Die Auflagen der kircheneigenen Presse – das sind im wesentlichen die fünf in der DDR lizenzierten Sonntagsblätter – sind beschränkt. Lizenzen für Neugründungen waren bisher nicht zu haben. Vor allem wirkt sich aus, daß die große Landeskirche der Provinz Sachsen kein Sonntagsblatt hat, während in den drei lutherischen Kirchen je ein Blatt existiert und im Osten der Berlin-brandenburgischen Kirche zwei Blätter zugelassen sind, von denen eines mit Wechselseiten für die pommersche und die schlesische Landeskirche erscheint. Das evangelistische Blatt „*Frohe Botschaft*“, das früher in einer verhältnismäßig starken Auflage in der DDR außerdem verbreitet werden konnte, scheint, wie aus Berichten bei der EKU-Synode hervorging, durch staatliche Maßnahmen zum langsamen Absterben verurteilt worden zu sein.

Mindestens ebenso gravierend wie diese quantitativen Beschränkungen sind auch die inhaltlichen, denen diese Blätter unterliegen (das gleiche trifft mit Variationen wohl auch auf die evangelische Buchproduktion zu). Zwar unterliegen diese Blätter nicht der Zensur, haben aber dennoch offensichtlich nicht die Freiheit, Themen sozialer und politischer Art freimütig zu behandeln. Selbst die weltanschauliche Auseinandersetzung mit der atheistischen Philosophie findet in diesen Blättern kaum Raum. Wo die Grenzen liegen, läßt sich an der Berichterstattung über Synoden ablesen. Die Synodaltagungen sind in der heutigen kirchlichen Situation in der DDR die wichtigsten Foren, auf denen von kirchlichen Sprechern Themen öffentlich angeschnitten werden können, die zwischen Staat und Kirche streitig sind. In den Berichten der dortigen kirchlichen

Presse über solche Synodaltagungen findet sich davon häufig jedoch kein oder ein nur sehr verdünnter Niederschlag. Es wurde vorher schon erwähnt, daß der „Evangelische Nachrichtendienst in der DDR“ (und mit ihm die Kirchenblattpresse) keine Möglichkeit hatte, die kirchenamtliche Version über das Gespräch im Gesundheitsministerium zum Thema „Instruktion“ zu verbreiten. In dem, was sie aus dem kirchlichen Geschehen im Westen aufnehmen können, scheinen den Redaktionen die Hände noch mehr gebunden zu sein. Bis Anfang Dezember 1965 jedenfalls hat noch kein Kirchenblatt in der DDR von der Mitte Oktober vom Rat der EKD publizierten Vertriebenen-Denkschrift Kenntnis gegeben. Eine Berichterstattung über die Frankfurter Arbeitstagung der westlichen EKD-Synodalen fand nicht statt. Selbst der vorher erwähnte Briefwechsel zwischen Bischof Krummacker und Präses Scharf erschien in keinem kirchlichen Blatt der DDR im Wortlaut.

Die geringe Finanzkraft der Kirchengemeinden und Landeskirchen in der DDR ebenso wie der chronische Engpaß der dortigen *Bauwirtschaft* legen dem kirchlichen Bauwesen natürliche Schranken auf. Darüber hinaus aber ist am Tage, daß die Kirchen bzw. Gemeinden in dieser Hinsicht zusätzlich durch zahlreiche administrative Maßnahmen vor allem auf lokaler Ebene weiterhin im Zustand einer Unterprivilegierung gehalten werden. (Dies gilt nicht für den denkmalspflegerischen Bereich.) Während die Wiederherstellung kriegszerstörter, aber im Baukern noch erhaltener Kirchengebäude oft mit erheblichen Mühen und jahrelang sich hinziehenden Bauarbeiten möglich ist, schlagen Versuche, Bauplätze und Baulizenzen für Gemeindezentren in den neuentstehenden Siedlungskomplexen an den Stadträndern bzw. in den neuen Industrielandschaften zu erhalten, meist fehl. Gewiß ist es zu einigen solcher Bauten nach jahrelangen Bemühungen gekommen, doch kennzeichnender für die Gesamtsituation ist die folgende, Ende November vom „eno“ verbreitete Meldung:

„Für den Bereich der neuentstehenden Industrie-Wohnstadt Halle-West, die nach Fertigstellung in einigen Jahren 70 000 Einwohner aufnehmen wird, ist jetzt auf Beschluß des zuständigen Kreiskirchenrates unter Zustimmung der Kreissynode Halle eine Kreispfarrstelle errichtet worden. Der neue Pfarrer, der in Kürze seine Arbeit aufnehmen dürfte, wird zunächst die Aufgabe haben, Verbindung zu den evangelischen Einwohnern dieser neuen Stadt der Chemiearbeiter zu finden, sich mit ihren besonderen Verhältnissen vertraut zu machen und sie kirchlich zu betreuen. An die Durchführung von regelmäßigen Gottesdiensten im Gebiet der neuen Stadt ist vorerst nicht zu denken, da noch keine kircheneigenen Räume zur Verfügung stehen. Wie verlautet, sind jedoch Verhandlungen zwischen kirchlichen Stellen und den Behörden im Gange, die die Errichtung eines Gemeindezentrums mit Räumen für gottesdienstliche, Versammlungs- und Wohnzwecke zum Ziel haben.“ Im Kern bedeutet diese Meldung, daß in Halle-West auf die Errichtung einer regulären Kirchengemeinde verzichtet worden ist, offenbar weil in absehbarer Zeit keine Aussicht besteht, in diesem Wohnbereich für 70 000 Menschen auch nur eine Wohnung für einen Pfarrer mit kleinem Gottesdienst- oder Unterrichtsraum zu erhalten, die als Kristallisationspunkt für den Aufbau einer Ortsgemeinde dienen könnte.

b) Öffentliche Verantwortung der Kirche

Das Jahr 1965 gab den Kirchen in der DDR wiederum vielfach Veranlassung, Art und Weise der öffentlichen Verantwortung der Kirche, also ihrer Mitverantwortung in Fragen von Politik und Gesellschaft, zu bedenken und diese Verantwortung auch wahrzunehmen. So heißt es in dem Bericht, den Bischof

Jänicke für das Jahr 1965 der Synode der Kirchenprovinz Sachsen am 26. März 1966 gegeben hat:

Die Öffnung zur Welt hin, die gemeinsame Verantwortung für die Welt bedeutet ganz gewiß auch für die evangelische Kirche eine Dimension, die in unserer Zeit neu erkannt wahrgenommen wird. Das soll nicht heißen, daß wir in ein fremdes Amt eingreifen wollen. Das Wort Martin Luthers, daß Rathaus und Kirche nicht miteinander verwechselt werden dürfen, ist in den letzten Jahren oft zitiert worden. Kirche muß Kirche und Staat muß Staat bleiben. Das darf aber nicht zu einer Abtrennung der Verantwortungsbereiche führen, durch die die Kirche in ein kultisches Ghetto verbannt würde und die Welt einer angeblich zwangsläufigen Eigengesetzlichkeit überließe. Aus zwei Gründen darf das nicht geschehen:

1. Wenn Jesus Christus nicht nur das Haupt Seiner Gemeinde, sondern auch der Herr der Welt ist, so ist Er eben auch der Herr in den Bereichen, in denen Sein Name nicht genannt und bekannt wird; und das ist kein lebensfremdes Dogma, das nur im Himmel gilt, aber nicht auf Erden. Gewiß ist die Bergpredigt kein Regierungsprogramm für eine weltliche Obrigkeit. Aber wenn in der Bergpredigt auch gesagt ist, daß die Jünger Jesu das Licht der Welt und das Salz der Erde sind – nicht sein *sollen*, sondern *sind!* – dann wird ja deutlich, daß die Weisungen und Verheißungen Jesu nicht nur einer kleinen exklusiven Schar der Gläubigen gelten, sondern in die Reiche der Welt hineinwirken wollen, um der Finsternis zu wehren und das Verderben einer Welt aufzuhalten, die an ihrem Macht- und Gewaltdenken sich selbst immer an den Rand des Abgrunds zu bringen droht.

2. Es geht dem Staat und der Kirche um den Menschen, den ganzen Menschen, bei dem Leib und Seele nicht voneinander zu trennen sind. Wir können die Vertreter des Staates nur immer wieder bitten, es so zu verstehen, daß die Kirche ihre, der Obrigkeit, große Verantwortung für die schweren Menschheitsfragen und -nöte hilfreich mittragen will. In diesem Sinne ist auch die nicht ablassende Fürbitte der Kirchen für die Regierungen der Völker zu verstehen.

Bischof Jänicke erläutert sodann diese öffentliche Verantwortung der Kirche an einer Reihe von Einzelfragen, mit denen man es im Jahre 1965 besonders zu tun hatte. Abschließend hierzu heißt es in dem Bericht:

Wir können dankbar berichten, daß wir auch darüber und in diesem Sinne mit verantwortlichen Männern des Staates freimütig reden konnten. Wie es denn über eine Reihe von Grundsatz- und Einzelfragen daraus lohnende und fruchtbare Gespräche auf den verschiedenen Ebenen gegeben hat. Ich denke dabei besonders auch an einige Gespräche in größerem Kreise mit dem 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED in Halle, Horst Sindermann. Daß die Stimmen der Christen in den Fragen der öffentlichen Verantwortung nicht ganz ungehört blieben, hat sich auch bei der Arbeit am Familiengesetz gezeigt, in welchem eine große Anzahl von Änderungsvorschlägen der Christen berücksichtigt worden ist, freilich ohne daß dem Haupteinwand, der ideologischen Sinngebung des Ganzen, Rechnung getragen werden konnte.

Schon auf der vorangegangenen Tagung der Synode der EKU hatte sich Bischof Jänicke in seinem Bericht, den er als stellvertretender Ratsvorsitzender der EKU am 29. November 1965 in Berlin gab, eingehend mit der öffentlichen Verantwortung der Kirche befaßt. Für Jänicke ist diese Verantwortung als Dienst der Versöhnung in der Mitte des kirchlichen Auftrages verankert. Wir zitieren den nachstehenden Abschnitt aus dem Bericht vor der EKU-Synode zugleich auch als

ein Beispiel für die Reaktion, mit der in den Kirchen der DDR die Denkschrift der EKD „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ aufgenommen wurde:

Das alles will aber verstanden und geübt werden als *Dienst der Versöhnung*, also nicht negativ als eine Absage, sondern positiv als Zusage der Versöhnung, die durch Gott in Christus geschehen ist. Versöhnung ist etwas anderes als der Zustand der Krieglosigkeit. Versöhnung ist die nach dem Bruder ausgestreckte Hand, für den Gott das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat, indem Er Ihn in den Riß der unversöhnten Welt hineingegeben und unter der Feindschaft der Menschen den Tod am Kreuz sterben ließ. Dies Wort zu sagen und zu leben in einer Welt, die durch ihre Feindschaft vom Untergang bedroht ist, ist die zentrale Aufgabe, die uns gemeinsam gegeben ist.

Dies Wort will aber nicht als ein Kanzelwort oder ein festliches Geläut zu unseren Häupten schweben, sondern es will Gestalt gewinnen und wirken, wo die Fragen und Gegensätze einer durch den Krieg aufgestörten Welt uns bedrängen. Wenn das geschieht, dann gibt es Aufhören, Verwunderung, vielleicht sogar Widerspruch und Empörung. Das haben wir ja in diesen Wochen erlebt, nachdem der Rat der EKD die Denkschrift über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ veröffentlicht hat. Auch wenn eine ausführliche Sachbesprechung nicht möglich ist, dürfen wir doch wohl auf dieser Synode an der Tatsache dieses Memorandums und der dadurch entstandenen Unruhe nicht vorübergehen. Da möchte ich zunächst einfach den Dank an den Rat der EKD aussprechen, daß hier ein Tabu angegriffen wurde, über dem zu schweigen je länger je mehr Schaden und Gefahr bringen mußte. Niemand – am wenigsten die Denkschrift selbst – behauptet, daß hier Abschließendes gesagt ist, aber es ist etwas in Bewegung gekommen! Und es ist eine Bewegung auf Versöhnung hin. Es ist ein Hoffnung weckender Versuch, die Tür zum Gespräch mit den Völkern des Ostens zu öffnen. Wem das ärgerlich ist, der mag sagen, wie wir anders aus der Sterilität unseres Handelns herauskommen wollen! Hier wird endlich einmal der Teufelskreis, in dem wir gegenseitig die Schuld aufrechnen – wir haben Schuld an den Völkern, ja, aber die andern sind doch mindestens ebenso schuldig geworden! –, zerbrochen, und man kann nur hoffen, daß damit der Ansatzpunkt zu einem neuen gemeinsamen Weg gegeben ist.

Dabei ist alles so bedachtsam und vorsichtig und in dem Bewußtsein gesprochen, keineswegs etwas Abschließendes zu sagen, vielmehr ein erstes Wort zur Eröffnung eines Gesprächs. Die Frage nach dem Recht der Heimat zum Beispiel ist weder völkerrechtlich noch theologisch letztlich beantwortet. Das ist allerdings deutlich gesagt, daß ich als Christ nach meinem Recht nur fragen kann, indem ich zugleich nach dem Recht des anderen frage, also in diesem Falle nach dem Recht derer, die in den Ostgebieten neue Heimat gefunden haben.

Weil die Schrift wohl bisher nicht allen Synodalen zugänglich gewesen ist, habe ich hier ein Wort mehr darüber gesagt als der Berichterstatter Präses D. Wilm in West-Berlin. Mehr als ein Hinweis kann dieses Wort nicht sein, ein dankbarer Hinweis darauf, daß die Evangelische Kirche in einer Frage der öffentlichen Verantwortung so geredet hat, daß man aufgehört hat und daß sie im Gehorsam gegen das Wort von der Versöhnung geredet hat. Wenn das auch Widerspruch geweckt hat, so wird das kein schlechtes Zeichen sein.

Wo Zeichen der Versöhnung aufleuchten, da ist Hoffnung für die Welt. Daß in diesem Sinne der Dienst der „Aktion Sühnezeichen“ angenommen worden ist, davon gibt ein Bericht über eine Polenreise eindrucklich Zeugnis. Immer wieder, so wird erzählt, ist nach anfänglichen Befremden ein freudiges Erstaunen darüber zu vernehmen, daß es so etwas gibt: Deutsche Menschen erbitten und geben mit dem persönlichen Einsatz und Opfer an Zeit, Kraft und Geld das, was unter Menschen so nötig ist wie das

tägliche Brot, nämlich die Vergebung der alten Schuld. Es lohnt, diesem Geschehen seine Aufmerksamkeit und sein Herz zuzuwenden. Gerade die Evangelische Kirche der Union sollte mit ihren Opfern und ihrer Fürbitte zu diesem Werk stehen, nicht nur weil ihr Synodalpräses das Unternehmen begann und leitet, sondern weil hier ein besonders sichtbarer Dienst der Versöhnung in ökumenischer Weite und unbekümmert um konfessionelle Grenzen geschieht.

Unter den Aufgaben politischer Verantwortung nehmen die im Menschlichen liegenden Folgen der politischen Spaltung Deutschlands einen besonderen Rang ein. Hier geschehen viele Dinge aus kirchlicher Initiative und mit kirchlicher Mitwirkung, die sich einer öffentlichen Darstellung und Diskussion entziehen. Die hier vorliegenden menschlichen Probleme wurden von Bischof Jänicke in dem schon erwähnten Bericht vor der EKU-Synode am 29. November 1965 besonders eindringlich beschrieben:

Daß Getrenntes zusammengeführt werde, was um Gottes und der Menschen Rechte willen zusammengehört, daß des Herzeleids und der Bitterkeit, die durch die Zertrennung unseres Volkes aufwachsen, etwas weniger sei unter den Menschen, darum zu bitten und des Bittens auch bei Mißerfolg nicht müde zu werden, fühlen wir uns als Kirche immer wieder gerufen. In meinem Bericht vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen zu Beginn vorigen Jahres, aus welchem Präses D. Wilm in West-Berlin gleichermaßen zitiert, heißt es:

„Nicht nur die Menschen in beiden Teilen Berlins, sondern die getrennten Menschen in Ost und West wollen mit elementarer Leidenschaft zueinander. Eltern wollen zu ihren Kindern, Kinder zu ihren Eltern, getrennte Eheleute und Verwandte werden ihres Lebens nicht mehr froh, weil sie einander nicht mehr sehen und sprechen können. Kranke und Sterbende verlangen nach der Erquickung des Besuchs ihrer Angehörigen, die sie noch einmal aufatmen läßt. Ich könnte fortfahren und Beispiele menschlicher Tragik erzählen, an denen die Zertrennung unseres Volkes schuld ist. Das sind keine Sentimentalitäten, sondern harte Tatsachen. Es ist schwer vorstellbar, wie verantwortliche führende Männer in beiden Teilen Deutschlands die Last der Verantwortung und Schuld zeitlich und ewig tragen sollen, die hier auf ihnen liegt. Auch das muß ich hier aussprechen, was ich in Gesprächen mit verantwortlichen Männern des Staates immer wieder gesagt habe: Solange es geschieht, daß deutsche Menschen von deutschen Menschen vor den Augen deutscher Menschen an der Grenze erschossen werden, leider unser Volk an einer blutenden Wunde, die von Jahr zu Jahr bedrohlicher wird. Wir wissen, daß mit all diesem Leiden die eigene Schuld des Volkes nicht gesühnt ist, wir können aber die, die es angeht, nur bitten und beschwören, daß sie nicht unser Volk und sich selbst mit neuer Schuld belasten.“

Neben den hier genannten Anlässen sind in letzter Zeit gerade eine ganze Reihe tragischer Fälle von verlobten Paaren uns bekannt geworden, die nicht zueinander kommen können, weil ein Teil aus beruflichen oder familiären Gründen so stark im Westen gebunden ist, daß er nicht hierher kommen zu können meint. In solchen Fällen, vor allem auch in den langwierigen und schwierigen Verhandlungen der Passierscheinfrage, haben wir uns immer wieder zum Mund der Betroffenen zu machen versucht und dringlich und inständig darum gebeten: Laßt doch nicht die politischen Prinzipien den Vorrang haben vor den primitiven Anliegen der Menschlichkeit! In diesem Sinne wurden auch Anfang Oktober 1965 den Unterhändlern der Passierscheinfrage von beiden Seiten Telegramme gesandt. Wir meinen, daß es nicht ein Zeichen von Schwäche, sondern von Stärke wäre, wenn man hier den persönlichen menschlichen Anliegen mehr Raum gäbe. Und Millionen von Menschen meinen das auch!

In ähnlicher Weise hat sich auch der Rat der EKD immer wieder geäußert und bemüht. Entsprechend heißt es in einer Presseerklärung über die Sitzung des Rates am 12. und 13. August 1965 in Berlin:

In Erinnerung an das für das deutsche Volk und die evangelische Kirche einschneidende Ereignis des 13. August 1961 befaßte sich der Rat mit den menschlichen Auswirkungen der politischen Spaltung Deutschlands. Der Rat begrüßte es, daß die Verhandlungen über eine Fortführung des Besuchsverkehrs von West- nach Ost-Berlin wiederaufgenommen worden sind. Mit dem ganzen deutschen Volk erwarte auch die Leitung der Kirche, daß an der Stelle, an der die deutsche Teilung besonders schmerzhaft empfunden werde, ein deutliches Zeichen der Menschlichkeit sichtbar bleibe. Der Rat erinnerte daran, daß ein Berliner Passierscheinabkommen nur ein Anfang für weitere Erleichterungen sein könne. Die evangelische Kirche, die eine übergreifende Gemeinschaft zwischen Ost und West ist, werde alle Bemühungen unterstützen, die politische Spannungen abbauen und eine weitere menschliche Entfremdung zwischen den Teilen Deutschlands verhindern.

Als die Verhandlungen über den Besuchsverkehr von West- nach Ost-Berlin im Herbst in eine ihrer vielen Krisen gerieten, hat der Rat der EKD sofort bei beiden Regierungen interveniert. Darüber sagt eine Presseerklärung vom 8. Oktober 1965:

Zum Stand der Passierscheinverhandlungen äußerte sich der Rat mit Betroffenheit. Der Rat beklagte, daß sie noch zu keinem Ergebnis geführt haben. Aufgabe der Kirche sei es, immer wieder den Vorrang des Menschlichen gegenüber politischen Interessen zu vertreten. In gleichlautenden Telegrammen an Bundeskanzler Erhard und Ministerpräsident Stoph, die auch dem Regierenden Bürgermeister Brandt zur Kenntnis gegeben wurden, bat der Rat darum, die Passierscheinstelle für dringende Familienangelegenheiten aus den beiderseitigen politischen Überlegungen herauszuhalten und sofort wieder zu öffnen.

Die im Jahre 1965 erfolgte Veröffentlichung der Denkschrift der EKD über „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ zeigt, daß sich die evangelische Kirche genötigt sieht, sich auch um einen Beitrag zu den umfassenden Fragen der deutschen Situation auf dem Spannungsfeld der Weltpolitik zu bemühen. Um so weniger kann sie der Frage ausweichen, ob nicht das gespannte Verhältnis der beiden deutschen Staaten zueinander nach einem besonderen kirchlichen Einsatz ruft. Wie außerordentlich schwierig es ist, hier zur beiderseitigen politischen Urteilsbildung beizutragen und einen realistischen Beitrag zur politischen Entwicklung zu leisten, haben die Briefe gezeigt, die Bischof Krummacker und Präses Scharf am 28. Februar und am 7. März 1965 miteinander ausgetauscht haben (Wortlaut s. S. 75 ff.). Dieser Briefwechsel steht in dem größeren Zusammenhang einer neu erkannten politischen Aufgabe der Kirche und eines entsprechenden Dienstes in der gegenwärtigen deutschen Situation.

An diesem Briefwechsel ist die Problematik der getrennt arbeitenden Synode besonders deutlich geworden. Die Erörterung der großen Lebensfragen des deutschen Volkes gehört in erster Linie vor die Synode als das am stärksten der Öffentlichkeit zugewandte Organ der EKD. Darum spricht aus den Berichten,

die auf den Teiltagungen der EKD-Synode 1965 von Magdeburg und Frankfurt am Main über die Behandlung dieses Briefwechsels, die große Enttäuschung über die geringen Möglichkeiten einer wirklich umfassenden und öffentlich wirksamen Aussprache zwischen Ost und West. In dem Magdeburger Bericht heißt es:

Da unsere Synode gleichzeitig in Frankfurt und Magdeburg tagt, steht sie nicht nur vor den eigenen Anliegen ihrer angefochtenen Gemeinschaft, auch in ihren örtlichen Versammlungen nicht nur in der jeweils eigenen Situation. Sie kann sich als gemeinsame Synode nicht dispensieren vom schuldvollen Schicksal des einen getrennten Volkes und der damit gegebenen lebensgefährlichen Krisen. Daher macht der Bischofsbericht (S. 14) die Synode aufmerksam auf einen Briefwechsel, der zwischen Bischof D. Dr. Krummacher und dem Ratsvorsitzenden der EKD, Präses D. Scharf, am 28.2. bzw. 7.3. 1965 stattgefunden hat. Und zwar unter der Frage „Was haben wir als Kirche für die Menschen eines geteilten Volkes zu tun?“ Dieser Briefwechsel ist den Mitgliedern der EKD-Synode hüben wie drüben zur Verfügung gestellt und inzwischen öffentlich bekanntgeworden. Die uns allen gestellte und von allen erlittene Ost-West-Frage nötigte den Berichtsausschuß zu einer ausführlichen und allseitigen Erörterung des Briefwechsels und seiner Perspektiven. Der Ausschuß hat in seiner Aussprache den Briefwechsel zwischen Bischof D. Dr. Krummacher und Präses D. Scharf also behandelt. Er begrüßt es, daß der Ratsvorsitzende in so hilfreicher Weise auf die sehr ernstesten, von Bischof D. Dr. Krummacher gestellten Fragen eingegangen ist. Der Ausschuß bedauert es, daß eine gemeinsame Verständigung über die gestellten Fragen in örtlich gemeinsamer Synode nicht möglich war.

Eine ähnliche Feststellung mußte auch auf der Teiltagung in Frankfurt am Main seitens des Berichtsausschusses getroffen werden:

Besonders eingehend hat sich der Ausschuß mit den im Bericht des Ratsvorsitzenden geschilderten Überlegungen und Maßnahmen zur politischen Diakonie der Kirche gegenüber dem Staat befaßt. Gerade in diesem Fragenbereich ist freilich diesem in Frankfurt tagenden Teil der Synode Zurückhaltung in eigenen Äußerungen und Entschlüssen geboten. Das gilt auch gegenüber dem vom Herrn Ratsvorsitzenden in seinem Bericht erwähnten, dem Ausschuß im Wortlaut bekanntgegebenen Briefwechsel zwischen Bischof Krummacher und Präses Scharf, in dem vor dieser Synodaltagung einige in der Bundesrepublik zur politischen Entscheidung stehende Fragen behandelt wurden. Der Ausschuß kann deshalb auf diese Sachfragen nicht eingehen. Er bedauert aber tief, daß es anläßlich einer Synode eines Briefwechsels zwischen Ratsmitgliedern bedarf, statt daß die Synode als Ganzes an einem Ort zusammentreten kann, um über derartige, die eine oder andere Seite in ihrem Gewissen beschwerende Fragen gemeinsam zu beraten.

c) Sicherung des Friedens

In nahezu allen Tätigkeits- und Lageberichten der Bischöfe und Kirchenleitungen des Jahres 1965 nehmen Fragen der Friedenserhaltung in der Welt und Erwägungen zur Überwindung einer dauernden Konfliktsituation zwischen den beiden deutschen Teilstaaten einen besonders großen Raum ein. Diese Bemühungen verdichten sich zum Ende des Jahres auf der Synode der EKD zu wichtigen Entschlüssen, durch die die kirchliche Friedensarbeit eine Aktivierung erfahren soll (Wortlaut der EKD-Entschlüsse s. S. 78). In dem allen drückt sich die

Überzeugung aus, daß die Christen zu der umfassenden politischen Friedenspropaganda des Ostens nicht immer nur Nein sagen können, sondern ihr gegenüber die Aufgabe haben, einen positiven, eigenständigen Beitrag zur Friedensfrage erarbeiten zu müssen. In diesem Zusammenhang muß auch an die Prager „Christliche Friedenskonferenz“ erinnert werden, die die Kirchen in der DDR vor besondere Probleme stellt. Zudem wird die Teilung Deutschlands dort offenbar belastender erlebt und der unbefriedete Zustand zwischen den beiden deutschen Teilen als Gefahr für den Frieden deutlicher erkannt, als dies für gewöhnlich in der Bundesrepublik Deutschland geschieht.

In diesen kirchlichen Bemühungen spiegelt sich außerdem der Umstand wider, daß auch im politischen, gesellschaftlichen und publizistischen Bereich der DDR in der Berichtszeit Fragen der Verteidigung, der vormilitärischen Ausbildung und der sozialistischen Wehrerziehung stark im Vordergrund standen, jeweils mit einer deutlichen Spitze gegen Westdeutschland versehen. So heißt es in einem Beschluß des Sekretariats des Zentralrats der FDJ vom 31. August 1965 über „Die Aufgaben des Jugendverbandes bei der Erläuterung der Militärpolitik der Partei und die Verantwortung der FDJ für die sozialistische Wehrerziehung unter der Jugend“:

Unter den gegenwärtigen Bedingungen der offenen Kriegsvorbereitung der revanchistischen und militaristischen Kräfte um die CDU/CSU in Westdeutschland ... ergibt sich die Notwendigkeit, der Landesverteidigung größere Aufmerksamkeit zu widmen und die Jugend allseitig auf den Wehrdienst vorzubereiten.

Die Aufgabe der Freien Deutschen Jugend und der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ im System der sozialistischen Wehrerziehung besteht besonders in der Erziehung ihrer Mitglieder und der ganzen Jugend zur tiefen Liebe zur Partei der Arbeiterklasse, zur DDR und ihrer Armee, zum Haß gegen die Feinde des Friedens und des Sozialismus.

... Größere Anstrengungen sollten die Bezirks- und Kreisleitungen der FDJ und der Pionierorganisation gemeinsam mit dem Komitee für Touristik und Wandern unternehmen, um den Grundorganisationen und Pioniergruppen zu helfen, die nationalen Gedenkstätten der DDR sinnvoll bei der Erziehung der Jugend zum Patriotismus, zur Liebe zur DDR, zur Liebe und zum Vertrauen zur Nationalen Volksarmee und zum abgrundtiefen Haß gegenüber den aggressiven und zutiefst antinationalen Machenschaften des westdeutschen Imperialismus zu nutzen („Junge Generation“ 10/65, S. 13 f.).

Gegen diese Erzeugung einer Stimmung des Hasses in Verbindung mit der Erweckung einer übersteigerten Wehrgesinnung haben die evangelischen Bischöfe in der DDR laut ihre Stimme erhoben. So heißt es in dem schon erwähnten Synodalbericht von Bischof Krummacher vor der Pommerschen Landessynode am 5. November 1965:

Wir haben aber auch im Kreise der Kirchenleitungen in der DDR in letzter Zeit uns mit großer Sorge gefragt, ob nicht der Wille zum Frieden, der in unserem öffentlichen Leben so nachdrücklich bekundet wird, in einem tiefen Widerspruch steht zu der gleichzeitigen Verbreitung von Haßpropaganda gegen den Gegner. Man kann nicht Frieden wollen und gleichzeitig durch Schwarz-Weiß-Malerei Andersdenkende verteufeln oder gar in die Gemüter von Kindern Haß und Mißtrauen säen. Als Christen haben wir

uns jedenfalls ernstlich davor zu hüten, in einen Sog propagandistischer Halbwahrheiten hineingezogen zu werden. Wir haben nach den grauvollen Erfahrungen dieses Jahrhunderts jeder Verherrlichung des Waffendienstes zu widerstehen, wie er zum Beispiel bei vormilitärischen Übungen für unmündige Jugendliche und bei militärischem Kinderspielzeug in Erscheinung tritt. Wenn die christliche Kirche für den Frieden eintritt, so meint sie uneingeschränkt wirklichen Frieden, wirkliche Versöhnung, wirkliche Gerechtigkeit und wirklichen Brückendienst zwischen den Völkern und erst recht zwischen den Menschen unseres eigenen geteilten Volkes.

In gleicher Weise bemühte sich Bischof Jänicke in seinem Bericht vor dem Ostteil der Synode der EKV am 29. November 1965 um einen Beitrag zur Überwindung des Kalten Krieges und der Entideologisierung der Fronten:

Gerade weil die Möglichkeit persönlicher, menschlicher Kontakte zwischen Ost und West so stark eingeschränkt ist, besteht die Gefahr, daß man sich von der anderen Seite ein Bild macht, das der Wirklichkeit nicht entspricht. Wer nur auf die Propaganda angewiesen ist, verfällt mit Notwendigkeit einem Freund-Feind-Denken, einer Schwarz-Weiß-Malerei, der eigenen Selbstrechtfertigung und der Verteufelung des andern, aus der nur lauter Unheil kommen kann. Der politische Pharisäismus ist gegenwärtig eine der übelsten Zeitkrankheiten.

Um konkret zu werden: Der Berichterstatter in West-Berlin wird ausführlich über einen christlich ideologisch verbrämten Antikommunismus sprechen, gewiß nicht im Sinn eines Pro-Kommunismus, wohl aber als Warnung vor einer undchristlich pharisäerhaften Schwarz-Weiß-Malerei. Nun, das gibt es ja auch bei uns, daß die andere Seite verteufelt und Schwarz in Schwarz gemalt wird. Es soll nichts von den politischen Gegensätzen und Gefahren, die aus diesen Gegensätzen erwachsen, verharmlost oder verschleiert werden. Aber wenn man erlebt, wie täglich nur das Negative und die Mißerfolge des Westens berichtet werden, dann muß man wohl Sorge haben um die Frucht, die aus solcher Aussaat wächst. Im übrigen ist das auch für Einsichtige nicht glaubwürdig, und das Vertrauen zu solcher Berichterstattung schwindet.

Kriegslüsterne Revanchisten werden auch jenseits unserer Grenzen nur seltene Randerscheinungen sein, und wir müssen einfach um der Wahrheit willen einem verallgemeinernden Bild entgegentreten, weil es den Tatsachen nicht entspricht. Was allerdings im Osten wie im Westen vielen Menschen wie ein böser Geist im Nacken sitzt, ist die Angst. Und die Angst ist freilich der schlechteste Motor zum Werk des Friedens und der Versöhnung.

Was können wir gemeinsam, im Westen wie im Osten, tun, um diesen schrecklichen Dämon auszutreiben? Die Absage an jedes Mitmachen des Kalten Krieges, an jede Schwarz-Weiß-Malerei, so oder so, müßte das erste sein. Aber das sollte Christen eigentlich selbstverständlich sein! Muß nicht aber noch mehr geschehen? Sollten wir nicht, wo immer es möglich ist, die verantwortlichen Männer darauf anreden, daß Rüstung, Politik der Stärke, gegenseitige Abschreckung und die damit verbundene Propaganda die Angst nur steigern können und schlechte Garanten für den Frieden sind?

Es ist da ein unheimlicher Sog: Jede Armee muß ja, um zu rechtfertigen, daß das Höchste, der Einsatz des Lebens, gefordert werden kann, den Anspruch erheben, daß sie, wenn es sein muß, für letzte und höchste Güter kämpft. Deswegen ist mit jeder Armee eine Propaganda verbunden, die, je bedrohlicher die Situation erscheint, um so mehr in den Sog der Schwarz-Weiß-Malerei, des Freund-Feind-Denkens hineingerät. Und die wieder wird entweder als unglaubwürdig abgelehnt, oder sie löst neue Angst auf allen Seiten aus.

Ich will es noch konkreter sagen: Als vor einigen Wochen die Manöver „Oktober-

sturm“ mit eindrucksvoller Propaganda über das Thüringer Land hinbrausten, war die Reaktion gerade auf diese begleitende Propagandamusik weithin nicht: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Wir haben eine starke Armee, unterstützt von den befreundeten sozialistischen Ländern, die wird unsere höchsten Güter schützen! Es war hingegen bei vielen ein erschrockenes Fragen: Sind wir schon wieder so weit? (Ich nehme das Beispiel aus unserem Bereich, weil ich hier den Bericht zu geben habe; das gleiche gilt selbstverständlich für den Westen.) Sicherlich muß eine Truppe üben, und vielleicht muß eine Armee auch einmal Manöver machen, aber gerade die Begleitmusik, die der Abschreckung dienen soll – „Säbelrasseln“ nannte man das wohl früher –, gibt mit Notwendigkeit neue Nahrung für den Kalten Krieg und vermehrt den Geist der Angst.

Und noch einmal erhob Bischof Jänicke seine Stimme in seinem Rückblick auf das Jahr 1965 vor der Synode der Kirchenprovinz Sachsen am 26. März 1966:

Es bekümmert uns und erfüllt uns mit Sorge, daß der Westen alle konstruktiven Vorschläge einer Friedenspolitik entweder negativ beantwortet oder unbeantwortet ließ. Mit nicht geringerer Sorge sehen wir aber auch eine der Ursachen für diese negative Entwicklung in der Propaganda, die die Versuche einer Friedenspolitik bei uns begleitet. Wo Haß gesät wird, kann nicht Friede werden. Wo in einer billigen Schwarz-Weiß-Malerei kalter Krieg geführt wird, – und das geschieht auf beiden Seiten – kann nicht Friede werden. Mit tiefem Erschrecken lasen wir in der Zeitschrift „Volksarmee“ im November 1965:

„Brennende Liebe zum Vaterland und unbändiger Haß gegen seine Feinde sind für den sozialistischen Soldaten unentbehrliche Eigenschaften, damit er zu jeder Zeit und mit letztem Einsatz zu seinem Fahneide steht ... In verschiedenen Diskussionsbeiträgen wurde beispielsweise dargelegt, welche gefühlsmäßigen Widersprüche Soldaten überwinden müssen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der Bundeswehrangehörige ihr Feind ist. Das Problem wird doch vor allem dadurch erschwert, daß der Bundeswehrangehörige Deutscher ist und der Gegner versucht, das Feind-Problem von seiner Klassenbasis aus zu lösen, stark gefühlswirksam zu verzerren und vor allem unsere Erziehung zum Haß als sittlich-moralisch minderwertig darzustellen ... weil wir zutiefst alles Fortschrittliche und Wertvolle lieben, hassen wir die Kräfte, die es bedrohen. Daraus ergibt sich zugleich, daß unser Haß andere ethisch-moralische Grundlagen hat, als der unseres Gegners. Wir wollen und brauchen keinen solchen Haß, wie er für imperialistische Armeen typisch ist ... Die Erziehung unserer Armeeangehörigen zum Haß gegen den Feind steht also nicht im Widerspruch zu unseren sonstigen edlen Zielen.“

Und an anderer Stelle in der gleichen Zeitschrift:

„In Anbetracht dieser Situation ist das A und O in unserer Arbeit die politisch-ideologische Erziehung der Armeeangehörigen ... Gerade unter den Bedingungen des Grenzdienstes findet sich die marxistisch-leninistische These bestätigt, wonach der Mensch im Mittelpunkt aller Maßnahmen der Landesverteidigung steht und daß deren Erfolg in hohem Maße von seiner politischen Überzeugung, seinem Freund-Feind-Bild, seiner Liebe zu unserer Sache und seinem Haß gegenüber dem Gegner und das von ihm vertretene System abhängt.“

Wenn mir in einem Gespräch über den Friedensdienst der Kirche heute, in dem ich diese Sätze zitierte, erwidert wurde, solche Freund-Feind-Propaganda gehöre nun einmal zu jeder Armee dazu, dann macht das den Ernst der Situation nur noch deutlicher und entscheidungsvoller. Um so wichtiger und schwerer ist die Aufgabe der Christen, das Evangelium des Friedens zu verkündigen und mit dem Einsatz der ganzen Existenz zu leben. Man verstehe doch auch diese Ausführungen als aus der positiven Verantwortung für eine konstruktive Friedenspolitik heraus gesprochen, um die wir Sorge haben müssen, daß sie nicht wirkungslos und unglaubwürdig werde!

Aber es geht den Kirchenleitungen in der DDR bei einer neuen Besinnung auf den kirchlichen Friedensbeitrag um mehr als um einen weiteren beschwörenden Appell an die Gewissen der Regierenden. Man sucht aus der Mitte der Versöhnungsbotschaft heraus nach neuen Wegen, einen politisch wirksamen Beitrag zur Sicherung des Friedens und Neuordnung des Verhältnisses der Völker zueinander zu erarbeiten. Wiederum war es Bischof Jänicke, der hierzu in seinem schon wiederholt zitierten Bericht vor der EKU-Synode am 29. November 1965 weit ausholte und konkrete Vorschläge unterbreitete. Wir entnehmen diesem Bericht hier einen längeren Abschnitt, weil diese Gedankengänge ein Dokument maßgeblich beeinflußt haben, das im nächsten Kapitel dieses Berichts zu erwähnen ist. In dem Bericht von Bischof Jänicke heißt es:

„Nun sei es aber zugleich ausgesprochen, daß wir uns nicht unserer Gemeinschaft untereinander freuen dürfen, ohne zugleich unsere Verantwortung einer aufgestörten Welt gegenüber wahrzunehmen. Es ist uns in dieser Situation der durch die Zertrennung aufgelegten Heimsuchung aufgegeben, ein noch deutlicheres Zeugnis für Frieden und Versöhnung zu geben, als es bisher offenbar geschehen konnte. Präses D. Wilm hatte in dem mir vorgelegten Entwurf seines Berichtes, den er zu gleicher Stunde in Westberlin gibt, einen längeren Abschnitt aus meinem Wort an die provinzsächsische Synode von 1964 aufgenommen. Obwohl dieses Wort auf Ereignisse des Jahres 1963 Bezug nimmt, scheint es mir in seiner Intention auch heute noch aktuell, so daß ich es in gleicher Weise hier in einigen Sätzen zitieren möchte:

„Allgemeine Erklärungen über Friedensbereitschaft und Ablehnung von Vernichtungswaffen haben wir zur Genüge gehört, im politischen Raum wie im Raum der Kirche, und da wieder auf den verschiedenen Stufen kirchlicher Gremien, von der Gemeindeebene bis hin zur Ökumene. Es muß aber etwas geschehen, und, wie Vater Bodelschwingh in anderem Zusammenhang sagte, „nicht so langsam, sie sterben sonst darüber!“ So bitte ich zu verstehen, daß ich auch heute, wie es schon früher geschah, zu einer bestimmten Frage eindeutig das Wort nehme. Das Jahr 1963 brachte uns das Moskauer Abkommen, Chruschtschow hat am Ende des Jahres den konkreten Vorschlag gebracht, Gebietsstreitigkeiten zwischen den Staaten ohne Waffengewalt auszutragen, die Genfer Abrüstungsverhandlungen sind wieder im Gange, der Staatsratsvorsitzende der DDR hat an den Bundeskanzler geschrieben mit dem Ziel, beide Teile Deutschlands von Kernwaffen freizuhalten. Ich habe nicht die Absicht, mich in die akklamierenden Stimmen in unserer Presse einzureihen, ich weiß, welcher Mißdeutung und Beirung damit die Tür geöffnet würde. Nein, ich halte es für meine Gewissenspflicht, auch auf dieser Synode auszusprechen, daß wir Deutsche, belastet mit der ungeheuerlichen Schuld der Vergangenheit, vor anderen dran sind, Schritte in der Richtung zu tun, daß hier ein entmilitarisierter Raum geschaffen werde, der sich als Herd des Friedens und der Gewaltlosigkeit heilend ausbreiten könnte. Gott hat uns so geführt, daß wir erkennen sollten: Unsere Ohnmacht ist unsere Macht! Gerade weil wir an diesem Punkt in der Vergangenheit so tief in Schuld verstrickt waren, haben wir wie kein anderes Volk die Chance eines neuen Anfanges. Das ist unsere, der Deutschen Sache, die uns keiner abnehmen kann. Hier die Schritte der tätigen Buße zu tun, daran sollte uns auch die Bindung an die jeweiligen Machtblöcke nicht hindern. Die Deutschen sollten nicht wieder bewaffnet werden, oder höchstens, soweit es zur Aufrechterhaltung der Ordnung in einem Staate nötig ist, und sie sollten schon gar nicht mit Atomwaffen bewaffnet werden, die immer eine Bedrohung der anderen darstellen. Das wäre ein rechtes Sühnezeichen, welches wir aufzurichten haben ... Wer aber sollte anders dazu aufrufen als die Kirche? Ich habe dies Anliegen auch einigen mir nahestehenden Kirchenführern aus der

Bundesrepublik vorgetragen, damit sie in ihrem Raum und nach ihren Möglichkeiten dafür sorgen möchten, daß man wenigstens über diese Frage miteinander redet, von deren Beantwortung die innere Gesundheit unseres Volkes wesentlich abhängt.

Denn das Volk will nicht bewaffnet werden, und schon gar nicht wollen Deutsche gegen Deutsche bewaffnet werden! Das elementare Erleben in den Weihnachtstagen in Berlin hat es deutlich gemacht, wie unaufhaltsam die Kraft der Herzen aus Ost und West zueinander strebt. Das war wie eine Volksabstimmung von besonderer Art. Wir haben als Kirche nicht zu den technischen Fragen dieser Unternehmung Stellung zu nehmen. Wir haben für den Menschen und seine Rechte einzutreten.“

Davon wird später noch geredet werden müssen. Im Zusammenhang unseres Engagements für den Frieden gilt es aber, dies ernstlich zu bedenken: Die Geschichte der letzten hundert Jahre muß es uns verständlich machen, daß ein wiedervereinigtes Deutschland mit seiner Macht, möglicherweise auch militärischen Macht, für die Welt ein Anlaß zu neuer Sorge und Furcht zu werden droht. Bei unserem verständlichen Verlangen nach unserem Recht auf Wiedervereinigung, Selbstbestimmung u. a. m. sollten wir dies immer vor Augen haben. Den Christen ist aufgegeben, wenn sie nach ihrem Recht fragen, dabei auch immer vor Augen zu haben, ob und wie weit die Durchsetzung ihres Rechtes zugleich dem Wohl und der Sicherheit der anderen dient. In diesem Sinn spricht ein Memorandum über die Behandlung der Deutschlandfrage auf den Prager Friedenskonferenzen 1958-1964, das ein vom Rat der Evangelischen Kirche der Union eingesetzter Ausschuß erarbeitet hat, eine Reihe von Testfragen aus, die hier zu Wort kommen sollen:

1. *„Haben wir Deutsche eingesehen, daß wir auf der politischen Ebene als Volk und Staat für Handlungen verantwortlich sind, deren schwere, von uns verschuldete Konsequenzen wir nüchtern zu sehen haben, statt Politik aus Wunschträumen heraus und fixiert an vergangene Größe treiben zu wollen?“*

2. *Sind wir bereit, insbesondere mit unseren östlichen Nachbarn einschließlich der UdSSR äußeren und inneren Frieden zu suchen und zu schließen und nicht unsere Schuld mit deren späterer Schuld aufzurechnen?*

3. *Sind wir bereit, unser politisches Ziel: Zusammenleben der Deutschen in einer Nation nur innerhalb des übergeordneten Zieles zu verfolgen, unseren Beitrag für ein besseres und friedliches Zusammenleben der europäischen Völker innerhalb der Völkerwelt der Erde zu leisten?*

4. *Sind wir bereit – fast zwanzig Jahre nach der Neuordnung des Siedlungsraumes in Ost-Mitteleuropa, Polen und Tschechen von dem Alptraum befreien zu helfen, daß auf 1938/45 und auf 1945 ff. eine neue Schreckensperiode folgen könnte, in der Schuldige an Schuldigen wiederum schuldig werden und die völkische Existenz beider Nationen erneut von Deutschland aus gefährdet wird?*

5. *Sind wir – in beiden Teilen Deutschlands – bereit, im Zuge der Entspannung, ja vielleicht sogar Annäherung der beiden Weltmächte einfallsreich und beharrlich nach Wegen zu suchen, auf denen die beiden Teile Deutschlands aus schußfertigen Vorposten zweier Machtblöcke zu ausgleichenden Faktoren werden? Es versteht sich, daß auf diesen Wegen die jedem Teil gebotene Loyalität zu der ihn beherrschenden Weltmacht nicht verletzt und das Gleichgewicht beider Paktsysteme nicht gefährdet werden dürfen. Doch heben diese Bedingungen die Frage an uns nicht auf, ob wir geduldig und aktiv mit daran arbeiten wollen, daß beide Gesellschaftssysteme in echter Weise zusammen leben und nach und nach zu einem zwar nuancierten, aber doch harmonischen Miteinander gelangen?*

6. *Sind wir bereit, uns in unserem politischen Denken und Handeln von Propagandapapieren hüben und drüben frei zu machen, mit denen die Sicht der deutschen Frage vernebelt und eine echte Lösung blockiert werden? Diese Bereitschaft ist zu fordern, auch wenn wir in Ost und West nur einen – sicher verschieden bemessenen – geringen*

Spielraum zu politischen Entscheidungen haben. Haben wir es aber gelernt, beim Durchdenken dieser Frage weder alles nur „vom deutschen Standpunkt aus“ zu betrachten und zu entscheiden noch unsere nationale Verantwortung und unser nationales Erbe im Guten und Bösen nicht kennen zu wollen? Werden wir es lernen, nicht immer wieder zwischen diesen beiden Extremen hin und her zu taumeln?

7. Sind wir Deutsche in Ost und West bereit, unsere nationale Zertrennung als eine echte Chance zu begreifen, in unserem Raum die unheilvolle Zertrennung der Nationen in verschiedene Lager beispielhaft überwinden zu helfen? Sehen wir ein, daß unsere Spaltung nicht nur für viele Deutsche bitter und nicht nur eine verdiente Folge unseres Verhaltens ist, sondern daß uns mit der bestehenden Teilung eine Aufgabe gestellt wurde, die es als eine gute Gabe anzunehmen gilt?“

Soweit das Zitat aus der „Stellungnahme“. Wir müssen uns nun wohl Gedanken darüber machen, warum die Behandlung der Frage nach dem Friedensdienst des Christen nicht in größerer Breite und intensiver bis in unsere Gemeinden hinein wirksam wird. Sind die Ergebnisse der Weissenseer Synode von 1950: „Was kann die Kirche für den Frieden tun?“ und ist die „Handreichung zur Friedensfrage“ der EKD von 1963 wirklich so zu unseren kirchlichen Amtsträgern und zu den Gemeinden durchgedrungen, daß sie zum geistigen Besitz der evangelischen Christenheit in Deutschland geworden sind? Wenn nicht, warum nicht? Das mag einmal daran liegen, daß manche Bemühungen auf diesem Gebiet in Welt und Kirche – ich denke dabei etwa an die Prager Friedenskonferenz – vielen Christen als nicht vertrauenswürdig genug erscheinen, sondern daß sie den Verdacht haben, als sollten sie unter dieser Überschrift für eine bestimmte politische Konzeption und Doktrin gewonnen werden. Es sollen jetzt nicht die Gründe für diesen Verdacht untersucht werden, ob er zu Recht oder zu Unrecht besteht. Dahinter verbirgt sich eine große Unsicherheit, die wieder ihren Grund in einer lähmenden Unwissenheit über das Tatsächliche haben mag. Man hat den Eindruck, daß sich einige Spezialisten auf diesem Gebiet einsetzen, und auch diese mit viel Emotion und nicht immer ausreichender Sachkenntnis.

Dieser Vorwurf ist vielleicht nicht ganz unberechtigt. Deswegen möchte ich – im Einvernehmen mit dem Berichterstatter in West-Berlin – der Synode einen Vorschlag unterbreiten, der mich seit langem bewegt und der unabhängig voneinander an verschiedenen Stellen auftaucht und ausgesprochen ist. Wenn aber so etwas geschieht, daß die gleiche Sache an ganz voneinander unabhängigen Stellen als dringlich gesehen wird, dann möchte das wohl ein Zeichen dafür sein, daß die Stunde dafür gekommen ist. Was wir brauchen, ist eine Zentrale, die alle einschlägige Literatur über die Friedensfrage sammelt, verarbeitet und auswertet, wie es mit den Fragen der Bewaffnung, Aufrüstung und Strategie des Krieges intensiv und wissenschaftlich in der ganzen Welt geschieht. Wir brauchen eine planmäßige „Strategie des Friedens“, wie es Robert Jungk in einem sehr aufschlußreichen, erregenden Vortrag, abgedruckt in den „Heften des Deutschen Versöhnungsbundes“ Nr. 34, Juli 1965, unausweichlich fordernd ausspricht. Eine solche Zentrale müßte auch die Arbeit aller Friedensorganisationen und -bewegungen verfolgen, analysieren und auswerten. Sie müßte Informationen weitergeben und laufend und systematisch über diese Frage des elementaren Lebens der Menschheit unterrichten. Sie müßte die Kirche in ihren grundsätzlichen Lehraussagen über Krieg und Frieden wie in ihrer Seelsorge an den Wehrpflichtigen beraten. Sie müßte schließlich auch den Staat bei konstruktiven Vorschlägen für eine Friedensordnung Hilfe zu geben suchen. Das Letzte wäre deswegen besonders wünschenswert, damit nicht aus der Stimme der Kirche lediglich das Nein zur Bewaffnung, zumal zur atomaren Bewaffnung, herausgehört würde, sondern damit ihr positiver Beitrag für eine staatliche Friedensordnung deutlicher und wirksamer würde.

...

Man wird Verständnis dafür haben, daß dieser Teil des Berichts einen breiten Raum

einnimmt. Wenn wir daran denken, was in der Geschichte der großen Kirchen auf diesem Gebiet in der Vergangenheit versäumt wurde, wenn wir an die Aktion des Papstes bei der UNO denken, wenn wir daran denken, wie das Leben der Völker davon abhängt, daß sie eine Friedensordnung finden, durch die die unvorstellbare Katastrophe eines Vernichtungskrieges ausgeschlossen wird, dann ist uns als Kirche im geteilten Vaterland wohl geboten, hier mitzuhelfen, wo immer wir dazu die Möglichkeit haben.

Die Vorschläge Bischof Jänickes zur Errichtung einer kirchlichen „Zentrale für Friedensdienst“ wurden von der EKU-Synode in einer Entschließung aufgenommen (s. S. 78). Sie sind mit einem Arbeitsauftrag an die Kammer der EKD für öffentliche Verantwortung über „Kriegsverhütung und Friedenssicherung“ verbunden worden und stehen im Zusammenhang mit ökumenischen Vorschlägen zur Errichtung eines Friedensinstitutes.

Wie schwer es für die Kirchenleitungen ist, sich für ein unabhängiges Wort im politischen Raum Gehör zu verschaffen, zeigt ein Kommentar, den die „Neue Zeit“ zu dem Bericht Bischof Jänickes brachte:

DER FRIEDE VERLANGT KLARE FRONTEN!

In dem Bericht, den der Magdeburger Bischof D. Jänicke als stellvertretender Ratsvorsitzender der „Evangelischen Kirche der Union“ am 29. November vor der Synodaltagung in Berlin-Weißensee erstattete, war – ähnlich wie in dem zur gleichen Zeit in Berlin-Spandau vorgetragenen Bericht des EKU-Ratsvorsitzenden Präses D. Wilm – genau jener Mut zur Konkretion vorhanden, der den in gequält „gesamtdeutscher“ Uniformität synchronisierten Beschlüssen der beiden Teilsynoden (vgl. NZ, 11. Dezember S. 5) weithin fehlte. Waren doch beide Ratsberichte von dem Willen bestimmt, der in den beiden deutschen Staaten voneinander differierenden Situation unierter Kirchen Rechnung zu tragen. Wieweit dies gelang, ist die Frage, die uns speziell im Hinblick auf den Bericht D. Jänickes jetzt beschäftigen soll.

Wenn sich der westfälische Präses D. Wilm in seiner Westberliner Rede veranlaßt sah, die in der Hassel-Polemik gegen die „Linksprotestanten“ wie in den Reaktionen auf die evangelische Denkschrift erneut sichtbar gewordene antikommunistische Ideologie der Bundesrepublik offen anzugreifen – was ihm sofort den Vorwurf der Westberliner „Morgenpost“ eintrug, zu jenen „Evangelischen in Deutschland“ zu gehören, „die alles Friedensheil aus dem Osten erwarten“ –, so unterließ der Magdeburger Bischof auf der Synodaltagung in der Hauptstadt der DDR nicht, jenen Appell zu wiederholen, mit dem er im März 1964 vor seiner provinzsächsischen Synode die Forderung des Staatsratsvorsitzenden der DDR nach einem vertraglich fixierten Atomwaffenverzicht beider deutscher Staaten unterstützt hatte.

Diesem gerade angesichts des gegenwärtig forcierten Drängens der Bonner Regierung nach Atomwaffen so aktuellen Votum, das leider in der Synodalentschließung unerwähnt blieb, entsprachen jene Bemerkungen zur nationalen Frage, auf die wir in der vergangenen Woche bereits in einem Leitartikel eingingen. Sie gipfelten in der realistischen Erkenntnis, das Zusammenleben der Deutschen in einer Nation sei nur „innerhalb des übergeordneten Zieles zu verfolgen, unseren Beitrag für ein besseres und friedliches Zusammenleben der europäischen Völker innerhalb der Völkerwelt der Erde zu leisten“. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch der Vorschlag zur Bildung eines kirchlichen „Friedensinstitutes“. Dieses müßte „die Arbeit aller Friedensorganisationen und -bewegungen verfolgen, analysieren und auswerten“ und u. a. „auch dem Staat bei konstruktiven Vorschlägen für eine Friedensordnung Hilfe zu geben suchen“.

Neben diesen Ausführungen, die einen weitgehenden Konsens mit der Friedensprogrammatik unseres Staates enthielten, gab es im Bericht des Magdeburger Bischofs auch einige Passagen, in denen kritische Vorbehalte gegen verschiedene Einzelaspekte unserer Politik laut wurden. Weil einige von ihnen – wie etwa die Stellungnahme zu einer internen Instruktion des Gesundheitsministers hinsichtlich der Anwendung des Mutter- und Kinderschutzgesetzes – nach dem Willen der Synode in Konsultationen mit den zuständigen Staatsorganen geklärt werden sollen, beschränken wir uns im folgenden auf zwei Anfragen, die eng mit der den Bericht bestimmenden Friedensthematik zusammenhängen.

1. Die Presseberichterstattung über den Verlauf des Manövers „Oktobersturm“, so meinte der Bischof, habe „bei vielen ein erschrockenes Fragen“ hervorgerufen und den „Geist der Angst vermehrt“. Wer sind diese „vielen“? Die Bürger unseres Staates? Hat nicht sogar die westdeutsche Presse zugeben müssen, daß die Bevölkerung unserer thüringischen Bezirke die Angehörigen der Streitkräfte der im Warschauer Vertrag vereinten sozialistischen Staaten nicht ängstlich und erschrocken, sondern mit herzlicher Sympathie empfangen hat?

Daß auch westeuropäische Experten die Meldung über unsere Manöverübungen nicht als Beitrag zum „Kalten Krieg“, sondern als ernst zu nehmende „Lektion“ verstanden, beweist jenes „Urteil eines Schweizer Militärs“, das die Stuttgarter Wochenzeitung „Christ und Welt“ – acht Tage nach Erscheinen einer redaktionellen Verunglimpfung des Manövers – am 5. November zu publizieren sich genötigt sah und das mit dem bemerkenswerten Satz schließt: „Oktobersturm‘ soll eine Lektion sein, die uns zeigt, daß auch im Warschauer Pakt Armeen vorhanden sind, die militärisch und politisch auf keinen Fall unterschätzt werden dürfen.“ Hätte der Bischof, der ja die Notwendigkeit des Manövers nicht bestreiten wollte, sich nicht zu einer mindest ebenso realistischen Würdigung des friedenssichernden Charakters unseres „Oktobersturms“ entschließen können?

Differenzierte Polemik

2. An die Adresse unserer Pressearbeit war auch der Vorwurf des Bischofs gerichtet, daß „täglich nur das Negative und die Mißerfolge des Westens berichtet werden“. Wie denn? Befinden wir uns nicht mit D. Jänicke in deklariertem Übereinstimmung in der Ablehnung einer deutschen Atombewaffnung? Und sollte uns dies nicht zu einer klaren Abgrenzung gegenüber der Bonner Atomrüstungspolitik verpflichten?

Der Friede verlangt klare Fronten! Einer „Schwarz-Weiß-Malerei“ verfallen wir schon darum nicht, weil wir ehrlich bestrebt sind, alles Positive und jeden Erfolg zu notieren, den in Westdeutschland die an Verständigung und Frieden interessierten Bevölkerungskreisen – unter ihnen auch zahlreiche Christen – erzielen. Sofern unsere Polemik gegen den Bonner Regierungskurs gerade hier nicht sorgfältig genug differenzieren sollte, sind wir für jeden kritischen Leserhinweis – der Bischof weiß dies! – von Herzen dankbar.

Die eben diskutierten Passagen im Bischofsbericht veranlaßten einen Teil der Westpresse, mit Triumph den Beginn eines „verschärften Kirchenkampfes in der Zone“ zu konstatieren. Wir sind gewiß nicht nur mit D. Jänicke, sondern auch mit einsichtigen westdeutschen Kirchenmännern darin einig, daß diese Springer-Aktion von der westdeutschen Diffamierungskampagne gegen realistische Ansätze in der kirchlichen Oder-Neiße-Denkschrift ablenken soll. Wenn wir mit D. Jänicke wie auch mit diesem oder jenem anderen Bischof in der DDR diskutieren, so geschieht dies auf der Basis jener in vielen Jahren gereiften Vertrauensgemeinschaft, die durch kritischen Meinungsaustausch nicht erschüttert, sondern nur geklärt und gefestigt werden kann.

d) Wehrdienst und Wehrdienstverweigerung

Der Einsatz der Christenheit für eine neue Friedensordnung zwischen den Völkern geht weit über die Frage hinaus, ob der einzelne Christ Wehrdienst leisten kann oder nicht. Dennoch findet der christliche Friedensdienst in dem Eintreten für den Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen seine besondere Konkretion. Die Regierung der DDR war in der Behandlung solcher Wehrdienstverweigerer einen für den Bereich der sozialistischen Staaten des Ostens ungewöhnlichen Weg gegangen. Sie hatte im Jahre 1964 für Wehrpflichtige, „die aus religiösen Anschauungen oder aus ähnlichen Gründen den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen“, einen ohne Waffen zu leistenden Wehersatzdienst eingerichtet. Dieser Dienst wird in militärisch geführten Baueinheiten geleistet und gilt als Wehrdienst besonderer Art (s. Kirchl. Jahrbuch 1964, S. 145–150). Bestand schon vor der Schaffung dieses besonderen Wehersatzdienstes der Eindruck, daß man staatlicherseits Konflikte in der Frage der Wehrdienstverweigerung zu vermeiden wünschte, so gilt dies für die Zeit nach der Errichtung der Baueinheiten erst recht. Dabei ist es im allgemeinen auch für die ganze Berichtszeit verblieben. Ein zusammenfassender Bericht über die ersten Erfahrungen mit dem Dienst in den Baueinheiten liegt von römisch-katholischer Seite vor. Dieser Bericht entspricht im großen und ganzen auch der Sicht auf evangelischer Seite. Die mitgeteilte Zahl von 220 Einberufungen für den Ersatzdienst im ersten Durchgang dürfte allerdings erheblich zu niedrig bemessen sein:

WEHRDIENSTERSATZ IN MITTELDEUTSCHLAND

„Herder-Korrespondenz“, Heft 7, Juli 1966, S. 312 f.)

Infolge des Drucks vorwiegend evangelischer Kreise in Mitteldeutschland und um bei pazifistischen Gruppen in der Bundesrepublik glaubwürdig sein zu können, billigte die SED-Führung vor zwei Jahren relativ stillschweigend die Einführung eines Wehersatzdienstes in Baueinheiten für Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen. Die SED gab damals dem Argument nach, daß es auch in der sozialistischen „DDR“ ebenso wie in der Bundesrepublik die Freiheit geben müsse, aus Gewissensgründen den Kriegsdienst verweigern zu können. Inzwischen ist die 18monatige Dienstzeit des ersten Durchgangs abgelaufen und ermöglicht eine erste Übersicht.

Erste Erfahrungen

In Mitteldeutschland gab es im ersten Durchgang nur etwa 220 „Bausoldaten“, die insgesamt auf 6 Standorte verteilt waren. Sie setzten sich zu 80 Prozent aus Christen zusammen (EKD, Freikirchen, Baptisten, Adventisten, Zeugen Jehovas und einigen wenigen Katholiken). Daneben rekrutierten sich die „Bausoldaten“ aus Pazifisten und überzeugten Gegnern des Ulbricht-Regimes, die sich aus Jugendlichen aller Schichten zusammensetzten. Manche Jugendlichen lehnten mit persönlicher Begründung den Wehrdienst ab, zum Beispiel „Mein Bruder ist drüben, ich kann nicht auf ihn schießen!“

Die „Bausoldaten“ erhielten eine sechswöchige Grundausbildung ohne Waffe, aber mit Exerzieren, Kampfstellung beziehen, Sturmbahn und strategischem Unterricht. Während der Grundausbildung bekamen die Kriegsdienstverweigerer keinen Urlaub. Nach der Grundausbildung gab es Urlaub und während des Dienstes Arbeitseinsätze mit vorge-

gegebenem Soll. Bei Übererfüllung waren Prämien bis 20 DM möglich, die mit dem Sold (monatlich 80 DM) ausgezahlt wurden. Die Bautrupps leisteten fast ausschließlich Handarbeit, da sie gemäß Armeeordnung nicht in der Lage sind, Maschinen zu verteidigen. Lediglich zum Baumfällen wurden ihnen Motorsägen zur Verfügung gestellt.

Die Angehörigen dieser Baueinheiten führen die Bezeichnung „Bausoldaten“, eine Beförderung ist ausgeschlossen. Die Dienstzeit beträgt – ebenso wie der Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee (NVA) – 18 Monate. Die Vorgesetzten und Ausbilder waren sämtlich Offiziere und Unteroffiziere der regulären Armee.

Während des ersten Durchgangs war im Verhalten der Vorgesetzten Unsicherheit spürbar, wie sie dieser neuen Aufgabe nachkommen sollten. In verschiedener Hinsicht wurde herumexperimentiert. Am Anfang erzwangen die „Bausoldaten“ vielfach eine Diskussion über alle Arbeitsgänge und in allen Schulungen. Zunächst waren die Ausbilder auch diskussions- und überzeugungsfreudig, als jedoch die Mehrheit von ihnen in einer Abteilung das Gelöbnis verweigerte, wurde mit Zuckerbrot und Peitsche argumentiert, unter anderem Urlaubsversprechungen und Drohungen sowie Einzelaussprachen. In einem Standort soll das Gelöbnis von 60 Prozent der Bausoldaten konsequent verweigert worden sein, obwohl es nicht an Finten fehlte: „Wir wollen einmal eine Generalprobe für die Feier abhalten.“

Auf sich selbst gestellt

Innerhalb der Bautrupps bestand im allgemeinen in den meisten Fragen Einmütigkeit, jedoch konnte diese unter den Bedingungen des totalitären Regimes sich nur spontan äußern und mußte in jedem Fall neu mit etwas wechselndem Anhang demonstriert werden, weil jede erkennbare Organisation oder Gruppenbildung untersagt war und auch vorbereitende Zusammenkünfte oder Versammlungen nicht gebilligt wurden. Offener Beistand oder betonte Solidarität wären als „Mittäterschaft“ oder als versuchte Gruppenbildung angeprangert worden. Jeder Bausoldat hatte, auf sich gestellt, nach seinem Gewissen zu entscheiden, ob er bestimmte Aufträge, die offensichtlich doch noch militärischen Zwecken dienten, akzeptierte oder nicht.

Fast jeder Bausoldat hatte ein Neues Testament mitgebracht, und es wurde ihnen nach vielen Eingaben und Diskussionen auch gestattet, sonntags regelmäßig zum Gottesdienst zu gehen. Vereinzelt wurde ihnen sogar erlaubt, im Kulturraum der Kaserne eine kurze Andacht zu halten. All dies lief unter dem Stichwort „Befriedigung religiöser Bedürfnisse“. Während der Dienstzeit fehlte es nicht an Versuchen, die Bausoldaten durch hohe Staatsfunktionäre oder durch Funktionäre der Ost-CDU zu beeinflussen. Zum Beispiel besuchte der stellvertretende Staatsratsvorsitzende und jetzige Parteivorsitzende der Ost-CDU, Gerald Götting, einige Baueinheiten.

Der Kontakt im Ersatzdienst zu den regulären Einheiten der NVA konnte als sehr gut bezeichnet werden, obwohl verschiedene Offiziere regulärer Einheiten ihre untergebenen Soldaten vor Kontakten mit diesen warnten. Bei dem politisch nicht engagierten Angehörigen der NVA waren sie jedoch geschätzt und wurden nicht als minderwertig angesehen. Vielfach wurde ihr standhaftes Verhalten von anderen Soldaten bewundert. Die Christen unter ihnen unterhielten während ihrer Dienstzeit meist guten Kontakt zu ihren Glaubensgemeinschaften.

Größere Belastungen

In den Familien wurden interessante Diskussionen geführt. Einige ältere Herren äußerten die Ansicht: „Warum sind wir zu unserer Zeit nicht auch Kriegsdienstverweigerer gewesen.“ Mitunter gab es Tendenzen einer ungerechtfertigt scheinenden Glorifi-

zierung, wobei die christlichen Bausoldaten erklären mußten, daß sie keine politischen Oppositionellen sind, sondern daß sie lediglich aus eigener christlicher Gewissensentscheidung ein Zeichen setzen wollten und daß sie nicht gegen den Staat, wohl aber für Christus sind und ihn allein als obersten Herrn anerkennen.

Nach Abschluß ihrer Dienstzeit äußerten jedoch einige von ihnen die Meinung, daß – wenn sie nochmals vor der Entscheidung stehen würden: Bautrupp oder reguläre Armee – sie sich für die reguläre Armee entscheiden würden. Im Bautrupp müsse man sich nämlich täglich neu entscheiden, dagegen könne man in der regulären Armee im geistigen Leerlauf und in Abschaltung den Dienst mit weniger innerer Spannung erledigen.

Die katholischen Bischöfe in Mitteldeutschland haben im Unterschied zu Repräsentanten anderer Religionsgemeinschaften nicht ermunternd zur Kriegsdienstverweigerung Stellung genommen, wenngleich sie die Gewissensentscheidung einzelner Katholiken respektierten und sich schützend vor diese gestellt haben.

Dennoch wurden die Schwierigkeiten und Gewissensbelastungen nicht völlig behoben. Eine nicht genau bekannte Anzahl junger Menschen sah sich nicht in der Lage, den Weg der Baueinheiten zu gehen. Entweder weigerten sie sich, diese Sonderform militärischen Dienstes überhaupt zu leisten, oder versagten sich bei der Arbeit an militärischen Objekten innerhalb der Baueinheiten, oder aber sie lehnten es ab, das besondere Gelöbnis der Baueinheiten abzulegen. Während man nun in der Frage des Gelöbnisses durchweg Entgegenkommen zeigte, kam es in Fällen der Verweigerung des Ersatzdienstes oder bestimmter Arbeiten innerhalb des Ersatzdienstes zu gerichtlichen Verfahren mit Urteilen von 6 bis 18 Monaten Gefängnis. Gegen Ende der Berichtszeit sollen sich acht Wehrpflichtige dieser Art in Haft befunden haben.

So kam trotz manchen Entgegenkommens von staatlicher Seite im einzelnen und trotz der relativ kleinen Zahl strafrechtlicher Maßnahmen die Frage eines echten Ersatzdienstes für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen nicht zur Ruhe. Bischöfe, Kirchenleitungen und Synode haben sich deshalb in dieser Frage immer wieder verwandt. So heißt es in dem Synodalbericht von Bischof Krummacher vor der Pommerschen Synode am 5. November 1965:

Auch die schwerwiegenden ethischen Gewissensentscheidungen, vor denen junge Menschen durch die Einberufung zum Wehrdienst stehen, haben uns in der Berichtszeit ständig beschäftigt. Unsere Pfarrer werden mehr noch als bisher die jungen Menschen seelsorglich in diesen Fragen beraten müssen; wir werden daher eine seelsorgerliche Handreichung unseren Pfarrern in Kürze in die Hand legen. Zu diesem entscheidungsschweren Fragenbereich gehört auch die persönliche Entscheidung des einzelnen, ob er als Christ den Wehrdienst mit der Waffe ablehnen zu müssen glaubt oder nicht. Bekanntlich hat der Staat für diejenigen, die um des Gewissens willen den Waffendienst ablehnen, die Möglichkeit eines waffenlosen Dienstes als Bausoldat gegeben. Wir sind für diese Möglichkeit dankbar, müssen aber gleichzeitig hinzufügen – und das haben wir auch den zuständigen Stellen vielfach gesagt –, daß die jetzt getroffene Lösung, so ernst sie gemeint ist, doch die wirklichen Gewissensfragen nicht in allen Fällen zu beruhen vermag. Es sind Fälle auch in unserem Kirchengebiet vorgekommen, daß junge christliche Bausoldaten, die glaubten, um ihres Gewissens willen die Mitwirkung an militärischen Bauobjekten ablehnen zu müssen, wegen Verweigerung des Gehorsams zu Freiheitsstrafen verurteilt sind. Wir sind für diese um ihres Gewissens willen leidenden jungen Brüder eingetreten. Leider ist es uns bis zur Stunde noch nicht ermöglicht wor-

den, seelsorgerlichen Dienst an diesen jungen Menschen in der Haftanstalt Berndshof bei Ueckermünde zu tun.

Ebenso bewegt uns tief die in keiner Weise hinreichend gewährleistete Glaubens- und Gewissensfreiheit für solche jungen christlichen Männer, die als Soldaten mit der Waffe ihren Wehrdienst ableisten.

Ähnlich äußerte sich Bischof Jänicke vor der EKU-Synode am 29. November 1965:

Und nun verstehe man in diesem Zusammenhang, warum die Kirche heute sich derer besonders anzunehmen sich gerufen weiß, die den Dienst mit der Waffe und die Mitarbeit an der Bewaffnung und Rüstung ablehnen. Man verstehe es doch, wenn wir für sie einen wirklich zivilen Ersatzdienst fordern. Sie sollen es ja nicht leichter haben als die, die mit der Waffe dienen. Das wollen sie auch gar nicht. Ich bin auch überzeugt, daß die allermeisten von ihnen in jedem anderen Staat und jeder anderen Gesellschaftsordnung den gleichen Weg gingen. Es geht ihnen auch nicht in erster Linie darum, daß sie sich persönlich in ihrem Gewissen salviert wissen wollen. Sie verstehen sich vielmehr als Zeugen und Boten einer Welt, in der man nicht mehr durch Bewaffnung, Abschreckung und der damit verbundenen Freund-Feind-Propaganda den Frieden garantieren will, weil schon die Möglichkeit einer bewaffneten Auseinandersetzung heute als ein Irrsinn erscheinen muß in einer Welt, in der jede kriegerische Handlung sich zu einem totalen Vernichtungskampf auszuweiten droht. Und welche höchsten und letzten Güter wären dann wohl noch zu verteidigen, welcher Friede sollte dann wohl mit der Waffe erkämpft werden, wenn ein Krieg das Leben aller Beteiligten sinnlos vernichtet?

Ob wir wohl heute angesichts einer sinnlos gewordenen gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen den Völkern zu einer radikalen Abkehr von der Abschreckung durch eine Politik der Stärke und zu einer neuen Hinwendung zu den Verheißungen Jesu geführt werden, die die Friedfertigen Kinder Gottes nennt und den Sanftmütigen nun eben nicht nur den Himmel, sondern den Besitz der Erde verheißt?

Wir wollen damit gewiß nicht den Weg der Wehrdienstverweigerer als den einzig christlich möglichen verbindlich erklären, wir können nur darum bitten, daß auch diesem besonderen Zeugnis, zu dem sich junge Christen in ihrem an Gottes Wort gebundenen Gewissen gerufen wissen, Raum gegeben wird und sie nicht als Drückeberger angesehen oder gar als Verbrecher bestraft werden. Denn wir meinen allerdings, daß von ihrem Zeugnis eine heilsame und heilende Kraft in die kranke Welt der Kalten und Heißen Kriege ausgehen kann.

Die EKU-Synode beauftragte den Rat der EKU, „dahin zu wirken, daß ein Ersatzdienst auch außerhalb der Streitkräfte sowie außerhalb der Staatsgrenzen bei Völkern anerkannt wird, die lebenswichtige Aufbauarbeiten in Angriff nehmen“. Schon vorher hatte sich die Provinzialsynode von Schlesien im gleichen Sinne an den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht gewandt:

Sehr geehrter Herr Vorsitzender des Staatsrates!

Unsere Synode hat auf ihrer letzten Tagung am 9. des Monats eine Entschließung zur Frage des Wehrrsatzdienstes gefaßt, mit der um Änderung der gegenwärtigen Regelung gebeten wird; eine Ausfertigung dieser Entschließung erlaube ich mir zu überreichen.

Die weitschichtige Problematik der Wehrdienstverweigerung und des Wehrrsatzdienstes zu erörtern, ist nicht Aufgabe dieses kurzen Begleitschreibens; nur zweierlei darf ich wohl anfügen:

Die Kirche stellt sich vor den Wehrdienstverweigerer, der aus einer echten Glaubens- und Gewissenshaltung handelt; einen solchen Beweggrund wird man aber dort anerkennen können, wo der Betreffende seine Überzeugung offen und mutig bekennt und dafür Nachteile und Leiden auf sich zu nehmen bereit ist. Insoweit der Staat in Berücksichtigung des Artikels 41 der Verfassung in der Anordnung über die Aufstellung von Baueinheiten sich grundsätzlich zu einer Respektierung solcher Gewissensbedenken bekannt hat, bestehen zwischen Staat und Kirche keine Meinungsverschiedenheiten. Die trotzdem nach dem heutigen Stande der Dinge verbleibende Gewissensbeschwerung junger Menschen durch die Art des Wehrrersatzdienstes könnte zur allseitigen Befriedigung dadurch beseitigt werden, daß ein Ersatzdienst zum Beispiel im Gesundheitswesen, in der öffentlichen Fürsorge oder dergleichen geschaffen wird. Dies ist das Ziel der beiliegenden Synodal-EntschlieÙung.

ENTSCHLIESSUNG

Die am 8./9. November 1965 in Görlitz zu einer Arbeitstagung versammelte Provinzialsynode unserer Kirche hat unter dem Thema der christlichen Hoffnung gestanden. In der Besinnung darüber haben wir auch über das rechte Zeugnis der Kirche für den Frieden nachgedacht. Dabei hat uns besonders das Anliegen derjenigen jungen Menschen bewegt, die um dieses Zeugnisses willen jede Form von Wehrdienst ablehnen. Die Synode erkennt an, daß in der Einführung des Wehrrersatzdienstes das Bemühen des Staates erkennbar ist, auf Gewissensentscheidungen Rücksicht zu nehmen. Vor uns stehen jedoch die jungen Menschen, deren Gewissensbedenken durch die gegenwärtige Form des Wehrrersatzdienstes nicht behoben sind. Die Synode sieht in dem Verhalten dieser jungen Menschen eine echte Entscheidung christlichen Glaubens und ein Zeugnis für den Frieden. Solcher Entscheidung gegenüber sind Strafmaßnahmen nicht angebracht und können nach unserer Überzeugung auch dem Staate selbst nicht dienen. Wir bitten daher, eine Form des Ersatzdienstes zu schaffen, bei der niemand genötigt wird, entgegen seiner Gewissensüberzeugung bei militärischen Arbeits- und Bauvorhaben mitzuwirken.

Diese Eingabe an Walter Ulbricht wurde in dessen Auftrag von Admiral Verner beantwortet:

Sehr geehrter Herr Präses!

Der Herr Vorsitzende des Staatsrates der DDR hat mir Ihr Schreiben vom 13. 11. 1965 nebst beiliegender EntschlieÙung der Evangelischen Provinzialsynode übergeben und mich mit der Beantwortung beauftragt.

Die ausgehend vom Paragraphen 25 des Wehrpflichtgesetzes erlassene „Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR über die Aufstellung von Baueinheiten im Bereich des Ministeriums für Nationale Verteidigung“ vom 7. 9. 1964 bildet die gesetzliche Grundlage für den Wehrrersatzdienst ohne Waffe. Jungen Bürgern unseres Staates, die vorwiegend aus religiösen Gründen glauben, den Dienst mit der Waffe ablehnen zu müssen, wurde damit ein weitgehendes und vor dem werktätigen Volk in der DDR gerade noch vertretbares Entgegenkommen gezeigt. Im Interesse unserer ganzen sozialistischen Gesellschaft, im Interesse auch der echten Gemeinschaft von Marxisten und Christen auf der Basis des gemeinsamen Kampfes für Frieden und Menschlichkeit kommt es jetzt darauf an, die Wehrgesetzgebung einschließlich der Regelung über den Wehrrersatzdienst vollinhaltlich durchzusetzen.

Wir empfehlen deshalb der Evangelischen Provinzialsynode, nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten auf junge Christen, die aus Glaubens- und Gewissensgründen den Wehr-

dienst verweigern, so einzuwirken, daß diese ihr Gelöbnis als Bausoldaten der DDR ordnungsgemäß und gewissenhaft erfüllen. Gleichzeitig geben wir der Überzeugung Ausdruck, Sie mögen sich auch persönlich diesem Anliegen zum Wohle der sozialistischen Menschengemeinschaft in der DDR nicht verschließen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Verner, Admiral

In den Bemühungen der Kirchen in der DDR um eine echte Anerkennung der Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen sowohl innerhalb der Kirche wie seitens des Staates und der Gesellschaft zeichnet sich ein wichtiger Wandel der Argumentation ab, der keineswegs auf den Bereich der DDR beschränkt ist. Das Eintreten für den Wehrdienstverweigerer geschah auch kirchlicherseits in früheren Diskussionen weitgehend auf der Grundlage eines liberalen Staatsverständnisses, das den gesetzlichen Schutz für Pazifisten aus Überzeugung einschloß. Inzwischen aber kündigt sich eine neue Ethik des Krieges an, die weder die alten Positionen der Lehre vom gerechten Krieg noch die stark individualistisch bestimmten Positionen des Pazifismus vertritt, sondern eine prinzipielle sittliche Ächtung des Krieges mit einer nüchternen Beurteilung gegenwärtiger politischer Möglichkeiten verbindet und auf dem sich damit ergebenden Spannungsfeld von einander widerstrebenden sittlichen Anforderungen einen Beitrag zu einer schrittweisen Überwindung des Kriegszeitalters der Menschheit zu geben versucht. In diesem Zusammenhang ergibt sich dann auch eine neue Bewertung des Wehrdienstverweigerers, dessen Entscheidung als eine christlich legitime anerkannt werden muß.

Diesen Weg versucht eine im Auftrage der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR erarbeitete Handreichung „Zum Friedensdienst der Kirche – Eine Handreichung für Seelsorge an Wehrpflichtigen“ zu geben, die in den Berichten der Kirchenleitungen Ende des Jahres 1965 mehrfach erwähnt wird. Gleichzeitig kündigt sich an, daß es hierüber zu heftigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kirche und Staat in der DDR kommt, die sich erst im Jahre 1966 voll auswirken werden.

e) Bildungs-, Erziehungs- und Jugendfragen

Jugend- und Schulpolitik bleiben weiterhin in der DDR ein Feld besonderer weltanschaulicher Bemühungen und Auseinandersetzungen. Es gibt eine Fülle von Anzeichen dafür, daß man auf politischer Seite mit dem Erfolg der weltanschaulichen, gesellschaftlichen und politischen Erziehung unzufrieden ist. Widerspruchsgeist und Skepsis bei der Jugend machen den verantwortlichen Stellen offenbar zu schaffen. Zugleich aber versucht man den naheliegenden Fehler zu vermeiden, mit offenem Zwang die gesteckten Erziehungsziele zu erreichen. Um so mehr Aufmerksamkeit wird auf die Überzeugungsarbeit in den Schulen, auf die Beeinflussung in den Ferienlagern und auf die Berufserziehung verwandt. Neuerdings scheint auch die weltanschauliche Bedeutung der Jugendweihe wieder stärker herausgearbeitet zu werden, obwohl im Zusammenhang mit der Verabschiedung des neuen Jugendgesetzes vom 4. Mai 1964 nicht nur der freiwillige, sondern auch der weltanschaulich neutrale Charakter der Jugendweihe von

verschiedenen Seiten unterstrichen worden war (s. Kirchl. Jahrbuch 1964, S. 165–167).

Für das Jahr 1965 bestand offenbar Veranlassung zu Klagen gerade in Fragen der Jugendweihe. So heißt es in dem Bericht, den Bischof Fränkel der schlesischen Provinzialsynode in Görlitz am 28. Februar 1966 für das vorangegangene Jahr vorlegte:

Es sind immer wieder die Fragen der Ideologie, die besondere Not machen. Mit großer Sorge haben wir in letzter Zeit im Bereich unserer Kirche Anzeichen dafür beobachten müssen, daß sich hier die Lage verschärft. Noch im Mai des vergangenen Jahres konnte bei der Generalkirchenvisitation im Kreise Hoyerswerda mit einer Ausnahme festgestellt werden, daß zum Beispiel bei der Werbung für die Jugendweihe kein besonderer Druck auf Eltern und Kinder ausgeübt wurde. Die meisten Berichte sprachen davon, daß Entscheidungen für die Jugendweihe mehr kirchlicher Gleichgültigkeit als politischer Nötigung entspringen. Leider lassen jetzt aus verschiedenen Kreisen uns zugegangene Berichte ein weniger günstiges Bild erkennen. So hat zum Beispiel in Niesky die Werbung für die Jugendweihe Formen angenommen, die den Vorsitzenden des Gemeindegemeinderates veranlaßt haben, sich an den Herrn Staatsratsvorsitzenden zu wenden mit der Bitte, daß Eltern und Kinder ihre Entscheidungen ohne Furcht vor Nachteilen treffen können. Ferner möchte ich auf die Vorgänge um das Gedicht „Die Weber“ von Heinrich Heine hinweisen. Bekanntlich enthält die 2. Strophe dieses Gedichtes eine Verfluchung Gottes und kann daher als dem Gedächtnis einzuprägender Lernstoff für Christen nicht in Frage kommen. Während früher in den meisten Fällen ein Gewissenswiderspruch entweder stillschweigend respektiert wurde oder durch örtliche Verhandlungen seine Berücksichtigung fand, war auch hier in letzter Zeit eine Verhärtung festzustellen, so daß die Synode auf ihrer November-Tagung die Kirchenleitung durch formellen Beschluß beauftragte, den zuständigen staatlichen Stellen die Auffassung der Kirche zu unterbreiten. Das ist inzwischen geschehen. Auch der Rat der Evangelischen Kirche der Union hat seinen stellvertretenden Vorsitzenden, Bischof Dr. Jänicke, gebeten, sich in dieser Frage an die Regierung zu wenden. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß unsere Bitten gehört werden. Es muß uns daran liegen, daß die zwischen Staat und Kirche immer wieder notwendigen Gespräche von unnötigen Belastungen freigehalten werden. Oberstes Gebot für solche Gespräche muß die Wahrhaftigkeit bleiben. Dann werden wir auch gegenüber vielen Bedenken, die oft von treuen Gliedern der Kirche gegen diese Gespräche erhoben werden, ein gutes Gewissen haben. Wir werden diese Bedenken um so besser zerstreuen können, je mehr solche Gespräche dazu beitragen, die Bedingungen des kirchlichen Lebens in den Gemeinden zu erleichtern.

Ähnlich hatte sich auch Bischof Jänicke vor der EKV-Synode am 29. November 1965 zu Jugendfragen geäußert:

Daß wir in ideologische Auseinandersetzungen um die letzten Grundlagen unseres Lebens hineingestellt sind, ist eine Tatsache, der wir nicht ausweichen, der wir uns im Osten wie im Westen stellen. Wenn aber diese Auseinandersetzung auf dem Rücken von jungen Menschen und Kindern ausgetragen werden, so dürfen wir nicht stumm bleiben. Es ist eben nicht nur einmal, als eine bedauerliche Entgleisung, sondern wiederholt vorgekommen, daß Schulkinder das Weberlied von Heinrich Heine, das eine Verfluchung Gottes enthält, lernen und laut aufsagen mußten. Das ist ein Beispiel. Es ließen sich dem andere an die Seite stellen. Das soll hier nicht geschehen, sondern das wird Gegenstand der mannigfachen Gespräche auf örtlicher Ebene sein, bei denen schon manche Beschwerden ausgeräumt und bereinigt werden konnten. Wir sind für diese Ge-

sprachsmöglichkeiten dankbar und wollen sie weiterhin fleißig und in aufrichtiger Respektierung der staatlichen Verantwortung wahrnehmen. Wo aber jungen Menschen in Schule oder Wehrdienst, in der Berufsausbildung oder in der Arbeit zu sagen oder zu tun auferlegt wird, was ihrem christlichen Glauben und ihrer Bindung an Gott widerspricht, oder wo sie wegen dieses Glaubens und dieser Bindung im Innersten verletzt werden, da werden wir für sie eintreten – um des Menschen und um der Menschlichkeit willen. Wir meinen, damit auch unserem Staat einen guten Dienst zu leisten. Denn das ist doch auch in seinem Interesse, daß junge Menschen mit ungebrochenem Gewissen und ungeteiltem Herzen in ihren Dienst in Staat und Gesellschaft hineinwachsen.

Die Zahl der Teilnehmer an der Jugendweihe im Jahre 1965 wird bei 5500 Feierstunden mit 220 000 Jugendlichen angegeben, 20 000 mehr als im Vorjahr (nach „Neues Deutschland“ vom 17. Mai 1965). An den Eröffnungsveranstaltungen für die Jugendweihe 1966, die im September 1965 stattfanden, haben nach Berichten der Presse in der DDR ebenfalls über 200 000 Jungen und Mädchen teilgenommen, davon 10 000 in Berlin (Ost).

Im Mittelpunkt der Jugend- und Bildungspolitik stand das „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“, das von der Volkskammer am 25. Februar 1965 beschlossen wurde und mit seiner Verkündung am gleichen Tage in Kraft trat. Gleichzeitig traten das Gesetz vom 2. Dezember 1959 über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens in der DDR (s. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 185–198) und die Verordnung vom 13. Februar 1958 über die weitere sozialistische Umgestaltung des Hoch- und Fachschulwesens in der DDR außer Kraft. Über die Vorgeschichte dieses Gesetzes, den ihm vorangehenden Entwurf der „Grundsätze für die Gestaltung des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“, die öffentliche Diskussion dieses Entwurfes und die kirchliche Beteiligung an ihr haben wir im Kirchl. Jahrbuch 1964, S. 168–183, eingehend berichtet.

Alexander Abusch, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates, berief sich in seiner eingehenden Begründung des Gesetzes in der Volkskammersitzung am 25. Februar 1965 auf die besten Traditionen humanistischen deutschen Erbes, auf das geistige und pädagogische Vermächtnis von Herder, Pestalozzi, Goethe, Diesterweg und Fichte, deren Ideen und Vorstellungen im Gesetz verwirklicht wurden. Ähnlich äußerte sich Prof. Kurt Hager in derselben Sitzung als Sprecher der Fraktion der SED:

Bildung und Erziehung beruhen in unserem sozialistischen Bildungssystem auf wissenschaftlichen Grundlagen. Im Staatsbürgerkundeunterricht und im gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium an den Universitäten und Hochschulen wird die heranwachsende Generation mit den wichtigsten Erkenntnissen der Wissenschaft des Marxismus-Leninismus vertraut gemacht, mit der marxistisch-leninistischen Philosophie und Ökonomie, dem wissenschaftlichen Sozialismus und der marxistisch-leninistischen Ethik. Dies wird unsere Jugend befähigen, die Entwicklung der Natur, der Gesellschaft und des menschlichen Denkens als gesetzmäßigen Prozeß zu begreifen.

Unsere Schulen und Hochschulen haben die Aufgabe, bewußte Sozialisten und gute Fachleute zu erziehen, die sich zur Deutschen Demokratischen Republik bekennen, mit dem Arbeiter- und Bauern-Staat tief verbunden sind und stets bereit sind, ihn gegenüber allen Angriffen der Imperialisten und Revanchisten zu schützen und zu verteidigen. Die Ideale unserer sozialistischen Gemeinschaft, die im sozialistischen Bildungs-

und Erziehungsprozeß vermittelt werden, sind Ideale, die sich alle Bürger zu eigen machen können, ob sie nun Christen oder Marxisten sind. Die humanistischen Ideale des Marxismus und des Christentums schließen sich keineswegs aus. Das wurde vom Vorsitzenden des Staatsrates, Genossen Walter Ulbricht, wiederholt betont.

„Unser Bildungssystem – wichtiger Schritt auf dem Wege zur gebildeten Nation“, Materialien der 12. Sitzung der Volkskammer der DDR, Heft 5, herausgegeben von der Kanzlei des Staatsrates der DDR, 1965, S. 50 f.)

An derselben Stelle begründet Luitpold Steidle die Zustimmung der CDU zu dem Gesetz unter anderem wie folgt:

Dieses Gesetz erweitert die Gemeinsamkeit und die Zusammenarbeit aller demokratischen Kräfte in unserem Staat. Es eint uns alle, Marxisten und Christen, durch die gemeinsame pädagogische Aufgabe, uns zu allseitig gebildeten sozialistischen Persönlichkeiten zu entwickeln.

Es entspricht christlicher Auffassung von der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen, wenn allen Bürgern gleiches Recht auf Bildung, auf verantwortliche und leitende Arbeit in Beruf und Gesellschaft gesichert wird, „unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer sozialen Stellung, ihrer weltanschaulichen Überzeugung, ihrem Glaubensbekenntnis und ihrer Rasse“, wie es im Gesetz heißt.

Verantwortung tragen, zum besten des Menschenbruders wirken, das kann jedoch nur der, der selbst über hohe ethische Qualitäten und über ein gründliches Wissen verfügt, der die Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft kennt und sie bewußt und schöpferisch für den Bruder, für eine Welt der Brüderlichkeit zu nutzen versteht. Kenntnisse des Marxismus-Leninismus gehören daher zum Grundwissen unserer Zeit. Deshalb halten wir es für notwendig, unserer jungen Generation in voller Freiheit ihrer eigenen weltanschaulichen Entscheidung exakte Kenntnisse des Marxismus-Leninismus zu vermitteln.

Wir stellen mit Befriedigung fest, daß im Ergebnis der großen Volksaussprache über das einheitliche sozialistische Bildungssystem der Fassung des Gesetzentwurfes Formulierungen gegeben worden sind, die die feste, vertrauensvolle Zusammenarbeit aller Bürger bei der Verwirklichung des Gesetzes fördern und von vornherein Mißverständnisse bei christlichen Bürgern, bei Eltern und Jugendlichen ausschalten.

In den sozialistischen Bildungseinrichtungen wird unsere junge Generation zur Liebe zur Arbeit und zur Achtung des arbeitenden Menschen erzogen. Dieses Ziel entspricht der vom Evangelium aus an alle Christen gerichteten Forderung, jede Arbeit des Menschen, gleich, ob körperliche oder geistige, zu würdigen. Christliche Pädagogen wie Comenius und Francke, Pestalozzi und Fröbel schließen die Arbeit als menschenbildenden Faktor in ihre Erziehungssysteme ein. Auf diese Erkenntnisse christlicher Pädagogen möchten wir diejenigen hinweisen, die mit dem Blick auf das System der Arbeitserziehung Bedenken geäußert haben wie die, der Mensch werde wohl nur noch als „Träger der Produktion“, nur noch unter dem „Aspekt der Verwertbarkeit und Nützlichkeit“ gesehen. Aber gerade die Arbeit wird im Sozialismus dem von der Ausbeutung befreiten Menschen zur Bestätigung seines Menschseins, wird ihm Voraussetzung, Mittel und Ansporn seiner Persönlichkeitsentwicklung.

In der Ordnung des Sozialismus ist der für den Kapitalismus bezeichnende Gegensatz zwischen der Arbeit und den anderen Lebensbereichen des Menschen aufgehoben. Selbstverständlich widmet sich der sozialistische Mensch seiner Familie, seinem Freundes- und Bekanntenkreis. Selbstverständlich hat er Muße. Aber genauso selbstverständlich ist es, daß er einen Teil seiner freien Zeit für die berufliche Weiterbildung, für die Beschäftigung mit der Kunst, für die ehrenamtliche Tätigkeit im gesellschaftlichen Bereich

nutzt. Auch diese verschiedenartige Beschäftigung führt hinein in den großen Prozeß des Lernens und des Wachstums seiner Kräfte und Fähigkeiten (a. a. O. S. 57 f.).

Die Aufmerksamkeit der Kirchen mußte sich naturgemäß besonders auf den weltanschaulichen Gehalt des Gesetzes und damit auf die Frage richten, wie weit die kirchliche Kritik am Entwurf für die endgültige Fassung des Gesetzes Berücksichtigung fand. Die Umarbeitung des teilweise noch als Vorschlag oder Frage formulierten Entwurfes in die Gesetzesform mit Paragrapheneinteilung machte umfangreiche Umstellungen und Formulierungsänderungen erforderlich. Bei dieser Gelegenheit wird auch eine Reihe von sachlichen Veränderungen vorgenommen. Die häufige Erwähnung der weltanschaulichen Erziehung im Sinne des Marxismus-Leninismus im Entwurf wird im Gesetz eingeschränkt. Das Wort „atheistisch“ taucht im Gesetz nicht mehr auf, die „weltanschauliche Erziehung“ als Begriff verschwindet. Stattdessen wird mehrfach eine Erziehung im Sinne des „Marxismus-Leninismus“ gefordert, auch wird von marxistischer Philosophie gesprochen. Ausdrücke wie sozialistisches Denken, sozialistisches Bewußtsein, neue oder sozialistische Moral, sozialistisches Staatsbewußtsein usw. werden als Forderungen des Gesetzes häufig genannt. Daß Erziehung zum Marxismus-Leninismus mit Erziehung zur Weltanschauung des Marxismus-Leninismus identisch ist, muß natürlich beachtet werden. Zu erwähnen ist noch, daß die Rolle der Familie bei der Erziehung der Kinder im Gesetz selbst im Unterschied zum Entwurf stärker in Erscheinung tritt.

Eingehend wird das neue „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“ vom 25. Februar 1965 in einer Handreichung gewürdigt, die die Evangelische Kirchenleitung der Kirchenprovinz Sachsen auf Wunsch der Synode den Pfarrern und Katecheten am 5. Juli 1965 zuleitete. Die Handreichung beschreibt zunächst den Aufbau und Inhalt des Gesetzes. Und dann heißt es wörtlich:

1. Im Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem sind die in der heutigen Welt der Vollmechanisierung und Automatisierung, der Elektronik und Kybernetik überall anstehenden Bildungsfragen durchaus erkannt und anerkannt. Die moderne Welt mit ihren Planungssystemen stellt überall Bildungsimperative auf, die zu Entwürfen von Bildungssystemen anregen. Das gilt für Ost und West gleichermaßen. In all diesen Bildungssystemen, ganz gleich, in welchen Gesellschaftsordnungen sie entworfen werden, wird

a) der relative Vorrang der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bildung unbestreitbar sein,

b) der Zusammenhang von Theorie und Praxis notwendig sein, allein schon wegen der ethischen Verantwortung des Forschers gegenüber den praktischen Konsequenzen seiner Forschung,

c) vielfältige Anstrengung zur Ausbildung vieler auf den verschiedensten Bildungsstufen erforderlich sein, um die zivilisatorische Selbsterhaltung dieser sich in ihren Ansprüchen ständig steigernden Zivilisationswelt zu ermöglichen,

d) auch ein gewisses Maß von Bildungsplanung zulässig sein in den für den einzelnen schier unübersehbar gewordenen Bildungsbereichen.

2. Mit dieser positiven Wertung der Grundsätze und Ziele des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems ist aber zugleich die kritische Feststellung zu verbinden, daß das Gesetz die Bildungsimperative der Gegenwart ausschließlich im Sinne des Sozia-

lismus beantwortet und damit andere, insbesondere vom Evangelium her gebotene und mögliche Antworten, verneint und ausschließt.

Gewiß wird dabei zu beachten sein, was der Berichtsausschuß der Synode so formulierte:

„Auch unser weltanschaulicher Partner hat seine bestimmten Grenzen, die Wünsche und Bedenken der christlichen Kirche in ein System einzubauen, das als eine konsequente Frucht weltanschaulicher Entscheidung im marxistischen Sozialismus anzusehen ist.“

Aber es bleibt festzuhalten, daß im gesamten Gesetz die Bildungs- und Erziehungskonzeption des Sozialismus marxistisch-leninistischer Prägung nicht nur den relativen, sondern den absoluten Vorrang erhält.

Eine Prüfung der wesentlichen Unterschiede zwischen dem Entwurf und dem Gesetz ergibt: Im Gesetz sind – vielleicht in Berücksichtigung der schriftlich und mündlich vorgebrachten Bedenken auch christlicher Eltern, kirchenleitender Gremien und Persönlichkeiten – manche betont marxistisch-leninistischen Formulierungen des Entwurfs nicht mehr anzutreffen. Doch will das Wort „sozialistisch“ auch im Gesetz gewiß marxistisch-leninistisch verstanden sein. Die Darstellung der Unterschiede zwischen dem Entwurf und dem Gesetz dient deshalb einer entsprechenden Orientierung über das Verständnis des Wortes „sozialistisch“.

Schließlich bringt die Handreichung noch „Ratschläge für die Elternberatung“:

Wenn die Kirche dafür eintritt, daß Eltern die Verantwortung für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder nicht völlig an andere gesellschaftliche Erziehungsmächte delegieren dürfen, sondern immer auch eine eigene Verantwortung wahrzunehmen haben, dann muß sie ihnen auch raten, wie sie ihre Verantwortung wahrnehmen sollen. Für diese Elternberatung geben wir folgende Ratschläge:

1. Nehmt die Bildungsaufgaben ernst, die unsere Zeit an eure Kinder stellt, damit ihr ihnen helfen könnt, den Anforderungen der modernen Welt gerecht zu werden.

2. Macht euch mit dem Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem vertraut, damit ihr wißt, welche Bildungs- und Erziehungsziele, Einhalte und -möglichkeiten in der DDR Gesetzeskraft haben.

3. Lest die Schulbücher eurer Kinder, damit ihr wißt, was eure Kinder lernen sollen und damit ihr kennenlernt, was eure Kinder wissen müssen.

4. Nehmt eure Verantwortung wahr, die euch gem. § 7, 4 des Gesetzes zusteht, besonders in Elternversammlungen der Schule.

5. Meldet euch zu Wort, wenn ihr an euren Kindern schulische und außerschulische körperliche und geistige Überforderungen und Ermüdungen bemerkt und macht nach Möglichkeit konkrete Vorschläge, wie sie vermieden werden können.

6. Meldet euch zu Wort, wenn die Berufsberatung und -lenkung auf die Berufswünsche eurer Kinder, die ihr als Eltern am besten kennt, und auf ihre Anlagen und Fähigkeiten nicht die erforderliche Rücksicht nimmt.

7. Meldet euch zu Wort, wenn eure Kinder keine Freizeit mehr für ihre eigene Entfaltung haben, aber seid gleichzeitig auch ihr darum bemüht, für eure Kinder freie Zeit zu haben.

8. Meldet euch zu Wort, wenn eure Kinder um ihres Glaubensbekenntnisses und um ihres Lebens in Kirche und Gemeinde willen in ihrem in § 2, 1 des Gesetzes festgestellten Recht gemindert oder in Gewissensbedrängnis gebracht werden.

9. Laßt euch bei der Berufsfindung für eure Kinder von eurem Pfarrer und anderen kirchlichen Mitarbeitern auch über die Möglichkeiten, Ausbildungswege und -ziele der kirchlichen Berufe unterrichten.

10. Haltet euch mit euren Kindern zu Gottes Wort und Sakrament. Dann könnt ihr

Antwort geben auf die Glaubens- und Lebensfragen eurer Kinder, die die Schule nicht beantworten kann. So werdet ihr mit ihnen immer gewisser werden: Der Herr will und kann uns eine Erkenntnis des Menschen und seiner Bildungsmöglichkeiten schenken, die weiter ist und tiefer geht als alle menschlichen Erziehungs- und Bildungsentwürfe.

Solche Ratschläge an die Eltern erfordern, daß die Berater

1. die Grundsätze und Ziele der sozialistischen Erziehung und Bildung kennen,
2. über die konkrete Situation der Kinder in Elternhaus und Schule Bescheid wissen,
3. die Erfordernisse und Möglichkeiten der vom Evangelium für Eltern und Kinder gebotenen Entscheidungen jeweils seelsorgerlich bemessen,
4. fürbittend und stellvertretend für die Kinder, Jugendlichen und Eltern eintreten, die um ihres Glaubensbekenntnisses und um ihres Lebens in Kirche und Gemeinde willen durch die Anwendung des Gesetzes angefochten werden und des tätigen Beistandes bedürfen.

Die durch das Gesetz neu aufgeworfenen Fragen nach dem Charakter der Schule werden in einer Stellungnahme untersucht, die von der Kirchenleitung einer Landeskirche erarbeitet und unter dem 5. Juli 1965 allen evangelischen Kirchenleitungen in der DDR zugeleitet wurde:

Am 25. Februar 1965 hat die Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik das „Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“ verabschiedet.

Christen haben ihre Kinder in diese, mit diesem Gesetz geplante Schule zu schicken. Diese Tatsache zwingt die Gemeinde Jesu Christi, ihr Verhältnis zur Schule zu klären und sorgfältig zu überlegen, was sie zu tun hat.

Christen müssen das Gesetz und seine kritischen Punkte kennen.

Christen müssen wissen, worauf sie sich berufen können.

Vor allem müssen sie wissen, was an neuem Einsatz im Dienst an ihren Kindern heute gefordert ist.

Aufs Ganze gesehen ist festzustellen, daß an dem im „Entwurf“ angegebenen Ziel auch im Gesetz festgehalten ist. Es geht um die Formung „sozialistischer Persönlichkeiten“. Die Schule soll den Erfordernissen der technischen Revolution Rechnung tragen. Die Schüler sollen mit hohem Können und Wissen ausgerüstet werden.

Mit letzterem können Christen einverstanden sein, aber sie vermögen auch nicht zu übersehen, daß in dem vielschichtigen Begriff „sozialistisch“ immer auch die Inhalte „materialistisch“ und „atheistisch“ wesentlich mit gemeint sind.

In der öffentlichen Diskussion über den „Entwurf“ haben auch viele Christen Stellung genommen. Ihre Stimmen wurden insofern berücksichtigt, als eine Reihe von besonders beschwerlichen Formulierungen im Gesetzestext nicht mehr vorhanden sind.

I.

1. Weltanschauungsschule

Die im „Entwurf“ mehrfach gebrauchte Formulierung „wissenschaftliche Weltanschauung“ (z. B. S. 30, S. 38) für die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus ist im Gesetz gestrichen. Dennoch will die Schule Weltanschauungsschule sein. Sie will nicht nur „gründliche Kenntnisse des Marxismus-Leninismus ... vermitteln“, sondern will erreichen, daß die Schüler „feste sozialistische Überzeugung gewinnen“. Sie sollen „befähigt werden ... sozialistisch zu denken, zu fühlen und zu handeln“ (§ 5, Abs. 4, vgl. auch § 12, Abs. 2, § 16, Abs. 2, § 27, Abs. 2, § 43, Abs. 3, § 53, Abs. 3). Dieser Anspruch der Schule ist mit dem Christenglauben nicht vereinbar.

Nach wie vor gilt Artikel 41 der Verfassung. Er garantiert jedem Bürger die volle

Glaubens- und Gewissensfreiheit. Christen werden ihn für ihre Kinder geltend machen. Dazu sind sie um so mehr ermächtigt, als in der Präambel des Gesetzes dies ihnen ausdrücklich zugesichert ist: „Alle Bürger unseres Staates, unabhängig von ihrem Geschlecht, von ihrer sozialen Stellung, ihrer Weltanschauungsüberzeugung, ihrem Glaubensbekenntnis, ihrer Rasse, besitzen gleiche Rechte.“

2. Elternhaus und Schule

Der für christliche Eltern so anstößige Satz des „Entwurfs“, wonach nur solche Eltern das beste für ihr Kind wollen, deren Erziehungsabsichten denen der Gesellschaft völlig entsprechen, ist im Gesetz gefallen. Gefallen ist auch die Behauptung, daß allein die Schule Zentrum aller Erziehungs- und Bildungseinflüsse zu sein hat. Doch wird auch im Gesetz behauptet: „Im sozialistischen Staat besteht zwischen gesellschaftlichen Bildungs- und Erziehungszielen und den Interessen der Eltern Übereinstimmung“ (§ 7 Abs. 2).

Im Gesetz wird aber die „große Aufgabe und ... hohe Verantwortung“ der Familie „bei der Erziehung der Kinder zu tüchtigen Menschen und guten Staatsbürgern“ nachdrücklich betont (§ 7 Abs. 4).

Christliche Eltern sind damit voll einverstanden, sie müssen auf dem Recht zur *eigenständigen* Familienerziehung bestehen, auch wenn um des Glaubens willen Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Erziehung nicht zu erzielen ist.

Dieses Recht ist ja in Artikel 31 der Verfassung der DDR und in der Charta der Vereinten Nationen auf Grund der Menschenrechte verankert.

3. Tageserziehung

Im Gesetz wird verfügt, daß die Tageserziehung „für eine ständig wachsende Zahl von Schülern an allen Schulen mit hoher Qualität durchzuführen“ ist (§ 17 Abs. 1).

„Die sozialistischen Betriebe und wissenschaftlichen Institutionen sind verpflichtet, die Tageserziehung ... zu fördern“ (§ 17 Abs. 4).

„Die Lehrer und Erzieher haben die Tageserziehung als *festen Bestandteil* des einheitlichen Bildungs- und Erziehungsprozesses ... zu leiten“ (§ 17 Abs. 5).

Demgegenüber halten christliche Eltern ausdrücklich daran fest, daß im Gesetz von einer pflichtmäßigen Teilnahme *aller* Kinder an der Tageserziehung, insbesondere an der Tagesschule nicht die Rede ist.

4. Kinder- und Jugendorganisation

Das Bildungsgesetz verpflichtet die Einrichtung des sozialistischen Bildungssystems „mit der Freien Deutschen Jugend und ihrer Pionierorganisation ‚Ernst Thälmann‘ ... eng zusammenzuarbeiten“ (§ 7 Abs. 5, vgl. auch § 17 Abs. 5, § 34 Abs. 6, § 58 Abs. 3).

„Die Schüler sind zu befähigen, ihr gesellschaftliches Leben ... in der Pionierorganisation ‚Ernst Thälmann‘ in zunehmendem Maße selbst zu gestalten“ (§ 15 Abs. 1). „Die Betätigung in Pionierhäusern ... ist ein fester Bestandteil des sozialistischen Bildungs- und Erziehungsprozesses“ (§ 7 Abs. 6).

Das Recht der Studenten auf „Mitbestimmung durch ihre gesellschaftliche Organisation, die Freie Deutsche Jugend“ wird festgestellt (§ 58 Abs. 1).

Christliche Eltern entnehmen diesen Bestimmungen, daß nach wie vor kein gesetzlicher Zwang zur Teilnahme an der Kinderorganisation „Ernst Thälmann“ und der „Freien Deutschen Jugend“ besteht. Sie stellen fest, daß das Gesetz entgegen dem „Entwurf“ in bezug auf die Unterstufe die Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ nicht erwähnt.

5. Pädagogische Einzelfragen

Es ist als Ergebnis der öffentlichen Diskussionen anzusehen, daß das Gesetz in einer Reihe wichtiger pädagogischer Einzelfragen eine größere Offenheit sichtbar werden läßt und die endgültige Gestaltung des schulischen Lebens erst auf Grund weiterer Erfahrungen vorgenommen werden soll.

Die *Erziehung zur Arbeit* soll nach wie vor das Zentrum aller Erziehung sein. Im Gesetz wird aber nicht mehr die ideologische Begründung dafür aufgenommen, wonach „die Arbeit als wesentlichste Sphäre des menschlichen Lebens, als Quell aller menschlichen Kultur und allen menschlichen Reichtums ... als erstes Lebensbedürfnis aller“ anzusehen sei.

Auch der vielen christlichen Bürgern anstößige Satz, daß die Verbindung produktiver Arbeit mit Unterricht „nicht nur als Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen“ (S. 27) zu beurteilen ist, ist gefallen.

Nach wie vor bestehen Besorgnisse, daß das im Gesetz geplante Bildungssystem ein Gefälle zur Überforderung hat, z. B. durch die Kürzung der Unterstufe auf 3 Jahre mit dem Ziel, das frühere Pensum von 4 Jahren in 3 Jahren zu bewältigen, ferner durch die Kopplung von Abitur und Erlangung des Facharbeiterbriefes, zumal, da, wie die Erfahrung lehrt, sehr viele Abiturienten den so erlernten Beruf niemals auszuüben gedenken.

Dagegen haben christliche Eltern nichts gegen die grundsätzliche Verbindung von Schule und Arbeitsleben einzuwenden.

Dem Gesetzestext nach soll der *musischen Erziehung* ein größeres Gewicht gegeben werden, als im Entwurf zu erkennen war.

Das begrüßen Christen sehr. Christliche Eltern werden sich mit Nachdruck in der Schule für die Verwirklichung dieser Absicht einsetzen, allerdings werden sie auch aller Ideologisierung musischer Erziehung zu wehren suchen, wie sie sich auf Grund der kommentierenden Rede von A. Abusch (Sonderdruck des Gesetzestextes, S. 21) abzeichnet.

Mit besonderer Genugtuung entnehmen christliche Eltern derselben Rede von A. Abusch, daß in der künftigen Schule dem *Wissensmaterialismus* gewehrt werden soll: „Das ungeheure Anwachsen neu erarbeiteter Erkenntnisse in den Wissenschaften, die Verdopplung des Zustromes an Wissen in etwa Jahren, machen es sinn- und erfolglos, unbegrenzte Wissensmengen zu lehren. Es kommt jetzt entscheidend darauf an, das Wesentliche, das Gesetzmäßige, die Grundstruktur der betr. Wissenschaft und ihre allgemeinen Arbeitsmethoden zu erfassen“ (Sonderdruck des Gesetzestextes, S. 21/22).

Sehr positiv bewerten christliche Eltern auch das Bemühen des Gesetzgebers, die Schüler durch diese Schule zur „selbständigen Aneignung“ der Bildungsgüter (§ 3 Abs. 4), „zum selbständigen Lernen“ (§ 6 Abs. 4) zu führen. Dazu sagt A. Abusch: „Dabei ist das wichtigste die Erziehung zum selbständigen Denken“ (Sonderdruck des Gesetzes, S. 22).

Christliche Eltern werden es sich zur Aufgabe machen, durch ihre positive Mitarbeit dafür zu sorgen, daß die bezeichneten Gefahren abgewendet und die genannten positiven Ziele auch verwirklicht werden.

II.

Angesichts der Tatsache, daß die Schule in der Deutschen Demokratischen Republik auf den Marxismus-Leninismus hin erzieht, sind sich christliche Eltern mit der ganzen christlichen Gemeinde darüber im klaren, daß Gott sie heute ihren Kindern gegenüber zu besonderer Glaubensverantwortung ruft. Es ist nicht von ungefähr, daß wir Chri-

sten heute in eine solche Situation geführt sind. Wir haben uns zu sehr an die Abgabe der Verantwortung gewöhnt. Unsere getauften Kinder können sehr wohl vor einer Gottlosigkeit bewahrt werden, wenn sie von Vater und Mutter von klein auf zum Glauben geführt werden und in der Familie christliches Leben erfahren.

Diese Aufgabe ist jeden Tag neu anzufassen. Darüber ist immer neu nachzudenken, in Gesprächen mit Paten, in Zusammenkünften christlicher Eltern, in der Teilnahme christlicher Familien am Leben der großen Familie Gottes.

f) Ehe- und Familienfragen

Zu den großen Gesetzgebungswerken, durch die die gesellschaftliche Wirklichkeit der DDR im sozialistischen Sinne neu geprägt werden soll, ist auch das „Familien-gesetzbuch der DDR“ vom 20. Dezember 1965 (FGB) zu rechnen, das zusammen mit einem Einführungs-gesetz am 20. Dezember 1965 von der Volkskammer beschlossen wurde und am 1. April 1966 in Kraft tritt (Ges. Bl. der DDR 1966, Teil I, Nr. 1 vom 3. Januar 1966). Das FGB faßt – mit Ausnahme des noch neu zu regelnden Erb-rechtes – das bisher zersplitterte Familienrecht zusammen und löst an diesem Punkt die Rechtsgemeinschaft mit der Bundesrepublik Deutschland endgültig auf.

Ähnlich wie schon bei den vorangegangenen Gesetzen (Jugendgesetz, Gesetz über das einheitliche Bildungssystem) war längere Zeit vorher ein Gesetzentwurf herausgegeben und der Öffentlichkeit zu einer umfangreichen Diskussion zur Verfügung gestellt worden.

An der öffentlichen Diskussion beteiligten sich auch kirchliche Kreise und Organe. Die Gesichtspunkte, unter denen dies geschah, werden an einem für die innerkirchliche Diskussion erarbeiteten Dokument deutlich:

ZEHN FRAGEN ZUM ENTWURF DES FAMILIENGESETZBUCHES DER DDR

Der Entwurf des Familiengesetzbuches der DDR ist nicht isoliert zu betrachten und zu beurteilen. Er muß im Zusammenhang mit der gesamten gesetzgeberischen Arbeit der Deutschen Demokratischen Republik in den letzten Jahren gesehen werden (Arbeits-gesetzbuch, Jugendgesetz, Bildungsgesetz). Außerdem sind zur Einschätzung des Gesetzes die mannigfachen Äußerungen zur sozialistischen Ethik und Moral der letzten Zeit hinzuzuziehen. Es besteht in der Rechtssetzung der DDR eine sich verstärkende Tendenz, Rechtsnormen und Begriffe der sozialistischen Ethik und Moral miteinander zu verschmelzen (Recht = Moral – Moral = Rechtsnorm). So heißt es zum Beispiel in einem in Nr. 8/65 der Zeitschrift „Neue Justiz“ veröffentlichten Aufsatz von Dr. Hilde Benjamin, „Die gesellschaftlichen Grundlagen und der Charakter des FGB-Entwurfs“:

„Schließlich zieht sich durch die Präambel und durch das ganze Gesetz die Übereinstimmung der Anschauungen der sozialistischen Moral mit dem Recht der Familie. Viele der im Entwurf normierten ethischen Verhaltensweisen sind mit staatlichen Mitteln nicht erzwingbar. Sie richten sich an das Bewußtsein der Bürger und geben den gesellschaftlichen Kräften eine Orientierung.“

In einem ersten Überlegungsgang wären etwa folgende Fragen an den vorliegenden Entwurf zu stellen:

1. Ist der Begriff „sozialistisch“, der im Gesetz in verschiedenen Zusammenhängen insbesondere in der Präambel und in §§ 3, 24, 42 auftaucht, in Richtung einer politisch

weltanschaulichen Zielsetzung und Bindung der Ehe und des Familienlebens zu verstehen?

2. Kann es „vornehmste Aufgabe“ christlicher Eltern sein, ihre Kinder „zu Erbauern des Sozialismus zu erziehen“ (§ 3)? Ist die in § 42 niedergelegte Konkretisierung des sogenannten „Sinnes der Erziehung“: u. a. „sozialistische Einstellung zum Lernen und zur Arbeit“, „Einhaltung der Regeln des sozialistischen Zusammenlebens“, „Erziehung zum sozialistischen Patriotismus und Internationalismus“ von christlichen Eltern zu übernehmen? Abgesehen von dieser politisch-weltanschaulichen Zielsetzung der Erziehung erscheint der in § 42 (3) aufgeführte Katalog von weiteren Erziehungszielen etwas dürftig.

3. Was heißt „schwere schuldhafte Versäumnis der elterlichen Pflichten durch den Erziehungsberechtigten“ (§ 51), die zur Entziehung des Erziehungsrechtes führen kann? Kann darunter auch mangelnde Erziehung der Kinder zu „Erbauern des Sozialismus“ etc. verstanden werden?

4. Wer gibt in einem Konflikt, der zwischen Ehepartnern im Blick auf die Erziehung der Kinder auftritt für den Fall, daß keine Einigung erzielt werden kann, den Ausschlag? Sollte man nicht, anstatt die letzte Entscheidung einer Einrichtung zu überlassen, die außerhalb der Ehe steht, zumindest bis zum 14. Lebensjahr des Kindes für einen Stichtscheid eines der beiden Ehepartner eintreten?

5. Ist es überhaupt möglich, einer staatlichen Institution (Organ der Jugendhilfe) im Gesetz weitestgehende Befugnisse einzuräumen, ehe diese Institution in ihrer zukünftigen Zusammensetzung und Strukturierung bereits bekannt ist?

6. Kann angesichts der Tatsache, daß in einer in „Neue Justiz“ 8, 234 veröffentlichten 13 Länder umfassenden internationalen Übersicht der Scheidungshäufigkeit die DDR an fünfter Stelle liegt, in so apodiktischer Weise von entstehenden „Familienbeziehungen neuer Art“ gesprochen werden, die „von den Grundsätzen sozialistischer Moral geprägt“ sind? (Präambel) Sollte es im Blick auf die Stabilität der Ehen nicht zu denken geben, daß, wie in dem Aufsatz „Zur Situation und zur Entwicklung der Familien in der DDR“ („Neue Justiz“ 8) ausgeführt wird, „stark katholische Gebiete der DDR extrem niedrige Scheidungsziffern haben“? Der Aufsatz macht für die Tatsache, daß Westdeutschland in der hier veröffentlichten internationalen Übersicht der Scheidungshäufigkeit erst die vorletzte Stelle einnimmt, „ideologische, insbesondere religiöse Einflüsse“ mitverantwortlich.

7. Sollte im Blick auf die Häufigkeit der Scheidung frühzeitig geschlossener Ehen (die laut BZ Nr. 107/65 und „Neue Justiz“ 8/65 eine steigende Tendenz erkennen läßt) nicht das Ehemündigkeitsalter für den Mann auf 21 Jahre heraufgesetzt werden (§ 5 [4])? Eine solche Bestimmung ist z. B. in dem neuen Familiengesetzbuch der Volksrepublik Polen getroffen worden.

8. Wer ist in der Frage der Ehescheidung antragsberechtigt? Müßten nicht einige konkrete Ehescheidungstatbestände im Gesetz festgehalten werden?

9. Soll die Festlegung der Gesamthöhe der Unterhaltszahlungen für Kinder getrennt lebender Ehepartner oder für Kinder aus geschiedenen Ehen weitgehend dem Ermessen der Gerichte überlassen bleiben? (§ 17 [1] und §§ 19 bis 22) Öffnet dies nicht einer unterschiedlichen Handhabung durch die Gerichte Tür und Tor?

10. Warum ist laut Entwurf des Einführungsgesetzes zum Familiengesetzbuch („Neue Justiz“, S. 272) ein außerhalb der Ehe geborenes, volljähriges Kind grundsätzlich nicht erbberechtigt, während es auch nach erreichter Volljährigkeit noch zum Unterhalt des Vaters herangezogen werden kann?

Das Ergebnis der kirchlichen Diskussion wurde von der „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR“ in einem Schreiben vom 12. Juli 1965 der Regierung übermittelt:

Der Entwurf des Familiengesetzbuches ist in kirchlichen Kreisen mit großem Interesse erörtert worden. Die Sorge um Ehe und Familie hat von jeher die Kirche bewegt. Die Kirche sieht in Ehe und Familie eine Stiftung Gottes zur Erhaltung und Formung des Lebens. In der Familie lernt und übt der Mensch die ihm aufgetragene persönliche Verantwortung und wächst in seine Aufgaben in Kirche und Gesellschaft hinein. Die Kirchen und christlichen Bürger in der Deutschen Demokratischen Republik begrüßen es sehr, daß der Gesetzentwurf nicht nur in seinen grundlegenden Paragraphen, sondern in allen Teilen bemüht ist, Ehe und Familie in ihrer Besonderheit zu schützen und zu fördern.

Aus unserer Verantwortung für die christliche Familie tragen wir aber im folgenden einige Einwände vor, die sich gegen die im Gesetzentwurf deutlich hervortretende *ideologische Sinnggebung* von Ehe und Familie wenden. Auch das Familiengesetz steht unter der Verfassung. Die verbindlichen Aussagen des Artikels 41 der Verfassung, der jedem Bürger volle Glaubens- und Gewissensfreiheit zusichert und die unge störte Religionsausübung unter den Schutz der Republik stellt, können durch das Familiengesetz weder geändert noch eingeschränkt werden. Wir bedauern daher, daß sich an einigen Stellen des Gesetzentwurfes Formulierungen finden, die mißdeutet und allein im Sinne einer materialistisch-atheistischen Zielsetzung und Bindung von Ehe und Familie verstanden werden könnten. Schon in der Präambel findet sich die Wendung, daß „mit der sozialistischen Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik Familienbeziehungen neuer Art, die von den Grundsätzen der sozialistischen Moral geprägt sind, entstehen“. Eine christliche Familie wird diesen Hinweis auf die sozialistische Moral im Sinne einer weltanschaulichen Bindung auf sich nicht anwenden, sondern ist für die Gestaltung ihres Lebens in allen Bereichen an Gottes Wort gebunden.

Von daher wissen sich die Christen verpflichtet, ihre Kinder zu verantwortungsbewußten Gliedern der Gesellschaft zu erziehen. Sie erwarten daher, daß ihr Recht auf religiöse Erziehung ihrer Kinder nicht eingeschränkt oder beeinträchtigt wird. Wenn in den §§ 3, 42, 44 die Erziehung der Jugend „zu Erbauern des Sozialismus“, „zur sozialistischen Einstellung zum Lernen und zur Arbeit“, „zur Einhaltung der Regeln des sozialistischen Zusammenlebens, zur Solidarität, zum sozialistischen Patriotismus und Internationalismus“, „zu aktiven Erbauern des Sozialismus“ programmatisch gefordert wird, so können christliche Väter und Mütter diese Erziehungspflicht im Sinne einer weltanschaulich-atheistischen Auflage sich nicht zu eigen machen. Christen können daher beispielsweise eine Verpflichtung zur Erziehung der Kinder zum Haß gegen Andersdenkende nicht eingehen.

Eltern und Kirchen haben das verfassungsmäßig garantierte Recht, ihre Kinder religiös zu unterweisen und in die Gemeinde zu führen. Der Gewissensentscheidung christlicher Eltern muß es dabei überlassen bleiben, ob und inwieweit sie sich bei der Erziehung ihrer Kinder der Hilfe gesellschaftlicher Organisationen bedienen. Christliche Eltern werden eine solche Hilfe nicht in Anspruch nehmen wollen, wenn sie befürchten müssen, daß die Kinder infolge weltanschaulicher Zielsetzung gesellschaftlicher Organisationen in ihrer Glaubensüberzeugung beeinträchtigt oder diskreditiert werden.

Wir bitten daher zu prüfen, inwieweit Formulierungen, die ideologisch-weltanschaulich verstanden oder ausgelegt werden könnten, in der endgültigen Fassung des Familiengesetzes entbehrlich sind. Zu einzelnen im Gesetzentwurf enthaltenen Bestimmungen tragen wir folgende Bitten und Erwägungen vor:

Der Gesetzentwurf betont die *Rechtstellung der Frau als gleichberechtigte Partnerin des Mannes*. Wir begrüßen, daß in den Formulierungen der §§ 10 und 12 Abs. 2 die Rolle der Frau als Mutter und Hausfrau gesehen und anerkannt wird. Es wird mit

diesen Bestimmungen der Gefahr gewehrt, daß aus dem Prinzip der Gleichberechtigung schematisch eine gleiche Verpflichtung zur Berufsausübung abgeleitet wird.

Die Tatsache, daß die Arbeit des nicht berufstätigen Ehegatten, in der Regel wohl der Frau und Mutter bei der Betreuung der Kinder und im Haushalt, im Gesetz gewürdigt wird, ist ein wichtiges Moment für die Stabilisierung der Familie. Es ist von Medizinern und Pädagogen oft ausgesprochen worden, welche entscheidende Rolle für die gesunde Entwicklung eines Kindes die kontinuierliche Erziehung im Hause, insbesondere der ständige Kontakt mit der Mutter, spielt. Wir haben aus christlicher Verantwortung für die seelische und körperliche Gesundheit der Kinder das dringende Anliegen, es möge dafür gesorgt werden, daß auch in der Praxis diese Grundsätze beachtet werden und jede moralische oder ökonomische Nötigung von Müttern mit kleinen Kindern zur Eingliederung in das Berufsleben unterbleibt.

Nach christlichem Standpunkt ist die Ehe eine grundsätzlich für das Leben geschlossene Gemeinschaft. Angesichts der Häufigkeit von Scheidungen frühzeitig geschlossener Ehen bitten wir dringend, die Frage des *Ehemündigkeitsalters des Mannes* erneut zu überprüfen. Die Gefährdungen junger Ehen, etwa auch durch längere Abwesenheit eines Ehepartners infolge des Dienstes in der Nationalen Volksarmee oder der Fortführung der Berufsausbildung, können nicht übersehen werden.

Aus dem Prinzip der Gleichberechtigung zu folgern, daß als *Familienname* sowohl der Name des Mannes als auch der Name der Frau von den Ehegatten gewählt werden kann, liegt nahe. Die Regelung des § 7 Abs. 2 halten wir jedoch für bedenklich. Freizugeben, daß die Ehegatten verschiedene Namen führen, wird nicht nur in der Praxis zu Komplikationen führen, sondern könnte erkennbar machen, daß den Eheleuten der Wille zur Gemeinschaft, wie ihn § 5 als Grundlage der gesunden Ehe herausstellt, fehlt. Wenige Einzelfälle, wie etwa der, daß eine Ehefrau ihren durch künstlerische oder wissenschaftliche Leistungen bekanntgewordenen Namen weiterzuführen ein berechtigtes Interesse hat, sollte unseres Erachtens durch die im Verwaltungswege zu genehmigende Führung eines Doppelnamens ausreichend geregelt werden können.

Das Familiengesetz sieht das Institut des *Verlöhnisses* nicht mehr als Rechtsinstitut vor. Wir haben die Frage, ob damit das Zeugnisverweigerungsrecht, wie es § 383 der ZPO den Verlobten zubilligte, in Wegfall kommen soll. Wir würden es für eine Gefährdung einer beabsichtigten Eheschließung halten, wenn der oder die Verlobte genötigt werden könnte, gegen den künftigen Ehepartner vor Gericht Zeugnis abzulegen.

Wir bitten, durch eine Ergänzung des § 90 gesetzlich sicherzustellen, daß bei der *Bestellung eines Vormundes* auf die Religionszugehörigkeit des Mündels Rücksicht zu nehmen ist. Die Rechte und Pflichten des Vormundes in § 93 sollten so formuliert werden, daß auch die religiöse Erziehung des Kindes gewährleistet bleibt, auf die die Eltern, als sie das Kind zur Taufe brachten, Wert legen.

Schließlich weisen wir darauf hin, daß das Recht der Kinder, nach Vollendung des 14. Lebensjahres über die Zugehörigkeit zu einer Kirche selbst zu entscheiden (Art. 48 der Verfassung), durch die Bestimmungen über die elterliche Erziehung und die Vormundschaft nicht berührt werden darf.

In vielen Gesprächen mit Pfarrern und Gemeindegliedern ist deutlich geworden: Die christlichen Bürger in der Deutschen Demokratischen Republik erwarten, daß die Führung eines christlichen Ehe- und Familienlebens sowie die christliche Erziehung der Kinder durch das Inkrafttreten eines neuen Familiengesetzes gewährleistet bleiben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

D. Krummacker D. Noth
Bischof Landesbischof

Ein zutreffendes Urteil über die Bedeutung des FGB für die gesellschaftliche Entwicklung und die Stellung von Ehe und Familie in ihr muß von einem

Vergleich zwischen den beiden Entwürfen von 1954 und 1965 sowie zwischen dem Entwurf von 1965 und dem endgültigen Gesetzestext ausgehen. Auch hier zeigt sich wie schon bei früheren Gesetzgebungswerken, daß eine eingehende öffentliche Diskussion zu gewissen Abschwächungen im weltanschaulichen Gehalt und zu einem Abbau ideologisch bestimmter Übersteigerungen führt.

Trotz allem aber ist der ideologisch bestimmte Grundcharakter des neuen FGB unverkennbar. Das gilt bereits für die allgemein moralisierende Tendenz, die dieses Gesetz mit den anderen großen Gesetzen der DDR teilt.

Zu dieser ideologischen Grundlage äußert sich R. Henkys wie folgt:

In nichts unterscheidet sich das neue Familienrecht der DDR von dem in der Bundesrepublik so sehr wie in seiner ideologischen Einbettung und dem damit gleichzeitig unternommenen Versuch, die Inhalte der ehelichen Gemeinschaft und der Kindererziehung beziehungsweise ihre Ziele gesetzlich zu fixieren und moralische Normen zu setzen, von denen Justizminister Benjamin selber meint: „Schließlich zieht sich durch die Präambel und durch das ganze Gesetz die Übereinstimmung der Anschauungen der sozialistischen Moral mit dem Recht der Familie. Viele der im Entwurf normierten ethischen Verhaltensweisen sind mit staatlichen Mitteln nicht erzwingbar. Sie richten sich an das Bewußtsein der Bürger und geben den gesellschaftlichen Kräften eine Orientierung“ („Neue Justiz“ 8/1965).

Die nicht mit materiell-rechtlichen Einzelbestimmungen verbundenen ideologischen Thesen finden sich vor allem in der Präambel und den vier Grundsatzparagrafen des ersten Teils. In anderem Zusammenhang wurde daraus zuvor schon zitiert. Sie weisen dem Gesetz einerseits die Aufgabe zu, den derzeitigen Stand der Familienbeziehungen in der sozialistischen Gesellschaft zu kodifizieren, andererseits eine Projektion auf die Zukunft hin vorzunehmen und weiterer Entwicklung auf dem eingeschlagenen Wege Raum zu lassen. Vor allem deshalb wohl wird im ganzen Gesetz immer wieder an Punkten, die das BGB im Vierten Buch bis ins Detail regeln und die auch im geltenden Familienrecht der Bundesrepublik ausführlich und konkret behandelt werden, zugunsten bestimmter Grundsätze auf genaue Einzelbestimmungen verzichtet. Der freigelassene Raum ist zum Teil und soll weiterhin durch die sich dem jeweils gewünschten Stand der gesellschaftlichen Entwicklung angepaßte Rechtssprechung des Obersten Gerichts ausgefüllt werden.

Reste des Kampfcharakters des sozialistischen Familienrechtes enthält der zweite Absatz der Präambel mit der Feststellung: „Mit dem Aufbau des Sozialismus entstanden gesellschaftliche Bedingungen, die dazu führen, die Familienbeziehungen von den Entstellungen und Verzerrungen zu befreien, die durch die Ausbeutung des Menschen, die gesellschaftliche und rechtliche Herabsetzung der Frau, durch materielle Unsicherheit und andere Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft bedingt waren.“ Positiv geht es in den folgenden Absätzen weiter: „Die von Ausbeutung freie schöpferische Arbeit, die auf ihr beruhenden kameradschaftlichen Beziehungen der Menschen, die gleichberechtigte Stellung der Frau auf allen Gebieten des Lebens und die Bildungsmöglichkeiten für alle Bürger sind wichtige Voraussetzungen, die Familie zu festigen und sie dauerhaft und glücklich zu gestalten. Harmonische Beziehungen in Ehe und Familie haben einen großen Einfluß auf die Charakterbildung der heranwachsenden Generation und auf das persönliche Glück und die Lebens- und Arbeitsfreude des Menschen. In der Deutschen Demokratischen Republik hat die Familie große gesellschaftliche Bedeutung. Sie entwickelt sich zu einer Gemeinschaft, in der die Fähigkeiten und Eigenschaften Unterstützung und Förderung finden, die das Verhalten des Menschen als Persönlichkeit in der sozialistischen Gesellschaft bestimmen ... Das Familiengesetzbuch lenkt die Aufmerksamkeit der Bürger, der sozialistischen Kollektive

tive und der gesellschaftlichen Organisationen auf die große persönliche und gesellschaftliche Bedeutung von Ehe und Familie und auf die Aufgaben jedes einzelnen und der gesamten Gesellschaft, zum Schutz und zur Entwicklung jeder Familie beizutragen.“

Im Lichte der Präambel soll das ganze Gesetz ausgelegt werden, ebenso wie nach den Maßstäben des Paragraphen 1 nach den Worten von Frau Benjamin andere Gesetze einschließlich des Arbeitsgesetzes zu interpretieren sind. Der Paragraph lautet: „Der sozialistische Staat schützt und fördert Ehe und Familie. Staat und Gesellschaft nehmen durch vielfältige Maßnahmen darauf Einfluß, daß die mit der Geburt, Erziehung und Betreuung der Kinder in der Familie verbundenen Leistungen anerkannt und gewürdigt werden. Staat und Gesellschaft tragen zur Festigung der Beziehungen zwischen Mann und Frau und zwischen Eltern und Kindern sowie zur Entwicklung der Familie bei. Die Bürger haben ein Recht auf staatlichen Schutz ihrer Ehe und Familie, auch Achtung der ehelichen und familiären Bindungen. Die sozialistische Gesellschaft erwartet von allen Bürgern ein verantwortungsvolles Verhalten zur Ehe und Familie.“ Daß es sich der Intention nach um ein familienförderndes und nicht um ein familienzerstörendes Gesetzeswerk handelt, ist deutlich. Natürlich bieten die ideologischen Festlegungen und vor allem auch die in den Gesetzestext aufgenommenen inhaltlichen Definitionen der ehelichen Gemeinschaft und der Erziehung auch Handhaben, Familien durch staatliche oder gesellschaftliche Eingriffe zu sprengen. In einem Staatswesen wie der DDR sind solche Möglichkeiten jedoch auch ohne dahin interpretierbare Gesetzestexte vorhanden. Nach der bisherigen Praxis und den zum FGB erschienenen Kommentaren und Erläuterungen gibt es keine Ansatzpunkte dafür, anzunehmen, daß das Gesetz gegen Familien verwendet werden soll, die sich ausdrücklich als nicht sozialistisch, sondern etwa als christlich verstehen. Die immer wieder im Gesetzestext erwähnte Verpflichtung staatlicher und gesellschaftlicher Organe, ehe- und erziehungshelfend tätig zu werden, wird im Gesetz, stärker noch als im Entwurf 1965, dadurch abgefangen, daß solche Tätigkeit auf Wunsch oder auf Antrag von Mitgliedern der Familie, also nicht aus eigener Initiative erfolgen soll.

Die nach dem Gesetz einzurichtenden staatlichen Ehe- und Familienberatungsstellen sind offensichtlich als echte Hilfsinstrumente für Familien gedacht, die mit Konflikten selber nicht fertig werden, und nicht als Institutionen, über die gegen den Willen der Beteiligten in die Familien hineinregiert werden soll. Für die Praxis dürften die ideologischen Sentenzen im FGB nur in seltenen Fällen eine Rolle spielen. Es ist anzunehmen, daß von daher nicht die größte Gefahr für die Entwicklung einer gegensätzlichen Familienrechtspraxis in Deutschland droht.

Wieweit die Legaldefinitionen mehr als ein unverbindliches moralisches Postulat sind, bleibt abzuwarten. Die Ehe wird in Paragraph 5 wie folgt definiert: „Mit der Eheschließung begründen Mann und Frau eine für das Leben geschlossene Gemeinschaft, die auf gegenseitiger Liebe, Achtung und Treue, auf Verständnis und Vertrauen und uneigennütziger Hilfe füreinander beruht. Aus der Ehe soll eine Familie erwachsen, die ihre Erfüllung im gemeinsamen Zusammenleben, in der Erziehung der Kinder und in der gemeinsamen Entwicklung der Eltern und Kinder zu charakterfesten, allseitig gebildeten Persönlichkeiten findet.“

Über die Erziehung heißt es in Paragraph 42: „Das Ziel der Erziehung der Kinder ist, sie zu geistig und moralisch hochstehenden und körperlich gesunden Persönlichkeiten heranzubilden, die die gesellschaftliche Entwicklung bewußt mitgestalten. Durch verantwortungsbewußte Erfüllung ihrer Erziehungspflichten, durch eigenes Vorbild und durch übereinstimmende Haltung gegenüber den Kindern erziehen die Eltern ihre Kinder zur sozialistischen Einstellung zum Lernen und zur Arbeit, zur Achtung vor den arbeitenden Menschen, zur Einhaltung der Regeln des sozialistischen Zusammenlebens, zur Solidarität, zum sozialistischen Patriotismus und Internationalismus.

Die Erziehung der Kinder ist untrennbar mit der Herausbildung solcher Eigenschaften und Verhaltensweisen wie Bescheidenheit, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft und der Achtung vor dem Alter verbunden. Die Erziehung der Kinder umfaßt auch ihre Vorbereitung zu einem späteren verantwortungsbewußten Verhalten zur Ehe und Familie. Die Eltern sollen bei der Erfüllung ihrer Erziehungsaufgaben und zur Gewährleistung einer einheitlichen Erziehung eng und vertrauensvoll mit der Schule, anderen Erziehungs- und Ausbildungseinrichtungen, mit der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ und der Freien Deutschen Jugend zusammenarbeiten und diese unterstützen.“

Auf zwei grundsätzliche Unterschiede zum Familienrecht der Bundesrepublik sei hier noch hingewiesen. Obgleich frühere Übersteigerungen vermieden und die nichtberufstätige Mutter und Ehefrau praktisch als gleichberechtigt anerkannt wird, orientiert sich das FGB grundsätzlich an dem Gesellschaftsmodell, in dem Mann und Frau je selbständig berufstätig sind. Es fehlen also die aus der Orientierung an dem herkömmlichen Familienmodell in der Bundesrepublik entspringenden Bestimmungen über die Schlüsselgewalt der Frau usw. Vielmehr macht das FGB Ernst mit der Vorstellung, daß die familieninterne Arbeitsteilung die häuslichen Lasten und Pflichten auf beide Partner – und übrigens auch auf die älteren Kinder – zu gleichen Teilen verteilen soll oder daß auch der Mann die Hauptlast des Haushaltes und der Erziehung tragen kann, während die Frau das Familieneinkommen durch außerhäusliche Tätigkeit sichert. Zum anderen wird völlig Abstand genommen von der Vorstellung der Ehe und Familie als eines Versorgungsinstitutes. Die vermögensrechtlichen Fragen, die im westlichen Familienrecht eine große Rolle spielen, werden deshalb sehr unbetont und kurz abgehandelt.

Im Zusammenhang mit dem FGB sind besonders stark Recht und Handhabung der Ehescheidung in der DDR erörtert worden. Dabei erregte die relativ hohe Scheidungsquote der DDR besonderes Aufsehen. So entfielen im Jahre 1961 auf 10 000 Einwohner 14,4 Ehescheidungen (USA 21,8; Sowjetunion 13,0; Bundesrepublik Deutschland 8,8; Polen 5,5 – Angaben nach Stat. Jahrbuch der BRD, 1964). Es läßt sich nicht leugnen, daß die Rechtsprechung in der DDR der Tendenz einer Zunahme der Scheidungshäufigkeit entgegenzuwirken sucht.

Diese scheidungshemmende Tendenz der Rechtsprechung wird von dem westdeutschen Juristen auch im neuen FGB festgestellt:

Das Recht der Ehescheidung wird seit der Eheverordnung von 1955 von dem in einer Generalklausel zusammengefaßten Zerrüttungsprinzip beherrscht. Sie wurde im FGB nur geringfügig geändert und lautet jetzt: „Eine Ehe darf nur geschieden werden, wenn das Gericht feststellt, daß solche ernstlichen Gründe vorliegen, aus denen sich ergibt, daß die Ehe ihren Sinn für die Ehegatten, die Kinder und damit auch für die Gesellschaft verloren hat“ (§ 24 I). Dem Urteil hat eine sorgfältige Erforschung der Ehegeschichte voranzugehen. Besonders ist zu prüfen, „ob die Interessen minderjähriger Kinder der Scheidung entgegenstehen oder ob die Scheidung für einen Ehegatten eine unzumutbare Härte bedeuten würde“. Diese mit voller Absicht unscharfen Formulierungen gewinnen Farbe vor dem Hintergrund der bereits dargelegten moralischen Maximen des Gesetzes. Der Staat schützt und festigt die Familie, die er als kleinste Zelle der Gesellschaft versteht und deren Gesundheit und Stabilität ihm daher für die Weiterentwicklung der Gesellschaft im Ganzen außerordentlich wichtig sind. Andererseits können objektiv sinnlos gewordene Ehen diese aufbauende Funktion nicht mehr erfüllen und sind daher zu scheiden. Die Frage nach dem Verschulden kann bei dieser Betrachtungsweise keine Bedeutung haben. Aber auch die Einstellung des beklagten Ehepartners (vgl. § 48 EheG) tritt hinter der Würdigung der objektiven Umstände vollständig zurück. Bemerkenswert ist eine Nuance gegenüber der bisherigen Regelung:

diese stellt den Sinn der Ehe für die Gesellschaft in die gleiche Reihe mit dem Sinn für Ehegatten und Kinder. Die neue Formulierung, welche das Wörtchen „damit“ eingefügt hat, bringt zum Ausdruck, daß der Sinn einer Ehe für die Gesellschaft gerade in ihrem Sinn für die Eheleute und Kinder liegt und sein Verlust kein selbständiges Scheidungskriterium darstellt. Wer die bisherige Rechtsprechung nicht kennt, könnte darin ein Stück Entpolitisierung des Scheidungsrechts sehen. In Wirklichkeit haben jedoch die Gerichte auch bisher die Scheidung nie allein auf die gesellschaftliche Sinnlosigkeit einer Ehe gestützt. Eher wirkte dieses Tatbestandsmerkmal in umgekehrter Richtung regulierend, um eine bereits zerrüttete Ehe aufrechterhalten zu können, wenn die gesellschaftliche Moral dies verlangte. So hat die Rechtsprechung zum Beispiel die Scheidung verweigert, wenn sich ein Mann nach langdauernder Ehe ohne besondere Gründe einer jüngeren Frau zugewandt hatte. Auch wo das Schicksal minderjähriger Kinder auf dem Spiel stand oder eine Scheidung die Lebensverhältnisse des anderen Ehegatten besonders tief verändert hätte, war bereits die bisherige Gerichtspraxis ausgesprochen scheidungsfeindlich. So bringt die Neufassung des § 24 keine Änderung des materiellen Scheidungsrechts. Auch die in der Eheverfahrensordnung verankerte Heranziehung gesellschaftlicher Kräfte aus dem privaten oder betrieblichen Lebensbereich der Ehegatten zur Hilfe bei der Überwindung von Ehekrisen und die Einrichtung von Eheberatungsstellen des Staates dienen der Heilung gefährdeter Ehen.

Bei der Regelung der Scheidungsfolgen konnte die Schuld, entgegen der ursprünglichen Intention, nicht ganz außer acht gelassen werden. Für die Zuteilung des elterlichen Erziehungsrechts, die im Scheidungsverfahren selbst erfolgt, kommt es ausschließlich auf das Wohl der Kinder an. Das Gericht ist daher auch an einen gemeinsamen Vorschlag der Eltern nicht gebunden; es hat von sich aus Feststellungen über den „erzieherischen Einfluß der Eltern, das Verhältnis der Kinder zu ihnen, die Umstände, die zur Ehescheidung geführt haben und die Lebensverhältnisse der Eltern“ zu treffen (§ 25). Notfalls kann es dazu das Jugendamt heranziehen. Unter Umständen kann das Gericht auch beiden Ehegatten vorübergehend, im extremen Fall schwerer schuldhafter Versäumnisse bei der Erziehung auch auf Dauer, das Erziehungsrecht aberkennen (§ 26). Der nichterziehungsberechtigte Elternteil behält die Befugnis zum persönlichen Umgang mit dem Kind, über deren Ausübung sich die Eltern, notfalls unter Vermittlung des Jugendamtes, zu einigen haben (§ 27).

Für die Regelung der Unterhaltsleistungen geschiedener Ehegatten führt das Prinzip der absoluten Gleichberechtigung zu dem Grundsatz, daß jeder für seinen Lebensunterhalt aufzukommen hat und die Ehe kein Versorgungsinstitut darstellt. Auch soll das Scheidungsverfahren von allen materiellen Erwägungen entlastet werden. Im Einklang mit dem bisherigen Recht bestimmt das FGB (§ 29) daher, daß ein geschiedener Ehegatte wie ein getrennt lebender nur dann Unterhalt zu beanspruchen hat, wenn er nicht in der Lage ist, sich selbst durch Arbeit oder aus sonstigen Mitteln zu unterhalten. Auch dann wird der Unterhalt im Normalfall nur für eine Übergangszeit gewährt, die höchstens zwei Jahre dauern darf. Der geschiedene Ehegatte ist also gezwungen, sich Arbeit zu suchen und gegebenenfalls eine geeignete Ausbildung nachzuholen, auch wenn ihn keinerlei Verschulden an der Zerrüttung der Ehe trifft. Auch hier wird das Verschulden nur negativ insofern berücksichtigt, als ein Ehegatte selbst bei Bedürftigkeit die „Übergangshilfe“ nicht verlangen kann, wenn sie „unter Berücksichtigung der Lebensverhältnisse, der Entwicklung der Ehe und der Umstände, die zur Scheidung geführt haben“, nicht gerechtfertigt erscheint (§ 29). Die Vorschriften der Eheverordnung, die sich mit diesen Regeln begnügt hatten, haben in der Praxis zu Unzuträglichkeiten geführt in Fällen, in denen ein Ehegatte erwerbsunfähig war. Daher kann nach neuem Recht die Unterhaltsverpflichtung ausnahmsweise auch unbefristet ausgesprochen werden, wenn vorauszusehen ist, daß sich der Unterhaltsberechtigte keinen eigenen Erwerb schaffen kann und unter Berücksichtigung aller Umstände die

unbefristete Zahlung dem Verpflichteten zumutbar ist (§ 29 II). Stellt sich nach Ablauf der Übergangszeit heraus, daß eine Fortdauer der Unterhaltszahlungen erforderlich und zumutbar ist, so können sie erneut für eine bestimmte Frist oder notfalls unbefristet zugesprochen werden (§ 31). Angesichts der sehr unbestimmten Rechtsbegriffe, von deren Anwendung die Unterhaltsleistung abhängt, ist auch hier dem gestaltenden Ermessen der Gerichte ein außerordentlich weiter Spielraum gewährt. Wie die bisherige Praxis zeigt, werden sie in Notfällen mit Sicherheit angemessene Lösungen finden. Ebenso sicher ist, daß der oft entwürdigende Kuhhandel um die Unterhaltszahlungen, der in der Bundesrepublik zum alltäglichen Begleitumstand von Ehescheidungsprozessen gehört, und viele der dem Scheidungsurteil folgenden, nicht minder häßlichen Unterhaltsprozesse durch diese Vorschriften verhindert werden. Das FGB sichert seine Regelung noch mit der Anordnung, daß Unterhaltsverträge nur im Scheidungsverfahren selbst geschlossen werden können (§ 30 III). So gesehen erscheint diese Lösung gesund. Gleichwohl ist sie mit der umfassenden Gestaltungsbefugnis der Gerichte und dem mittelbaren Arbeitszwang so fundamental vom sozialistischen Rechtsbewußtsein geprägt, daß ihre Übernahme auch de lege ferenda bei uns schwerlich erwogen werden kann. Immerhin ist sie in einer Reihe von Einzelheiten ernsthafter Diskussion würdig (Thomas Raiser, a. a. O. S. 426 f.).

Wir kommen nun zu einer Maßnahme auf familienpolitischem Gebiet, die die Kirchen in der DDR in der Berichtszeit besonders stark beschäftigt hat. Es handelt sich um eine Neufassung der Bestimmungen über die Schwangerschaftsunterbrechung, die bisher in § 11 des „Gesetzes über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau“ (MKSchG) vom 27. September 1950 geregelt war. Während die alte kommunistische Tradition eine sehr weitgehende Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung aus medizinischen und sozialen Gründen bejahte, vollzog das MKSchG eine starke Einschränkung. Danach war eine künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft nur zulässig,

wenn die Austragung des Kindes das Leben oder die Gesundheit der schwangeren Frau ernstlich gefährdet oder wenn ein Elternteil mit schwerer Erbkrankheit belastet ist. Jede andere Unterbrechung der Schwangerschaft ist verboten und wird nach den bestehenden Gesetzen bestraft.

Eine Neufassung dieser Bestimmung wird in einem Aufsatz von Dr. Karl-Heinz Beyer (Sektorenleiter im Ministerium der Justiz) und Dr. med. Joachim Rothe (Oberarzt im Institut für Sozialhygiene, Berlin-Lichtenberg) „Zur Verhütung illegaler Schwangerschaftsunterbrechungen“ („Neue Justiz“, 20. Jg., Nr. 13, 1. Juliheft 1966) folgendermaßen begründet:

In einer vom damaligen Minister für Arbeit und Gesundheitswesen erlassenen Rundverfügung vom 4. Oktober 1950 wurde die Auffassung des Gesetzgebers über die Belastung eines Elternteils mit schwerer Erbkrankheit präzisiert. Als Belastung mit schwerer Erbkrankheit ist anzusehen, wenn mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß das Kind an einer Erbkrankheit leiden wird, durch die es in seiner gesundheitlichen und gesellschaftlichen Vollwertigkeit dauernd erheblich beeinträchtigt wird. Dagegen wurde nicht näher erläutert, unter welchen Voraussetzungen die Schwangerschaft unterbrochen werden kann, wenn die Austragung des Kindes das Leben oder die Gesundheit der schwangeren Frau ernstlich gefährdet. Die bis dahin übliche Gruppierung der Indikationen in medizinische, soziale und ethische führte vielerorts dazu, diese in

§ 11 MKSchG enthaltene Formulierung nur bei Vorliegen eng medizinischer Indikationen als Erlaubnis zur Schwangerschaftsunterbrechung aufzufassen. In der Praxis dominierte deshalb die Ansicht, die Genehmigung einer Schwangerschaftsunterbrechung dürfe sich nur auf rein medizinische Befunde stützen; die Lebensbedingungen der Antragstellerin seien nicht einzubeziehen. Das stand im Gegensatz dazu, daß es nach der modernen medizinischen Wissenschaft notwendig ist, den Menschen in seinen Lebensverhältnissen zu betrachten, um zu einer gültigen Diagnose und einer wirksamen Therapie zu gelangen.

Diese zwischen Theorie und Praxis bestehende Unstimmigkeit war Anlaß, die Verwendbarkeit des Begriffs „medizinische Indikation“ im Zusammenhang mit § 11 MKSchG zu überprüfen. Der Begriff „medizinische Indikation“ ist in der gesetzlichen Regelung der Schwangerschaftsunterbrechung nicht erwähnt. Diese Feststellung ist deshalb von großer Bedeutung, weil für die Entscheidungen der Kommissionen nur das Gesetz verbindlich sein kann. Danach darf aber eine Schwangerschaft nicht nur dann unterbrochen werden, wenn das Leben der schwangeren Frau gefährdet ist, sondern auch dann, wenn ihre Gesundheit ernstlich gefährdet würde. Während der Begriff „Leben“ keiner Erörterung bedurfte, war eine Verständigung über den Inhalt des Begriffs „Gesundheit“ erforderlich. Insoweit ist u. E. von dem in der Konstitution der Weltgesundheitsorganisation (WHO) festgelegten Prinzip „Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity“ auszugehen. Daraus ergibt sich, daß für die Beurteilung des Gesundheitszustandes der medizinische und der soziologische Befund als Einheit berücksichtigt werden muß.

Der Begriff „medizinische Indikation“ kann im Zusammenhang mit § 11 MKSchG demnach nur im Sinne der Einheit von medizinischem und soziologischem Befund verwendet werden. Um eine Entscheidung im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen über die Schwangerschaftsunterbrechung treffen zu können, bedarf es sowohl einer exakten und unangreifbaren Diagnose als auch einer Prognose, die dem durch die Austragung des Kindes bedingten Leistungsanspruch an die Schwangere voll entspricht. Das bedeutet, daß die in Aussicht stehenden Folgen und Dauerschäden unter Berücksichtigung der Umweltbedingungen ebenso sorgfältig geprüft und hinsichtlich ihrer Schwere abgewogen werden müssen wie der augenblickliche Zustand der Schwangeren. Die Prognosestellung erfordert besonders große Erfahrung und ein Höchstmaß an Verantwortungsbewußtsein. Diese Darlegungen sind notwendig, um die in der Vergangenheit recht unterschiedliche Praxis der Genehmigung von Anträgen auf Schwangerschaftsunterbrechung zu verstehen.

Seit Erlaß des MKSchG verminderte sich laufend die Anzahl der genehmigten Schwangerschaftsunterbrechungen. In den Jahren von 1959 bis 1962 wurde nur eine Genehmigung auf 20 000 der Bevölkerung erteilt. Eine gleiche Entwicklung nahmen die Anträge auf Schwangerschaftsunterbrechung. Wie niedrig die Unterbrechungsziffer ist, wird bei einem Vergleich mit den entsprechenden Zahlen anderer Länder deutlich. So betrugen die Unterbrechungsziffern auf 10 000 der Bevölkerung im Jahre 1961 in Schweden 3,5; in Polen 48,5; in Jugoslawien 58; in der CSSR 69; in Bulgarien 88,5; in Japan 111; in Ungarn 170. Diese Zahlen sind in den letzten Jahren vielfach noch weiter angestiegen.

Die Ursache für die niedrigen Unterbrechungsziffern in der DDR kann nicht nur in einer Verbesserung der therapeutischen Möglichkeiten und der Lebensbedingungen der Schwangeren gesucht werden, sondern ist vor allem in der oben dargelegten Auffassung zu suchen, daß sich die Genehmigung einer Schwangerschaftsunterbrechung nur auf isolierte medizinische Befunde stützen dürfe. Diese enge Beurteilungsweise führte dazu, daß die Aussichten auf eine Genehmigung nur gering waren. Deshalb wandten sich nur noch wenige Frauen vertrauensvoll an die Kommissionen. Diese Kommissionen verhielten sich auch oft so ablehnend, daß zahlreiche Frauen von vornherein auf eine An-

tragstellung verzichteten. Dieser Zustand leistete illegalen Schwangerschaftsunterbrechungen Vorschub.

Seit dem Jahre 1963 wurden jedoch wieder mehr Anträge auf Schwangerschaftsunterbrechung gestellt, was zweifellos auf die zahlreichen Diskussionen der Bevölkerung über die Arbeitsweise der Kommissionen zurückzuführen ist. Wie unterschiedlich die Auffassungen der einzelnen Kommissionen über die Anwendung des § 11 MKSchG waren, ergibt sich aus den genehmigten Anträgen auf Schwangerschaftsunterbrechung. Sie lagen im Jahre 1964 zwischen 2,4 und 0,2 je 10 000 der Bevölkerung (a. a. O. S. 396 F.).

Der Minister für Gesundheitswesen erließ am 15. März 1965 eine Instruktion, die unter Berücksichtigung der Ergänzungen vom 5. Juni 1965 durch Bekanntmachung vom 22. Oktober 1965 veröffentlicht wurde („Verfügungen und Mitteilungen des Ministeriums für Gesundheitswesen“ 1965, Nr. 23/24, S. 185 ff.; Textausgabe „Mütter-, Kinder- und Jugendgesundheitsschutz“, Staatsverlag der DDR, Berlin 1966). Diese auf dem Verordnungswege erlassene und zunächst mit einer gewissen Geheimhaltung umgebene Instruktion gilt als Ausführungsbestimmung zum MKSchG. Nunmehr kann eine Schwangerschaftsunterbrechung genehmigt werden,

wenn die auf Grund der ärztlichen Untersuchung gestellte Diagnose und Prognose bei Berücksichtigung der Lebenssituation der Schwangeren eine Gefährdung ihres Lebens oder eine ernstliche Herabsetzung ihrer physischen und psychischen Gesundheit infolge der durch Austragung oder Pflege des Kindes entstehenden Belastungen erwarten läßt (Karl-Heinz Beyer und Joachim Rothe, a. a. O. S. 397).

Im einzelnen sind die Voraussetzungen erfüllt,

- a) wenn die auf Grund der ärztlichen Untersuchung gestellte Diagnose und Prognose bei Berücksichtigung der Lebensumstände der Schwangeren eine Gefährdung ihres Lebens oder eine ernstliche Herabsetzung ihrer physischen oder psychischen Gesundheit infolge der durch Austragung der Schwangerschaft oder durch die Pflege des Kindes entstehenden Belastungen erwarten läßt. Somit besteht die Berechtigung zur Genehmigung auch,
 - b) wenn die Schwangere im 40. Lebensjahr steht oder älter ist,
 - c) wenn die Schwangere jünger als 16 Jahre ist,
 - d) bei Schwangeren, die vier Kinder mit einem durchschnittlichen Geburtenabstand von weniger als 15 Monaten geboren haben und die bestehende Schwangerschaft nicht später als sechs Monate nach der letzten Geburt begann,
 - e) bei Schwangeren, denen allein oder gemeinsam mit ihrem Ehemann das Sorgerecht für fünf oder mehr in ihrer Familie lebende Kinder obliegt,
 - f) bei Schwangeren, bei denen es infolge einer verbrecherischen Handlung zur Schwangerschaft gekommen ist, sowie
 - g) wenn mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß das Kind an Geisteskrankheit oder anderen ernstlichen Abnormitäten leiden wird.

Es dürfen aber keine Schwangerschaftsunterbrechungen genehmigt werden,

- wenn die Schwangerschaft länger als zwölf Wochen besteht;
- wenn innerhalb der letzten sechs Monate bereits eine Schwangerschaftsunterbrechung vorgenommen wurde;

wenn infolge der Schwangerschaftsunterbrechung mit großer Wahrscheinlichkeit die Verschlimmerung einer bei der Schwangeren vorliegenden Erkrankung erwartet werden muß und

wenn die Schwangere angibt, durch eine verbrecherische Handlung schwanger geworden zu sein, der Staatsanwalt oder das Untersuchungsgefängnis aber nach Prüfung der Anzeige kein Ermittlungsverfahren einleitet.

Von dieser Regelung sind nur die Fälle ausgenommen, in denen die Austragung des Kindes das Leben der Schwangeren mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bedrohen würde.

In weiteren Punkten der Instruktion werden unter anderem die Schwangere behandelnden Ärzte verpflichtet, ihre Patientinnen über die Bestimmungen zur Unterbrechung zu beraten, falls das deren Interesse förderlich ist. Über Anträge auf Schwangerschaftsunterbrechung haben innerhalb 14 Tagen nach Antragstellung die Kreiskommissionen für Schwangerschaftsunterbrechung zu entscheiden, die aus drei Ärzten, einer Fürsorgerin und der Kreisvorsitzenden des „Demokratischen Frauenbundes Deutschlands“ bestehen. Die Kommissionen entscheiden mit Stimmenmehrheit. Bei Ablehnung eines Antrages durch die Kreiskommission ist ein Berufungsverfahren bei der Bezirksdirektion vorgesehen. Der Antragstellerin soll Gelegenheit gegeben werden, vor der Kommission sich zu ihrem Antrag zu äußern. Auf ihr persönliches Erscheinen kann verzichtet werden, wenn zu erwarten ist, daß die Kommission dem Antrag stattgeben wird. Die Schwangere soll über die Gefahren des Eingriffs (Möglichkeit dauernder Unfruchtbarkeit) belehrt werden. Das Antragsverfahren ist gebührenfrei. Die Kosten für genehmigte Eingriffe hat die zuständige Krankenversicherung zu tragen. Nicht genehmigte Eingriffe bleiben verboten und strafbar.

Es sollte nicht unbeachtet bleiben, daß die Mitglieder der Kommissionen ausdrücklich verpflichtet sind,

gegen jegliche dem MKSchG und der Instruktion widersprechende Tendenz zu Schematismus und unwissenschaftlicher Enge oder Weite in der Beurteilung von Anträgen entschieden Stellung zu nehmen. Jeder Fall muß gewissenhaft beurteilt werden. Beweggründe und Argumente, die Kommissionsmitglieder zur Gegenstimme veranlaßt haben, müssen im Sitzungsprotokoll vermerkt werden (Karl-Heinz Beyer und Joachim Rothe, a. a. O. S. 398).

Gleich nach Bekanntwerden der Instruktion vom 15. März 1965 setzte in Kreisen der Kirchen, der Ärzte und Krankenhäuser eine lebhafte Diskussion dieser starken Erweiterung legaler Schwangerschaftsunterbrechungen ein. Namentlich auch evangelische und katholische Ärzte machten unter sittlichen und medizinischen Gesichtspunkten stärkste Bedenken gegen die Neuregelung geltend. Es kam zu einer erst später bekanntgewordenen Ergänzung der Instruktion vom 5. Juni 1965, in der unter anderem festgestellt wurde, daß konfessionelle Krankenhäuser nicht mit der Durchführung von Schwangerschaftsunterbrechungen auf Grund der neuen Bestimmungen beauftragt werden sollten.

Die kirchlichen Einwände konnten am 24. September 1965 in einem mehrstündigen Gespräch durch Vertreter der evangelischen Kirche dem Minister für Gesundheitswesen, Sefrin, und seinen Mitarbeitern vorgetragen werden. Dabei

stellte der Gesundheitsminister in Aussicht, daß ein Kommentar, der der Mißdeutung der Instruktion im Sinne einer allgemeinen Lockerung des Gesetzes wehren solle, in der medizinischen Fachliteratur erscheinen solle. Die publizistische Behandlung dieser Aussprache veranlaßte die „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR“, sich noch einmal schriftlich an den Gesundheitsminister zu wenden:

Sehr geehrter Herr Minister!

Am 24. September d. J. haben wir Ihnen mündlich die Bedenken unserer evangelischen Kirchen zu der von Ihnen im März d. J. herausgegebenen „Instruktion zur Anwendung des § 11 des Gesetzes über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau vom 27. September 1950“ vorgetragen. Leider ist durch die ohne unsere Mitwirkung herausgegebene Presseverlautbarung über unser Gespräch und durch unzutreffende Mitteilungen über unser Gespräch in Versammlungen der Ärzte der sachlich nicht zutreffende Eindruck entstanden, als wenn unsere Ihnen vorgetragenen Bedenken ausgeräumt seien. Unsere Bemühungen, eine sachliche Unterrichtung wenigstens in der kirchlichen Presse zu vollziehen, sind durch das Presseamt der Regierung leider unmöglich gemacht worden. Das veranlaßt uns, sehr geehrter Herr Minister, noch einmal schriftlich unseren Standpunkt Ihnen gegenüber zu umreißen:

Wir begrüßen zwar Ihre Erklärung, daß diese Instruktion nicht ohne Kommentierung bleiben solle, um vor allem der von uns mit Sorge beobachteten Tendenz, sie als Freibrief für eine generelle Freigabe der Interruptio auszulegen, entgegenzutreten; wir haben aber bisher leider keine Kenntnis von diesem Kommentar erhalten.

1. Jede Form der Interruptio ist Tötung eines keimenden Lebens, denn im Augenblick der Empfängnis an ist Leben entstanden. Wir verweisen darauf, daß dieser Grundsatz in der Rechtsprechung gilt. Er sollte auf jeden Fall gewahrt bleiben. Eine illegale Interruptio ist Mord. Eine legale Interruptio bleibt Tötung von keimendem Leben, die nur bei akuter Gefährdung des Lebens der Mutter im äußersten Notfall zugestanden werden kann.

Völlig abwegig scheint uns die Erwägung, aus der Gleichberechtigung von Mann und Frau sei das Recht der Frau abzuleiten, selber darüber entscheiden zu können, ob sie eine Schwangerschaft austragen will oder nicht.

Zweifellos bedürfen die Fragen einer verantwortlichen Familienplanung ernstester Überlegung. Für sie kann aber die Schwangerschaftsunterbrechung kein Mittel sein. Ausschlaggebend für eine Schwangerschaftsunterbrechung dürfen nur ernste medizinische Gesichtspunkte sein.

2. Wir wiederholen mit allem Nachdruck, daß die persönliche Gewissensentscheidung des Arztes, der die Interruptio vornehmen soll, in jedem Fall respektiert wird. Ärzte haben es uns gegenüber immer wieder ausgesprochen, daß jede Interruptio, auch die von einem Facharzt durchgeführte, einen schweren Eingriff darstellt und mit Gefahren für Leben und Gesundheit der Schwangeren verbunden bleibt, häufig genug auch den Tod oder dauernde Gesundheitsschädigung der Schwangeren zur Folge hat. Kein Kommissionsbeschuß kann darum dem Arzt die letzte personale Gewissensentscheidung und Verantwortung abnehmen. In einem echten Gewissens- und Pflichtenkonflikt muß die Gewissensentscheidung des Arztes respektiert werden, ohne daß ihm daraus berufliche Nachteile erwachsen. Auch Schwestern und weiterem mittleren medizinischen Personal muß die Freiheit der Gewissensentscheidung garantiert bleiben.

3. Schon am 24. September haben wir ausgeführt, daß wir als Folge der Instruktion einen Deichbruch im sittlichen Volksempfinden befürchten. Die Entwicklung der letzten Monate hat diese Befürchtung, nach allem was wir gehört haben, bestätigt. Nach unseren Informationen ist eine sprunghafte Zunahme der von den Kommissionen genehmig-

ten Anträge auf Interruptio bis auf das dreifache des Vorjahres festgestellt worden, insbesondere wird dem Verlangen von unter 15jährigen und über 39jährigen Schwangeren sehr unbedenklich stattgegeben. Daß die Zahl der kriminellen Aborte demgegenüber wesentlich zurückgegangen sei, konnte nicht festgestellt werden.

Angesichts dieser Entwicklung erscheint es uns mehr denn je nötig, daß staatlicherseits klar herausgestellt wird:

Der Grundsatz der Achtung vor dem keimenden Leben darf nicht verletzt werden.

Die legale Schwangerschaftsunterbrechung kann nur die letzte Möglichkeit angesichts akuter Bedrohung des Lebens der Schwangeren sein.

Familienpolitik und sexuelle Aufklärung zielen darauf, das Verantwortungsgefühl vor dem keimenden Leben zu heben und eine bewußte positive Einstellung zur Familie und zum Kind zu erreichen.

Wir werden nicht nachlassen, dem zu wehren, daß das göttliche Gebot der Achtung vor dem Leben verletzt wird.

Im Sinne dieses Briefes haben in den nächsten Wochen fast alle evangelischen Bischöfe in ihren Synodalberichten zur Frage der Schwangerschaftsunterbrechung Stellung genommen. In ähnlicher Weise äußerten sich die römisch-katholischen Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der DDR in einer Kanzelerklärung, die am 7. November 1965 verlesen wurde:

Seit einigen Monaten wird auf Grund neuer Weisungen bei den Einrichtungen des Gesundheitswesens die Unterbrechung der Schwangerschaft in vielen Fällen genehmigt und durchgeführt. Es besteht die dringende Sorge, daß damit eine unheilvolle Entwicklung für das ganze Volk beginnt: Die Ehrfurcht vor dem werdenden Leben geht verloren; die illegalen Abtreibungen werden nach allen bisherigen Erfahrungen trotzdem nicht aufhören; Ärzte, Hebammen und Krankenschwestern, die aus christlichem Gewissen und Berufsethos dabei nicht mitwirken können, werden mit beruflichen und persönlichen Nachteilen rechnen müssen.

Die Kirche darf dazu nicht schweigen.

Sie kennt und würdigt die Schwierigkeiten der Eheleute und der Gesundheitsbehörden. Sie ist bereit, zu Lösungen, die der Würde der Ehe und des menschlichen Lebens entsprechen, beizutragen.

Sie kann aber niemals der Tötung unschuldigen Menschenlebens zustimmen, weil dies niemals eine Lösung ist, weder für einen Christen noch überhaupt für die menschliche Gesellschaft. Sie muß fordern, daß Ärzte, Hebammen und Krankenschwestern nach ihrem Gewissen handeln können.

Wir katholischen Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der Deutschen Demokratischen Republik sind verpflichtet, die unveränderte kirchliche Lehre von der Unantastbarkeit des werdenden Menschenlebens zu verkünden, die gerade jetzt auf dem Konzil von allen katholischen Bischöfen der ganzen Welt neu bestätigt wurde. Der in der Diskussion angenommene Text lautet:

„Die Heilige Synode weiß um die oft zahlreichen und ersten ... Schwierigkeiten der Eheleute ...

Manche scheuen sich nicht, für diese Schwierigkeiten allzu billige Lösungen anzubieten, ja sie schrecken selbst vor Tötung nicht zurück.

Gott aber, der Herr des Lebens, hat den Menschen Pflicht und Auftrag gegeben, das Leben zu erhalten sowie den erhabenen Dienst, beizutragen zu seinem Wachstum und zur Entfaltung seines Reichtums. Das Leben also, das empfangen im Mutterschoß lebt, ist mit großer Sorge zu schützen, die Abtreibung aber, die wider alles Recht unschuldiges Leben vernichtet, und die Kindestötung sind abscheuliche Verbrechen.

Als Diener am Leben und Mitarbeiter Gottes sollen die Gatten ... ohne Scheu vor Opfern in der Erfüllung ihres Berufes die Gesetze des ehelichen Lebens heilighalten.“

Mit diesen Worten des Konzils ermahnen wir alle Gläubigen, besonders die Eheleute und die Eltern der heranwachsenden Jugend, der katholischen Lehre von der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens im Mutterschoß treu zu bleiben und niemals das fünfte Gebot Gottes zu verletzen: Du sollst nicht töten!

3. KIRCHLICHE GESAMTSITUATION

a) Allgemeines

Immer wieder haben wir in den vergangenen Jahren an dieser Stelle des Kirchl. Jahrbuchs davor gewarnt, die kirchliche Situation in der DDR auf Grund von Einzelvorkommnissen zu beurteilen oder an dem Maßstab des eigenen Standortes zu messen. Auf der anderen Seite bedarf man natürlich einer Fülle von Einzelbeobachtungen und detaillierten Informationen, um die Gesamtschau üben und in diese Gesamtschau wiederum auch Einzelvorkommnisse maßstabgerecht einordnen zu können. Dazu bedarf es zugleich der Kunst, sich als ein Mitbetroffener in die Situation der Kirchen und Christen in der DDR hineinzuversetzen. Diese Bedingungen werden in einem hervorragenden Maße von einem eingehenden Bericht erfüllt, der für ein Urteil über die allgemeine kirchliche Situation in der DDR an dieser Stelle unentbehrlich ist (Reinhard Henkys in epd B Nr. 32–34 vom 12., 19. und 26. August 1965).

1. Verfall der volkskirchlichen Sitte

Im Jahre 1945 lagen auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone von insgesamt fast 11 000 Kirchengebäuden mehr als 3 000 ganz oder teilweise in Trümmern. Heute, 20 Jahre danach, sind viele von ihnen immer noch unbenutzbare Ruinen. Andere gar wurden vollständig gesprengt und abgetragen, und nichts deutet mehr darauf hin, daß dort einst ein Kirchturm in den Himmel ragte. Ein großer Teil der zerstörten Kirchengebäude hingegen ist inzwischen wieder aufgebaut worden. Vor allem viele mittelalterliche oder sonst kultur-historisch wertvolle Gotteshäuser entstanden in alter Schönheit und Größe von neuem. Auch eine Reihe von Kirchenneubauten gibt es.

Das Schicksal der alten Kirchengebäude kann, je nach Blickpunkt, als Symbol für den heutigen Status der östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Gemeinden gewertet werden. Es gibt Beispiele für völliges Verschwinden einst vorhandenen kirchlichen Lebens ebenso wie Gemeinden oder Bereiche kirchlicher Tätigkeit, die wie zukunftslose Überbleibsel einer vergangenen Zeit anmuten. Und es gibt gleichzeitig die vielen Beispiele sorgsamer Restauration dessen, was einst war, die den Anschein vermitteln, als sei die Kirche unversehrt und unverändert durch die Wirren der Zeit und die radikalen Wandlungen des politischen und gesellschaftlichen Gefüges in der heutigen DDR hindurchgekommen. Die Gesamtsituation läßt sich jedoch durch alle drei Bilder nicht treffend kennzeichnen. Für ihre Charakteristik hat der Greifswalder Bischof Krummacker, seit Jahren Vorsitzender der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, einmal das treffendste Bild gewählt. Er erinnerte an die kleinen Notkirchen, die nach 1945 in den stehengebliebenen Umfassungsmauern alter Dome eingerichtet wurden. So wie hier im Schutz der ehrwürdigen alten Mauern bescheidene Gottesdiensträume entstanden seien, so sammle sich unter dem schützenden

Dach der alten Volkskirche heute eine zwar kleine, aber zu neuem Leben und zur Ausstrahlung nach außen entschlossene christliche Gemeinde.

In der Tat hat man in der evangelischen Kirche auch jenseits der innerdeutschen Grenze bis heute am hergebrachten volksskirchlichen Gefüge festgehalten, obgleich man nicht mehr in einer volksskirchlichen Situation lebt. Die Volkskirche setzt ja eigentlich eine christianisierte Gesellschaft voraus, eine Gesellschaft, deren Angehörige gleichsam selbstverständlich in die Kirche hineinwachsen, die als Säuglinge getauft werden, die, ohne daß es dazu eines selbständigen Entschlusses bedarf, als Kinder die christliche Lehre kennenlernen usw. Ihre Existenz ist verhältnismäßig unabhängig von der eigenen Aktivität, dem Engagement der Menge ihrer Mitglieder, ja, sie hat die Tendenz, diese ihre Mitglieder vorwiegend als Objekte geistlicher und anderer Betreuung zu betrachten. Nicht von ungefähr nennen ihre Kritiker sie deshalb zuweilen auch eine „Betreuungskirche“.

Trotz der radikalen Säkularisierung, ja antichristlichen Ideologisierung der sich sozialistisch nennenden Gesellschaft in Mitteldeutschland, trotz der inzwischen fast vollständigen Abkehr von den Traditionen und Gesellschaftsformen der bürgerlichen Zeit ist bis heute die volksskirchliche Struktur in der DDR weitgehend erhalten geblieben. Allein in der Kirche gibt es dort zum Beispiel noch Beamte, einen sozialen Status, den Staat und Wirtschaft dort nicht mehr kennen. Nach wie vor wird jede Ortschaft, selbst jedes alleinstehende Haus einer bestimmten Kirchengemeinde zugerechnet. Nach wie vor heißen die finanziellen Beiträge der Mitglieder Kirchensteuern und werden nach der Einkommenshöhe durch den kirchlichen Fiskus festgesetzt. Nach wie vor auch gilt es als die Norm, daß man in die Kirche praktisch hineingeboren wird, ihr also in der Regel nicht aus eigener Entscheidung beitritt.

Diese Feststellung steht scheinbar, aber eben nur scheinbar, im Gegensatz zu der zweiten, daß die volksskirchliche Sitte zwischen Oder und Elbe, Ostsee und Erzgebirge in den letzten zwanzig Jahren weithin zerfallen ist. Wie weit dieser Prozeß bis heute gediehen ist, läßt sich mit Sicherheit ebensowenig feststellen wie man in der Bundesrepublik das Maß wirklicher Glaubensüberzeugung angeben kann, das bei uns hinter der gesellschaftlichen Wertschätzung der Kirche steht. Immerhin gibt es Anhaltspunkte.

Da ist zunächst, um an der Peripherie anzufangen, die Kirchensteuer. Ihre Entrichtung kann seit zehn Jahren nicht mehr erzwungen werden. Wie hoch das jährliche Kirchensteueraufkommen aller acht östlichen evangelischen Landeskirchen heute insgesamt ist, läßt sich zwar in keiner Veröffentlichung nachlesen, wohl aber ist mehrfach mitgeteilt worden, daß die eingegangene Steuersumme nach anfänglichem starkem Abrutschen in den letzten Jahren nicht weiter gesunken sei. Tatsächlich bedeutet diese Feststellung allerdings, daß die Zahl der zur Entrichtung der Steuer bereiten Menschen weiterhin zurückgeht. Da sie nämlich in festem Verhältnis zum Einkommen steht und die durchschnittlichen Verdienste in der DDR erheblich gestiegen sind, hätte die Kurve wieder ansteigen müssen. Der Schluß liegt nahe, daß die Altersschichtung der Kirchensteuerzahler ungünstiger ist als die Altersschichtung der Gesamtbevölkerung der DDR, daß also, wenn nicht jüngere Menschen in größerer Zahl als zur Zeit zum vollen kirchlichen Engagement bereitgemacht werden können, das Steueraufkommen in absehbarer Zeit wieder sinken wird. Gleichzeitig mit dem Stagnieren der Kirchensteuer ist jedoch fast durchgängig in allen Landeskirchen ein Ansteigen der freiwilligen Geldopfer bei Kollekten und anderen Sammlungen registriert worden. Hier zeichnet sich der langsame Umschichtungsprozeß von der an große Zahlen gewöhnten Volkskirche zur Freiwilligkeitskirche mit wesentlich weniger, dafür aber entschlosseneren Gliedern ab.

Eine gleiche Wandlung wird an den Taufziffern noch nicht sichtbar, sie mag aber bereits im nächsten Jahrzehnt auch statistisch nachzuweisen sein. Zur Zeit ist es immer noch so, daß diejenigen, die sich weiterhin zur christlichen Gemeinde halten, zu fast hundert Prozent als Säuglinge oder Kinder getauft und damit in die Kirche aufge-

nommen worden sind. Wieviel getaufte evangelische Christen heute in der DDR leben, vermag allerdings niemand genau zu sagen. Die der Schule Entwichenen dürften weit überwiegend zu ihnen gehören, die heute geborenen Kinder hingegen wahrscheinlich nur zum Teil. Einer kürzlich bekanntgewordenen statistischen Übersicht für ein kleineres mitteldeutsches Kirchengebiet war zu entnehmen, daß dort zur Zeit von hundert Neugeborenen nur 15 von ihren Eltern zum Taufaltar einer evangelischen Gemeinde gebracht werden. Von einer merklichen Zunahme der Erwachsenentaufen, des freiwilligen, auf eigenem Entschluß beruhenden Eintritts in die Kirche hingegen ist zur Zeit noch nichts bekannt.

Eine Kirche, die Unmündige tauft, setzt deren spätere christliche Erziehung voraus, und die Eltern und Paten übernehmen eine entsprechende Verpflichtung. Der Taufunterricht muß gleichsam nachgeholt werden. Mit dieser volksskirchlichen Aufgabe, allen getauften Kindern möglichst vom 7. bis zum 14. Lebensjahr eine gediegene christliche Unterweisung zu gewähren, nehmen es die Gemeinden in der DDR besonders ernst. In den staatlichen Schulen wird keinerlei Religionsunterricht erteilt – eher im Gegenteil –, und das in der Verfassung enthaltene kirchliche Recht, Unterricht in den Räumen der öffentlichen Schulen zu erteilen, steht praktisch weithin nur noch auf dem Papier. Deshalb haben die evangelischen Landeskirchen unter ganz erheblichen Opfern die evangelische Unterweisung ganz in eigene Hand genommen. Sie haben Katecheten ausgebildet und angestellt, Unterrichtsräume geschaffen, Lehrmittel bereitgestellt usw.

Zu den kirchlichen Haupt Sorgen gehört, mehr noch als der Pfarrermangel, ausreichenden Nachwuchs für die katechetische Arbeit zu erhalten. Das erscheint um so notwendiger, als die Bereitschaft zahlreicher Eltern immer mehr nachläßt, zu der bei der Taufe übernommenen Verpflichtung zu stehen und ihre Kinder der evangelischen Unterweisung und später dem Konfirmandenunterricht zuzuführen. So wichtig wie der Unterricht nämlich ist die andere Aufgabe der Katecheten: die Eltern zu besuchen, sie auf ihr Taufversprechen anzureden und sie darum zu bitten, ihre Kinder zur Christenlehre zu schicken. Die bei diesen Bemühungen gemachten Erfahrungen beweisen am deutlichsten, wie weit der Verfall der volksskirchlichen Sitte vorgeschritten ist. So berichtete die Berlin-Brandenburgische Landeskirche Ende letzten Jahres, daß zwar in den dörflichen Kirchengemeinden noch zwischen 50 und 100% der getauften Kinder entsprechenden Alters zur Christenlehre kommen, in den Industriegebieten hingegen liegt der Prozentsatz zwischen 30 und 20 und in Ostberlin ist er auf 13 bis 10% abgesunken.

Die Beispiele für den Verfall der volksskirchlichen Sitte bei fortbestehender volksskirchlicher Struktur ließen sich vermehren. Allerdings muß man sich vor jeder Verallgemeinerung hüten, die Verhältnisse liegen oft von Ort zu Ort gänzlich unterschiedlich. Dennoch ist im Ganzen der Schrumpfungsprozeß nicht zu leugnen. Die Mitgliederzahlen der Gemeinden in den Karteien sind meist noch verhältnismäßig hoch, aber die Kirchlichkeit ist stark zurückgegangen. Das zeigt sich vielerorts selbst am Gottesdienstbesuch. Während im allgemeinen die gottesdienstliche Gemeinde, zu der sich ja auch früher immer nur ein kleiner Teil der Gemeindeglieder regelmäßig gehalten hat, der Zahl nach ungefähr konstant geblieben ist, stellte die anhaltische Landeskirche kürzlich fest, daß ihre Gottesdienste im Jahre 1963 nur von etwa halb so vielen Menschen besucht worden sind wie neun Jahre zuvor. Aus den Berichten anderer Landeskirchen, soweit sie bekanntgeworden sind, läßt sich ein auch nur annähernd vergleichbar starker Rückgang allerdings nicht ablesen.

II. Auswirkungen der Säkularisierung

Es wäre kurzschlüssig, die Ursachen für den Abbau volksskirchlicher Sitte in der DDR allein in der Glaubensfeindschaft des Ostberliner Regimes zu suchen und sie diktatorischem Zwang aufs Konto zu schreiben. Auch einen Erfolg des Marxismus-Leninismus

in seiner ideologischen Auseinandersetzung mit Glaube und Lehre der Kirche sollte man darin nicht sehen. Wäre letzteres der Fall, müßte die Schar der weltanschaulich überzeugten Anhänger der SED im gleichen Verhältnis gewachsen sein, in dem die Kirchlichkeit abgenommen hat. Das ist aber offensichtlich nicht so. Hätte andererseits terroristischer Zwang die Leute gegen ihren Willen und Glauben dazu gebracht, ihrer angestammten Kirche nach außen hin den Rücken zu kehren, dann hätte sich eine Katakombenkirche gebildet, für deren Vorhandensein auch nur in Ansätzen es jedoch keine Anzeichen gibt. Allerdings gibt es oder gab es zeitweilig gewisse Tendenzen zu einer Art Kryptokirche, wie es genannt worden ist.

Damit ist gemeint, daß zumal Angehörige ideologisch besonders wichtiger Berufsstände, z. B. Volkspolizisten und Soldaten, aber auch Staats- und Wirtschaftsfunktionäre der mittleren und höheren Schicht es vermieden, ihrer Kirchenzugehörigkeit gar zu öffentlich Ausdruck zu geben. Kirchliche Trauungen und Kindertaufen wurden in solchen Fällen gern in einer fremden, vom Wohnort möglichst weit entfernten Gemeinde vollzogen. Auch gab und gibt es wohl noch Menschen, die im Zuge der zeitweilig stark propagierten Kirchenaustrittsbewegung sich formell von der Gemeinde losgesagt haben, aber weiterhin Kirchensteuer zahlen und zuweilen gar ihre Kinder zur Christenlehre schicken und im Urlaubsort, unkontrolliert von Nachbarschaft und Vorgesetzten, den Gottesdienst besuchen. Aber das sind doch wohl Randerscheinungen. Nur im Fall der Entscheidung zwischen Jugendweihe und Konfirmation dürfte der Verzicht auf die kirchliche Feier zugunsten des staatlich mit allen Mitteln durchgesetzten sozialistischen Ersatzritus im vergangenen Jahrzehnt statistisch erheblich zu Buche geschlagen haben.

Im ganzen jedoch ist festzustellen, daß echte oder erzwungene „Bekehrungen“ vom christlichen Glauben zur Ideologie des sozialistischen Atheismus Ausnahmereischeinungen geblieben sind. Es ist der SED in zwanzigjähriger Bemühung nicht so sehr gelungen, die Grundüberzeugungen der Mehrheit in ihrem Sinne umzuformen, wohl aber hat sie es geschafft, die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend zu verändern. Dieser gesellschaftliche Wandlungsprozeß, die Entbürgerlichung der Gesellschaft und ihrer Strukturen, hat, wenn man so will, offenbar gemacht, daß der christliche Glaube bei einem erheblichen Teil der Bevölkerung nicht sonderlich tief verankert war. Das dürfte im Westen Deutschlands nicht viel anders sein als im Osten. Nur ist in der Bundesrepublik die äußere Entwicklung anders verlaufen, so daß man normalerweise keinen Anlaß sieht, den hergebrachten Formen der Kirchlichkeit den Abschied zu geben. Die verbreitete Gleichgültigkeit in Glaubensdingen führt im Westen wie im Osten gleichermaßen dazu, einer Entscheidung auszuweichen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Die Konsequenzen des gleichen Verhaltens sind jedoch beiderseits der innerdeutschen Grenze total unterschiedlich. Während im Westen Sich-nicht-Entscheiden bedeutet, daß man sich halt die Kirchensteuer vom Gehalt abziehen läßt, daß man das Kind nicht ausdrücklich vom Religionsunterricht abmeldet, daß man Taufe, Konfirmation und kirchliche Trauung feiert, wie es allgemein üblich ist, führt im Osten die Indifferenz, der Verzicht auf eine Entscheidung viele Menschen dazu, ihre einstigen kirchlichen Bindungen völlig einschlafen zu lassen, ohne doch einen förmlichen Kirchenaustritt zu vollziehen. Die totale Entchristlichung des öffentlichen Klimas, die Entprivilegierung der Kirchen und der Kirchenzugehörigkeit haben mehr zur Aushöhlung der Volkskirche beigetragen bzw. sie offenbar gemacht als die gesamte antichristliche Propaganda und die zeitweise starke antikirchliche Agitation. Im Gegenteil gibt es Anzeichen dafür, daß in den fünfziger Jahren, als es eine Zeitlang zu offenen Kämpfen zwischen kommunistischem Staat und der Kirche kam, viele ihrer politischen Opposition dadurch Ausdruck zu geben suchten, daß sie sich demonstrativ der Kirche zuwandten, mit der sie vorher und – nach Abklingen der scharfen Auseinandersetzungen – auch nachher wenig im Sinne hatten.

Diesen Prozeß der Säkularisierung, der Abkehr von der Kirche als Folge des weitgehenden Verlustes ihrer bürgerlichen Bedeutung, hat Rudolf Augstein wahrscheinlich im Blick gehabt, als er in einem vieldiskutierten Vortrag von einem „Gesundshrumpfen“ der Kirche in der DDR sprach, also vom Abfall derjenigen, die ohne innere Entscheidung aus Gründen der Tradition, der Opportunität, der bürgerlichen Reputierlichkeit usw. eine gewisse Kirchlichkeit früher gepflegt haben. Nun darf allerdings ein zweites nicht übersehen werden: Der Rückgang der Kirchlichkeit ist auch eine Folge davon, daß die überkommene Volkskirche im sozialistischen Staat nicht nur ihrer Privilegien und gesellschaftlichen Bedeutung weitgehend entkleidet worden ist, sondern daß dieser Staat von Beginn an darum bemüht ist, die Kirche außerdem administrativ an der größeren Entfaltung ihrer Wirkungsmöglichkeiten und an der Anpassung an die neue Situation zu hindern.

Gewiß: Der Gottesdienst und die Sammlung der Gemeinde in den verschiedensten anderen Formen sind frei. Auch Möglichkeiten zur Evangelisation und Volksmission stehen theoretisch offen. Und anders als etwa in der Sowjetunion und anderen Ostblockstaaten ist in der DDR das Recht der Kirche, Kinder und Jugendliche zu sammeln und zu unterrichten, prinzipiell noch nie bestritten worden.

Praktisch jedoch sehen die Dinge oft anders aus. Gerade die für eine Volkskirche unabdingbare Christenlehre, der in der total entchristlichten öffentlichen Atmosphäre entscheidende Bedeutung für die Begegnung des getauften Gemeindemitgliedes mit dem Inhalt der Botschaft dessen zukommt, in dessen Namen es getauft wurde, gerade die Christenlehre ist durch staatliche Maßnahmen sehr erschwert worden. Daß der säkulare und gar der kommunistische Staat in seinen Schulen selber keinen Religionsunterricht erteilt und einem kirchlich verantworteten Unterricht im Lehrplan keinen Raum gibt, versteht sich und ist kirchlich auch akzeptiert worden. Aber auch jede Werbung, ja der kleinste einladende Hinweis auf die Möglichkeit des kirchlichen Unterrichts in der Schule ist in der Regel unmöglich. Durch verschiedene Erlasse ist zeitweise außerdem versucht worden, eine geordnete Christenlehre organisatorisch sehr zu erschweren. Z. B. erging das Verbot, im Anschluß an die Schulstunden schulpflichtige Kinder zu irgendwelcher außerschulischer Unterrichtung zu sammeln. Die Katecheten erhalten von der Schule nicht die Listen der Schulanfänger, nachmittägliche von der Schule veranstaltete Arbeitsgemeinschaften werden zuweilen bevorzugt auf die Zeit der Christenlehre gelegt, und was derlei Hinderungsmaßnahmen mehr sind. Dazu kommt manchmal im Schulunterricht eine gezielte Agitation gegen Kinder, die zur Christenlehre gehen. Es ist verständlich, daß dort, wo kein entschiedener Elternwille hinter dem kirchlichen Unterricht steht, angesichts solcher Schwierigkeiten die von den Katecheten gesammelten Kindergruppen zusammenschmelzen.

Um einen gewissen Ausgleich für den situationsbedingten Substanzverlust der schulmäßigen kirchlichen Unterweisung in Christenlehre und Konfirmandenunterricht zu schaffen, sind die Kirchengemeinden in immer stärkerem Maße dazu übergegangen, während der Ferien die älteren Kinder und Jugendlichen zu längeren sogenannten Jugendbibelrüstzeiten zusammenzurufen, damit sie in einer Periode gemeinsamen Lebens mit dem Evangelium und seinen Konsequenzen im Alltag konfrontiert werden. Auch hier haben die Behörden administrativ einzugreifen und, teils mit Erfolg, durch verschiedene formale Mittel zeitweise zumindest eine Beschränkung von Zahl und Dauer der Jugendbibelrüstzeiten zu erreichen versucht.

Das sind nur Beispiele für eine administrative Beschränkung kirchlichen Wirkens. Während Existenz- und Wirkungsrecht der Kirche staatlich nicht bestritten wird und neuerdings im Zeichen der sogenannten „politisch-moralischen Einheit des Volkes“ sogar wieder ein gewisses Werben um die Mitarbeit der Kirche in der sozialistischen Gesellschaft eingesetzt hat, wird sie gleichzeitig vielfältig daran gehindert, sich volkskirchlich an die neue gesellschaftliche Wirklichkeit anzupassen. Zum Nachweis dessen braucht

man gar nicht darauf hinzuweisen, daß Gefangen- und Krankenseelsorge und selbst die Seelsorge in den kommunalen Altersheimen engen Beschränkungen unterliegen, von irgendeiner kirchlichen Zusammenarbeit mit den Betrieben oder den sogenannten gesellschaftlichen Organisationen nicht zu reden. Denn schon der immer wieder unternommene Versuch, in den neuen Wohnzentren, den aus der Erde gestampften Industriesiedlungen und Vorstädten die notwendigsten bescheidenen kirchlichen Zentren mit Gottesdienst- und Unterrichtsräumen zu errichten, stößt regelmäßig auf kaum überwindbare Schwierigkeiten. Erinnert sei an die langwierigen Auseinandersetzungen, die nötig waren, bis in der sogenannten ersten sozialistischen Stadt der DDR – erst StalinStadt, dann Eisenhüttenstadt genannt –, eine kleine Kirchenbaracke aufgestellt werden konnte. Der gleiche Staat, der zuweilen erhebliche Gelder in die Wiederherstellung alter Dome und mittelalterlicher Stadtkirchen investiert und damit selber an der Restauration volkskirchlicher Fassaden mitwirkt, findet sich nur im Ausnahmefall dazu bereit, Grundstücke und Genehmigungen zum Bau neuer Kirchen dort, wo die Menschen heute tatsächlich wohnen, herzugeben.

III. Neue Sammlung

Das schützende Dach der Volkskirche, von dem Bischof Krummacker in seinem im ersten Teil erwähnten Vergleich gesprochen hat, ist auch nach zwanzigjähriger kommunistischer Herrschaft zwischen Oder-Neiße und Zonengrenze erhalten geblieben. Gewiß, es ist schadhaft geworden, und es deckt zum Teil leere, unbelebte Räume, es ruht auf Fundamenten, die sich teilweise in argem Zerfall befinden, aber es ist da und bietet Raum nicht nur für die hergebrachte, an der bürgerlich-christlichen Gesellschaft orientierte Form kirchlichen Wirkens, sondern auch für neue, den heutigen Erfordernissen, der Situation der entchristlichten Gesellschaft angemessene Formen der Sammlung der Gemeinde. Davon war bisher noch kaum die Rede. Unter dem Dach der Volkskirche wird zwar noch nicht überall, aber doch viel häufiger, als es nach außen hin sichtbar ist, der Versuch unternommen, den Schritt von der indifferenten „Betreuungskirche“ mit einer Vielzahl von inaktiven, unentschiedenen Mitgliedern zur missionarischen Gemeinde zu tun.

Wie sich das im einzelnen vollzieht, welche Stationen erreicht sind, welche Wege beschritten werden – das läßt sich alles nicht auf einen Generalnenner bringen. In ihrem letzten Synodalbericht formulierte die regionale Kirchenleitung Ost der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg das Ziel so: „Es kommt darauf an, daß sich Zellen und Gruppen mündiger Christen bilden und daß diese Christen ausgerüstet und ausgesandt werden, um sich als Zeugen Jesu Christi in der wirklichen Welt ihres Alltags zu bewähren. Darauf wird sich die Gemeindegarbeit in der Diasporasituation der Kirche in der heutigen Welt noch viel stärker konzentrieren müssen.“

Die Zukunft der Kirche in der kommunistischen Gesellschaft liegt nicht darin, daß sie den kleinen Kreis der schließlich am Ende des volkskirchlichen Schrumpfungprozesses verbleibenden Treuen zur Pflege persönlicher Frömmigkeit gleichsam in einem Getto vor der widerchristlichen Außenwelt abschirmt. Diese Erkenntnis ist in der DDR allgemein, wenn vielleicht auch nicht immer nach ihr gehandelt wird. Die Zukunft der Kirche liegt im Gegenteil darin, daß sie, je mehr sie in die Minderheit gerät, sich aus um so aktiveren, entschlosseneren einzelnen zusammensetzt, die eine möglichst enge Gemeinschaft bilden und sich in dieser Gemeinschaft intensiv um christliche Erkenntnis bemühen, die sie aber nicht in den Kirchenmauern verschließen, sondern aus ihnen hinaustragen.

Praktisch bedeutet das u. a. eine Änderung der Funktion des Pfarrers. Nicht nur, weil Pfarrer fehlen, nimmt in den evangelischen Landeskirchen in der DDR die Zahl der sogenannten Lektoren immer mehr zu. Gewiß gehört der Gottesdienst, die Ver-

kündigung und Auslegung des Evangeliums vor der versammelten Gemeinde gegenwärtig und auch in Zukunft zu den zentralen Aufgaben des Pfarrers. Aber muß er allein ihn halten, manchmal dreimal und mehr am Sonntag, ist es unumgänglich, daß die gesamte öffentliche Wortverkündigung allein bei ihm liegt? Dazu kommen ja nach dem traditionellen pfarramtlichen Aufgabenkatalog noch die Amtshandlungen, Konfirmandenunterricht, oft ein großer Teil der Christenlehre, die kirchliche Verwaltung, Bibelstunden, Trau- und Taufgespräche, möglichst viele Hausbesuche und eine Unzahl anderer Tätigkeiten. Das auch bei uns bekannte Schlagwort „Abkehr von der Pastorenkirche“ wird in vielen Gemeinden Mitteldeutschlands mehr und mehr in die Tat umgesetzt. Leitbild dabei ist, daß der Pfarrer in erster Linie seine Kraft und Aufmerksamkeit einem engeren Kreis von Mitarbeitern widmet, mit ihnen, denen die Aufgabe des Christseins im Alltag viel konkreter gestellt ist als ihm, sich in ständigem Gespräch befindet, sie so zu- und ausrüstet, daß sie die eigentlichen Missionare werden, die Menschen nämlich, die die christliche Botschaft den Menschen vor der Kirchentür sagen, die der Pfarrer nicht erreichen kann. Allerdings wird mancherorts auch der andere Weg eingeschlagen, daß Theologen in den Betrieben arbeiten und nach und nach an Orten eine neue Gemeinde sammeln, in denen es praktisch keine volksskirchlichen Voraussetzungen mehr gibt.

Ebenso wie den Lektoren, die den Pfarrer unterstützen und entlasten, kommt auch den Kirchenältesten oder Gemeindekirchenräten in Mitteldeutschland heute eine ganz andere Bedeutung zu als früher, wo dieses Amt mehr den Charakter einer bürgerlichen Ehrenposition als einer geistlich-missionarischen Aufgabe hatte. Sie und viele andere ehrenamtliche kirchliche Mitarbeiter, jung und alt, Männer und Frauen, aus möglichst vielen Berufen, werden immer gründlicher mit der Theologie vertraut gemacht und für die Bewährung im Alltag vorbereitet. Eine zunehmende Zahl von Laienseminaren, Rüstzeiten usw. dient der Festigung der Gemeinschaft, der Vertiefung christlicher Erkenntnis und Einübung im Glauben, der Auseinandersetzung mit den Fragen der nichtchristlichen Umwelt. Aus solchen Zellen mündiger, und das heißt selbständiger Christen entstehen oft Aktivitäten, die einer stagnierenden volksskirchlichen Gemeinde neues Leben einhauchen, die z. B. durch systematischen Besuch der in neue Wohnviertel eingezogenen, meist von außerhalb kommenden Familien wiederum Gemeindegruppen sammeln, die von selber nie entstanden wären.

Der Wandlungsprozeß von der in die Diaspora geratenen Volkskirche zur missionierenden Kirche für das Volk hat im ganzen gerade erst begonnen. Er ist gewiß langwierig und wird Rückschläge und Irrwege bringen, aber er ist unumgänglich. Die Wandlung geschieht nicht nach einem klug ausgedachten zentralen Plan, sondern als Vollzug des Glaubensgehorsams im Vertrauen darauf, daß „Gott seine Kirche auf Erden zu jeder Zeit und in jeder Lage in Dienst nehmen will“, wie es in dem schon einmal zitierten Ostberliner Kirchenleitungsbericht heißt. Diesen Bericht schloß Generalsuperintendent Jacob im November vergangenen Jahres mit der Ausdeutung zweier alttestamentlicher Bilder. Er sagte:

„Wir sehen vor uns Lots Frau, wie sie, aus dem in Flammen aufgehenden und dem Gericht verfallenen Sodom herausgeführt, trotz des Verbots des Engels auf ihr zurückgelassenes und nun einstürzendes Heim zurückschaut und darüber zur Salzsäule erstarrt. Und wir sehen vor uns den 75jährigen Abraham, der von Gottes Befehl überfallen wird, sein schönes und sicheres Zuhause in der Vaterstadt Haran zu räumen und aufzubrechen in ein Land, das Gott ihm zeigen wird. Und Abraham gehorcht ohne Widerrede. So heißt die Frage heute an unsere Gemeinden: Sind wir mit Abraham bereit, den Verheißungen Gottes zu trauen und auf unserer Wanderung durch die sich immer verändernden Zeiten uns allein von ihm leiten zu lassen, oder werden wir den rechten Weg verfehlen? Der eine Abweg bestünde darin, daß wir wie Lots Frau an Leitbildern aus der Vergangenheit fixiert uns innerlich lähmen ließen. Der

andere Abweg bestünde darin, daß wir unser Handeln von allerlei Zukunftsprognosen bestimmen ließen. Wir aber haben heute und hier die Schritte zu tun, die Gottes lebendiges Wort uns weist. Wo wir nach seinem Willen fragen, werden wir auf den Landstraßen der sich wandelnden Welt seinen Segen erfahren.“

In den Berichten des Jahres 1965 wird stärker als zuvor auf den offenbar zunehmenden Mangel an Mitarbeitern hingewiesen. Als ein Beispiel für viele zitieren wir hier aus dem Tätigkeitsbericht von Landesbischof Noth vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens am 8. November 1965:

DIE ERNTE IST GROSS, ABER WENIGE SIND DER ARBEITER ...

Wir wollen Gott danken, daß wir bisher immer noch mehr Arbeit und noch mehr Arbeitsmöglichkeiten gehabt haben und noch haben, als die im Dienst der Kirche stehenden Brüder und Schwestern bewältigen konnten. Wenn es umgekehrt wäre, würde das viel notvoller sein. Nun aber liegt es offen zutage, daß in unserer Kirche ein beträchtlicher Mangel an Mitarbeitern in allen Bereichen des kirchlichen Lebens zu verzeichnen ist. Zum Beispiel sind zur Zeit rund 120 Stellen von Diakonen, Gemeindehelferinnen, Kantorkatecheten und Katecheten vakant. Es fehlen ebenso nebenamtliche und hauptamtliche Mitarbeiter. Es scheint noch nicht genügend erkannt zu sein, daß die Sorge um Gewinnung von Mitarbeitern ureigenste Sache der Gemeinde ist. Ausbildungsstätten und kirchliche Verwaltungsstellen können nur solche Mitarbeiter vermitteln, die aus den Gemeinden gesandt worden sind.

Besonders groß ist die Sorge um Nachwuchs im Bereiche der Diakonie. Das Diakonissenhaus Leipzig mußte seinen Schwesterngestellungsvertrag für das Alterskrankenheim Plauen/V. kündigen. Hier werden für 70 Plätze 8 Schwestern benötigt. Das Mutterhaus Magdeburg-Cracau sieht sich nicht in der Lage, das Alterskrankenheim Meerane weiterhin mit Schwestern zu versorgen. Es fehlt nicht nur an Schwestern und Pflegepersonal, sondern vor allem auch an sonstigen Mitarbeitern in Haus, Küche, Hof und Garten. Immer wieder zeigt sich, daß die Gemeinden viel zuwenig wissen von den schönen Arbeitsmöglichkeiten im Bereiche der Inneren Mission und daß man ganz veraltete Vorstellungen von den Arbeitsbedingungen hat. Es müßten nicht nur beizeiten (spätestens ab 6. Schuljahr) unter der Jugend über Ausbildungsmöglichkeiten Informationen gegeben werden, sondern auch der Ruf zur Mitarbeit in viel stärkerem Maße in die Gemeinden hineingetragen werden. Ein Beispiel: Ein sehr kleines Altersheim, das in erster Linie seiner Kirchengemeinde selbst dienen will, fand durch sie keinerlei Unterstützung. Der einen dort ständig arbeitenden Hausmutter mußten immer wieder für kurze Zeiträume Vertretungshilfen von Radebeul aus vermittelt bzw. zur Seite gestellt werden; das waren innerhalb von 4 Monaten 11 verschiedene Mitarbeiter (Stenotypistinnen, Fürsorgepraktikantinnen, Büroangestellte, Hausfrauen usw.). Was das für die Heimleiterin und die Insassen bedeutet, braucht wohl nicht näher beschrieben zu werden.

Schwierigkeiten gibt es auch immer wieder bei der Besetzung von Stellen für die kirchliche Jugendarbeit. Ist es schon nicht einfach, geeignete Diakone und Gemeindehelferinnen aus der Gemeindearbeit herauszulösen und als Jugendwarte oder -wartinnen einzusetzen, so ist der vielfach fehlende Wohnraum ein besonderes Hindernis zur Neubesetzung vakanter Stellen. Zur Fortführung der Jugendarbeit ist es aber unerläßlich, daß jede Ephorie mindestens einen Jugendwart oder eine Jugendwartin hat. Der Idealfall, jeder Ephorie sowohl einen Jugendwart als auch eine Jugendwartin zu geben, ist bisher nur in einigen großen Ephorien verwirklicht, muß aber anzustrebendes Ziel bleiben.

Das Landeskirchenamt hat sich nach wie vor bemüht, auch die erforderlichen Mitarbeiter für die kirchliche Verwaltung zu erhalten. Leider muß da immer wieder festgestellt werden, daß bei den Nachwuchskräften die weiblichen im Verhältnis zu den männlichen wesentlich überwiegen. Deshalb wird die Bitte an die Kirchengemeinden ausgesprochen, in den Bemühungen nicht nachzulassen, Nachwuchs vor allem auch bei der männlichen jungen Gemeinde oder bei anderen jungen Gemeindegliedern für die kirchliche Verwaltung zu gewinnen.

Besonders verhängnisvoll wirkt sich der Mitarbeiter- bzw. der Nachwuchsmangel in der katechetischen Arbeit aus. Dringlich notwendige Arbeit bleibt ungetan. Vorhandene Mitarbeiter sind mit lang anhaltender Vertretung überlastet. Seit einiger Zeit sind einige Gemeinden katechetisch unversorgt. Mehrere 100 Kinder sind vorhanden und wären gewillt, zu einer kirchlichen Unterweisung zu kommen, aber es ist niemand da, der sie unterrichtet. Auch Pfarrer können nur bis zu einer bestimmten Grenze Unterricht mit übernehmen. Dazu kommt, daß nach statistischen Berechnungen – kommt nicht ein erheblich stärkerer Nachwuchs – mit einer großen Zunahme des Mitarbeitermangels zu rechnen ist. Der jetzt diensttuende Mitarbeiterstand ist stark überaltert. In 5 Jahren wird ein großer Teil der jetzt noch im Dienst stehenden Mitarbeiter ausgeschieden sein. Die jetzt in der Ausbildung befindlichen Diakone, Gemeindehelferinnen, Kantoren werden nicht entfernt die Ausscheidenden ersetzen können.

Es muß heute alles erdenklich Mögliche getan werden, dem Mitarbeitermangel abzu- helfen. Es tut not, daß jede Gemeinde ihre geistliche Aufgabe an dieser Stelle sieht und jeder Kirchenvorstand darüber beratschlagt, wie er zu Mitarbeitern zu kommen gedenkt. Vom Landeskirchenamt ist ein Arbeitskreis gebildet worden, der diesen Fragen nachgehen und Vorschläge zur Abhilfe erarbeiten soll. Demnächst wird durch das Landeskirchenamt Material zur Information und Werbung den Gemeinden zugesandt werden. Wichtiger aber als Information und Werbung ist, daß gewagt wird, Menschen in den Dienst der Kirche zu rufen und daß mit den Mitarbeitern so gelebt und gearbeitet wird, daß junge Menschen Freudigkeit gewinnen, in den Dienst der Kirche zu treten.

b) Kirchlicher Zusammenhalt zwischen Ost und West

Das Jahr 1965 bot besondere Veranlassung, die Lage und das Instrumentarium der EKD hinsichtlich ihres Zusammenhalts zwischen Ost und West zu verdeutlichen und auch zu überprüfen. Ähnlich wie die anderen die politische Spaltung Deutschlands übergreifenden kirchlichen Zusammenschlüsse der EKU und der VELKD hatte auch die EKD gesetzliche Regelungen treffen müssen, um die Arbeitsfähigkeit ihrer Synode zu erhalten.

Es mußte allen Beteiligten von vornherein deutlich sein, daß die Gliederung der synodalen Arbeit neue schwierige Probleme und Gefahrenmomente mit sich bringen würde; sie würde die Lähmungserscheinungen in der EKD, die auf der Ost-West-Spaltung beruhen und vornehmlich die organisatorische Ebene sowie die Funktionsfähigkeit des ganzen Instrumentariums für die Leitung der EKD betreffen, nicht eigentlich beheben können. Um so mehr mußte es darauf ankommen, bei der Anpassung der synodalen Arbeit an die neue Situation unter ungewohnten Umständen die verbliebenen Möglichkeiten eines Zusammenwirkens zwischen Ost und West voll auszuschöpfen. Die vorliegende Problematik hat der Berichterstatter in einem Aufsatz „Die EKD an der Schwelle ihres dritten Jahrzehnts“ wie folgt beschrieben:

... Es wird immer wieder übersehen oder unterschätzt, daß die EKD für territoriale Teilbereiche bis heute keine wirklich handlungsfähigen Organe mit verfassungsrechtlich geordneter Zuständigkeit entwickelt hat. Eine gewisse Ausnahme bilden die „Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der DDR“ und die Möglichkeit, die Synode zu regionalen Arbeitstagen zusammenzurufen. Aber die „Ostkirchenkonferenz“ ist formal gesehen nicht aus dem Recht der EKD entstanden, sondern eine territorial bedingte Einrichtung sui generis; zudem ist sie kirchenrechtlich nicht eben stark ausgestattet. Ihr Charakter als bloße Arbeitsgemeinschaft hat freilich nicht verhindert, daß sie wirkliche Leitung für die Landeskirchen in der DDR ausübt und sich ungeachtet ihrer rechtlichen Schwäche durch die Art ihrer Arbeit und die objektiven Erfordernisse faktische Autorität erworben hat. Mit den regionalen Arbeitstagen der EKD-Synode gibt es bis heute keine Erfahrungen, sondern nur Hoffnungen und Befürchtungen. Die Hoffnungen gehen dahin, diese Arbeitstagen könnten de facto den Platz des von manchen entbehrten synodalen Organs der „Ostkirchenkonferenz“ einnehmen und namentlich im Westen dem durch die Umstände bedingten Funktionschwund der gesamtkirchlichen Organe entgegenwirken. Die Befürchtungen sind entgegengesetzter Natur; die einen meinen, die Arbeitstagen seien für die ihnen zugedachte Aufgabe nicht mit den erforderlichen Kompetenzen versehen, da sie nur Erörterungen anstellen, Entschlüsse fassen und Anträge vorlegen können, die anderen sehen voraus, daß sich das Schwergewicht synodaler Arbeit in der EKD auf die Arbeitstagen verlagern werde, wodurch einer Aushöhlung der gesamtkirchlichen Organe und damit dem Auseinanderstreben der EKD nach Ost und West erst recht Vorschub geleistet werde. Hier bleibt die Entwicklung abzuwarten. Eine vorausgehende Diskussion kann aber dazu helfen, mit Klugheit und Phantasie die Möglichkeiten zu nutzen und Mängel auszugleichen.

Diese ganzen rechtlichen Schwierigkeiten und Gefährdungen, die bewußt in Kauf genommen werden, brauchen nicht dramatisiert zu werden, soviel Kraft ihre Bewältigung auch erfordert. Sie sind Ausdruck der gemeinsamen Überzeugung, daß die Wahrung des kirchlichen Zusammenhalts zwischen Ost und West nach wie vor zu den wichtigsten kirchlichen und geschichtlichen Aufgaben der EKD gehört. Um so eigentümlicher ist die Erfahrung, daß sich dabei die EKD auf beiden Seiten immer wieder politischen Mißverständnissen ausgesetzt oder aber in einer das Wesen verkennenden Weise vor politische Beanspruchungen gestellt sieht. Neben diese politische Überfrachtung tritt auch eine theologische Überbewertung, wenn immer wieder in bester Absicht die Notwendigkeit der EKD-Gemeinschaft zwischen Ost und West vom dogmatischen Verständnis der Kirche und dem Wesen ihrer Einheit, nicht aber von ihrer Dienstaufgabe her begründet wird ... („Lutherische Monatshefte“, 4. Jg., Heft 5 vom 28. Mai 1965, S. 222 f.).

Zu dieser ganzen durch die Spaltung erzwungenen kirchenrechtlichen und organisatorischen Problematik ist noch der große Unsicherheitsfaktor hinzuzunehmen, wie sich die staatlichen Stellen der DDR verhalten würden, wenn die EKD eine gemeinsame Synodaltagung mit getrennten Teilen an gleichen Terminen veranstaltete. Seitens des Staates erfährt die These eine immer stärkere Unterstreichung, die EKD habe ihren Ost-West-Zusammenhalt selbst zerstört.

Um so bedeutsamer war es, daß die für die Zeit vom 21. bis 25. März 1965 nach Frankfurt am Main und Magdeburg einberufene 3. Tagung der 3. Synode der EKD in der vorgesehenen Weise ungehindert stattfinden konnte. Damit fand zum ersten Male das „Kirchengesetz über Synodaltagungen in besonderen Fällen“ vom 13. März 1963 Anwendung. Das Charakteristikum dieser Regelung

besteht darin, daß beide Tagungsteile zusammengenommen die eine gemeinsame Tagung der Synode bilden. Die Tagung war darauf angewiesen, daß man in der DDR die seit einigen Jahren erkennbare Maxime, die Existenz der EKD zwar zu bestreiten, ihre Ost-West-Arbeit aber praktisch in einem gewissen Umfang zu tolerieren, auch dieses Mal befolgte (zum Ganzen der Tagung s. S. 3 ff.).

c) Kirchliche Jugendarbeit

Die Bemühungen um die Jugend nehmen verständlicherweise auch weiterhin einen besonderen Platz in der kirchlichen Arbeit ein. Zugleich handelt es sich um einen der empfindlichsten Teilabschnitte auf dem Feld der Begegnung zwischen Kirche, Staat und Gesellschaft. Der Kirche muß daran liegen, immer wieder verständlich zu machen, daß es sich bei ihrer Jugendarbeit um eine unaufgebbare Lebensäußerung der Kirche handelt, die damit auch unter dem Schutz der staatlichen Verfassung steht. Besonders zugespitzt tritt diese kirchliche Sicht der Dinge von Jahr zu Jahr immer wieder neu in der Auseinandersetzung über die Bibelrüstzeiten für die Jugend in Erscheinung (s. Kirchl. Jahrbuch 1963, S. 234–238; 1964, S. 167 f. und S. 185). Das staatliche Interesse an der Vermeidung offener Konflikte hat auch im Jahre 1965 eine im ganzen ungestörte Durchführung der Bibelrüstzeiten erreichen lassen. Dabei konnte man kirchlicherseits weder eine zeitliche Begrenzung noch eine territoriale Einschränkung in dem Sinne akzeptieren, daß die Bibelrüstzeiten nur von Jugendlichen aus dem jeweiligen Bezirk besucht werden dürfen.

Zu einer Reihe von Grundsätzen definierte die Jugendkammer unter Zustimmung der „Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR“ das Wesen der Bibelrüsten:

GRUNDSÄTZE ÜBER WESEN UND AUFGABEN DER BIBELRÜSTEN

Von der Jugendkammer vorgelegt und von der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen bestätigt

Für die Durchführung von Bibelrüsten gelten folgende Grundsätze:

1. Es gehört zum unaufgebbaren Auftrag der Kirche, daß sich ihre Glieder aller Altersstufen zum gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes zusammenfinden.
2. Zum verbindlichen Hören gehört das gemeinsame Leben unter dem Wort Gottes auch für längere Zeit.
3. Es gehört zur Einheit der Kirche Jesu Christi, daß sich dazu auch Glieder verschiedener Gemeinden und Kirchen sammeln.
4. Diese Sammlung dient der Zurüstung von Gemeindegliedern zum praktischen Leben und Dienst des Laien in der Kirche und an der Welt.

Zu 1. *Gemeinsames Hören auf das Wort Gottes*: Hauptanliegen jeder Bibelrüste ist die Bibelarbeit. Die Formen der Bibelarbeit sind vielfältig. Sie wollen dem einzelnen Christen zur selbständigen Beschäftigung mit der Bibel helfen. (z. B. Meditation, Gruppengespräch, Einzelgespräch, Anspiel, Spielmotette, Tonband, Lichtbild und andere Anschauungsmöglichkeiten). Auch das Gespräch über Glaubens- und Lebensfragen gehört zum Hören auf das Wort Gottes.

Zu 2. Gemeinsames Leben unter dem Wort Gottes: Das gemeinsame Leben unter dem Wort Gottes vollzieht sich wie in einer christlichen Familie. Dazu gehören selbstverständlich sowohl regelmäßiges Gebet und Andacht, als auch Entspannung in Stille und Geselligkeit. Baden, Spaziergänge und Spiele sind mögliche Formen der Entspannung, die aber die Gestalt der Bibelrüste nicht beherrschen.

Zu 3. Sammlung von Gliedern verschiedener Gemeinden: Die Sammlung der Glieder verschiedener Gemeinden ist nicht gebunden an das eigene Kirchengebiet und bestimmte Unterbringungsmöglichkeiten (Zelte sind Übernachtungsmöglichkeiten, aber kein Bestandteil der Feriengestaltung).

Zu 4. Zurüstung zum Dienst des Laien: Auf einer Bibelrüste werden Lebens- und Glaubensfragen nicht nur theoretisch behandelt, sondern wird auch christliche Mitmenschlichkeit praktisch eingeübt. Zum praktischen Dienst des Laien kann aber auch die Übernahme bestimmter Arbeitsaufgaben gehören, z. B. Verkündigungsspiel, kirchenmusikalische Zurüstung, Aufbau kirchlicher Räume, Sendfahrten, evtl. Beteiligung an Ernte- und anderen Arbeiten.

Zu den kritischen Punkten der Jugendarbeit gehört weiterhin die kirchliche Unterweisung in Kindergottesdienst, Christenlehre und Konfirmandenunterricht. Dazu heißt es in dem Tätigkeitsbericht der Evangelischen Kirche von Schlesien vom Februar 1966:

Die Verhältnisse in der Christenlehre haben sich gegenüber dem Vorjahr nicht geändert. Während in ländlichen Gemeinden weithin alle christlichen Kinder in der kirchlichen Unterweisung erfaßt sind, wird der ordnungsgemäße Unterricht in den Stadt- und Industriegemeinden immer schwieriger. Die Kinder sind auch von der Schule und durch sonstige Verpflichtungen so stark in Anspruch genommen, daß Eltern und Kinder meinen, für die Christenlehre bliebe keine Zeit mehr. So ist es die ständige Aufgabe der Pfarrer und Katecheten, den Kindern nachzugehen, Kontakt mit den Eltern zu halten und Eltern und Kinder immer wieder auf die Wichtigkeit des kirchlichen Unterrichtes hinzuweisen. Gute Erfahrungen haben die Gemeinden gemacht, in denen systematische und regelmäßige Elternarbeit durchgeführt wird. Die ganze Gemeinde muß sich verantwortlich wissen für ihre getauften Kinder. Es genügt nicht mehr, die Kinder in Unterrichtsstunden zu sammeln, darüber hinaus sollte jede Gemeinde nach Wegen suchen, wie neben der geordneten Christenlehre die Kinder am kirchlichen Leben beteiligt, in das Leben der Gemeinde eingeübt und zu besonderen Kinderstunden eingeladen werden können.

Einige Gemeinden haben sich auch der vorschulpflichtigen Kinder angenommen. Dieser kirchlichen Arbeit am Kleinkind sollte unsere besondere Aufmerksamkeit und Liebe gehören.

Aus einigen Gemeinden ist uns bekannt geworden, daß die Schulen nicht ablassen, die Kinder zum Auswendiglernen der 2. Strophe des Gedichtes von Heinrich Heine „Die Weber“ zu nötigen und sie damit zum Aufsagen von Gotteslästerungen zu zwingen. Kinder sind sogar bestraft worden, wo sie aus Gewissensgründen es abgelehnt haben, diese Fluchstrophe aufzusagen. Die Kirchenleitung ist wiederholt vorstellig geworden bei den zuständigen Räten der Kreise.

Da örtliche Verhandlungen nicht zum Ziele führten, hat sich die Kirchenleitung auf Beschluß der Novembertagung der Provinzialsynode mit einer Eingabe an das Volksbildungsministerium gewandt.

Einen eingehenden Überblick gibt hierzu auch der Jahresbericht 1965 des Oberkirchenrates der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs:

In den Kirchengemeinden der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs wirken zur Zeit 396 Katecheten, davon sind 155 B-Katecheten, 38 C-Katecheten, 203 Hilfskatecheten.

Die Gesamtzahl ist unverändert geblieben. Die Zahl der Hilfskatecheten ist gegenüber den geprüften Katecheten etwas angestiegen. Angesichts der Schwierigkeit, die katechetischen Mitarbeiterstellen mit geprüften Katecheten zu besetzen, muß dies als eine gesunde Entwicklung angesehen werden, wenn immer mehr Gemeindeglieder, die von sich aus die Voraussetzungen dazu haben oder durch Hilfskurse dazu gerüstet sind, mit in die Aufgabe der katechetischen Betreuung unserer getauften Kinder einbezogen werden. Es wird auch für die Zukunft bei dem Mangel an katechetischem Nachwuchs die Aufgabe aller kirchlichen Dienststellen sein, noch neue Kräfte in den Gemeinden für die Mitarbeit in der Christenlehre zu gewinnen. Erfreulich ist, daß unter den Katecheten 62 Pfarrfrauen, die teilweise oder in vollem Umfang in ihren Gemeinden in der Christenlehre mitwirken, zu nennen sind. Meistens bringen diese Pfarrfrauen erhebliche Opfer für ihr Familienleben. Außerdem erteilen etwa 80 Pastoren Christenlehre. Dies geschieht in vielen Gemeinden zusätzlich zur Arbeit der Katecheten, aber leider auch in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Gemeinden in ausschließlicher Weise. In großen Landgemeinden bedeutet das weithin eine Überforderung der Pastoren, die leider zur Zeit auch nicht durch Nachbarschaftshilfe abgewendet werden kann ...

Die Entwicklung der katechetischen Arbeit in den Gemeinden ist gegenüber dem letzten Jahresbericht nicht wesentlich geändert. Es kann eigentlich in allen Arbeitszweigen auf den letzten Jahresbericht des Oberkirchenrates verwiesen werden, das heißt aber auch, daß die bestehenden Nöte im wesentlichen nicht überwunden werden konnten. Wenn hier und da, besonders in den größeren Städten, von einem Absinken der Zahl der Christenlehrekinder berichtet werden muß, so steht dem gegenüber auch ein kleiner Anstieg der Ziffern in manchen Kirchenkreisen und besonders in solchen Gemeinden, wo mit guten Kräften und großem Eifer der katechetische Dienst geleistet wird. Im ganzen kann gesagt werden, durch Entsendung neuer Kräfte hebt sich jeweils sprunghaft die Zahl der Christenlehrekinder. Es könnte manches in der Statistik anders aussehen, wenn überall ausreichend Mitarbeiter vorhanden wären.

Die Bemühungen haben ihren Fortgang genommen, die einzelnen Katecheten auch in den größeren Städten wieder stärker in ihre Heimatgemeinden zu integrieren. Die Aufgabe, den Katecheten Gelegenheit zu geben, aus ihrer Arbeit zu berichten, Nöte darzustellen und Anregungen für die Mithilfe und Mitwirkung zu geben, wurde den Pastoren und Kirchgemeinderäten immer wieder auferlegt.

Mit großem Ernst wurde die Elternarbeit angefaßt. Es ist den Katecheten und den Kirchengemeinderäten weithin deutlich geworden, daß die Aufrechterhaltung einer regelmäßigen und umfassenden Christenlehrearbeit von der verantwortlichen Unter- richtung und lebendigen Interessierung der Elternschaft abhängig ist. Elternabende, Elternseminare und -rüstzeiten haben in verschiedener Form stattgefunden. Die besonderen Anregungen und missionarischen Impulse, die von Familiengottesdiensten, Kinderevangelisationen, Kindertagen und ähnlichen Veranstaltungen auch für die Elternarbeit ausgingen, mußten hierbei erwähnt werden.

Die berufliche Weiterbildung der Katecheten ist sowohl in ihren Propstei-Arbeitsgemeinschaften als auch in den Großen-Ferien-Rüstzeiten in alter Form ständig weitergegangen. Es sind viele neue Anregungen gegeben für die Auflockerung der kirchlichen Unterweisung durch Spiele und Handarbeit, durch Beteiligung der Kinder an gemeindlichen Aufgaben und durch eine stärkere Hinführung zu den Kindergottesdiensten und Kinderkreisen.

Die Finanzierung der Christenlehre ist in alter Weise fortgeführt. Es wird noch ein-

mal auf das schon im vorigen Jahresbericht aufgezeigte Problem der Abführung von Christenlehregebühren aus Gemeinden, die keinen eigenen Katecheten mehr haben, hingewiesen. Es ist leider bisher zu keiner Lösung gekommen, die alle beteiligten Seiten in überzeugender Weise gleichmäßig in Anspruch nehmen würde.

In einzelnen Fällen wurden auch von der Schule her Schwierigkeiten für die Durchführung der Christenlehre bereitet, entweder dadurch, daß für bisher von der Kirche benutzte Schulräume aus schulischen Gründen eine Sperrung ausgesprochen wurde oder in einigen Fällen durch die stärkere Inanspruchnahme der Kinder durch Ganztagsunterricht (d. h. durch Ganztagschule echter Art oder durch den Schulhort). Es wird zur Zeit noch mit einzelnen staatlichen Dienststellen um die grundsätzliche Klärung der Frage gerungen, ob die Kinder jederzeit und ohne große Schwierigkeiten für die Christenlehre freigegeben werden können oder müssen. Wahrscheinlich wird man in einzelnen Fällen nur durch eine entschlossene Forderung der Eltern, ihre Kinder jeweils für die Christenlehre freizugeben, weiterkommen. Doch ist diese Entscheidung der Eltern schwer zu erreichen, weil sie bei ihrer Berufstätigkeit sehr an der Unterbringung ihrer Kinder im Schulhort interessiert sind.

Neuerdings treten auch wieder Schwierigkeiten auf in der Frage der Zulassung von Jugendlichen zur Erweiterten Oberschule, wenn diese nicht an der Jugendweihe teilgenommen haben ...

Die vor einigen Jahren so lebhaft geführte Diskussion über die Konfirmation scheint erneut in breiter Form aufgenommen zu werden. Ordnung und Praxis der Konfirmation, wie sie sich unter dem Eindruck des Zusammenbruchs volkskirchlicher Sitte und in Auseinandersetzung mit der Jugendweihe Ende der fünfziger Jahre herausgebildet hatten, werden als unbefriedigend empfunden. Es erscheint deshalb als nützlich, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu geben:

KONFIRMATION IM ÜBERGANG

Bericht über die kirchlichen Ordnungen und Probleme (epd B Nr. 7 vom 18. Februar 1965)

Zu Beginn dieses Jahres hat die Ostberliner Presse wiederum angekündigt, daß über 90 Prozent der Vierzehnjährigen in der DDR sich auf die Jugendweihe vorbereiten. Diese und die präzisen Angaben über die Beteiligung an Jugendweihefeiern der letzten Jahre sind natürlich nicht nachprüfbar. Mögen die, im Stil von Siegesmeldungen veröffentlichten, Prozentsätze und absoluten Ziffern über die Beteiligung an der Jugendweihe nun bis auf die letzte Stelle hinterm Komma stimmen oder nicht – eindeutig ist jedenfalls, daß der seit zehn Jahren von der SED im großen Stil propagierten sozialistischen Jugendweihe in Mitteldeutschland der Durchbruch gelungen ist, während gleichzeitig die Konfirmation, den Beteiligungsziffern nach, gegenüber der Ausgangssituation einen erheblichen Rückschlag erlitten hat.

Wie viele Kinder im Jahr 1965 in den Gemeinden der acht evangelischen Landeskirchen im Bereich der DDR in den Konfirmationsgottesdiensten vor die Gemeinde treten werden, läßt sich weder im voraus ermitteln, noch ist damit zu rechnen, daß ihre Gesamtzahl hinterher mitgeteilt werden kann. Noch weniger besteht Aussicht, zu ermitteln, wie sich die Zahl der bisherigen Konfirmanden zu der Zahl der vor vierzehn Jahren als Säugling in Mitteldeutschland evangelisch getauften verhält und wie viele Konfirmanden eine Teilnahme an der Jugendweihe abgelehnt haben, wie viele andererseits vorher jugendgeweiht worden sind bzw. sich im Stillen bereits entschlossen haben, nach der kirchlichen Konfirmation an einer sozialistischen Jugendweihe teilzunehmen.

Die Verhältnisse sind außerordentlich unterschiedlich. Es gibt immer noch Ortschaften, wenn es sich auch meistens um Dorfgemeinden handelt, in denen mangels Beteiligung keine Jugendweihefeier stattfindet. Stattdessen nehmen dort 90 bis 100 Prozent aller Vierzehnjährigen an der Konfirmation teil, und es gibt andererseits Kirchengemeinden in Städten und Industriesiedlungen, in deren Pfarramtskarteien viele tausend Gemeindeglieder verzeichnet stehen, in deren Konfirmationsgottesdiensten jedoch nur zwei oder drei Heranwachsende vor den Altar treten, während sich bei den Jugendweihefeiern der entsprechende Jahrgang fast vollzählig einfindet. Und es gibt schließlich jene Orte, in denen bei der Addition der Konfirmanden und der Jugendweihlinge weit mehr als 100 Prozent herauskommt, weil ein gewichtiger Teil der Jugendgeweihten außerdem zur Konfirmation geht.

Freie Entscheidung?

Das ist möglich, obgleich alle evangelischen Kirchenleitungen in der DDR ihre prinzipielle Entscheidung, daß Konfirmation und Jugendweihe einander ausschließen, nicht aufgegeben haben. Man ist sich ja darüber klar, daß die Beteiligung an der Jugendweihe nicht ganz so freiwillig ist, wie es staatsoffizielle Äußerungen bis in die jüngste Zeit hinein wahrhaben wollen. Jahre hindurch sind Eltern und Kinder auf breiter Front mit massiven Drohungen geschreckt worden: Wer seine Kinder nicht zur Jugendweihe schicke, brauche mit der Aufnahme in die Erweiterte Oberschule nicht zu rechnen, bewaise damit, daß er kein loyaler Staatsbürger und folglich unwürdig für beruflichen Aufstieg oder bestimmte Stellungen sei, und dergleichen mehr. Es hat sich zwar erwiesen, daß auch in den Jahren des massiven psychologischen, propagandistischen und administrativen Drucks entschlossener Widerstand, nachdrückliche Berufung auf das Recht zur eigenen Entscheidung erfolgreich waren und daß die angedrohten nachteiligen Folgen für nichtjugendgeweihte Kinder oder deren Eltern zu beseitigen waren. Solcher Kampf ist jedoch nicht jedermanns Sache, und manchem fehlt auch das dafür nötige Geschick und die geistige Beweglichkeit. Vor allem aber mußte man kirchlicherseits in Rechnung stellen, daß der radikale Ausschluß aller Jugendgeweihten von der Konfirmation den Kindern die Folgen einer Entscheidung aufbürdet, die in der Regel die Eltern getroffen haben.

Es mußte also eine seelsorgliche Lösung des Problems angestrebt werden. Den Rahmen für diese Lösung bildete ein Beschluß aller mitteldeutschen Kirchenleitungen vom Jahre 1958, nachdem jugendgeweihte, getaufte, junge Christen, die am Konfirmandenunterricht teilgenommen haben, zunächst nicht konfirmiert werden; hingegen sollen sie Gelegenheit erhalten, durch Beteiligung am Gemeindeleben, insbesondere an der Jungen Gemeinde, und auf andere Weise zu zeigen, daß sie mit ihrer Beteiligung an der Jugendweihe nur einer Nötigung oder einer Entscheidung ihrer Eltern gefolgt sind, im Jugendweihegelöbnis jedoch kein atheistisches oder antichristliches Bekenntnis mit bindender Kraft erblicken, vielmehr Glied der Gemeinde Christi sein wollen. Nach etwa einem Jahr können sie dann am Sakramentsunterricht teilnehmen und konfirmiert werden.

Hauptinhalt: Einladung zum Abendmahl

An diese Regelung halten sich bis heute die Konfirmationsordnungen folgender fünf Landeskirchen: Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg, Pommersche Evangelische Kirche, Evangelische Kirche in Schlesien, Evangelisch-Lutherische Kirche Sachsens, Evangelisch-Lutherische Kirche Mecklenburgs. Mit einigen Unterschieden im einzelnen soll es in diesen Landeskirchen so sein, daß die Kinder nach fünf- oder sechsjährigem Besuch der Christenlehre zwei Jahre am Konfirmandenunterricht teilnehmen. Der Unterricht schließt für alle Kinder – also auch für jene, die gleichzeitig an den Jugendstunden zur Vorbereitung der Jugendweihe teilnehmen – in der Regel in der Passionszeit mit einer

Abschlußveranstaltung, die der früheren Konfirmandenprüfung oder der in den westlichen Landeskirchen vielfach üblich gewordenen Vorstellung der Konfirmanden vor der Gemeinde entspricht. Danach können diejenigen, die nicht zur Jugendweihe gehen, sich sofort zu einer Sakramentsrüste anmelden, die in der Regel drei Monate dauert und nicht nur Unterrichtsstunden, sondern möglichst auch Wochenendrüstzeiten oder länger dauernde Freizeiten einschließen soll. Danach folgt für diese Gruppe der Konfirmationsgottesdienst.

Der Hauptakzent der Konfirmationshandlung ist Einladung und Zulassung zum Heiligen Abendmahl, Fürbitte der Gemeinde und Einstimmen in ihr Glaubensbekenntnis. Oft wird den Konfirmanden auch unter Handauflegung ein besonderer Bibelspruch gesagt. Auf eine entsprechende Frage bejahen die Konfirmanden, daß sie Glieder der Gemeinde Christi sein wollen, jedoch gehört ein Gelöbnis mit zukunftsbindendem Versprechen nicht zum Konfirmationsgottesdienst. Auch eine liturgische Zuspreehung kirchlicher Rechte erfolgt nicht. Jugendgeweihte, die die vorher genannten Voraussetzungen erfüllen, können nach Jahresfrist an Abendmahlrüste und Konfirmation des nächsten Jahres teilnehmen oder auch zu anderer Zeit zu einer besonderen Konfirmandengruppe zusammengefaßt werden.

Unterschiedliche Praxis

So ungefähr sehen es die Konfirmationsordnungen der fünf genannten Landeskirchen vor. In der Praxis ihrer Gemeinden allerdings zeigen sich erhebliche Unterschiede. Man wird davon ausgehen können, daß der größte Teil der Pfarrer bemüht ist, sich an die landeskirchlichen Ordnungen zu halten. Jedoch ist es nicht jedem gegeben, Konfirmanden und Gemeindegliedern den Sinn der zeitweiligen Zurückstellung der Jugendgeweihten von der Konfirmation überzeugend klarzumachen. Es wirkt sich mißlich aus, daß die hergebrachte Konfirmation mit den verschiedenartigen Elementen, die sie in der Praxis und im Bewußtsein der meisten Menschen einschließt, theologisch ja schon längst problematisch war, als die Jugendweihe noch keine Rolle spielte. Konfirmation – das war (und ist) volkskirchlicher landläufiger Tradition gemäß eine feierliche Zeremonie am Ende der allgemeinen Schulzeit, bei der man die ersten langen Hosen trägt, eine eigene Uhr geschenkt bekommt, und was derlei Kennzeichen für den von allerlei wohlmeinenden Reden des Pfarrers, des Lehrers und der Familie markierten ersten Schritt ins Leben der Erwachsenen mehr sind. Bewußt oder unbewußt verbinden sich unter volkskirchlichen Verhältnissen, unter denen das Bekenntnis zu Christus gar zu leicht zu einer Formsache entwertet wird, mit der Konfirmation archaische Vorstellungen von Reife feiern oder Mannbarkeitsriten, die sich im säkularisierten, religiös-feierlich verbrämten Gewande eines Aufnahmeaktes in die „Welt der Erwachsenen“, in die Gesellschaft derer, die im allgemeinen wie im kirchlichen Leben eigene Rechte haben, verbirgt. Diese säkularen Weihefunktionen hat in der DDR inzwischen weithin die Jugendweihe übernommen. Als Bekenntnis- und weltanschaulicher Verpflichtungsakt zum Marxismus-Leninismus wird sie von der Menge der Eltern und Kinder ebenso wenig begriffen und ernstgenommen wie die konventionell gehandhabte volkskirchliche Konfirmation. War die Beteiligung an der Konfirmation einst allgemeine Sitte, so ist die Jugendweihe in der DDR vielerorts heute schon zur Sitte geworden, die Anlaß zu Familienfeiern und schönen Reden, nicht aber zum Nachdenken, zur persönlichen Entscheidung ist.

„Eingeplante Buße“

So kommt es, daß viele Eltern und Kinder die kirchliche Ordnung, nach der Jugendgeweihte frühestens mit einem Jahr Verspätung konfirmiert werden können, nicht zum Anlaß nehmen, sich persönlich für das eine oder andere zu entscheiden, sondern sie als kirchenpolitische Maßnahme von vornherein einkalkulieren. Diejenigen nämlich, die

sich mit einem Minimum an Ärger in der Alltagswelt der politischen Realitäten Mitteldeutschlands einrichten wollen und sich deshalb an die Jugendweihe gewöhnt haben, andererseits aber ebenfalls nur mit einem Mindestmaß an persönlichem Engagement auch Mitglied ihrer Kirchengemeinde bleiben wollen, richten sich oft von vornherein darauf ein: Dies Jahr geht der Junge zur Jugendweihe, nächstes Jahr zur Konfirmation! Mit einem Schlagwort nennt man das: „Eingeplante Buße“.

So wird vielerorts aus der kirchlicherseits als Ausnahmeregelung für Sonderfälle gedachten Möglichkeit der Nachkonfirmation für Jugendgeweihte die Norm. Von daher wird verständlich, daß viele Eltern nichts dabei finden, auf eine Verkürzung der als Formsache mißverstandenen Wartezeit zu dringen, denn die Jugendweihen finden im Frühjahr statt, im Herbst hingegen endet das Schuljahr, beginnt die Lehrzeit oder Ausbildung an einer Fachschule meist in einem anderen Ort, und so sprechen schon rein praktische Erwägungen dafür, die Nachkonfirmation bereits ein viertel oder ein halbes Jahr später anzusetzen. Manch ein Pfarrer fügt sich solchen Wünschen. Andere treffen aus seelsorgerlichen Erwägungen von Fall zu Fall unterschiedliche Entscheidungen. Wieder andere haben die Erfahrung gemacht, daß sich in der Gemeinde ein Pharisäismus ausbreitet, der mit entsprechender Wertung zwischen „echten“ Konfirmanden, die an der Jugendweihe nicht teilgenommen haben, und „unechten“ unterscheidet, obgleich manche Erfahrung lehrt, daß solche Kriterien der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen müssen. Es kommt nicht gerade selten vor, daß Kinder, die nicht zur Jugendweihe gingen, nach ihrem Konfirmationsgottesdienst nie wieder in der Gemeinde gesehen werden, während Jugendgeweihte, die mit einer Wartezeit „bestraft“ und nachkonfirmiert wurden, sich zu ernsten, am Gemeindeleben teilnehmenden Christen entwickeln.

Keine einheitliche Reform

Es ist hier nicht möglich, alle aus der Übergangssituation von der Volkskirche zur Gemeindekirche und aus der Konfrontation von Jugendweihe und Konfirmation entstehenden Probleme anzudeuten und die verschiedenartigen Schlußfolgerungen daraus zu erörtern. Die Annahme ist auch verfehlt, daß die sich neuerdings zeigende Tendenz eines leichten Anstiegs der Konfirmationsziffern darauf hinweist, die kirchliche Unsicherheit in der Konfirmationsfrage gehe ihrem Ende entgegen. Überall wird darüber nachgedacht, worin das Eigentliche der Konfirmation zu bestehen hat, wie sie vor Mißverständnissen zu bewahren ist, ob und welche grundsätzlichen Änderungen vorgenommen werden müssen.

Zu einheitlichen Überzeugungen in dieser Sache ist man in der Evangelischen Kirche in Deutschland bisher nicht gekommen. Die ursprüngliche Absicht, eine Konfirmationsreform, die wenigstens in den Grundzügen einheitlich ist, in allen Landeskirchen in Ost und West zu erreichen, dürfte sich in absehbarer Zeit nicht verwirklichen lassen. Auch die Landeskirchen in Mitteldeutschland handeln ja nicht mehr einheitlich. Die thüringische, die anhaltische und die Landeskirche der Provinz Sachsen haben Konfirmationsordnungen inkraftgesetzt, die sich von der vorher geschilderten unterscheiden.

In Thüringen endet der Konfirmandenunterricht mit der Vorstellung der Konfirmanden einheitlich am Palmsonntag. Sämtliche Kinder, ob sie zur Jugendweihe gehen oder nicht, werden zu der anschließenden Abendmahlsrüste zugelassen. Allerdings kann der Pfarrer in bestimmten Fällen den Eltern nahebringen, ihre Kinder erst später zum Abendmahl zu schicken. Erforderlich ist eine Zurückstellung von Konfirmation und Abendmahl nur dann, wenn der Betreffende das Sakrament schmähst oder seine Beteiligung an der Jugendweihe ausdrücklich als Verleugnung des Wortes Gottes versteht. Mit Ausnahme solcher Fälle werden in den thüringischen Gemeinden alle Kinder, die an Konfirmandenunterricht und Abendmahlsrüste teilgenommen haben, am Trinitatis-Sonntag konfirmiert und empfangen das Altarsakrament.

In den anhaltischen Gemeinden endet der Konfirmandenunterricht mit einem Gottesdienst. Alle Kinder werden zur anschließenden Sakramentsvorbereitung eingeladen, ob sie zur Jugendweihe gegangen sind oder gehen wollen oder nicht. Im seelsorgerlichen Gespräch mit jedem einzelnen der Kinder soll der Pfarrer feststellen, ob die Voraussetzungen für Konfirmation oder Abendmahl vorliegen oder nicht.

Der Magdeburger Weg

Einen anderen Weg ist die Kirche der Kirchenprovinz Sachsen gegangen. Hier gibt es eine Konfirmation in traditionellem Sinne, d. h. als einmaligen Akt, nicht mehr. Vielmehr spricht man hier von einem „konfirmierenden Handeln“ der Kirche. Die Konfirmation ist gleichsam in mehrere Stationen aufgegliedert. Im Alter von 12 bis 14 Jahren nehmen die Kinder an einem sogenannten Pfarrunterricht teil. Diese Unterrichtszeit wird mit einem Dankgottesdienst, der aber nicht die Formen des traditionellen Konfirmationsgottesdienstes hat, abgeschlossen. Die Kinder werden eingeladen, sich an den Gemeindegottesdiensten und an der Jungen Gemeinde zu beteiligen. Frühestens 9 bis 12 Monate nach Abschluß des Pfarrunterrichtes können sich die Jugendlichen dann zur Abendmahlsvorbereitung melden. Für die Abendmahlsrüten ist keine bestimmte Dauer vorgeschrieben. Vor dem ersten Abendmahlsgang führt der Pfarrer mit jedem einzelnen ein seelsorgerliches Gespräch unter vier Augen, in dem er ihm rät, sich an der Feier zu beteiligen oder damit noch zu warten. Bei dieser Gelegenheit soll auch festgestellt werden, ob Jugendgeweihte von der weltanschaulichen Bindung durch das Gelöbnis abgerückt sind oder nicht. Nach Ende der Rüstzeit folgt kein Konfirmationsgottesdienst, sondern ein gemeinsamer erster Abendmahlsgang im Rahmen eines Gemeindegottesdienstes. Die Namen der Erstkommunikanten werden der Gemeinde bekanntgegeben. Im Zusammenhang mit der Sakramentsausteilung oder dem Fürbittegebet kann den Erstkommunikanten unter Handauflegung ein besonderer Bibelspruch gesagt werden.

In der anhaltischen und der thüringischen Kirche also ist das Prinzip der Wartezeit für Jugendgeweihte praktisch aufgegeben worden, während in der Kirchenprovinz Sachsen umgekehrt für alle, ob sie nun zur Jugendweihe gegangen sind oder nicht, eine Wartezeit zwischen Abschluß der Unterweisung und erstem Abendmahlsgang eingelegt wird. Die Erfahrung mit diesen Ordnungen sind ebenso unterschiedlich wie die Erfahrungen in den Landeskirchen, die am 1958 beschlossenen Schema bisher festhalten. Es werden deshalb in den mitteldeutschen Gemeinden die verschiedensten Experimente gemacht. Zum Teil denkt man daran, die Abendmahlszulassung vorzuverlegen, auf der anderen Seite sind Erwägungen da, den kirchlichen Unterricht in geeigneten Formen bis zum 18. Lebensjahr fortzuführen und ihn dann mit einer Erwachsenenkonfirmation in einem Lebensalter abzuschließen, in dem der einzelne bereits in der Lage ist, sich wirklich selbständig zu entscheiden und mit der Teilnahme an der Konfirmation nicht nur einer Sitte oder dem Wunsch der Eltern zu folgen.

Schuld ist nicht nur die Jugendweihe

Für Christen in Westdeutschland mag die Unsicherheit und Uneinheitlichkeit der mitteldeutschen Gemeinden und Landeskirchen in dieser Sache befremdlich erscheinen. Sie sind vielleicht versucht, das alles dem atheistischen Staat in die Schuhe zu schieben. In der Tat hat die mit großem propagandistischem Aufwand, den Einflußmöglichkeiten der Schule und vielerlei Druckmitteln durchgesetzte Jugendweihe das traditionelle Konfirmationswesen in den östlichen Landeskirchen der EKD durcheinandergebracht. Die Wurzel der Konfirmationsnöte ist jedoch nicht die Jugendweihe. Auch ohne staatlich propagierte Jugendweihe kann die Zeit kommen, in der auch in der Bundesrepublik die

allgemeine Konfirmationssitte zerfällt. Wir täten gut daran, uns ebenso gründlich wie die Kirchen Mitteldeutschlands mit der Frage zu beschäftigen, welche Konfirmationsformen bei uns nötig sind, was die Konfirmation will und sein kann und was nicht.

Einen Versuch, die gesamte Problematik der Konfirmation neu zu durchdenken und dabei auch die vielfach von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedliche Praxis zu überwinden, unternahm die Regionalsynode Ost der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg auf ihrer Tagung am 6. und 7. März 1965 in Brandenburg/Havel. Der Tagung lag eine Vorlage des Konfirmationsausschusses vor:

Auf dem Weg von der Kindertaufe bis zur selbständigen Mitarbeit in der Gemeinde brauchen Kinder und junge Menschen die Hilfe ihrer Kirche. Der Dienst der Eltern, die hier zuerst gefordert sind, wird ergänzt durch Kindergottesdienst, Christenlehre, Unterweisung durch den Pfarrer, die Vorbereitung für den ersten Gang zum Abendmahl, die Junge Gemeinde, Zurrüstung der jungen Christen für Paten- und Altestenamt.

1. Die Unterweisung durch den Pfarrer besteht in einem zweijährigen Unterricht, der mit einem Gottesdienst schließt, in dem die Unterrichteten der Gemeinde vorgestellt werden. Es ist darauf zu achten, daß zwei volle Jahre Unterricht gegeben werden (1).

Möglichst schon während des Unterrichts, spätestens aber bei seinem Abschluß werden alle Jugendlichen zur Jungen Gemeinde eingeladen. Sollte trotz allen Bemühens eine regelmäßige Sammlung der Jungen Gemeinde nicht möglich sein, so muß der Pfarrer die aus dem Unterricht Entlassenen wenigstens einmal im Monat zusammenrufen (2).

Eine seelsorgerliche Rüste, die sich über 4 bis 6 Wochen erstreckt und die Behandlung des 5. Hauptstücks im Unterricht voraussetzt, bereitet die Jungen und Mädchen, die kommen wollen, auf die Beichte und den ersten Empfang des Abendmahls vor. Dieser Abendmahlsgottesdienst kann frühestens in der Adventszeit gehalten werden (3). In den nächsten Monaten sollte der gleiche Kreis zu mehreren Abendmahlsgottesdiensten zusammenkommen, um das Hineinwachsen in die Gemeinde zu erleichtern.

In den nächsten zwei Jahren werden 3 bis 4 Jugendseminare jährlich angeboten, um junge Christen auf das Paten- und Altestenamt vorzubereiten. Einübung in kirchliche Dienste und Übernahme bestimmter Aufgaben in der Gemeinde gehören notwendig dazu (4).

Wo es möglich ist, soll am Ende dieser Zeit ein Gemeindegottesdienst gehalten werden, in dem die so Zugerüsteten (unter Handauflegung) der Fürbitte der Gemeinde befohlen und als Glieder einer Dienstgemeinde festgestellt werden; sie erhalten damit das Recht, Pate zu werden.

II. Christsein heißt Leben im Sieg Jesu Christi. Das bedeutet: jeder einzelne muß lernen zu unterscheiden, sich zu entscheiden, etwas zu wagen und, wenn es sein muß, auch zum Leiden bereit sein. Leben in einer weithin atheistischen Umwelt bedeutet für den einzelnen: wachsein, Liebe üben und damit den Haß durchkreuzen, der Heuchelei widerstehen. Christen können nicht übersehen, daß auch die Jugendweihe (trotz mannigfacher anderer Erklärungen) eingeordnet ist in die Erziehung zu einem atheistischen Menschenbild und in diesem Zusammenhang ein Bekenntnis vom jungen Menschen fordert. Darum sind Eltern und Kinder bei jeder sich bietenden Gelegenheit (im Gottesdienst, im Taufunterricht, bei der Anmeldung zur Christenlehre, während des Unterrichts, vor dem Beginn der Abendmahlsrüste) darauf hinzuweisen und darin zu bestärken, daß sie zur rechten Klarheit und Entscheidung in allen Fragen des Christseins im täglichen Leben kommen. Die Gemeinde muß es lernen, ihre Sorgen im Blick auf die Zukunft Gott zu befehlen.

Ist ein junger Mensch (auf Veranlassung der Eltern oder aus eigenem Entschluß) dennoch zur Jugendweihe gegangen, so läßt die Gemeinde ihn nicht los. Der Pfarrer lädt ihn und seine Eltern zu gemeinsamen Aussprachen oder Einzelgesprächen ein, um ihnen zu rechter Klarheit und Entscheidung zu helfen. Der Entschluß, sich von der eingegangenen Bindung (in einer Beichte) zu lösen, braucht Zeit, um auszureifen. Da auch der erste Abendmahlsgang eine Absage an ein atheistisches Menschenbild einschließt, kann der Gemeindekirchenrat die Zulassung zur Teilnahme an Abendmahlsrüste und erstem Abendmahlsgang so lange noch nicht aussprechen, bis das erkannt und vollzogen ist.

Praktische Hinweise

(1) Beginnt der Unterricht nach Ostern, so darf er frühestens am Ende der Passionszeit schließen. Wird mit dem Unterricht erst im September begonnen, so kann der Gottesdienst mit der Vorstellung der Jugendlichen erst nach Pfingsten gehalten werden.

(2) Seelsorgerliche Rüsten sollen neben einigen Abenden auf alle Fälle auch 1 bis 2 Wochenenden mit voller Lebensgemeinschaft umfassen.

(3) Dieser Abendmahlsgottesdienst wird nach der Agende II, S. 57-59 gehalten, d. h. nach dem Formular der Kirchenprovinz Sachsen, in dem unter drei Formen ausgewählt werden kann: der Zuspruch eines Bibelwortes (Denkspruch) an den einzelnen (das auch schriftlich übergeben wird) und Segnung mit Auflegen der Hände können bei der Austeilung (vor der Entlassung des jeweiligen Tisches) – erste Form – oder im Zusammenhang mit dem Fürbittengebet – zweite Form – oder zusammen mit Glaubensbekenntnis und Fürbittengebet – dritte Form – erfolgen.

Übergangsweise kann auch noch das Formular S. 49-51 gebraucht werden.

Es sollten möglichst mehrere Termine im Jahr für diesen Gottesdienst angesetzt werden.

(4) Zu kirchlichen Diensten und Aufgaben gehören etwa: Hilfe im Kindergottesdienst und in den Kinder- und Jugendkreisen, in der Spielschar, im Kirchen- und Posaunenchor, diakonische Hilfeleistungen, Besuchsdienst, Aufgaben in Gottesdiensten, Rüstzeiten und offenen Abenden.

Zu dieser Vorlage faßte die Synode folgenden Beschluß:

Synode bejaht die Grundabsicht der Vorlage des Konfirmationsausschusses, den traditionellen Akt der Konfirmation in einem Weg zur Einführung und Einübung in den Dienst des mündigen Christen aufzugliedern. Die Synode gibt die Vorlage zur Information und Beratung in Synodalrüsten, Pfarrkonventen und Ältestenrüsten. Der Konfirmationsausschuß wird beauftragt, unter Beachtung der einzelnen Stellungnahmen aus der Beratung eine Ordnung der Konfirmation zu erarbeiten, über die die nächste Synode befinden kann.

In der Sammlung junger Menschen durch die Arbeit der Jungen Gemeinde sucht man immer wieder neue Wege zu gehen und sich den Möglichkeiten wie Notwendigkeiten der Situation anzupassen. Dazu berichtet der schlesische Jahresbericht vom Februar 1966:

JUNGE GEMEINDE

In fast allen Gemeinden unseres Kirchengebietes geschieht die Arbeit der Jungen Gemeinde. Die Jugendabende werden von einer wachsenden Anzahl junger Menschen besucht. Jugendgottesdienste und Mitarbeiterrüstungen haben ihren festen Platz im Leben der Jungen Gemeinde. In den einzelnen Kirchenkreisen wurden zwei bis drei Jugend-

tage oder Kreisjugendrüstern durchgeführt. Sie standen unter dem Thema: „Zeugen gesucht“ und vereinigten jeweils 70 bis 260 Jugendliche. Mit Freude kann berichtet werden, daß die Bibelrüstzeiten im Jahre 1965 ungehindert durchgeführt werden konnten. Sie sind eine wesentliche Glaubenshilfe für unsere Jugend.

Zu neuen Wegen in der Jugendarbeit gehören auch die von Diakon Heise veranstalteten Jungschartage in Görlitz. So vereinigten im Juni 1965 ein Jungschartag 200 Jungen zwischen zehn und vierzehn Jahren und bei einem weiteren Treffen im Herbst wurden dazu noch über 200 Eltern angesprochen. Die Jugendwoche erfreut sich auch weiterhin eines großen Zuspruchs. Getragen werden die Jugendwochen vom „Arbeitskreis evangelischer Jugend“, einem Zusammenschluß der Jugendmitarbeiter der Landeskirche, der Gemeinschaften und der Freikirchen. Der Kontakt zur katholischen Jugend konnte aktiviert werden. So fand eine Begegnung evangelischer und katholischer junger Männer auf dem Bußtagstreffen des Jungmännerwerkes in Niesky statt. An einer Päckchenaktion am Heiligen Abend für solche, die fern von ihrer Familie in der Stadt Görlitz Dienst tun mußten, beteiligten sich 100 junge evangelische und katholische Christen. Dem Einsatz dieser jungen Menschen gilt unser besonderer Dank.

Im Jahr 1966 findet ein Seminar für Mitarbeiter in der Jugendarbeit mit dem Thema: „Heiße Eisen in der Bibelarbeit“ statt.

Ein besonderes Problem stellt die Arbeit an den über Achtzehnjährigen dar. Hier muß mehr geschehen. Ein Anfang soll mit zwei Wochenendrünstern für diese älteren jungen Menschen gemacht werden.

Aus der Jugend kommt immer wieder die Frage nach kirchlichen Berufen. Es fehlt eine gründliche, umfassende kirchliche Berufsberatung. Dieser Mangel muß beseitigt werden. Ferner fragen Jugendliche immer wieder nach der Einrichtung eines „Diakonischen Jahres“ in unserem Kirchengebiet. Mancher Personalnot in den Anstalten und Heimen der Inneren Mission könnte durch den freiwilligen Einsatz junger Menschen, ein Jahr in einer solchen Anstalt Dienst zu tun, gesteuert werden.

Nach wie vor bereitet auch die Einstellung von hauptamtlichen kirchlichen Mitarbeitern, insbesondere von Kreisjugendwarten, große Schwierigkeiten.

Über Nöte und Schwierigkeiten der kirchlichen Jugendarbeit enthält der Jahresbericht 1965 des mecklenburgischen Oberkirchenrates folgenden Abschnitt:

Es war auffällig, daß besonders die Bibelrüstzeiten des Sommers, aber auch andere Veranstaltungen, seitens der Jüngeren sehr guten, manchmal übergroßen Zuspruch, seitens der Älteren aber eine verhältnismäßig geringe Beteiligung fanden. So war es besonders erfreulich, daß das mehrtägige Pfingsttreffen der Jungmännerarbeit in Serrahn fast 200 Teilnehmer fand, wobei das umfangreiche und ausgezeichnete Programm besonders zu bemerken war. Daß das Landesjungschartreffen in Rostock, als zweiter Landesjungschartag gehalten, trotz ungünstiger Witterung von 700 Jungen besucht war (1964 waren es etwas mehr), ist ein Zeichen dafür, daß systematische Arbeit an den Jüngeren getan wird und daß sich hieraus gute Aussichten für die weitere, auch für die Arbeit an den Älteren, ergeben.

Mit dem Gesagten ist schon ausgesprochen oder wenigstens angedeutet, daß im übrigen die Arbeit weitergeführt wurde und daß beispielsweise in den Winterferien in Konfirmandenrüstern über 2000 Kinder gesammelt wurden, zum Teil auf Gemeinde-, zum Teil auf Propstei-, Nachbarschafts- und Kirchenkreisebene. Mädchen- und Jungmännerarbeit haben unermüdlich bei diesen Rüstzeiten geholfen und teilweise sie auch selbst getragen und geleitet. Besonderen Hinweises sind die Arbeitshilfen wert, die die Jungmännerarbeit für die Konfirmandenrüstern herausgab.

Es müßten mehr Gemeinden und vor allem Pfarrhäuser zur Aufnahme und Veranstaltung von Konfirmandenrüstern bereit sein.

Die Mädchenarbeit hielt wie alljährlich in Dobbertin ihr Pfingsttreffen und kam zu besonderen Mädchensonntagen in Schwerin (300 Teilnehmerinnen) und in Lütz (200 Teilnehmerinnen) zusammen. Auch die Mädchenarbeit tut mit Bibelbriefen und Arbeitshilfen den Gliedern der Jungen Gemeinde und den Gemeinden selbst hilfreiche Dienste, die vielleicht noch eines größeren Echos bedürften.

Von den Bibelrüstzeiten des Sommers wurde bereits gesagt, daß sie von seiten der älteren Jugendlichen verhältnismäßig schwach besucht waren. Immerhin fanden die etwa 40 Rüstzeiten der landeskirchlichen Jungen Gemeinde im ganzen eine gute und sehr gute Beteiligung, so daß manchem eine Absage gegeben werden mußte, der sich anmeldete. Alle Rüstzeiten verliefen ohne jede Behinderung und völlig störungsfrei. So selbstverständlich es an sich auch ist, so dankbar muß doch festgestellt werden, daß keinerlei staatliche Ein- oder Angriffe stattfanden.

Die der Jugendarbeit in den Rüstzeiten entstehenden Aufgaben werden nach der organisatorischen Seite hin größer, da die finanziellen, die hygienischen, die sanitären, die Brandschutz- und andere Verpflichtungen immer größer werden und auch die Ansprüche der jungen Menschen auf Unterbringung, Einrichtung und Verpflegung im Zusammenhang mit dem wachsenden Lebensstandard größer werden.

Die Bibelrüstzeiten des Sommers sind der Mittel- und Schwerpunkt der kirchlichen Jugendarbeit geblieben.

In die Problematik der Jugendarbeit haben am bezeichnendsten vielleicht die Reformationstreffen in Neustrelitz und Wismar eingeführt, die etwa 250 ältere Jugendliche vereinten. Ausgegebene Fragebogen haben ergeben, daß kaum ein Jugendlicher ein persönliches Verhältnis zur Bibel hat, indem er sie regelmäßig liest, daß aber eine auffallende Bereitschaft zum Gespräch über die Bibel, also zur Bibelarbeit besteht. Man kommt allein mit der Bibel nicht zurecht, und man weiß, daß man Hilfen braucht, wenn man sich ihren Fragen stellen oder wenn man selbst Fragen an sie richten will. Die schon erwähnten Bibelbriefe der Mädchenarbeit sind eine erste Frucht dieser Feststellung und Erfahrung. Sie wollen nichts weiter, als zum Umgang mit der Bibel helfen.

Personalwechsel und zeitweise auch Personalmangel gestatten den früheren Umfang zusammenhängender ausgedehnter Reisedienste nicht. Es hat sich im übrigen auch herausgestellt, daß ein Reisedienst erst dann wirklich aussichtsreich und fruchtbar ist, wenn er nicht als solcher, sondern als Vorbereitung oder als Nacharbeit zu besonderen Veranstaltungen, Rüstzeiten oder Treffen in bestimmten Gemeinden getan wird. Es werden in Zukunft die Reisedienste weniger regional geplant und durchgeführt, sondern nach sachlichen und Arbeitsgesichtspunkten unternommen werden müssen, was aber zwangsläufig einen größeren Einsatz von Zeit, Kraft und Geld notwendig macht.

Innerkirchlich muß die Jugendarbeit ihrer Isolierung widerstehen und wehren und alles dafür tun, daß sie nicht zu einem Apparat wird, der sich selbst und den vor allem die anderen als allein zuständig für Jugendarbeit in der Kirche ansehen. Es wird vieles davon abhängen, aber auch deshalb sehr wichtig sein, daß die Gemeinden, ihre Mitarbeiter und ihre Pastoren sich ihrer Verantwortung für kirchliche Jugendarbeit tätig bewußt werden. Die Mädchenarbeit bemüht sich zum Beispiel um die Mitarbeit der Katechetinnen für Rüstzeiten, Kinderevangelisationen, Kinderkreise, Konfirmandenarbeit usw. Diese Bemühungen bedürfen eines größeren und breiteren Echos.

Angeichts der Tatsache, daß so mancher Pastor und so mancher Mitarbeiter sich weder der Jugend- noch einer anderen, etwa der Männer- oder Frauenarbeit annehmen, wird alles Mögliche dafür getan werden müssen, daß diese Dienste nicht zur Ausschließlichkeitssache der hauptamtlich dafür bestellten Mitarbeiter, sondern Aufgabe und Verpflichtung für alle werden. Wo ein Amtsbruder für Jugendarbeit geeignet ist und sie mit Freuden tut, sollte er auch in anderen Gemeinden dieses Dienstes sich annehmen und brüderliche Nachbarschaftshilfe leisten. Diese Hilfe sollte aber auch von denen, denen Jugendarbeit nicht liegt, erbeten und angenommen werden.

Nach einem dem Oberkirchenrat zugegangenen Bericht mußte ein Kind einen Aufsatz „Warum ich noch zur Christenlehre gehe“ schreiben und vor der Pionierversammlung verlesen. Das Kind bekannte sich tapfer und gut zu seinem Glauben und fand Achtung, Anerkennung und Respekt, während die Urheber in peinliche Verlegenheit gerieten. Wo der Glaube überzeugend gelebt wird, da begegnen ihm Achtung und Respekt. Es wäre gut, wenn der junge Mensch dessen gewiß sein dürfte. Die Junge Gemeinde und die kirchliche Jugendarbeit wollen ihm hierfür zur Orientierung und zu einem Leitbild helfen, auf das hin das Leben gewagt werden kann.

Die *Schülerarbeit* wird dadurch beeinträchtigt, daß ihr die Kräfte fehlen, daß insbesondere doch wohl die Gemeindepastoren sich nicht in genügendem Ausmaß der Arbeit an den Oberschülern annehmen. Die unter Leitung von Pastor Schnauer, Blankenhagen, der hierbei besonders von Pastor Wellingerhof und Pastor Dr. Wiebering unterstützt wird, stehende Schülerarbeit versucht folgende Aufgaben zu erfüllen: Sie will christlichen und fragenden Schülern mit Begriffsklärung, Information und Wissensvermittlung dienen und damit intellektuellen Glaubenszweifeln begegnen. Sie will zum zweiten in seelsorgerlicher Führung den Weg in die Gemeinde ebnen, indem sie über Gottes Wort, seine Entstehung und seinen Anspruch, auch über Lebensformen des Glaubens und der Gemeinde Aufschluß gibt und Klarheit schafft. Zum dritten bleibt Aufgabe der Schülerarbeit Gewinnung von Nachwuchs für die kirchlichen Berufe. Rüstzeiten in den Sommerferien und Wochenendrüstern im Frühjahr, Herbst und Winter sammeln deshalb junge Menschen um Fragen wie „Sind Christen Idealisten?“, „Genügt es nicht, ein guter Mensch zu sein?“ und um das Thema „Naturwissenschaft – Glaube“. Wie überhaupt unter jungen Menschen wurde auch immer wieder in der Schülerarbeit die Frage besprochen „Wie stelle ich mir die Kirche vor?“.

Die *Landjugendarbeit* geht zwar nicht durch eine Krise, ist aber doch in einen gewissen Stillstand geraten. Die geburtenschwachen Jahrgänge der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre und andere Gründe haben auf dem Lande junge Menschen im Alter von 20 bis 25 Jahren selten gemacht. Die nunmehr heranwachsende oder bereits herangewachsene Landjugend ist von anderer Art und Bildung als die Jugend, die uns bisher begegnete. Beides macht einen anderen Arbeitsstil der kirchlichen Landjugendarbeit notwendig, wobei auch hier zu beachten ist, daß die Ansprüche steigen. Erholungs- rüstzeiten in schönen Heimen und Landschaften sind besonders gefragt.

Über kirchliche Jugendsonntage gibt es eine Reihe von erfreulichen Berichten. Wir übernehmen dazu hier abschließend folgende Notiz:

JUGENDSONNTAGE IN MITTELDEUTSCHLAND GUT BESUCHT

Einübung in aktive Teilnahme am kirchlichen Leben
(epd Z, Nr. 175 vom 3. August 1965)

epd Berlin, 3. August. Kirchliche Jugendsonntage in Hermannswerder bei Potsdam, in Burg im Spreewald, Quedlinburg und Güstrow, an denen bis zu 2000 junge evangelische Christen teilnahmen, bildeten in den Vorsommerwochen Höhepunkte der kirchlichen Jugendarbeit in den östlichen Gliedkirchen der EKD.

Bei den Zusammenkünften ging es unter dem Thema „Zeugen gesucht“ um eine lebendige Entfaltung der kirchlichen Jahreslosung. In Hermannswerder stellte sich neben anderen Generalsuperintendent Dr. Lahr (Potsdam) den Fragen junger „Reporter“ nach Anstoß, Wesen und Ziel des Zeugendienstes. Auch der Gottesdienst nahm das Thema auf, das später in Sprechszenen der Potsdamer Jungen Gemeinde mit Hinweisen auf die Zeugen des Glaubens Dietrich Bonhoeffer, Kurt Gerstein und Martin Luther

King eine weitere Vertiefung erfuhr. In Burg sprach Generalsuperintendent D. Jacob (Cottbus) zu den jungen evangelischen Christen, die besonders dankbar auch für die Grußworte und Berichte ökumenischer Gäste aus Westeuropa waren. Diese Besucher weilten anlässlich des 20. Jahrestages des Kriegsendes als Gäste des Weißenseer Arbeitskreises in der DDR.

Neben den Jugendsonntagen nehmen gegenwärtig die Bibelrüstzeiten ihren Verlauf, die in den Sommermonaten zum festen Bestandteil der Jugendarbeit der mitteldeutschen Kirchen gehören. Sie dienen der besseren Kenntnis der Bibel, der Glaubensunterweisung und der Einübung der jungen Christen in die aktive Teilnahme am Leben der Kirche und Gemeinde.

d) Diakonie

Zu den Lebensäußerungen der christlichen Gemeinde gehört die Diakonie, die tätiger Dienst am Mitmenschen und damit Zeugnis von der christlichen Botschaft ist. Die Kirchen in der DDR ringen unter den erschwerten Umständen in zäher Arbeit darum, diesen Dienst nicht nur in der überkommenen Weise zu erhalten, sondern auch auszuweiten und den Erfordernissen ihrer kirchlichen und gesellschaftlichen Situation anzupassen. Auf welcher geistlichen Grundlage dies geschieht, hat Bischof Jänicke in seinem Synodalbericht für 1965 beschrieben. Dazu heißt es zur Diakonie im herkömmlichen Sinne:

Auch hier soll nicht mit Zahlen und Statistiken aufgewartet werden, die angesichts der 5 Mutterhäuser und der Dutzenden von Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission in unserer Kirchenprovinz gewiß ihren Eindruck nicht verfehlen würden. Es könnte unseren Blick in falsche Richtung lenken. Es könnte auch der Eindruck entstehen, als wollten wir mit den beachtlichen Leistungen die Krise zudecken, in die heute die Diakonie im speziellen Sinn geraten ist. Diese Krise findet ihren besonderen Ausdruck in dem Mangel an Nachwuchs, gerade auch in der weiblichen Diakonie. Und das ist nun wie ein *circulus vitiosus*: Die an Zahl nicht ausreichenden Diakonissen, die meisten schon in vorgerücktem Alter, sind ohne Frage weithin überfordert. Und überforderte Schwestern wiederum sind für junge Menschen manchmal kein attraktives Leitbild, so daß sie sprächen: So möchtest du auch einmal werden.

Meine Brüder und Schwestern, es ist billig, Kritik zu üben. Aber das soll nun gerade nicht geschehen. Vielmehr möchte ich heute einmal all den mehr oder weniger wohlwollenden Kritikern zurufen: Habt Respekt, tiefen Respekt vor dem, was in unseren Diakonissen-Mutterhäusern und den von unseren Diakonissen betreuten Anstalten und Stationen geschieht! Und seid vor aller Kritik erst einmal dankbar, daß es das noch gibt, so viel anspruchsvollen, oft verborgenen, in selbstverständlicher Treue Tag um Tag und Nacht um Nacht bis an die äußerste Grenze der Menschenkraft geübten Dienst, der nicht nach dem Lohn sieht! Ich meine, daß wir vor allen gutgemeinten, aber manchmal doch auch recht vordergründigen Ratschlägen, was an unserer Diakonie anders, vielleicht moderner, vielleicht attraktiver werden müßte, zunächst einmal in Ehrfurcht still und dankbar werden müssen, daß es unter uns dieses Zeichen und Zeugnis, ja gerade dies so unzeitgemäß erscheinende Zeichen und Zeugnis einer Lebenshingabe noch gibt! Ganz gewiß nicht nur in der Diakonissentracht! Und ganz gewiß wäre es unevangelisch, diesen Stand als einen geistlich höher zu bewertenden, eines völligeren Lebensopfers, zu sehen. Aber daß dies Zeichen so wahrnehmbar unter uns da ist, dafür wollen wir heute unseren lieben Diakonissen, den alten und den jungen und den ganz alten, bei allem Reden darüber zuerst und zuletzt danken, ja, dem Herrn danken, der sie zu solchem Dienst willig gemacht hat!

Im April 1965 haben die Bischöfe der Gliedkirchen in der DDR mit den Mutterhausvorständen eine ganztägige, eingehende Beratung darüber gehalten, wie in der großen Not der Nachwuchsfrage der Diakonie geholfen werden könnte, und diese Beratung ist dann in den Gliedkirchen zusammen mit den Leitungen der kirchlichen Werke und Ausbildungsstätten fortgesetzt worden, bei uns in Magdeburg im November in den Pfeifferschen Anstalten. Die Beratung wurde durch ein Grundsatzreferat von Pfarrer Dr. Schellbach eingeleitet, und dann haben wir uns ohne Hemmungen sehr offen darüber ausgesprochen, woran es wohl liegen mag. Ich kann nicht sagen, daß wir eine Patentlösung gefunden hätten. Wahrscheinlich wird es auf diese Frage ebensowenig eine glatte Antwort geben wie auf die Frage, warum es heute keine größeren Erweckungsbewegungen im Stil des 19. Jahrhunderts mehr gibt. Und vielleicht hängen diese beiden Fragen sogar tief miteinander zusammen!

Will unsere Jugend nicht mehr dienen? Es wäre allzu billig und deswegen einfach verkehrt, zu sagen: Sie wollen bloß verdienen, nicht dienen; sie meinen nicht mehr: Dienst ist Freude, sondern: *nach* dem Dienst ist Freude! Nein, so einfach ist es wirklich nicht. Wer den selbstverständlichen und fröhlichen Dienst junger Menschen, etwa den der Glieder junger Gemeinden in ihrem Urlaub in der Diakonie oder in der Aktion „Sühnezeichen“, einmal mit eigenen Augen gesehen hat, wird solch Gerede als verantwortungslos ablehnen. Es liegt mir nun ganz fern, eine Diagnose der jungen Generation heute geben zu wollen, und ich fühle mich dafür auch nicht kompetent. Klagen der älteren Generation über die Jugend, die „so ganz anders“ ist, hat es immer gegeben und wird es immer geben – bis an den jüngsten Tag. Davon kann man sogar schon in der Bibel etwas lesen, wenn es zum Beispiel am Ende des Alten Testaments als ein besonderes Zeichen der Heilszeit genannt wird, daß auch die schwer erziehbaren Eltern zu ihren Kindern bekehrt werden sollen und umgekehrt! (Maleachi 3, 24)

Das Besondere an dem Generationsproblem unserer Tage scheint mir darin zu liegen, daß die Leitbilder der älteren Generation nach all den durch sie verschuldeten Katastrophen und Gerichten, die über unser Volk hingegangen sind, nicht mehr vertrauenswürdig erscheinen. Sie sind mit Recht skeptisch und mißtrauisch, die Menschen der jungen Generation, uns, den Vätern und Großvätern gegenüber. Was übrigens nicht ausschließt, daß sie auch wieder sehr willig und einfältig zu folgen bereit sind, wo sie echte Autorität wahrnehmen. Sie muß freilich ohne alle Pose sein und ohne große Worte, die den Verdacht erwecken, daß ihre Valuta ohne Deckung ist!

Dies Generationsproblem, das für die Nachwuchsfrage – auch hier übrigens nicht nur in der Diakonie – ganz wesentlich bedacht sein will, bedrängt uns in einer besonderen Weise in den sexual-ethischen Fragen. Da ist freilich – so will uns Älteren oft scheinen – die Jugend „so ganz anders“. Aber auch und gerade hier sollten wir uns allzu schneller moralischer Wertungen enthalten. Vielleicht wissen wir Älteren gerade auf diesem Gebiet, bei dem wir immer mit besonderer Verschllossenheit zu rechnen haben, zuwenig vom Leben der Jugend heute. Daß hier Nöte sind, ist vor aller Augen. Daß mit moralischen Ermahnungen nichts geholfen ist, lehrt die Erfahrung. Es ist zu begrüßen, daß auf Veranlassung der Bischöfe der Gliedkirchen in der DDR ein Kreis kundiger und an diesem Problem engagierter Leute an die Arbeit gesetzt worden ist, der uns durch eine Reihe von Memoranden zu einer besseren Diagnose helfen will, damit auch die Therapie an der rechten Stelle ansetze. Wir haben kürzlich auch für unsere Kirchenprovinz einen solchen Arbeitskreis berufen, von dem wir Rat und Hilfe erwarten.

Wegen der großen Schwierigkeiten, statistische Übersichten für das gesamte Gebiet der DDR zu erhalten, mag es erwünscht sein, für Teilgebiete hin und wieder Statistiken zu bringen. So wurden im Jahre 1965 folgende Zahlen aus der Diakonie in der thüringischen Landeskirche bekannt (epd B, Nr. 20 vom 18. Mai 1966):

Im Bereich der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen hat sich die Zahl der Einrichtungen der Anstalts- und Heimdiakonie von 21 im Jahre 1945 auf 44 erhöht. Sie verfügen über rund 2650 Plätze für Kranke, Alte und Pflegebedürftige. Vier dieser Heime mit etwa 200 Plätzen dienen der Betreuung bildungsunfähiger Kinder, fünf Heime nehmen gesunde Kinder auf. Seit 1961 besteht im Altenburger Magdalenenstift ein Blindenwohnheim mit 25 Plätzen. In 13 Erholungs- und Kurheimen wurden im vergangenen Jahr 5 600 Erholungsgäste untergebracht, davon kostenlos 275 alte Menschen. Allein das neue Kurheim in Bad Liebenstein für kirchliche Mitarbeiter aus allen Landeskirchen nimmt jährlich 300 Kurgäste auf. 33 Gehörlosenseelsorger sind in Thüringen tätig. Rüstzeiten für Gehörlose finden regelmäßig statt. In der Schwerhörigen-seelsorge stehen 20 Pfarrer, die nebenamtlich etwa 1500 Schwerhörige betreuen. Für diese Gemeindeglieder wurden 1965 in elf Gemeinden besondere Rüstzeiten und Zusammenkünfte gehalten. Vielhöreanlagen sind in etwa 20 Gemeinden vorhanden.

Eine kurze Gesamtübersicht über Fragen der Diakonie in den Kirchen der DDR entnehmen wir dem Evangelischen Pressedienst:

MITARBEITERMANGEL SETZT AUSWEITUNG DER DIAKONIE EINE GRENZE

Zahlen aus der karitativen kirchlichen Tätigkeit in der DDR

(epd B, Nr. 5 vom 4. Februar 1965)

Mangel an Mitarbeitern hat dazu geführt, daß die evangelische Diakonie in Mitteldeutschland nicht alle ihr gebotenen Möglichkeiten nutzen konnte, ihre Arbeit auszuweiten. Ausweitungsmöglichkeiten für die karitative kirchliche Arbeit bestehen heute in der DDR vorwiegend auf dem Gebiet der Schwachsinnigenpflege. In den letzten Jahren sind mehrere Normalkinderheime der Inneren Mission hierauf umgestellt und auch neue Einrichtungen geschaffen worden. Wie Kirchenrat Gerhard Laudin jetzt in Ostberlin mitteilte, fehlen zur Zeit in der DDR etwa 10 000 Plätze für hirngeschädigte Kinder, die vordringlich in Heimen untergebracht werden müßten. Doch hätten wegen des Mitarbeitermangels zum Beispiel Vorschläge der Räte der Bezirke Erfurt und Gera, kirchlicherseits weitere Schwachsinnigenheime einzurichten bzw. andere Heime auf diese Arbeit umzustellen, nicht verwirklicht werden können.

In der DDR gibt es 35 Diakonissenmutterhäuser und evangelische Schwesternschaften, denen gegenwärtig 6129 Schwestern angehören. Die Altersgliederung der Schwestern ist verhältnismäßig ungünstig. Fast ein Viertel von ihnen ist aus Alters- oder Krankheitsgründen nicht mehr aktiv. Die Zahl der Diakonissen und Verbandsschwestern sinkt von Jahr zu Jahr etwas, obgleich in 19 evangelischen Krankenhäusern Krankenpflegeschulen mit zusammen etwa 600 Plätzen unterhalten werden. Nur ein Teil der hier ausgebildeten jungen Mädchen tritt jedoch einer evangelischen Schwesternschaft bei oder wird Diakonisse.

Die Ausbildung in den evangelischen Krankenpflegeschulen führt zum staatlich anerkannten Schwesternexamen. Die Innere Mission hat, wie Kirchenrat Laudin mitteilte, im letzten Jahr mit dem Ostberliner Ministerium für Gesundheitswesen eine entsprechende Vereinbarung abgeschlossen. In dieser Vereinbarung, die die konfessionellen Krankenpflegeschulen in das staatliche Ausbildungssystem einordnet, ist die Wahrung ihrer Eigenart zugesichert. Ein Rahmenlehrplan ist von Vertretern des Ministeriums und der Krankenpflegeschulen gemeinsam ausgearbeitet worden.

Neben den Schwestern kommt den Diakonen für den Dienst in Anstalten und in den Gemeinden besondere Bedeutung zu. Den sechs mitteldeutschen Brüderhäusern sind zur Zeit 1304 Diakone angeschlossen, von denen 858 im aktiven Dienst stehen, wäh-

rend die übrigen im Ruhestand oder noch in der Ausbildung sind. Die Zahl der Diakone ist im Gegensatz zu der der Schwestern in letzter Zeit gestiegen. Außer Schwestern und Diakone hat die evangelische Diakonie in Mitteldeutschland noch zahlreiche anders ausgebildete Mitarbeiter. Den bestehenden Ausbildungsstätten konnte ein neues Seminar für Gemeindediakonie in der anhaltischen Diakonissenanstalt Dessau hinzugefügt werden.

Von dem Bemühen, die Arbeit der evangelischen Diakonie in Mitteldeutschland im Rahmen des Möglichen auszuweiten, zeugt die Liste der neuen bzw. wiederhergestellten Bauten in den diakonischen Einrichtungen, die 1964 in Benutzung genommen werden konnten. Dazu gehören die wiederaufgebaute orthopädische Klinik der Pfeifferschen Stiftung in Magdeburg-Cracau, das neue psychiatrische Pflegeheim in den Züssower Diakonianstalten, ein Krankenhaus in der Greifswalder Odebrecht-Stiftung, eine Krankenstation im Leipziger Diakonissenhaus Borsdorf, ein neues Heim für hirngeschädigte Kinder im Marienhaus Alt-Rüdersdorf bei Berlin und neue Wirtschaftsgebäude für die evangelischen Krankenhäuser in Jüterbog und Havelberg. Für alte Schwestern der Diakonissenhäuser in Heiligengraben und Stendal konnten Feierabendheime eingerichtet werden. Mit der Übernahme einer polyklinischen Ambulanz in Potsdam konnte das Oberlin-Haus Babelsberg eine neue Arbeit beginnen. Aufgegeben werden mußten hingegen im vergangenen Jahr zwei evangelische Kindergärten und acht Gemeindepflegestationen. Das Ilsenburger Kinderheim Eberhardinen-Haus wurde an die Stadtgemeinde verkauft.

Zur wirtschaftlichen Situation der Krankenhäuser und Heime teilte Kirchenrat Laudin mit, daß die staatlichen Pflegesätze für Patienten und Pfleger evangelischer Krankenhäuser und Heime jeweils im Einzelfall neu festgesetzt worden sind. Seitens des Diakonischen Werkes war eine generelle Neufestsetzung der meist nicht mehr kosten deckenden alten Pflegesätze beantragt worden. Zu im ganzen befriedigenden Ergebnissen hätten auch die Verhandlungen über die Neufestsetzung der Preise für die Energieversorgung der Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission geführt. Die Verhandlungen waren im Zuge der Industriepreisreform der DDR notwendig geworden. Anders als Krankenanstalten und Pflegeheime müssen jedoch die evangelischen Erholungsheime neue Energiepreise zahlen, die sich von den früheren erheblich unterscheiden.

Diakonisches Wirken sowohl im Rahmen der Kirchengemeinde wie auch in übergemeindlichen Einrichtungen soll auch künftig in Mitteldeutschland zu den Lebensäußerungen der Kirche gehören. Deshalb verstärkten sich die Bestrebungen, die Diakonie von vornherein in das Blickfeld der jungen Theologen zu rücken. So hat etwa in Mecklenburg 1964 erstmals ein vierwöchiges diakonisches Praktikum für Kandidaten der Theologie stattgefunden. Der thüringische Landeskirchenrat hat der Theologischen Fakultät Jena empfohlen, nach dem Beispiel der Leipziger Fakultät Diakonik als Pflichtvorlesung einzuführen und die Theologiestudenten anzuhalten, während der Ferien und im Praktikum in Anstalten der Inneren Mission diakonischen Dienst zu tun.

e) Kirchliches Bauwesen

Angesichts des großen Umfanges, den das Bauwesen in den westdeutschen Kirchen angenommen hat, erscheint es nützlich, einmal einen entsprechenden Überblick für das Gebiet der DDR zu geben. Um das hier zusammengestellte Material recht zu beurteilen, wird man die Situation des allgemeinen Bauwesens in der DDR zum Vergleich hinzuziehen müssen. Für die Kirchen kommen als weitere Komponenten freilich die eigenen, sehr geringen finanziellen Möglich-

keiten sowie die Abhängigkeit von dem staatlichen Genehmigungs- und Zuteilungsverfahren hinzu.

Wie sehr das kirchliche Bauwesen mit Fragen des Gestaltwandels der Gemeinde und ihrer missionarischen Struktur zu tun hat, führte Bischof Jänicke in seinem Synodalbericht für 1965 aus:

Wachsen auf Christus hin – das Wort macht es deutlich, daß wir es mit einem ständigen Vorgang organischer Veränderung zu tun haben. Die Gemeinde Jesu auf Erden ist keine konservative Macht der Beharrung. Sie ist organisches Leben, das wie der Leib des Menschen seine Lebensstadien und seine Stationen auf dem Lebenswege hat. Nicht daß wir der Zeit nachzulaufen und den Zeitströmungen uns anzupassen hätten, um ja nicht als unmodern zu erscheinen. Aber wir wären nicht „wahrhaftig in der Liebe“, wenn wir heute so reden und handeln würden, als hätten wir es mit dem Menschen der patriarchalischen und bauerlichen Welt zu tun, zu dem die Bibel oder auch noch die Zeit der Reformation sprach. Wir würden das wirkliche Leben heute verfehlen, wenn wir so täten, als ob die Wohngemeinde, die durch die parochiale Grenze bestimmt ist, zugleich die Christengemeinde wäre, wie sie in den Briefen des Neuen Testaments angedeutet ist. Das Evangelium gilt ganz gewiß allen, die da wohnen, und wenn, wie schon erwähnt wurde, beabsichtigt ist, in den Predigtmeditationen des nächsten Jahres, in denen wieder die Evangelien an der Reihe sind, in jedem Text die missionarische Ausrichtung deutlich zu machen, so wird damit kein fremdes Element in den Text hineininterpretiert, sondern vielmehr die in jedem Evangelium verborgene Bewegung auf die christusfremde Welt zu aufgedeckt. Ich meine, daß dies für unsere Situation besonders hilfreich werden kann.

Die Aufgabe, aus einer ihren Bestand bewahrenden Gemeinde in die missionarische Struktur der Gemeinde hineinzuwachsen, ist besonders bedrängend, wo große neue Wohnblöcke entstehen, zum Teil ganze Städte, wie in Halle-West, und die Kirche zu neuen Arbeitsweisen kommen muß. Mit den bisher üblichen Methoden und den bisher gültigen Ordnungen wird die Kirche ihrem Auftrag da nicht gerecht werden können.

Mein Amtsbruder am Magdeburger Dom, Dr. Wuttke, erzählt mir, er habe neulich eins der Neubau-Häuser der Gemeinde durchbesucht und dabei von zweiunddreißig Familien acht gefunden, die zur evangelischen Kirche gehören! Wie kann angesichts dieser Situation die Sammlung um das Wort Gestalt gewinnen? Eine Tradition, an die man anknüpfen könnte, ist nicht vorhanden. Ein Kirchengebäude als sichtbarer Mittelpunkt der Wohngemeinde fehlt. Die Raumfrage muß also zuerst gelöst werden.

Eine sehr anregende und lebendig verlaufene Kirchbautagung in Erfurt im Oktober 1965 stand unter dem aktuellen Thema: Tradition und Gestaltwandel im gottesdienstlichen Raum. Es sind gute und neue Impulse von dieser Tagung ausgegangen. Wie aber, wenn ein gottesdienstlicher Raum zunächst gar nicht vorhanden ist? Wenn es nichts zu bewahren, zu erhalten, zu renovieren, aber auch keinen Platz zum Neubauen gibt?

Wir hoffen, am Rande der großen neuen Stadt Halle-West, auf kirchlichem Gelände die Möglichkeit zur Schaffung neuer Gemeinderäume für Gottesdienste und zur Sammlung unter dem Wort zu erhalten. Die Verhandlungen hierfür sind in gutem Gange. Aber an anderen Orten, wo neue Wohnblocks entstehen, zeigen sich noch keine Möglichkeiten für kirchliche Räume. – Auch neue Pfarr- und Katechetenwohnungen werden gebraucht. Denn die das Wort auszurichten haben, müssen doch mit und unter denen leben, denen ihr geistlicher Dienst gilt!

Doch die Hauptsache: Daß sich Menschen um das Wort sammeln! Vielleicht in den Wohnungen, wo drei oder vier Familien sich an den Tisch um die aufgeschlagene Bibel setzen! Aber es muß irgendwie begonnen werden! Und das muß alsbald gesche-

hen, nicht erst, wenn sich die neuen Bewohner in ein Leben ohne Gemeinde eingewöhnt haben.

Die Merkmale des kirchlichen Bauwesens in der DDR werden in folgendem Pressebericht herausgestellt:

KIRCHBAU IN DER DDR

(epd B, Nr. 1 vom 7. Januar 1965)

Der Kirchbau in der DDR konzentriert sich im wesentlichen auf die Erhaltung und Verbesserung der Bausubstanz, auf Gewinnung oder Ausbau von kleinen Unterrichts- und Gemeinderäumen in bestehenden kirchlichen Gebäuden und auf die Wiederherstellung bzw. Restauration kulturhistorisch wertvoller Gotteshäuser. Auch der Wiederaufbau kriegszerstörter Kirchen, der sich meist über Jahre hinzieht, wird, wo immer möglich und sinnvoll, in Angriff genommen. Reine Neubauten hingegen, so notwendig sie gerade in den überall neuentstehenden Industriesiedlungen und Vorstädten wären, sind große Ausnahmen. So wurden 1964 neue evangelische Gotteshäuser bzw. Gemeindezentren nur in Johanngeorgenstadt (Erzgebirge), Stralsund und Kienberg bei Nauen eingeweiht. Im thüringischen Ort Gehlberg konnte ein von der finnischen Kirche geschenktes Holzpfarhaus mit Gemeinderäumen in Dienst gestellt werden, und in Neustrelitz entstand ein neues freikirchliches Gemeindehaus. Soweit bekannt, wurden außerdem in Thüringen zwei Grundsteine gelegt, einmal in Weimar-Schöndorf für den 14. thüringischen Kirchenneubau nach dem Kriege, und zum anderen für eine Kapelle in Luckenmühle. An reinen Neubauten für Zwecke der Diakonie konnten 1964 die Errichtung eines Schwachsinnigenheimes in Züssow, eines neuen Wirtschaftsgebäudes für das evangelische Krankenhaus in Güterbog und eines Feierabendheimes für Schwestern in Heiligengrabe abgeschlossen werden.

Die Wiederherstellungs-, Restaurierungs- und Ausbauarbeiten an kirchlichen Gebäuden und Gotteshäusern sind der Zahl nach wesentlich gewichtiger als die wenigen Neubauten, aber auch sie können bei weitem nicht in dem notwendigen Umfang vollzogen werden. Die Gründe dafür sind (in dieser Reihenfolge): Mangel an Baugenehmigungen vor allem für Neubauten, unzulängliche Zuteilung an Baumaterial und die geringe finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden. Größere Kirchbauarbeiten werden finanziell meist nicht ohne erhebliche freiwillige Zahlungen und sonstige Hilfeleistungen der Gemeindemitglieder möglich.

So spendeten die Glieder der anhaltischen Gemeinde Köthen 40 000 Mark, damit das Innere ihrer Kirche bis zum 50. Jahrestag am 13. Dezember 1964 erneuert werden konnte. Hohe Opfer der Gemeinde und freiwillige Arbeitsleistungen machten auch die teilweise Renovierung des 700jährigen Gotteshauses in Nossen (Sachsen) zum Kirchweihfest am 1. Advent möglich.

Für den Bereich einer Landeskirche gibt ein jetzt vom Berlin-Brandenburgischen Konsistorium Ost bekanntgegebener Bericht einen kurzen Überblick über die Bautätigkeit in der Zeit vom 1. 2. 1963 bis 30. 6. 1964. Danach war in dieser Zeit nur der erwähnte Kirchbau in Kienberg – eine Kapelle mit Christenlehreraum und Totenkammer – möglich, während insgesamt über 200 Kirchenbauten entweder instandgesetzt oder durchgreifend neu gestaltet wurden. Der Akzent der Bauwünsche der Gemeinden liegt nach diesem Bericht auf kleinen, wirtschaftlich-heizbaren Gemeinderäumen für Christenlehre und sonstige Gemeindearbeit, zumal deshalb, weil die teilweise Benutzung fremder Räume immer mehr eingeschränkt wird. Der Bericht spricht von einem „Rückzug der Gemeinde in ihre Kirche“, so daß immer wieder in vorhandenen Gotteshäusern durch Abtrennen von Raumteilen, Ausbau von Türmen usw.

Gemeinderäume zu schaffen waren. An Orten, wo solch ein Rückzug in die Kirche durchaus unmöglich war, sind Behelfsbauten der verschiedensten Art entstanden, vom vorgefertigten Holzhaus bis zum ausgedienten Eisenbahnwagen, der entsprechend hergerichtet wurde. Besondere Probleme bieten, wie das Konsistorium mitteilt, im Kriege erheblich beschädigte Großkirchen, deren Wiederherstellung große Summen erfordert. Kirchlicherseits könne nur an die Erneuerung derjenigen Monumentalbauten gedacht werden, für die ein echtes Gemeindebedürfnis vorliegt.

Im Gesamtgebiet der DDR wird zur Zeit an Wiederaufbau bzw. Restaurierung einer Reihe kunsthistorisch wertvoller Kirchen gearbeitet, wofür 1964 einem Bericht der „Neuen Zeit“ zufolge nicht ganz 2,5 Millionen Mark Staatsmittel und außerdem Gelder des staatlichen Instituts für Denkmalpflege gegeben wurden. Die „Neue Zeit“ erwähnt Arbeiten an den Domen zu Magdeburg, Halberstadt, Stendal, Naumburg, Merseburg, Erfurt, Freiberg, Brandenburg (Havel) und Nordhausen, außerdem an der Dresdener Hofkirche, der Klosterkirche in Doberan, der Basilika in Wechselburg, der Klosterruine Paulinzella, der Thomaskirche in Leipzig, der Kirche in Schulpforta, der Stiftskirche in Gernrode sowie an den Klöstern Zinna, Vessra, Mariental und Altzella. Es handelt sich bei den genannten Gebäuden, die nicht alle gottesdienstlich genutzt werden, zum Teil um größere Baumaßnahmen, zum Teil aber auch um routinemäßige Erhaltungs- und Restaurationsarbeiten oder Instandsetzungen und Konservierungen kleineren Umfangs.

Man muß für das kirchliche Leben in der DDR immer wieder darauf aufmerksam machen, wie unterschiedlich die Verhältnisse von Ort zu Ort und Bezirk zu Bezirk liegen. Das gilt auch für ein Einzelgebiet wie das Bauwesen. Daher darf ein der „Mecklenburgischen Kirchenzeitung“ entnommener Bericht hier nicht übergangen werden:

„Die graue Stadt am Meer“ hat man Wismar genannt, die Stadt, die noch heute in ihren erhaltenen oder wiederaufgebauten Bauwerken von stolzem Kaufmannsgeist, von Reichtum der hanseatischen Handelsherren, von der Blüte längst vergangener Segelschifffahrt und von nüchterner Bürgerfrömmigkeit kündigt. Graue Stadt am Meer – so düster wie diese Worte, so düster scheint es auch im Leben der Wismarer Kirchengemeinden auszusehen. Schon in der jüngeren Vergangenheit war kaum etwas von der lebendigen Frömmigkeit zu spüren, von der die gewaltigen Kirchen Wismars zeugen. Das Leben der Wismarer Kirchengemeinden schien eingefroren zu sein. Bis heute seufzen die Wismarer Pastoren – wenn sie auch an ihrem Ornat mit der Halskrause noch ein Zeichen der einstmaligen großen Hansezeit tragen – über die eiskalte Unkirchlichkeit der Stadt.

Um so überraschender mag es erscheinen, daß sich zur Zeit in Wismar eine rege Bautätigkeit an Kirchen und Pfarrhäusern entfaltet hat. Man darf darin ein hoffnungsvolles Zeichen sehen, daß das Eis in Wismar zu schmelzen begann. Wenn auch das Bauen selbst nicht, wie man gerne glauben möchte, einer neuen, lebendigen Gemeindeinitiative zugeschrieben werden kann. Denn die Instandsetzung von Kirchen und Pfarrhäusern geschieht durch die Stadt Wismar, die dazu vertraglich verpflichtet ist. Aber die Gemeinden nehmen, wie Wismarer Pastoren sagten, lebhaften Anteil an dem Baugeschehen und haben sich hier und da schon in eigener Verantwortung daran engagiert.

Der Vertrag

1961 wurde zwischen den Wismarer Kirchen und dem Rat der Stadt Wismar ein Vertrag über die „Auflösung der Geistlichen Hebungen in der Stadt Wismar“ abge-

schlossen. Dieser Vertrag regelt die Eigentumsverhältnisse der Wismarer Kirchen ganz neu. Bisher hatte die Stadt alle Patronatsrechte und -pflichten an den Wismarer Kirchen, war also demgemäß als oberste Baubehörde über die kirchlichen Gebäude verpflichtet, diese ständig instand zu halten. Durch den Vertrag werden nun Kirchen und Pfarrhäuser Eigentum der Wismarer Kirchengemeinden, während eine Reihe bebauter Grundstücke und Ländereien aus den bisherigen Geistlichen Hebungen in das Eigentum der Stadt Wismar übergehen. Dem Vertrag zufolge sollen aber Kirchen und Pfarrhäuser erst an die Kirche übergeben werden, nachdem sie von der Stadt instandgesetzt sind. Diese Instandsetzung war dringend nötig.

Die Pfarrhäuser

In einem Gespräch mit Landessuperintendent Dr. Steinbrecher erfuhren wir, daß die Instandsetzung der Pfarrhäuser bereits abgeschlossen ist und diese schon kirchliches Eigentum sind. Der Landessuperintendent äußerte sich sehr befriedigt über Umfang und Qualität der Arbeiten. Es sei nicht mit Mitteln gespart worden, um die Häuser modern und praktisch zu renovieren. Besondere Beachtung verdiene die Instandsetzung des Archidiakonatshauses, des ältesten gotischen Wohnhauses in Wismar. Es sei in seiner ursprünglichen Gestalt restauriert worden. Innen aber seien durch Um- und Ausbauten zwei moderne Pastorenwohnungen entstanden, während früher nur eine ganz unpraktische, unfreundliche Wohnung im Hause gewesen sei.

Die St.-Nikolai-Kirche

An den Kirchen sind die Instandsetzungsarbeiten noch in vollem Gange. Wir erfuhren, daß sie deshalb zur Stunde noch in städtischem Besitz sind. Sie werden der Kirche jeweils nach Abschluß der Bauarbeiten übergeben werden. Wir sahen zunächst die St.-Nikolai-Kirche, deren Dach neu gedeckt wird. Das Dach befindet sich in einem miserablen Zustand. Der teilweise ungehindert durchs Dach fließende Regen hat bereits Schäden am Gewölbe verursacht, deren Beseitigung nun zusätzlich bedacht werden muß.

Als wir uns unter dem Dach an Ort und Stelle die Arbeit ansahen, erlebten wir gerade, wie die Dachdecker den Teil, an dem sie zur Zeit arbeiteten, provisorisch für den Winter einedeckten. Wir fragten einen Dachdecker: „Macht die Arbeit Spaß?“ Er sagte uns: „Das hier ist gute Arbeit. Wir arbeiten gerne hier. Mit solchem Material macht das Arbeiten Spaß.“ Dabei zeigte er uns einen Dachstein. Die Kirche wird mit den im Mittelalter üblich gewesenen Mönch- und Nonnensteinen eingedeckt. Diese Steine, die speziell angefertigt werden, sind als Hilfe unserer bayrischen Patenkirche aus der Bundesrepublik gekommen.

Das Nordschiff der Kirche ist fertig gedeckt. Beim Mittelschiff soll demnächst begonnen werden. Die Arbeit geht bei allem guten Einsatz der Handwerker langsam voran. Denn es wird nicht nur gedeckt, sondern es müssen neue Dachplatten angebracht und teilweise auch die Sparren oder größere Dachbalken neu eingezogen werden.

Bei dem Gang durch das mächtige Schiff der St.-Nikolai-Kirche – sie hat mit 37 Metern das vierthöchste Kirchenschiff Deutschlands – sahen wir die Kupferplatten wohlverpackt in einer Ecke stehen. Sie sollen im Laufe dieses Jahres zur Neudeckung des Turms dienen. Auch diese Platten dankt die St.-Nikolai-Kirche der Patenkirche in Bayern.

Daß auch die Kirchengemeinde St.-Nikolai tätig geworden ist, ist besonders erfreulich. Sie hat nicht nur Paramente, Leuchten und andere kleinere Kirchengeräte neu angeschafft, sondern durch ihre Opfer auch eine große, neue Bronzeglocke zusammensparen können.

Die Heiligen-Geist-Kirche

An der zweiten alten Kirche Wismars, die im Kriege von den Bomben verschont blieb, an der Heiligen-Geist-Kirche, stehen ebenfalls Baugerüste. Auch hier sahen wir die Dachdecker bei der Arbeit.

Das Besondere, in Deutschland wohl Einmalige, sei die Decke der Heiligen-Geist-Kirche, eine flache Holzdecke, barock bemalt. Diese Decke werde durch 16 m lange, mächtige Balken, die an beiden Enden auf der Mauer auflügen, gehalten. Das sagte uns Pastor Dr. Bunnars, der Geistliche der Heiligen-Geist-Gemeinde. Die Balken seien an den Mauerauflagen so schadhaft gewesen, daß man an der Südwand den Mauerkranz hatte abtragen und neu aufmauern müssen, um die Balkenauflagen zu sichern. Dasselbe werde an der Nordwand auch noch geschehen müssen.

In der Kirche selbst soll die wertvolle Barockmalerei der Decke (mit Motiven aus dem Alten Testament) restauriert werden. Außerdem soll die Kirche neues Gestühl bekommen, lediglich die jetzigen Gestühlswangen, in die die Insignien aller Wismarer Zünfte eingeschnitzt sind, sollen ihres kunstgeschichtlichen Wertes wegen erhalten bleiben.

Pastor Bunnars führte uns in einen Ausbau der Kirche auf dem Heiligen-Geist-Hof, den die Gemeinde sich, um für die Bauzeit nicht obdachlos zu sein, als gottesdienstlichen Raum ausgebaut hat: Weiß gekalkte Wände, eine noch nicht ganz fertige Empore für ein späteres Orgelpositiv, moderne Gasöfen, die den Raum gut ausheizen. Hier ist die Gemeinde aktiv geworden.

Die Ruinen

Die beiden anderen großen Wismarer Kirchen, St. Georgen und St. Marien, wurden im Krieg zerstört. Während die Mauern der St. Georgen-Ruine bis heute bezeugen, wie sie burgengleich den Bomben trotzten, wurden die Umfassungsmauern der St. Marien-Kirche mit Dynamit in die Knie gezwungen. Nur der Turm blieb bei der Sprengung der Ruine stehen. Wo einst das gewaltige Kirchenschiff stand, ist heute ein leerer Platz, der als Grünanlage hergerichtet werden soll.

In dem Vertrag über die Auflösung der Geistlichen Hebungen ist auch der Wiederaufbau von St. Georgen und die Sicherung und Wiederherstellung des St. Marien-Turms vorgesehen. Landessuperintendent Steinbrecher sagte, die Projektierung der St. Georgen-Kirche sei bereits fertig und die des Marienturms der Technischen Hochschule in Dresden übergeben. Noch hat hier die praktische Bauarbeit nicht begonnen. Seit 10 Jahren trägt zwar die St. Georgen-Kirche schon einen neuen Dachstuhl. Aber bei diesem Anfang ist es bisher geblieben. Der Landessuperintendent erwartet den Beginn der Enttrümmerungsarbeiten an St. Georgen in diesem Jahr, während die Arbeit am Marienturm möglicherweise noch nicht so bald beginnen wird.

Wendorf

Wir können den Überblick über die Wismarer Kirchbautätigkeit nicht abschließen, ohne den Neubau des Gemeindehauses der Kirchgemeinde Wismar-Wendorf zu erwähnen, für den 1964 der Grundstein gelegt wurde. Bis in den ersten Stock ist der Bau bereits gewachsen. Wir sahen Pastor Dürr, den Geistlichen der Wendorfer Kirchgemeinde, eine Karre über den Bauplatz fahren. Mit seinen freiwilligen Helfern, Kirchenältesten, Jugendlichen aus der Jungen Gemeinde und anderen war er nach Feierabend fleißig am Werk. Er führte uns herum und erklärte, wie alles werden solle. Unsere Hochachtung wuchs je mehr wir hörten: Hier baut eine Gemeinde sich nicht nur ein Haus, sondern mit dem Haus sich selber. Diese Gemeinde lebt nicht im Schatten großer

Backsteingotik. Sie ist so jung wie der ganze Stadtteil Wendorf, in dem sie lebt. Aber sie ist lebendige, missionarische und mündige Gemeinde.

Die Freude über das Bauen an den alten Wismarer Kirchen dürfte dann ungetrübt sein, wenn es kein nur museales, denkmalpflegerisches Bauen bliebe, sondern wenn es sich im Bau der Gemeinden, die in diesen Kirchen zusammenkommen, fortsetzen würde. Man kann den Wismarer Kirchengemeinden nichts Besseres wünschen, als daß das Bauen an den steinernen Zeugen des Glaubens auch ein Auferbauen der lebendigen Zeugen des Glaubens, der Gemeinden, im Gefolge haben möge, auf daß das Eis in Wismar vollends schmelze.

Im Frühjahr 1965 brachte der der CDU in der DDR zugeordnete Union-Verlag Berlin einen Band „Der Wiederaufbau der Kirchen in der DDR“ heraus. Der Inhalt dieses Bandes wird im Evangelischen Pressedienst berichtet und zugleich kritisch beleuchtet:

KIRCHENBAU IN MITTELDEUTSCHLAND – EIN TRÜBES KAPITEL

Was eine Statistik enthüllt und verschweigt
(epd ZA, Nr. 85 vom 10. April 1965)

Nur 235 Kirchen und Kapellen sind in Mitteldeutschland zwischen 1945 und 1963 neu erbaut worden, davon 140 für katholische und 68 für Gemeinden der evangelischen Landeskirchen. Nach starker Kriegszerstörung vollständig wiederaufgebaut wurden 97 Gotteshäuser aller Konfessionen. 165 Kirchen und Kapellen wurden nach Kriegsschäden oder aus denkmalpflegerischen Gründen teilweise wiederaufgebaut, vollständig instand gesetzt oder restauriert, während an 330 weiteren einzelne Teile erneuert worden sind. Mehr als zwei Drittel der über 3000 kriegszerstörten oder schwer beschädigten Kirchen sind noch nicht wiederhergestellt worden. Diese Tatsachen gehen aus einer Zusammenstellung sämtlicher bekanntgewordener Kirchbaumaßnahmen – mit Ausnahme routinemäßiger Ausbesserungsarbeiten – hervor, die in einem soeben vom Ostberliner Union-Verlag herausgebrachten Band „Der Wiederaufbau der Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik“ enthalten ist.

Insgesamt werden 894 Kirchen und kirchliche Gebäude, an denen nach dem Kriege gebaut worden ist, aufgezählt. Bei mehr als einem Drittel davon handelte es sich um staatlich unterstützte denkmalpflegerische Arbeiten, die in der Regel nicht unmittelbar der Neugewinnung gottesdienstlicher Räume dienen. Dem im Verlag der Ost-CDU erschienenen Band ist auch zu entnehmen, daß 1945 im Gebiet der sowjetischen Besatzungszone und Ostberlins von insgesamt 10 906 vorhandenen Kirchen (davon 9824 evangelischen) 310 (evangelisch: 200) total zerstört und 2788 (evangelisch: 2678) ausgebrannt oder schwer beschädigt waren. Die Gegenüberstellung läßt den Schluß zu, daß mindestens zwei Drittel der im Kriege total zerstörten oder schwer beschädigten Kirchen noch nicht wiederhergestellt bzw. durch Neubauten ersetzt worden sind.

Der Neubau von Kirchen in Mitteldeutschland ist überwiegend den dort meist in der Diaspora lebenden katholischen Gemeinden zugutegekommen: während nur 68 evangelisch-landeskirchliche, 24 freikirchliche und 3 jüdische Gotteshäuser neu entstanden, waren es 140 katholische. Diese überraschende Tatsache erklärt sich daraus, daß nach 1945 infolge der Vertreibung aus den Ostgebieten zahlreiche katholische Gemeinden in Gegenden neu entstanden, in denen es keine Gebäude ihrer Kirche gab, während die evangelischen Kirchengemeinden bei Zerstörung ihrer Gotteshäuser oft auf andere Gebäude ausweichen konnten. Von den 140 neuen katholischen Kirchen und

Kapellen ist fast die Hälfte, nämlich 66, durch Umbau und Erweiterung vorhandener säkularer Gebäude entstanden, während evangelischerseits nur sieben Kirchen und zwei Gemeindehäuser so neu geschaffen wurden.

Das um Vollständigkeit bemühte Verzeichnis, für dessen Zusammenstellung nach Angaben der Verfasser zahlreiche kirchliche Quellen benutzt wurden, enthält außer den Kirchen auch Gemeindehäuser und im Ausnahmefall sonstige kirchliche Gebäude. Nach seinen Angaben sind bis 1963 insgesamt nur 19 evangelische Gemeindehäuser, 3 Gemeindesäle und 5 mit Kirchen verbundene Gemeindezentren neu entstanden, dazu 4 freikirchliche Gemeindehäuser und ein katholisches. Wiederaufgebaut wurden je ein evangelisches und ein freikirchliches Gemeindehaus. (Allerdings wird im Textteil an einer Stelle die durch die Liste der „nennenswerten Baumaßnahmen“ nicht gestützte Angabe gemacht, allein die evangelischen Landeskirchen hätten bis 1960 mehr als 1600 Kirchen und Gemeindehäuser wiederaufgebaut. Möglicherweise sind hier alle Notmaßnahmen zur Gewinnung provisorischer Gottesdienststätten und Gemeinderäume mit einbezogen, die im Verzeichnis nicht aufgeführt sind.) Es läßt sich aus der Zusammenstellung auch ablesen, daß kirchliche Versuche, Gottesdienststätten in den infolge der industriellen Umschichtung neu entstehenden Städten und Siedlungen zu errichten, nur in seltenen Fällen Erfolg hatten. – Das Buch des Union-Verlages enthält inhaltlich übereinstimmende Vorworte des DDR-Staatssekretärs für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, und des Generalsekretärs der Ost-CDU, Gerald Götting. Beide weisen unter anderem auf die staatliche Unterstützung des Kirchenbaues aus Denkmalspflegemitteln und anderen Zuschüssen hin und behaupten, diese Aktivität des Staates habe auch die eigene Bauinitiative der Kirchen verstärkt. Aus verschiedenen Einzelangaben im weiteren Textteil läßt sich jedoch kein klares Bild von der Gesamthöhe der staatlichen Mittel, die dem Kirchbau zugute kamen, gewinnen.

In der zusammenhängenden Darstellung des Wiederaufbaus und der Denkmalspflege an Gotteshäusern werden auch die Anstrengungen der Kirchengemeinden, die Opferwilligkeit ihrer Glieder und die Hilfe für den kirchlichen Wiederaufbau aus den Gemeinden der Bundesrepublik erwähnt. Die Darlegungen enthalten jedoch keinen Hinweis darauf, daß kirchliche Baupläne in der DDR in zahlreichen Fällen an der Verweigerung von Baugenehmigungen gescheitert sind. Auch wird das Mißverhältnis zwischen der geringen Zahl neuerrichteter oder wiederhergestellter Gemeindehäuser und dem wachsenden Bedürfnis der Gemeinden nach Versammlungs- und Unterrichtsräumen angesichts der Tatsache nicht erwähnt, daß Religionsunterricht an den staatlichen Schulen nicht erteilt wird und Schulräume für den kirchlichen Christenlehre- und Konfirmationsunterricht nur noch in Ausnahmefällen zur Verfügung gestellt werden. Gegenüber der Darstellung sorgfältiger und oft anerkannt vorbildlicher Bemühungen um Rettung und Wiederherstellung kulturhistorisch bedeutsamer Kirchen vermißt man in diesem Buch ebenfalls jeden Hinweis auf Abbruch und Sprengung in der Substanz noch erhaltener und mittelalterlicher Baudenkmäler, zum Beispiel in Magdeburg.

Welche besonderen Wege man in der DDR zur Unterstützung der kirchlichen Bautätigkeit zu gehen versucht, zeigt schließlich der folgende Bericht:

ÖKUMENISCHE AUFBAULAGER IN MITTELDEUTSCHLAND

*Jugendliche verschiedener Berufe helfen den Kirchengemeinden und Anstalten
(epd B, Nr. 5 vom 4. Februar 1965)*

Zehn ökumenische Aufbaulager sollen im Sommer 1965, unabhängig von den Lagern der „Aktion Sühnezeichen“, in Mitteldeutschland stattfinden. Der ökumenische Arbeitskreis der evangelischen Jugend in der DDR, dem Vertreter der Freikirchen, der

Landeskirchen und der kirchlichen Jugendwerke angehören, bereitet in Zusammenarbeit mit der Gossner-Mission in der DDR die Lager vor. Zur Teilnahme eingeladen werden junge Christen zwischen achtzehn und dreißig Jahren. Nach Möglichkeit sollen sich in jedem Lager Angehörige verschiedener Kirchen und Berufe zusammenfinden.

Vormittags werden die Teilnehmer den gastgebenden Kirchengemeinden bzw. Anstalten der Inneren Mission ohne Bezahlung bei Bau- und anderen handwerklichen Arbeiten helfen; die übrige Zeit soll zum gegenseitigen Kennenlernen, gemeinsamer Bibelarbeit und zur Erörterung von Alltagsfragen dienen. Außerdem laden die Teilnehmer der Aufbaulager die Ortsgemeinden zu besonderen Gottesdiensten, Gemeindeabenden, Jugendstunden und Kindernachmittagen ein.

Auf dem Programm der ökumenischen Aufbaulager stehen folgende Arbeiten: Ausschachtungsarbeiten für die Kanalisation eines großen Wohnhauses und Malerarbeiten im Altenheim der Gnadauer Anstalten (Kreis Schönebeck/Elbe); Mitarbeit beim Bau eines kleinen Gemeindehauses in Hartmannsdorf (Kreis Eisenberg/Thüringen); Stationshilfe, Maler- und Erdarbeiten im Altersheim und Krankenhaus der Diakonissenanstalt Dessau; Mitarbeit am Bau des Gemeindehauses in Wismar-Vorwientorf; Mitarbeit am Bau eines Gemeindezentrums in Deutzen bei Borna; Stationshilfe und handwerkliche Arbeiten im evangelischen Krankenhaus Weimar; Aufforstungsarbeiten im Kirchenforst Gehren (Thüringer Wald); Renovierung von Wohnungen alter Gemeindeglieder sowie Wegearbeiten auf dem Friedhof und im Krankenhausgelände der Gemeinde Burg bei Magdeburg; Renovierung der Dorfkirche von Stegellitz im Kreis Burg; Einbau eines Christenlehrerraumes in die Dorfkirche von Parey im Kreis Genthin.

f) Statistische Angaben

Wir mußten in den Jahrgängen des Kirchlichen Jahrbuches immer wieder auf die Schwierigkeiten und besonderen Gründe dafür hinweisen, daß es an ausreichendem Material für statistische Gesamtübersichten über das kirchliche Leben in der DDR fehlt (s. bes. Kirchl. Jahrbuch 1962, S. 282). Wenn dennoch aus kirchlichen Jahresberichten und ähnlichen Quellen Teilübersichten gegeben werden, so geschieht dies natürlich immer unter der Warnung vor einer Verallgemeinerung. Auf der anderen Seite bleibt dem Beobachter nichts anderes übrig, als eben doch möglichst viele derartiger Teilberichte und sonstige Angaben zusammenzuschauen, um wenigstens Annäherungswerte an die tatsächlich vorliegende Gesamtlage zu erhalten. Unter diesen Gesichtspunkten geben wir Zahlen aus der thüringischen Landeskirche wieder, die auf einen Bericht von Landesbischof Mitzenheim zurückgehen:

DIE THÜRINGISCHE LANDESKIRCHE IN ZAHLEN

(epd ZA, Nr. 95 vom 26. April 1966)

....

Nach diesem Bericht gibt es in Thüringen zur Zeit 2568 evangelische Gotteshäuser und 1160 sonstige kirchliche Gebäude. Von den Kirchen wurden 12 nach dem Kriege neu erbaut und 14 nach starker Beschädigung wiederhergestellt. Außerdem sind 647 Kirchen gründlich erneuert worden. Neu erbaut werden konnten weiter 13 Gemeindehäuser und 8 Pfarrhäuser, während 348 Pfarrhäuser erneuert wurden. Mehrere hundert Gemeinderäume wurden in vorhandenen Gebäuden neu eingerichtet. Angaben über die Zahl noch zerstörter Gebäude enthält der Bericht nicht.

Die thüringische Landeskirche rechnet gegenwärtig mit etwa 1,35 Millionen Gemeindegliedern. 1958 nannte eine amtliche Schätzung die Zahl von 1,55 Millionen. Von den rund 770 Pfarrstellen sind gegenwärtig 733 besetzt, davon 169 mit Vikaren, Pfarrvikaren bzw. Pfarrassistenten. Als Vergleichszahl nennt der Bericht für 1951 705 besetzte Pfarrstellen. Das Durchschnittsalter der Pfarrer beträgt 45 Jahre. Die Zahl der in der thüringischen Landeskirche tätigen Katecheten ist in den letzten zehn Jahren um 55 auf 203 gesunken, während die Zahl der Kantor-Katecheten (1966: 54), der Gemeindehelferinnen (35) und der Diakone (83) angestiegen ist.

Ähnlich wie in anderen östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland nimmt auch in Thüringen der Besuch der Christenlehre und des Konfirmandenunterrichts wieder etwas zu. Während 1955 rund 90 000 Kinder die Christenlehre besuchten, waren es 1960 nur 71 000 und 1965 etwa 72 000. Die Zahlen für den Konfirmandenunterricht in den gleichen Jahren lauten: 37 000, 19 000 und 25 000.

Aus dem Gebiet der Diakonie wird mitgeteilt, daß in der thüringischen Landeskirche in 44 Heimen und Einrichtungen für 2650 Kranke, Alte und Pflegebedürftige gesorgt wird, darunter sind neun Heime für Kinder. Es gibt in Thüringen auch 13 evangelische Erholungs- und Kurheime, die im letzten Jahr 5600 Gäste aufnahmen.

Zahlreiche Angaben des Statistischen Jahrbuches 1965 der DDR sind auch für den Dienst der Kirche von Interesse. Dabei sind zum Teil schon Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1964 verwertet:

Bedeutung für den seelsorgerlichen Dienst hat eine Reihe der im Jahrbuch genannten Bevölkerungszahlen. Nach der letzten Volkszählung lebten am Jahresende 1964 in der DDR 17 011 931 Menschen, unter ihnen 45,6 % Männer und 54,4 % Frauen. 57,8 % der Gesamtbevölkerung standen im arbeitsfähigen Alter (1939: 67,5 %), 23,8 % waren Kinder (1939: 21,4 %) und 18,4 % standen im Rentenalter (1939: 11,1 %). Im Jahre 1964 entfielen im Durchschnitt der DDR auf 1000 Einwohner 8 Eheschließungen, 17,3 Geburten und 13,6 Sterbefälle. So ergab sich ein Geburtenüberschuß von 3,7 auf 1000 Einwohner. Den 136 064 Eheschließungen in der DDR im Jahre 1964 standen 27 167 Ehescheidungen gegenüber.

Von den 75 578 Studierenden im Direktstudium an den Universitäten und Hochschulen der DDR im Jahre 1964 waren 624 Studierende der Theologie (1963: 592 Studierende, 1962: 554 Studierende). 153 Neuzugelassenen im Jahre 1964 standen 100 Absolventen gegenüber. Von den 624 Studierenden der evangelischen Theologie an den 6 Fakultäten der DDR standen am Jahresende 149 im ersten Studienjahr, 139 im zweiten Studienjahr, 136 im dritten Studienjahr, 106 im vierten Studienjahr, 88 im fünften Studienjahr, 6 hatten Studienverlängerung.

Im Abschnitt „Volksbildung und Kultur“ des Statistischen Jahrbuchs ist weiter verzeichnet, daß von 7599 in der DDR im Jahre 1964 neu erschienenen Büchern 405 (gegenüber 399 im Vorjahr) auf das Fachgebiet Religion und Theologie entfielen; sie hatten eine Auflagenhöhe von 4 267 000 Stück (bei einer Gesamtauflagenhöhe aller Neuerscheinungen von 98 597 000 Stück). Unter den 488 Zeitschriften, die im Jahre 1964 in der DDR erschienen, sind 37 unter dem Fachgebiet Religion und Theologie verzeichnet.

Im Abschnitt „Gesundheits- und Sozialwesen“ des Statistischen Jahrbuchs findet sich die Angabe, daß von 771 Krankenhäusern in der DDR 88 (gegenüber 87 im Vorjahr) im Eigentum von Religionsgemeinschaften waren. Von den 206 186 Krankenhausbetten in der DDR befanden sich 13 540 in konfessionellen Krankenhäusern. Im Jahre 1964 gab es in der DDR laut Jahrbuch 685 konfessionelle Gemeindepflegestationen.

Eines der auffälligsten im Statistischen Jahrbuch 1965 verwerteten vorläufigen Ergebnisse der letzten Volkszählung ist das starke Wachstum industrieller Zentren, das

für die Kirche mit der Frage nach der geistlichen Versorgung dieser noch wachsenden Städte verbunden ist. Die folgende Übersicht nennt diejenigen Städte in der DDR, die von der Volkszählung 1946 (28. Oktober) bis zur Volkszählung 1964 (31. Dezember) das stärkste zahlenmäßige Wachstum aufweisen: Hoyerswerda (Bez. Cottbus) 444 %, Lauchhammer (Bez. Cottbus) 337 %, Schwedt (Bez. Frankfurt) 220 %, Lübbenau (Bez. Cottbus) 190 %, Klingenthal (Bez. Karl-Marx-Stadt) 124 %, Ludwigsfelde (Bez. Potsdam) 110 %, Wolfen (Bez. Halle) 104 %, Saßnitz (Bez. Rostock) 90 %, Neubrandenburg 86 %, Hettstedt (Bez. Halle) 85 %, Strausberg (Bez. Frankfurt) 82 %, Sangerhausen (Bez. Halle) 73 %, Sondershausen (Bez. Erfurt) 69 %, Johanngeorgenstadt (Bez. Karl-Marx-Stadt) 65 %, Blankenburg (Bez. Gera) 62 %, Merseburg (Bez. Halle) 60 %, Coswig (Bez. Dresden) 59 %, Hennigsdorf (Bez. Potsdam) 58 %, Premnitz (Bez. Potsdam) 58 %, Schneeberg (Bez. Karl-Marx-Stadt) 57 %, Rostock 56 %, Flöha (Bez. Karl-Marx-Stadt) 54 %, Cottbus 50 %, Wolgast (Bez. Rostock) 48 %, Bad Salzungen (Bez. Suhl) 46 %, Fürstenwalde (Bez. Frankfurt) 40 %, Grimmen (Bez. Rostock) 39 %, Sonneberg (Bez. Suhl) 38 %, Rudolstadt (Bez. Gera) 36 %, Senftenberg (Bez. Cottbus) 35 %, Stralsund (Bez. Rostock) 35 %, Spremberg (Bez. Cottbus) 34 %, Torgelow (Bez. Neubrandenburg) 33 %, Ronneburg (Bez. Gera) 31 %, Wismar (Bez. Rostock) 31 %, Lübben (Bez. Cottbus) 31 %, Hainichen (Bez. Karl-Marx-Stadt) 29 %, Obernhau (Bez. Karl-Marx-Stadt) 29 %, Nordhausen (Bez. Erfurt) 28 %, Brandenburg (Bez. Potsdam) 27 %, Leuna (Bez. Halle) 26 %, Bergen (Bez. Rostock) 25 %, Pasewalk (Bez. Neubrandenburg) 25 %, Aue (Bez. Karl-Marx-Stadt) 24 %, Halle 23 %, Waltershausen (Bez. Erfurt) 23 %, Schwarzenberg (Bez. Karl-Marx-Stadt) 22 %, Gera 20 %. Eine Stadt, die 1946 noch gar nicht bestand, ist Eisenhüttenstadt (Bez. Frankfurt/Oder).

Bei den Zahlen über die Theologiestudenden ist zu bedenken, daß es in der DDR neben den staatlichen Fakultäten noch mehrere kirchliche Ausbildungsstätten für Pastoren gibt.

4. VOM LEBEN IN DEN GEMEINDEN

Den notwendigen Strukturveränderungen der Kirchengemeinden und der dynamischen Fortentwicklung gemeindlicher Lebensformen gilt die besondere Aufmerksamkeit der kirchlichen Organe und Mitarbeiter in den Kirchen der DDR auf allen Ebenen. Die Tätigkeitsberichte der Bischöfe und Kirchenleitungen enthalten dazu eine Fülle von Material, das auch für die Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland eine Fundgrube für eigene Überlegungen darstellt. Einen zusammenfassenden Bericht über alle wichtigen Fragen des Gemeindeaufbaus gab Landesbischof Noth in seinem Synodalbericht am 8. November 1965:

Die Fragen des Gemeindeaufbaues sind nach wie vor als entscheidende Fragen anzusehen. In dem Sammelband mit dem Titel „Verantwortung“, der mir zu meiner Freude als Gabe zum 60. Geburtstage überreicht wurde, hat Oberlandeskirchenrat Knospe mit einer Beschreibung des Lebenswerkes des Dresdner Pfarrers Emil Sulze gezeigt, wie in unserer Landeskirche Anregungen, die heute im Rahmen des Gemeindeaufbaues große Bedeutung haben, schon am Ausgang des vorigen Jahrhunderts aufgenommen worden sind. Die von Sulze eingerichteten „Hausväterverbände“ sollten dazu dienen, daß Gemeindeglieder zu einer festen geistlichen Gemeinschaft und zu verantwortlichem Dienst an der Gemeinde zugerüstet wurden.

Das Haus gewinnt auch in der Gegenwart immer mehr an Bedeutung für das Leben der Gemeinden. Wenn der Direktor unseres Lückendorfer Predigerseminars Dr. Wer-

ner Krusche in dem obengenannten Sammelband die Strukturen des kirchlichen Lebens daran mißt, ob sie aufnahmefähig und ausstrahlungskräftig sind und aussendungstüchtig machen, so gilt das in starkem Maße für die *Haukreise*.

In Dörfern, die weit von einer Kirche entfernt liegen, aber auch in Neubausiedlungen sind nicht nur Hausgottesdienste und Hausbibelstunden entstanden, die oft besser besucht werden als solche in Kirchen und Gemeinderäumen, sondern es haben sich auch Haukreise gebildet, zu denen Menschen Zugang finden, die sonst schwer von der Kirche erreicht werden. Freilich zeigt sich, daß angesichts der Fluktuation der Bevölkerung die Parochialgrenzen in vielen Fällen nicht ausschlaggebend bleiben können.

Das ist weithin für die *Laienarbeit* überhaupt zu sagen, für die Nacharbeit der Kirchentage, für die Nacharbeit an den ehemaligen Gliedern der Studentengemeinden und an Besuchern der Evangelischen Akademie, für die Laienarbeit, die von der Bekennenden Kirche getan wird, für Dorfkirchen – und Landjugendarbeit und auch für Kreise, die sich im Zusammenhang mit der Besuchsdienstarbeit gebildet haben. In solchen Kreisen sind entweder Christen zusammen, die im gleichen Berufe stehen und sich am gleichen Arbeitsort in der Welt zu bewähren haben, oder sie fassen als Familienkreise oder Bruderschaften Menschen verschiedenen Berufs, verschiedenen Alters, Verheiratete und Unverheiratete zu einer Lebensgemeinschaft zusammen und wollen sie zum Dienst in der Welt tüchtig machen. Für alle diese Arbeit wird die *Ephoral-ebene* bzw. die Konventsebene immer wichtiger.

Die Erfahrungen haben gezeigt, daß eine Einführung in diese Arbeit durch Vorträge und Berichte allein keinen Erfolg verspricht, weil sie im Raume des Theoretischen bleibt. Das, was an verschiedenen Stellen modellhaft vorhanden ist, kann sich andernorts dann am besten auswirken, wenn diejenigen, die neue Anregungen aufnehmen wollen, die Dinge selber miterleben. Deshalb ist eine „*Begegnungstagung*“ vorbereitet worden, bei der aus verschiedenen Gebieten der Landeskirche Pfarrer mit Gemeindegliedern zusammen in die praktische Arbeit hineingenommen werden sollen.

Es muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß die Zellen, die sich in Häusern und Bruderschaften bilden, nicht zu einer Zersplitterung und zu neuer Verkreisung führen, sondern in lebendige Fühlung mit der Gesamtgemeinde gebracht werden. Gerade dort, wo neue Wege gemeindlicher und übergemeindlicher Arbeit gesucht werden, wird die Frage besonders deutlich:

Wie kann der *Gottesdienst* in rechter Weise Mitte des gemeindlichen Lebens werden? Erfreulich ist, daß da, wo Gemeindeglieder zu aktiver Mitarbeit herangezogen werden, der Gottesdienst stärker zum Gottesdienst der ganzen Gemeinde und damit „ausstrahlungskräftiger“ wird. Die Agenda für den Hauptgottesdienst, die weithin guten Eingang gefunden hat, gibt nicht nur für die Mitwirkung einer Schola und eines Lektors Möglichkeiten, sondern auch für das Diakonische Gebet. In allerlei Gemeinden bereiten Gemeindeglieder zusammen mit ihrem Pfarrer die Gebete im Rahmen der Ordnung des Allgemeinen Kirchengebetes vor und helfen so dazu, daß im Gottesdienst konkrete Fürbitte getan werden kann.

Es sind Bemühungen um eine *neue Gestalt der Gottesdienste für die Jugend* im Gange. Zunehmender Beliebtheit erfreuen sich die Gottesdienste in der Pauli-Kreuz-Kirche in Karl-Marx-Stadt, die freilich auch eine Reihe sehr ernster Fragen aufwerfen. Es ist noch nicht an der Zeit, dazu ein abschließendes Urteil zu sprechen. Aber es ist tatsächlich nicht Sensation oder nur Experimentierfreudigkeit, sondern ernsthafte praktische und kritische Suche nach einer gottesdienstlichen Gestalt, die dem heutigen Menschen – übrigens nicht nur dem jüngeren – hilft, den Weg von seiner Alltagswelt in die gottesdienstliche Gemeinde zu finden. Wir müssen uns bewußt werden, daß bei allem ernsthaften Mühen gerade der lutherischen Kirchen um eine nicht nur vereinheitlichte, sondern auch erneuerte Gottesdienstform viele gutwillige Menschen unserer

Zeit sich mit ihrem Anliegen nicht verstanden fühlen. Die Frage nach der Gestaltung des Gottesdienstes war auch das Thema der wie jedes Jahr am 2. Advent veranstalteten Begegnung von Oberschülern aus den sächsischen Kirchengemeinden.

Wesentlich ist, daß neues Leben und neue Formen der Arbeit sich organisch in der Gemeinde entfalten können, daß dabei aber nicht das, was da ist, unbedacht geschädigt oder gar zerstört wird. Die Frage: Inwieweit die Strukturen der Kirche lebenskräftig sind und inwieweit veraltete Arbeitsformen aufgegeben werden müssen, wurde in der letzten Zeit vielfach erörtert: in Arbeitskreisen, die sich über neue Wege gemeindlicher und übergemeindlicher Arbeit Gedanken machen, bei den Beratungen der Leiter der gemeindeständischen Werke und der Volksmissionsarbeit, bei der Ephorenrüstzeit und auch bei der Jahrestagung der Bezirkskuratoren des christlichen Frauendienstes. Dabei wurden die Probleme offen ausgesprochen, aber auch von allen Verantwortlichen vor unüberlegtem und unbrüderlichem Handeln gewarnt. Es ist leichter zerbrochen als aufgebaut, und es ist unrecht, alles Bestehende nur negativ zu beurteilen.

Auch im Blick auf die *Arbeit der Kirchenvorstände* konnte an vielen Orten das Wachsen eines neuen Stiles festgestellt werden. Wer sich heute bereit erklärt, das Amt eines Kirchenvorstehers zu übernehmen, weiß, daß das nicht mehr eine Angelegenheit für Honoratioren ist, sondern Auftrag zum Dienst. Die Nöte, die die Gemeinde in unseren Tagen zu tragen hat, haben das Amt des Kirchenvorstehers weithin neu geprägt. Wo die Auseinandersetzungen um die Konfirmationsfrage ernstgenommen wurden, haben sie die Kirchenvorsteher veranlaßt, geistliche Entscheidungen zu treffen und seelsorgerlichen Dienst zu leisten. Dasselbe gilt von den Aufgaben, die den Kirchenvorstehern im Zusammenhang mit dem Ansprechen der Kirchensteuersäumigen erwachsen sind. Auf diese Weise sind allerlei Besuchsdienste entstanden.

Daß alles, was in der Kirche getan wird, mit den Problemen des Gemeindeaufbaus verflochten ist, zeigten die diesjährigen Beratungen des Landeskirchenamtes mit den Leitern der ephoralen Kirchensteuerstellen über die Richtlinien für die Einhebung der *Kirchensteuer*. An ihnen nahmen erstmalig die Ephoren und die Vorsitzenden der Pfarrkonvente teil. Die Aussprache, die sich unter Leitung des Finanzdezernenten und eines Theologen des Landeskirchenamtes bei allen 5 Versammlungen ergab, machte deutlich, daß auch die Verwaltungsarbeit dort, wo sie recht getan wird, zu einem Glaubenszeugnis wird, oft einfach durch treue Erfüllung der nicht leichten Pflichten, oft aber auch so, daß auf viele Fragen Antwort gegeben werden muß.

Bei solchen Zusammenkünften und bei vielen anderen Gelegenheiten klingt immer wieder die Frage der *Zurüstung* zum Dienst und Zeugnis in der Welt auf. Die Leiter der gemeindeständischen Werke haben dazu aufgerufen, daß die Einführung der Gesamtbibel nach dem revidierten Luthertext am diesjährigen Reformationstag zum Anlaß genommen werden möchte, mit *Bibelseminararbeit* zu beginnen. Auch hier wird an vielen Stellen der Dienst am besten auf Konvents- oder Ephoralebene getan werden. Die Erfahrungen, die mit Laienseminararbeit von den Ämtern für Gemeindedienst, von der Landjugendarbeit, von der Bekenntenden Kirche, vom Bruderhaus Moritzburg und von anderen Stellen gemacht worden sind, sollten ausgewertet werden. Ein Arbeitskreis bereitet die Tagungen des Pastoralkollegs vor, die Anfang 1966 zur Vorbereitung von Bibelseminaren zurüsten sollen. Dabei werden nicht nur theologische und hermeneutische Fragen behandelt werden, sondern auch Fragen der Methodik.

Auf diesem Gebiet sind in letzter Zeit bei der *Elternarbeit* besondere Erfahrungen gesammelt worden. Pfarrer, Katecheten und Laienreferenten setzen sich für die Elternarbeit ein. Elternabende werden von einem Laienteam zusammen mit dem Pfarrer und dem Katecheten so vorbereitet, daß ein Laie die Leitung übernehmen kann und daß jedem Mitglied des Teams bestimmte Aufgaben zugewiesen werden. Mancherorts ist die Elternarbeit aus einer punktuellen Veranstaltung zu einer kontinuierlichen Arbeit geworden. Immer neue Gestaltungen von Elternversammlungen, von Familiensonnta-

gen und Elternwochenenden bis zu „Elternkleinkreisen“ werden ausprobiert. Freilich ist noch nicht überall verstanden, daß Elternarbeit ein missionarisches Vorhaben ist. Sie erfordert eingehende Vor- und Nacharbeit, sie kann nicht von einem einzelnen getan werden, sondern von einer in guter Zusammenarbeit stehenden Gruppe. Eltern müssen zum Gespräch geführt werden, und der Einsatz von Laien ist erforderlich. Wo diese missionarische Struktur gefunden worden ist, gelingt es, Menschen, die bis dahin ohne Verbindung mit ihrer Kirche gelebt haben, zur Kirche zu führen.

Zurüstungsarbeit ist auch für den *kirchlichen Nachwuchs*, von dem später noch ausführlicher gesprochen werden soll, von wesentlicher Bedeutung. Gerade hier ist es nötig, daß die jungen Menschen nicht nur theoretisch informiert, sondern in den praktischen Dienst des Gemeindeaufbaus hineingenommen werden.

In Anbetracht der Fülle und der Wichtigkeit der Gemeindeaufbaufragen hat die Kirchenleitung beschlossen, einen Pfarrer für eine Zeit dafür freizustellen, daß er einen Überblick über die neuen Ansätze im gemeindlichen und übergemeindlichen Leben der Landeskirche gewinnt und mit allen Beteiligten Kontakt aufnimmt, um die verschiedenen Formen der Arbeit kennenzulernen. Er soll dann der Kirchenleitung über seine Erfahrungen Bericht erstatten, und auf Grund seines Berichtes wird erwogen werden, welche weiteren Schritte zu tun sind.

Im Rahmen des Gemeindeaufbaues haben sich *Familienrüstzeiten* als besonders förderlich erwiesen. Besuchsdienste konnten dadurch Stärkung erfahren, daß die Besucher – an manchen Orten Besucher und Besuchte zusammen – für ein paar Tage zu biblischer Besinnung und Gedankenaustausch beieinander waren. Vereinzelt haben Pfarrer, die ihr Amt wechseln, Familien aus der alten und aus der neuen Gemeinde zu einer gemeinsamen Rüstzeit zusammengeführt. Erstmals wurden im Gebiet unserer Landeskirche „Stille Tage“ nach dem Muster der Retraiten gehalten, die besonders in England und Schweden gute Hilfe für Menschen geben, die sich aus dem Lärm und der Unruhe des heutigen Lebens für eine Zeit zu völliger Stille und innerer Einkehr zurückziehen wollen. Der Leiter unseres schwedischen Retraitenheimes, Pastor Ahlstedt aus Rättvik, hatte dabei die Leitung. Aus alledem geht hervor, daß es nötig ist, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um *Heime* für Rüstzeiten zur Verfügung zu stellen.

Zu den wichtigen kirchlichen und gemeindlichen Ereignissen des Jahres 1965, die hier noch abschließend Erwähnung finden sollen, gehören die Kirchentagstreffen, die jeweils für mehrere Landeskirchen gehalten wurden. Mit ihnen haben sich die Kirchen in der DDR einen bemerkenswerten Ersatz für die großen Deutschen Evangelischen Kirchentage geschaffen, an denen teilzunehmen ihnen bis auf weiteres verwehrt ist. Das erste dieser Kirchentagstreffen fand am 19. und 20. Juni in Wittenberg statt. Darüber heißt es in einem Pressebericht (epd B, Nr. 27 von 8. Juli 1965):

Die freimütige und temperamentvolle Mitsprache der Laien und das gerade auch in kritischer Meinungsäußerung sichtbare positive Engagement der jüngeren Teilnehmer in den Diskussionen der Arbeitsgruppen gehörten zu den auffälligsten Merkmalen des Wittenberger Kirchentagstreffens. Die „eigentlichen Interpreten des Evangeliums“ wurden sie genannt, als sie in den Arbeitsgruppen unter den Themen „Die Zukunft bestimmt unsere Gegenwart“, „Das Wagnis der Liebe in der modernen Welt“ und „Setzt die Kirche uns in Bewegung?“ mit ihren Fragen und Antworten dem Nachdenken darüber mitunter ganz neue Richtungen gaben und die Probleme der sich wandelnden Welt aus der Sicht des schlichten Christen im Alltag angingen.

Mehrere tausend Menschen nahmen an dem Kirchentagstreffen teil, darunter viele auch aus benachbarten Landeskirchen, für die Kirchenpräsident Dr. Müller (Dessau),

Präses Figur (Berlin) und Herbert Dost (Leipzig) Grüße entboten. Zu den Abendmahls-gottesdiensten in den Kirchen der Stadt, die am Sonntagvormittag den geistlichen Mittelpunkt des Treffens bildeten, versammelten sich an die 3000 Gemeindeglieder. Überfüllt war die große Stadtkirche zur Hauptversammlung, in der Bischof D. Jänicke unter Hinweis auf die Losung des Treffens „Ihr werdet meine Zeugen sein“ dazu aufrief, „Zeuge im Dienst“ zu sein, und zwar gerade auch durch den kleinen, unscheinbaren, spontanen Dienst, der doch dem Nächsten zur Freude verhelfen könne. Daneben komme es an auf das „Zeugnis im Wort“, bestehe es auch nur in dem schlichten Bekenntnis „Ich bin ein Christ“ gegenüber drängenden Anfragen, und auf das „Zeugnis im Leid“, das Gott auch unter Tränen loben könne.

Nach einem kleineren Kirchentagstreffen in Havelberg Mitte September fand das größte dieser Treffen, zugleich das größte Kirchentagstreffen in der DDR seit dem Berliner Kirchentag 1961, vom 24. bis 26. September in Frankfurt an der Oder statt. Die diesjährige Übersicht über die Kirchen in der DDR kann kaum besser beschlossen werden als mit dem Bericht eines westdeutschen Teilnehmers an diesem Treffen:

KIRCHENTAG IN DER „HALBEN STADT“

*Notizen von einem Besuch in Frankfurt an der Oder
(epd B, Nr. 39 vom 30. September 1965)*

Das ist der erste Straßename, der mir auffällt, als ich von Norden kommend mich der Stadtmitte Frankfurts nähere: Die „Halbe Stadt“ zweigt rechts von der Karl-Marx-Straße ab und mündet später in die Wilhelm-Pieck-Allee. Woher diese Straße ihren Namen hat, kann mir niemand genau sagen, wohl aber, daß er älter ist als die beiden anderen Benennungen, älter auch als die an der Oder verlaufende Grenze, die den östlich des Flusses liegenden Stadtteil abtrennt. Er trägt jetzt einen polnischen Namen, den ich nicht weiß. Ich finde ihn auch nicht auf dem Stadtplan von Frankfurt, der beim Empfangsbüro des Kirchentagstreffens aushängt. Es liegt in der „Halben Stadt“, genauso wie die Freilichtbühne „Erich Weinert“, in der die Hauptversammlung stattfinden soll. Östlich der Oder zeigt der Plan eine weiße Fläche, nur unterbrochen durch das Wort „Polen“.

Von Polen sprechen auch die Frankfurter, wenn sie über den Fluß sehen und bedauernd auf die verrammelte Stadtbrücke hinweisen. „Man kann schon hinüber“, erfahre ich, „aber nur, wenn man einen Bekannten oder Verwandten drüben hat, der einen einlädt, oder als Tourist eine Polenreise macht.“ Resignation schwingt in der Antwort: „Wissen Sie, viele von uns stammen von dort her. Wir können und wollen das Land nicht zurückhaben. Aber ein kleiner Grenzverkehr, daß man ohne viel Formalitäten hinüber und herüber kann – das wäre doch schön und würde den Frieden nicht stören, im Gegenteil...“

„Friedensgrenze“ heißt die Oder hier offiziell. Und in der Tat atmen beide Ufer des Grenzflusses in der verhaltenen Septembersonne eine ländlich-friedliche Stimmung. Man sieht keinen Stacheldraht und keine Wachttürme, kein uniformierter Posten vertreibt die spielenden Kinder von den Barrikaden auf der Brücke. Ein Friede der Verlassenheit, der Resignation scheint diese Grenze zu kennzeichnen, nicht der Brückenschlag der Versöhnung oder der offiziell gefeierten sozialistischen Bruderschaft. Schade.

Wenn dieses Kirchentagstreffen in der letzten Septemberwoche in Frankfurt an der Oder, das letzte und größte der drei diesjährigen Veranstaltungen dieser Art in den

östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland, eines vermeiden will, dann ist es jede Aufforderung zur Resignation, zur Flucht in Illusionen oder zum Rückzug in eine persönliche, nach außen abgekapselte Frömmigkeit. Das der Jahreslosung entnommene Leitwort, die Aufforderung und Verheißung Jesu „Ihr werdet meine Zeugen sein!“ ruft im Gegenteil zur Aktivität, zum Engagement.

So ist es nur folgerichtig, daß die bald tausend Menschen, die am Freitagabend zur Eröffnung in die St. Gertraudenkirche nahe der Oderallee gekommen sind, mit besonderer Erwartung dem angekündigten polnischen Gast entgegensetzen. Es soll ein ökumenischer Abend sein, und der Eberswalder Generalsuperintendent Schönherr setzt den Akzent: In dieser Stadt, die Grenzstadt geworden ist zu einem Volk, das durch uns so viel hat leiden müssen, wollen wir Zeugen dessen werden, der als der große Versöhner in die Welt gekommen ist! Viele Hände haben sich schon zu unseren polnischen Brüdern hinübergestreckt und von ihnen zu uns, und es können gar nicht genug werden, damit zwischen uns ein Frieden aus der Tiefe der Versöhnung wächst.

Versöhnung ist etwas anderes, ist mehr als ein nur erduldetes, resigniert hingenommener Friede. Einige in dieser Kirchentagsgemeinde waren dabei, als am 8. Mai dieses Jahres, dem Erinnerungstag an die deutsche Kapitulation vor zwanzig Jahren, der Synodalpräses der lutherischen Kirche Polens, Dr. Gastpary aus Lodz, in der Ostberliner Marienkirche predigte. Er hatte von dem Graben zwischen beiden Völkern gesprochen, der sich mit Blut und Tränen füllte, und über diesen Graben die Hand zur Versöhnung ausgestreckt. Hier in Frankfurt wollen Deutsche an diesem Abend seine Hand ergreifen, und sie hören mit schmerzlicher Enttäuschung, daß er trotz erteilter Einreiseerlaubnis im letzten Augenblick hatte absagen müssen.

Einem Polen die Hand geben können sie nun nicht, die Kirchentagsgäste in Frankfurt. Aber ihrem Wunsch zur Versöhnung über die nur wenige hundert Meter entfernte Grenze hinweg Ausdruck zu geben, ist dennoch Gelegenheit, heute und zwei Tage später bei der großen Schlußversammlung: In die Kollektenteller und -büchsen fallen größere Münzen und Scheine, bestimmt zum Bau einer Orgel, die eine polnische evangelische Gemeinde erhalten soll.

Zu behaupten, die Stadt Frankfurt stehe an diesem Freitag im Zeichen des Kirchentagstreffens, wäre übertrieben. Dazu ist sie mit ihren ca. 80 000 Einwohnern (genau kann es mir niemand sagen) zu groß und die Zahl der Kirchentagsdauerteilnehmer zu klein: 600 haben sich von auswärts aus dem ganzen Osten der DDR zur Übernachtung angemeldet, dazu kommen schätzungsweise 150 weitere, die sich direkt Quartier besorgten. Mehr könnte man auch kaum aufnehmen: Die von Gemeindegliedern zur Verfügung gestellten Übernachtungsmöglichkeiten und die Hotelbetten sind belegt, nur für ein paar Frauen stehen noch Betten zur Verfügung, für Männer nicht mehr.

Das Abzeichen des Kirchentags – ein großformatiges Seidenband mit aufgedruckter Losung und der zum Schwur erhobenen Zeugenhand, die von der Hand Christi mit dem Nagelmal durchkreuzt wird, – tragen sie alle unübersehbar an Rockaufschlag oder Bluse. Das gleiche Zeichen kehrt am Bahnhof, am zentralen Ombibushalteplatz, an den Türen der großen Kirchen und Gemeindehäuser wieder, von deren Türmen oder Portalen auch die evangelische Kirchenfahne weht.

Weiter kann die „Sichtwerbung“ allerdings wohl nicht gehen. Die Trennung von Staat und Kirche nimmt man hierzulande in solcher Hinsicht sehr genau. Das will nicht heißen, die Behörden hätten dem kirchlichen Projekt Steine in den Weg gelegt oder auch nur Hilfe verweigert. Im Gegenteil, D. Schönherr hat an diesem Abend bei einem Empfang für Kirchentagsmitarbeiter und besondere Gäste Anlaß, dem Ersten Stellvertreter des Vorsitzenden Rates des Bezirks Frankfurt (Oder), Gerhard Müller, dem amtierenden Oberbürgermeister Stadtrat Klaus und weiteren Staatsvertretern, die statt des Kirchentagszeichens das Abzeichen der SED am Rockaufschlag tragen, für

organisatorische Förderung und freundliche, verständnisvolle und präzise Verhandlungsführung bei der Vorbereitung des Treffens zu danken.

Das sind Höflichkeiten, gewiß. Doch konnte man von Frankfurter Gemeindegliedern hören, das Verhältnis von Kirche und Staat habe gerade in diesem Bezirk der DDR noch vor gar nicht langer Zeit als bemerkenswert eilig gegolten. Daß jetzt die Behörden die Freilichtbühne für eine christliche Großveranstaltung zur Verfügung stellen, daß die Stadthalle und das FDGB-Haus an diesem Wochenende zu den Mahlzeiten ausschließlich für Kirchentagsteilnehmer geöffnet sind, löst bei manchen Einheimischen immer erneutes verwundertes Kopfschütteln aus.

Die Fünf-Tage-Woche ist östlich der innerdeutschen Grenze noch weithin unbekannt. So nimmt es nicht wunder, daß die Morgenfeiern am Sonnabend, die fünfzehn Bibelgesprächskreise und anschließenden fünf Bibelarbeitsgruppen am Vormittag zusätzlich zu den Dauerteilnehmern des Kirchentagstreffens keinen besonders starken Zustrom aus den Frankfurter Gemeinden erhalten. Nachmittags wird das schon anders. Die Tagungsstätten der drei großen Arbeitsgruppen sind gedrängt voll. Die Themen heißen: „Die Zukunft bestimmt unsere Gegenwart“, „Das Wagnis der Liebe in der modernen Welt“ und „Setzt die Kirche uns in Bewegung?“.

Ich entscheide mich für die Zukunft, diesmal im Gemeindehaus von St. Gertrauden, aber der Platz reicht nicht, man zieht später in die Kirche um. Jede Arbeitsgruppe beginnt mit einem kleinen „An“-Spiel. Bei uns stellen junge Leute die Zukunftsideologien dar, die beide die Christen für sich in Anspruch nehmen wollen: die gar zu problemlos-optimistische Gläubigkeit nach dem Motto: „Wir sind jung, alles ist machbar, wir schaffen es!“ und ihr Gegenteil, die immer das Schlimmste erwartende und vor ihm resignierende reaktionäre Resignation.

Welche Position dazwischen dem Christen angemessen ist, wird anschließend in kleineren Gesprächskreisen an konkreten Themen untersucht. Die Welträtsel werden natürlich nicht gelöst, aber man wird sich zum Beispiel einig, daß Friede im Vollsinn auf Erden wohl Illusion ist, jedoch die pessimistische Rede: „Kriege wird es immer geben“, die Kräfte lähmt, die sinnvoll auf das Erstrebenswerte und Erreichbare zu richten wären: Nicht die „Abschaffung“ von Konflikten, wohl aber jeden Versuchs, sie durch Krieg zu „lösen“.

Sieben Gottesdienste stehen am Sonntag zur Wahl, ich entscheide mich für den achten: Im Lutherstift ist Kinderkirchentag, den ganzen Tag, und da statt der angemeldeten 480 insgesamt 750 Kinder gekommen sind, müssen sie in einem Zirkulationssystem schichtweise den für sie vorbereiteten Ereignissen zugeführt werden: dem Kindergottesdienst, der Erzählstunde, Dem Kasperletheater, dem Spiel im Freien und nicht zuletzt auch dem Milchreis mit Pflaumen.

Auf dem Rückweg in die Innenstadt bemerke ich, daß Frankfurt heute nun doch im Zeichen des Kirchentages steht. Überall parken die Sonderbusse, die die Besucher zum Teil von weither gebracht haben, 90 sollen es sein. Die 4800 Kirchentagsabzeichen sind jetzt alle ausgegeben, und ich treffe Leute, die betrübt sind, daß sie keins mehr bekommen haben.

In der „Halben Stadt“, wo die Freilichtbühne liegt, ist es besonders lebhaft. Schon Stunden vor Beginn der Hauptversammlung strömen hier die Menschen zusammen. Sie lauschen den Posaunen, singen auch mit, stauen sich vor dem Bewirtungszelt, wo es Bockwürste und Erfrischungsgetränke mir unbekannter Marken gibt. Bald findet auf den Sitzbänken niemand mehr Platz. Jeder versucht, wenigstens auf dem Sandboden oder im Gras noch eine Sitzmöglichkeit zu ergattern, von der aus er die Bühne mit dem großen violetten Kreuz sehen kann. Aber vielen bleibt nur übrig, sich hinter Büschen und Wällen zu lagern und auf die Lautsprecheranlage zu vertrauen. Dann erklingt das von vielen Kirchentagen in Ost und West bekannte Fanfarenmotiv, und die

Menschen werden still, hören, singen, beten. „Christen müssen Anstoß geben“ ist hier das Leitmotiv von Ansprachen und einer szenischen Darstellung, die den „normalisierten“ Menschen zeigt.

Auf der Rückfahrt gen Westen, im Dunkel der Autobahn, gehen mir die Kernsätze dieser großen Kirchentagsversammlung im Kopf herum: „Es genügt nicht, mit dem Herzen Christ zu sein, wenn unsere Füße andere Wege gehen!“ Das hatten Sprecher der Jungen Gemeinde der vorwiegend aus etwas älteren Leuten bestehenden Kirchentagsgemeinden zugerufen. Und Bischofsamtsverwalter Jacob aus Cottbus hatte den Inhalt des Zeugnisses, das in den Alltag hinausgetragen werden soll, in den Worten zusammengefaßt: „Die Liebe Christi hat das letzte Wort.“

Reinhard Henkys

Die Diakonie in der Evangelischen Kirche in Deutschland 1952 – 1966

Grundsatzfragen, Berichte und Dokumente
zusammengestellt von Hans Christoph von Hase

Zur Einführung

Den letzten zusammenfassenden Beitrag über die diakonische Arbeit der Inneren Mission schrieb im Kirchlichen Jahrbuch Bodo Heyne über die Jahre 1933 – 1952¹. „Gerettet, doch wie durchs Feuer hindurch“ (1 Kor 3, 15) hätte der Titel heißen können. Das 1945 begründete Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland legte 1955 einen Zehnjahresbericht seiner Arbeit vor². Seit der Zusammenführung beider Werke gibt das vereinigte „Diakonische Werk – Innere Mission und Hilfswerk – der EKD in seinem eigenen Jahrbuch³ Rechenschaft über seine Arbeit und die der ihm angeschlossenen Verbände. Hier wird erstmalig versucht, zusammenfassend über einen längeren Abschnitt von 15 Jahren zu berichten, beginnend etwa mit dem Zeitpunkt, an dem die unmittelbaren Nachkriegsnöte abklangen und sich die Gegenwartsaufgaben evangelischer Diakonie in einem politisch schmerzhaft geteilten, sich wirtschaftlich im Westen schneller, im Osten langsamer festigenden Deutschland abzeichneten.

Um die brennenden Fragen sowohl des Gesamtwerks wie der einzelnen Arbeitsgebiete deutlich vor Augen zu führen, haben wir den Bericht in Einzeldarstellungen aufgegliedert, die fast alle von den führenden Mitarbeitern des jeweiligen Dienstes geschrieben wurden. Als der am weitesten in die Welt vorgeschobene und am engsten mit der entsprechenden säkularen Wohlfahrtsarbeit verwobene Dienst der Kirche ist die Diakonie einem ständigen starken *Wandel ihrer äußeren Grenzen sowie ihrer inneren Strukturen und Zielsetzung* unterworfen. In einem genialen Entschluß zu einer historischen Stunde rief J. H. Wichern 1848 den „Centralausschuß für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“ ins Leben, indem er die freien missionarischen und diakonischen Liebeswerke zusammenschloß. Diese Deutsche Evangelische Kirche selbst wurde erst 70 Jahre später verfassungsmäßige Wirklichkeit. In seiner 117jährigen Geschichte hat der Centralausschuß seine großen, seine stillen und seine schwachen Zeiten gehabt. Aber das Werk hat die heutigen 27 Landesverbände und die rund 100 Fachverbände doch bis zu diesem Tage beieinandergehalten. Die Schwerpunkte verschoben sich, viele Verbände verselbständigten sich, viele

1. Bodo Heyne: Die Innere Mission 1933–1952. Überblick und Ausblick, Kirchliches Jahrbuch 1952, S. 377–432.

2. Dank und Verpflichtung. Zehn Jahre Hilfswerk der EKD. Hg. Zentralbüro des Hilfswerks, Stuttgart: Ev. Verlagswerk 1955.

3. Jahrbuch Innere Mission und Hilfswerk der EKD ab 1958; seit 1965 Jahrbuch des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk – der EKD, Stuttgart.

verschwanden, viele gewichtige Aufgaben kamen hinzu und fanden ihre Organisationsform. Etwa die Hälfte der in den zwanziger Jahren vorhandenen Verbände ist heute durch andere ersetzt. Entscheidende große Arbeitsfelder: die Gemeindediakonie (bzw. die Kreisstellen für Diakonie), die ökumenische Diakonie („Brot für die Welt, Hilfe für Bruderkirchen), die Osthilfen innerhalb der EKD passen in das Schema dieser „Fachverbände“ nicht hinein und tauchen demgemäß in ihren Anschriftenlisten nicht auf. Während etwa die ökumenischen Dienste von den Zentralen auch organisatorisch durchgeführt werden müssen, arbeiten die meisten großen Fachverbände selbständig, die meisten in enger Abstimmung mit dem Werk, andere jedoch sind nur mühsam zu koordinieren, und eine ganze Gruppe hält ihre Mitgliedschaft nur um einer losen Fühlungnahme willen aufrecht. Dieses Vielerlei ist verwirrend, nicht nur für den Laien, und es ist mühsam, dieses „Werk“ darzustellen. Dennoch kann die große Zusammenfassung der freien Liebes- und Missionsarbeit durch Wichern gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; wurden doch dadurch die zahllosen Stiftungen und Vereine in Verantwortung genommen, das ganze Feld der Not, das dem Dienst der Kirche anbefohlen war, zu pflügen. Umgekehrt erkannte die Kirche – langsam und mühsam – in dieser Inneren Mission ihren eigenen diakonischen bzw. missionarischen Arm. Wenn darum Vereine und Einrichtungen starben, so wurden die Kräfte der Diakonie damit doch nicht demobilisiert, sondern lediglich auf neue, wartende Aufgaben formiert. Auch viele Kirchen in der Ökumene lernen es, nach dem Abklingen der vereinsgetragenen Diakonie, in der Gegenwart neu, daß sie selbst an den Menschen und seine Not in all ihren Gestalten gewiesen sind und daß sie die Verantwortung tragen, daß keiner „übersehen wird“ (Apg 6, 1). Dem Blick auf das Ganze, zu dem Wichern sie nötigte, verdankt die evangelische Diakonie in Deutschland ihre Stetigkeit in der Arbeit und auch ihren äußeren Umfang an beruflichen Mitarbeitern in Ost und West, an Arbeitsstellen, Einrichtungen und Anstalten, die schätzungsweise an zwei Millionen Menschen im Jahr mit persönlicher Hilfe – von der ganzjährigen oder kürzeren Pflege über den Platz im Kindergarten bis zur Beratung in Lebensfragen – erreichen mögen. Das alles ist ein großes Erbe und eine Verpflichtung, den Weg für morgen heute zu suchen.

Dennoch ist alles nur ein kleiner Teil der Kräfte, die eine wirklich liebende, Menschen annehmende, wache und dienende Gemeinde vor allem im freiwilligen Dienst am Nächsten entfalten könnte.

Dennoch ist dies ein „Schatz in irdenen Gefäßen“, die morgen zerbrechen können. Dennoch werden, je mehr Mitarbeiter sich mühen, immer neue Abgründe menschlicher Not, Einsamkeit und Verlassenheit offenbar, in die kaum einer sich hinabtraut.

Das, was uns umtreibt, ist die Sorge, es möchten „Holz, Heu, Stroh“ sein, was hier gebaut wurde, ein Werk, das im Feuer des Gerichts verbrennt (1 Kor 3, 15). Schuldig aber würden wir vollends, überließen wir die Last anderen und sähen zu.

Die Verzögerung im Erscheinen des „Kirchlichen Jahrbuches 1965“ bedingt, daß die statistischen und sonstigen Angaben dieser Beiträge im allgemeinen den *Stand vom 1. 1. 1966* wiedergeben. Die neuesten Zahlen vermittelt jeweils das „Jahrbuch des Diakonischen Werks“.

I. Die Arbeit an einer neuen Konzeption der Diakonie

DIAKONIE – LEBENS- UND WESENSÄUSSERUNG DER KIRCHE

Von Theodor Schober

Daß die Diakonie unaufgebbbar zum Bild der Kirche gehört, ist *in der Theorie heute kaum mehr bestritten*. Eine im Frühjahr 1966 formulierte Verlautbarung der Bayerischen Kirchenleitung schreibt zum Beispiel darüber:

„Diakonie ist tätige Antwort auf Gottes gnädigen Anruf. Sie besteht in der persönlichen Hingabe an den Nächsten, der Hilfe an Leib oder Seele braucht. Sie gehört ebenso zum Wesen der christlichen Gemeinde und Kirche wie zum Wesen des Christseins. Glaube und Werke gehören seit den Tagen der ersten Christenheit im Leben der Kirche untrennbar zusammen, wie der Apostel sagt: gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, also ist auch der Glaube ohne Werke tot. Die Werke sind eine Frucht des lebendigen Glaubens an den auferstandenen Christus. Wo Er als der Herr erkannt wird, herrscht das Gebot der Liebe. Das Amt der Liebe ist der Gemeinde nicht von irgendeiner menschlichen Instanz aufgetragen, sondern von dem Herrn der Kirche selbst. Aus Geschenk und Forderung des Evangeliums empfängt sie zugleich die grundlegenden Richtlinien für innere Haltung und praktische Wege der Arbeit.

Aus dieser Voraussetzung ist das Werk der Inneren Mission zur Liebe gewordener Glaube. Die Innere Mission ist darum eine selbstverständliche Funktion der glaubenden Kirche. Sie ist zur unentbehrlichen Lebensäußerung der Kirche geworden und ist ureigenstes Werk kirchlichen Lebens und Handelns⁴.“

Ähnliche Stimmen sind aus den verschiedensten Gliedkirchen der EKD zu hören. Auf der Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, die Ende März 1966 in Halle stattfand, wurde gesagt:

„Die herkömmlichen Kennzeichen der Kirche werden immer unzureichender: Christus begegnet uns eben nicht nur im verkündigten Wort und im Sakrament der Taufe und des Altars, sondern auch in den Elenden und Hungernden dieser Zeit (Matth 25, 31–46). Die Diakonie muß auch theologisch als Kennzeichen der Kirche anerkannt werden⁵.“

Diese Äußerungen entsprechen dem Artikel 15, Abs. 1 der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, wo es heißt:

„Die Evangelische Kirche in Deutschland und die Gliedkirchen sind berufen, Christi Liebe in Wort und Tat zu verkündigen. Diese Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonat der Kirche; demgemäß sind die diakonisch-missionarischen Werke Wesens- und Lebensäußerung der Kirche.“

Aus solchem Denken ist die Organisationsform des *Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk – der Evangelischen Kirche in Deutschland* entstanden. Die Synode der EKD hat diesem Werk 1957 die Aufgabe gestellt, „die

4. Amtsblatt für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern vom 30. 3. 66, S. 39.

5. Aus dem Vortrag von Pfarrer Dr. P. Schicketanz über „Zukunftslosigkeit der Gemeinde angesichts ihrer Gegenwart“.

diakonisch-missionarische Arbeit zu planen und zu fördern und dadurch zu helfen, daß die evangelische Christenheit in Deutschland ihren obigen Auftrag erfüllt“. Die Synode übertrug dem Diakonischen Werk die Sorge „für die Entfaltung der diakonisch-missionarischen Kräfte im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland. Es fördert die diakonische Arbeit der Kirchengemeinden; es dient den gliedkirchlichen diakonischen Werken, den Fachverbänden der Inneren Mission sowie den diakonischen und missionarischen Anstalten, Einrichtungen und Verbänden durch Anregung, Beratung und Koordinierung⁶.

Überall, wo durch solche oder andere Ordnungen Institutionen im Bereich der Diakonie geschaffen wurden, war damit nicht gemeint, Stellvertreter einzusetzen, die anstelle der übrigen Gemeinde Diakonie üben sollten. Solche „Stellvertreter“ gibt es im Denken des Neuen Testaments nicht, weil jeder Einzelne in die Nachfolge gerufen ist und sich darin nicht vertreten lassen kann.

Konsequenzen im Umdenken der Kirche

Wenn der Alltag christlichen Gemeindelebens diesem hohen Anspruch recht verstandener Diakonie entsprechen soll, bedarf es dazu fortgesetzter Bemühungen auf allen Ebenen kirchlicher Aktivität. Dazu reicht der Rückgriff auf Erfahrungen und Formungen der Vergangenheit nicht aus, so wesentlich der Anschluß an die Geschichte auch im Bereich der Diakonie ist. Aber dabei kann man nicht stehenbleiben. Nicht nur der Ökumenische Rat der Kirchen hat vor kurzem die Frage behandelt: „Wie muß die kirchliche Diakonie von morgen aussehen?“ Solche Überlegungen prägen das Denken und Handeln innerhalb diakonischer Einrichtungen, Mitarbeitergruppen und Ausbildungsstätten im Bereich der Liebestätigkeit der EKD seit einer Reihe von Jahren. In diese beunruhigenden Diagnosen sind die Veränderungen der Welt einzubeziehen, die sich auch auf die kirchlichen und damit auch auf die diakonischen Strukturen auswirken müssen.

Es liegt zum Beispiel auf der Hand, daß unsere multiforme Gesellschaft der Kirche und ihrer Diakonie keine Privilegien oder Absolutheitsrechte einzuräumen bereit ist. Auch die Wandlungen der Wissenschaft und des Weltbildes wirken sich etwa im medizinischen und sozialen Bereich unmittelbar auf das heilende Handeln der Gemeinde aus. Diese Gemeinde war früher durch feste Normen christlicher Lebenspraxis geprägt, die sich heute aufzulösen beginnen. Die Unsicherheit, was christliche Nachfolge sei und in welcher Weise sie sich zu betätigen habe, greift immer weiter um sich.

Falsche Alternativen

Professor Bernhard Klaus wertet die Modellsammlung für eine neue Welt „Unsere Welt 1985“ von R. Jungk und J. H. Mundt aus und schreibt dazu: „Der positive Optimismus beherrscht die Zukunftsaspekte für Unsere Welt 1985.

6. § 1 der Ordnung.

Kurz und bündig wird erklärt: Der Philosoph Hobbes nannte das menschliche Leben arm, ekelig, grausam und kurz. Diese Beschreibung wird 1985 nicht mehr zutreffen⁷. Gott braucht dafür nicht in Anspruch genommen zu werden: Die Welt verfügt über genügend Vorräte und Hilfsquellen – technische, wissenschaftliche und materielle –, um die Menschheit in ihrer Gesamtheit vor Armut, Siechtum und einem frühen Tod zu bewahren⁸. Der Naturwissenschaftler muß sie erschließen. Wissenschaftler als Friedensstifter⁹ sind Träger des Vertrauens auf eine bessere Zukunft der Menschheit. Hat hier die Diakonie überhaupt noch einen Raum? Ist das Wort Jesu „Arme habt ihr allezeit bei Euch“ nicht überholt?

Eine andere Fragestellung ergibt sich aus der veränderten Gesellschaft, in der wir leben, aus ihren Fragwürdigkeiten und Gefährdungen. Die Kirche handelt legitim, wenn sie sich die Mithilfe in und an ihren Gruppen und Verflechtungen nicht leicht macht und hier so sachgemäß wie nur möglich mit konstruktiven Beiträgen hilft. Aber diese neuen Aufgaben können der Kirche auch zur Versuchung werden, unaufgebbare alte, aber kontinuierliche Pflichten zu vernachlässigen. Will sie zum Beispiel ihre umfassend verstandene soziale Verantwortung in der Welt wahrnehmen und auch jene Nöte angehen, die sich aus dem veränderten Gefüge der Gesellschaft und ihrer Gruppen ergeben, dann darf sie dabei vor allem die Diakonie am einzelnen Menschen mit seinen konkreten Nöten nicht schwächen. Denn hier ist die Haupt- und Grundschule alles heilenden Handels! Wer das Ganze der Gesellschaft gesund erhalten will, muß auch den Einzelnen und seine Hilflosigkeit – in der Totalschau des Menschen nach Leib und Seele – praktisch heilen wollen. Auch darin wird eine gesellschaftliche Aufgabe von bleibender Bedeutung erfüllt.

Die Kirche braucht also beides: Methoden und Instrumente, um in der Gesellschaft tätig zu werden, aber doch auch brauchbare Organisationsformen und von der Gemeinde getragene fähige Dienstgruppen, die den Einzelnen in seinen Nöten finden, aufnehmen, hilfreich begleiten und ihm darin Christus als den Diakon der Welt repräsentieren, der an ihm tätig werden will.

Seine Insignien sind die segnenden und heilenden Hände, der Schurz des Sklaven im Dienst und das Kreuz. Alle Diakonie der Kirche ist von diesen Kennzeichen geprägt – oder sie ist nicht Diakonie.

Die Stärke der Diakonie in der evangelischen Christenheit in Deutschland bestand in der Vergangenheit in ihren großen und im Blick auf ihre Hingabebereitschaft beispielhaften Dienstgemeinschaften und Mitarbeitergruppen, für die es sonst in der Welt kaum eine Parallele gibt. Ist die Zeit für diese „formierte Diakonie“ abgelaufen? Wir sprechen heute viel von der Diakonie der Gemeinde, von der spontanen Diakonie und von der anonymen Hilfstätigkeit von Mensch zu Mensch. Aber je mehr wir hinter die Fassade sehen und die modernen Nöte der Menschen von heute aufspüren, desto notwendiger erkennen wir auch die Existenz solcher „beweglicher Truppen“ der Diakonie, die jeder-

7. J. Charles: Die drei großen Probleme, in: *Unsere Welt* 1985, S. 184, hg. von R. Jungk und H. J. Mundt, 1965.

8. A. Salam: Die weniger entwickelte Welt. Können wir überhaupt Optimisten sein? In: *Unsere Welt* 1985, S. 29.

9. J. Rotblat, a. a. O. S. 346.

zeit bereit sind, durch keine anderen Verpflichtungen gebunden oder eingeschränkt, sich senden zu lassen, wohin die Not der Welt sie ruft, um dort im Namen Jesu das Zeugnis seines Heilens zu geben. Mit Recht sagt Bernhard Klaus: „Das größte Problem, dem sich die Nächstenliebe für den Menschen von morgen gegenübersteht, ist die Entpersönlichung des Menschen, zumal im kommenden Zeitalter der Elektronik. Kirchliche Diakonie ist ihrem Wesen nach Christus-Zeugnis. Ein Christus-Zeugnis aber ist nicht möglich ohne die Sichtbarkeit der Zeugen Jesu Christi. Der stumme Dienst eines Diakons oder einer Diakonisse findet gerade darin seine eigentliche Erfüllung, daß er zu einem sehr bereicherten Zeugnis wird. Um diese Zeugen in der Persönlichkeit ihrer Glaubensexistenz und der personhaften Zuwendung ihres Dienst- und Liebeswillens geht es, wenn die kirchliche Diakonie ihren Zukunftsaufgaben gerecht werden will.“

Der rechte Weg

Zunächst gilt es, den *Anschluß an die Geschichte* nicht zu verlieren. Die Geschichtslosigkeit ist eine der Gefahren, in der sich auch die Kirche von heute weiß. Auch sie wendet sich gerne neuen Ideen und Experimenten zu, die noch keine Bewährungsprobe bestanden haben, und gibt oft zu schnell Modellen alter Art den Abschied, weil sie angeblich – im anderen Jahrhundert entstanden – heute keine Berechtigung mehr haben. Gerade weil etwa die Diakonissen ihren Dienst nicht um Dank oder um Lohn tun, sollte es uns nicht so schwer fallen, ihnen für ihre glaubwürdige Nachfolge ehrlich zu danken und uns auf ihre Spur zu begeben mitten in diese veränderte Welt hinein.

Für diese Welt gilt es allerdings dann ganz offen zu sein. Denn sie ist eine Welt unter Gott und von dem Opfer Jesu Christi für jeden einzelnen in ihr geprägt. Das Urteil von Marx und Camus über diese Kirche darf durch das Handeln der Diakonie nicht bestätigt werden, als habe die Kirche angesichts der Leiden in dieser Welt nichts anderes zu bieten als eine Vertröstung auf das Jenseits. Nein, das Ja Christi für diese Welt schließt die bejahende Hinwendung seiner Gemeinde an diese Welt und ihre Nöte in seinem Namen mit Wort und Tat ein. Wo die Eschatologie der Kirche schriftgemäß ist, kann sie auf die vielfältigen Anrufe um Hilfe aus dieser Welt nicht nur mit Verkündigung des kommenden Herrn antworten, sondern muß diese Verkündigung begleitet sein lassen durch das heilende Handeln der Gemeinde.

Dieses Handeln erfordert in der Zukunft noch *mehr Beweglichkeit in den Formen*.

Neben diakonische Dienste, die eine Lebensbindung erfordern, um die Mitarbeiter ungeteilt den Hilflosen und Elenden nahe sein zu lassen, müssen auch andere Formen gleichberechtigt treten. Die Mutterhäuser, die evangelischen Orden, die kommunitären Dienstgemeinschaften brauchen neben sich auch losere aber im Engagement nicht weniger verbindliche Gruppierungen bis hin zu Dienstformen einzelner, die ihre Bindung nur in der Gemeinde wissen.

Auch das *Angebot* für Dienste am Menschen muß noch *vielseitiger* werden. Die Frühehe und die Berufstätigkeit der Frau, die heute die Regel ist, müssen uns veranlassen, mehr Dienstformen für verheiratete Frauen anzubieten, nicht

zuletzt für solche, die etwa im Alter von 40 Jahren wieder in der Diakonie tätig werden können, nachdem sie nicht mehr durch die Erziehung ihrer Kinder gefordert sind. Dabei kommt es darauf an, eine *weitgespannte Schau der Nöte* zu haben, nicht nur auf den fernen Nächsten in der Welt, sondern auch auf den nahen Nächsten mit seiner oft schwieriger feststellbaren Hilflosigkeit.

Notwendige Schritte

Hier soll in Kürze nur ein kleiner Ausschnitt gegeben werden:

Die *Anstaltsdiakonie* braucht mehr Einbettung in der Ortsgemeinde und mehr positive „Annahme“ in den Landeskirchen, um weiterhin und in der Zukunft vermehrt Rückhalt und breite institutionelle Basis für die offene Arbeit der Diakonie in der Gemeinde zu sein.

Die *Ortsgemeinde* braucht mehr spontane und auch organisierte diakonische Dienste. Ohne ein in den Landeskirchen verschiedenes gestaltetes Diakonat der Gemeinde mit einem leitenden Amt werden wir in Zukunft nicht auskommen können. Es wird sich erweisen, daß eine diakonisch tätige Gemeinde damit auch Hilfe im eigenen Gemeindeaufbau und im missionarischen Zeugnis erfährt.

Die *Mitarbeiter* in den Anstalten und in den Gemeinden brauchen noch bessere Ausbildung und Fortbildung fachlicher und geistlicher Art. Sie müssen von den Gemeinden in der Fürbitte getragen werden. Die Frage der Mitarbeiter in der Diakonie kann nicht nur wenige angehen. Sie muß die ganze Gemeinde begleiten und auch beunruhigen.

Die *Kirche* braucht eine *Verkündigung*, in der Diakonie nicht nur als Sonderthema zu bestimmten Tagen oder als gängige Begründung für sinnvoll verwendete Kirchensteuern vorkommt. Die Diakonie Jesu muß in unserer Verkündigung so deutlich werden, daß die „Gemeinde nach dem Gottesdienst“ nach Aufgaben fragt.

Die Predigt kann konkrete Zumutungen und Angebote durch die Verkündigung der Diakonie Jesu im Blick auf die Gemeinde heute und auf die Welt, in der wir leben, vermitteln. Dazu braucht die *Theologenausbildung* und die *Pfarrerzurüstung* neue Anstöße und bessere Informationen. Hier ist die entscheidende Frage an die Theologie zu stellen. Das Reden von Mitmenschlichkeit ist nur solange schriftgemäß, als dabei der Diakon Christus der Handelnde und zugleich der im Hilflosen Verborgene bleibt und als solcher erkannt wird.

Zu alledem brauchen wir mehr geistliches Leben, mehr seelsorgerliche Zurüstung der Mitarbeiter und mehr Stille mitten im Tätigsein der Diakonie – also mehr Mut zur Nachfolge.

Was hier angedeutet wurde, ist keine Erfindung von 1966. Das ist alles schon vor Jahrzehnten, zuletzt vielleicht in den letzten 20 Jahren, immer wieder ausführlich gesagt worden. Was ist daraus geworden? Verfallen wir nicht einer falschen Vorstellung von „Hoffnung“, als würden sich diese Erkenntnisse von selber zu Formen ausprägen, die praktikabel sind! Ein Delegierter aus der Orthodoxen Kirche UDSSR hat auf der 4. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1963 mitten in eine diskussionsfreudige Gruppe hineingeru-

fen: „Sie denken vielleicht, sie hätten Zeit zu reden und zu reden. Vielleicht haben wir alle bald keine Zeit mehr.“

Dieses Wort hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Ruf Bodelschwings: „Schneller, sie sterben sonst darüber.“

DIE DIAKONIE IN DEN ÖSTLICHEN GLIEDKIRCHEN DER EKD – GESAMTBERICHT¹⁰

Von Gerhard Laudien

I. Einfluß der staatlichen Gesetzgebung auf die Diakonie

Im Jahr 1950 wurde durch Verordnung das Sammlungswesen neu geregelt. Für die Kirche und Innere Mission folgte daraus, daß ihnen nur eine Straßensammlung und nicht mehr Straßen- und Haussammlungen gestattet wurden. Als im Jahre 1952 im Zuge der Demokratisierung und Neuordnung die Verwaltung der Länder Mark Brandenburg, Mecklenburg, Land Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen aufgelöst und die DDR in 15 Bezirke eingeteilt wurde, ergab sich für die evangelischen Landeskirchen die Notwendigkeit, bei Überschneidung ihrer Grenzen mit den Grenzen der Bezirke Verhandlungen über ein und dieselbe Sache an mehreren Bezirksorten zu führen. In Sachen der Straßensammlungen kam man insoweit im Jahre 1959 entgegen, daß man für die Landeskirchen Leitbezirke einrichtete, die den Termin der Sammlung für das ganze Gebiet der Landeskirche festlegten. Im Jahre 1952 erschien dann eine für das Evangelische Hilfswerk bedeutsame Verordnung über den Geschenkverkehr. Sie gestattete nur noch Geschenksendungen von Person zu Person. Daher mußte der Geschenkdienst eingestellt werden, der in reichem Maße vielen Bedürftigen besonders in den Jahren nach dem Zusammenbruch eine dankbar empfangene Hilfe bedeutet hatte. Entscheidend, aber auch klarstellend, wirkte sich die im Jahre 1958 ergangene Anordnung über die arbeitsrechtliche Stellung der in kirchlichen Einrichtungen Beschäftigten aus. Amtsträger der Kirche und Mitarbeiter in der Diakonie, die auf Lebenszeit angestellt oder durch ihre Einsegnung lebenslänglich dienstbereit sind und deren Altersversorgung durch die Kirche oder deren Einrichtungen geregelt war, unterlagen nicht mehr den arbeitsrechtlichen Bestimmungen und wurden auch von der Sozialversicherungspflicht freigestellt. Die Schwestern der Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes und des Evangelischen Diakonievereins erfüllten die genannten Bedingungen. Sie traten der Deutschen Versicherungsanstalt, die eine freiwillige Versicherung ist, für den Krankheitsfall bei. Die Freistellung vom staatlichen Arbeitsrecht bedeutete für sie, daß ihr Dienst nach schwesternschaftlichen Ordnungen auch weiterhin geregelt werden konnte. Einen tiefen Einschnitt gab der 31. August 1961, an dem über Nacht die Staatsgrenze in Berlin errichtet wurde und mit einem Schlag ein Verkehr zu Fuß, mit dem Auto oder der Bahn nicht mehr ohne wei-

10. Zur Aktion „Brot für die Welt“ in der DDR vgl. S. 353 ff.

teres möglich war; da der Telefonverkehr zwischen den beiden Stadtteilen Berlins schon lange unterbrochen war, blieb nur noch briefliche Verständigung übrig und der bekannte Besuch von Bürgern der Bundesrepublik in dem demokratischen Sektor von Berlin, jetzt Hauptstadt der DDR. Diese Maßnahme erforderte, daß alle Aufgaben, die die Diakonie in der DDR betreffen, ausschließlich von den Dienststellen wahrgenommen werden müssen, die schon vorher ihren Sitz in der Hauptstadt der DDR und in der DDR hatten. Nach wie vor jedoch wissen wir uns von der Liebe und Hilfsbereitschaft der westlichen Kirchen und ihrer Diakone getragen, sind aber im übrigen auf die Initiative gewiesen, die wir zu entfalten haben. Eine schmerzliche und für viele Kranke empfindliche Anordnung brachte im Jahre 1963 die Untersagung des Imports der Medikamente aus Westdeutschland. Man hatte sich in unseren Krankenanstalten daran gewöhnt, Westmedikamente wegen ihrer hohen Wirksamkeit zu verabreichen. Viele Patienten meinten, sie nicht entbehren zu können. Die Herren Ärzte der evangelischen Krankenanstalten wandten sich mit ihren Bitten an das Ministerium für Gesundheitswesen, den Import wieder zuzulassen. Es wurde dabei die staatliche Aufsicht ausdrücklich gewünscht. Da es bei der Anordnung blieb, mußte die Umstellung auf die Medikamente aus der eigenen Produktion und der sozialistischen Länder erfolgen, auch wenn bis heute noch hie und da Westpräparate dringend gewünscht werden, die man in dringenden Fällen in den Bezirksapotheken erhalten kann.

II. Die Diakonie im staatlichen Gesundheitswesen

Im Jahre 1961 wurde nach wichtigen und gründlichen Besprechungen ein „Abkommen zur Regelung der Vergütung für die Angehörigen der Heil- und Heilhilfsberufe in den evangelischen Krankenhäusern, Kliniken und Heilstätten in der DDR und im demokratischen Sektor von Groß-Berlin, zwischen dem Zentralvorstand der Gewerkschaft Staatliche Verwaltungen-Gesundheitswesen-Finanzen, dem Bezirksvorstand Groß-Berlin der Gewerkschaft Staatliche Verwaltungen-Gesundheitswesen-Finanzen und den Bevollmächtigten der evangelischen Kirchen in der DDR und im demokratischen Sektor von Groß-Berlin“ getroffen. Mit diesem Abkommen konnten Gehälter für die Ärzte und das mittlere medizinische Personal in Höhe der staatlichen Tarifordnung gezahlt werden und fanden bei der Berechnung der Tagespflegesätze entsprechende Berücksichtigung. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß laufend, den finanziellen Bedürfnissen entsprechend, individuell für die Krankenanstalten und seit 1963 auch für die sozialen Pflegeeinrichtungen die Pflegesätze in den Anstalten berechnet und nach Antragsstellung und Anerkennung auf Grund einer Preisbewilligung aus dem Haushalt des Staats gezahlt werden. Es ist im Jahre 1963 errechnet worden, daß die Innere Mission dem Staatsapparat jährlich eine Summe von 34,4 Millionen MDN. durch ihre Arbeit erspart. Nach den Erhöhungen der Pflegesätze in den Jahren 1964 und 1965 ist eine finanzielle Entlastung für die genannten Anstalten eingetreten. Wenn es der Diakonie auch nicht um die Aufrechnung ihrer Leistungen geht, so kann eine solche errechnete Summe, auch wenn sie jetzt niedriger ist, aufweisen, daß die Diakonie

billiger zu arbeiten vermag, als es staatlichen Einrichtungen möglich ist. Im Jahre 1961 wurde von dem Präsidium des Ministerrats der DDR ein Beschluß zur Neuordnung der Ausbildung in den mittleren medizinischen Berufen und zur Bildung der medizinischen Schulen vom 13. 7. 61 bekanntgegeben. In der 2. Verordnung über die Berufserlaubnis und Berufsausübung in den mittleren medizinischen Berufen sowie medizinischen Hilfsberufen wurde unter dem genannten Datum bestätigt, daß die mittleren medizinischen Berufe Fachberufe sind, für deren Ausübung besondere Kenntnisse erforderlich sind, die in der Regel durch die Ausbildung an medizinischen Schulen mit abschließender staatlicher Prüfung erworben werden. Diese Bestimmungen hatten verschiedene Räte von Kreisen und Bezirken zum Anlaß genommen, bei unseren Krankenpflegeschulen die Frage nach der staatlichen Anerkennung unserer Abschlußprüfungen zu stellen. Die daraufhin aufgenommenen Besprechungen mit dem Ministerium für Gesundheitswesen haben ein Schreiben desselben vom 26. 2. 1962 veranlaßt, in dem uns der weitere Bestand unserer evangelischen Krankenpflegeschulen zugesichert und der Vorschlag gemacht wurde, ein Abkommen zwischen dem staatlichen Gesundheitswesen und den evangelischen Krankenpflegeschulen zu treffen, um weiterhin die staatliche Anerkennung für die Ausbildung von den Räten der Bezirke zu erhalten. Im Jahre 1964 ist eine Rahmenvereinbarung über die Berufsausbildung von Krankenschwestern oder Säuglings- und Kinderkrankenschwestern in konfessionellen Einrichtungen zustandegekommen, die vom Ministerium für Gesundheitswesen den Bezirken zum Abschluß mit den jeweiligen evangelischen Krankenpflegeschulen zugeleitet worden ist. Da der konfessionelle Charakter der evangelischen Krankenpflegeschulen durch die Vereinbarung nicht berührt wird, bestanden bei den Kirchenleitungen und den Rechtsträgern der evangelischen Krankenpflegeschulen keine Bedenken, die Vereinbarung anzunehmen. Die evangelischen Krankenpflegeschulen sind in das Ausbildungssystem des Staates unter Berücksichtigung ihrer Eigenart als konfessionelle Schule eingeordnet und ihre Ausbildung, die ein Jahr pflegerischen Hilfsdienst und zwei Jahre schulische Unterweisung vorsieht, schließt mit dem Examen mit staatlicher Anerkennung ab. Der Vereinbarung ist ein Rahmenlehrplan beigelegt, der in gemeinsamer Arbeit mit Vertretern der evangelischen Krankenpflegeschulen erstellt worden ist.

III. Aufbau der Diakonie

Die organisatorischen Verbindungen lockerten sich ab 1961 aus den oben genannten Gründen. Wenn auch das Stehen in derselben Arbeit im Westen wie im Osten Deutschlands eine brüderliche Verbundenheit aufrecht erhielt, so mußte man eben um der Arbeit willen darauf bedacht sein, selbständig tätig zu werden. So ist es zu verstehen, daß sich Arbeitsgemeinschaften, Fachverbände, Arbeitstagen und Konferenzen entwickelten, die die diakonische Arbeit weiterführten und ausbauten. Die Geschäftsführer der Landesverbände der Inneren Mission und die Hauptgeschäftsführer der Hauptbüros des Evangelischen Hilfswerks der Landeskirchen finden sich monatlich zur Geschäftsführerkonferenz zusammen. Eine Arbeitstagen der Diakonischen Konferenz und eine Konfe-

renz im Herbst jeden Jahres, gestaltet als Wanderkonferenz, geben wegweisende Anregungen und Gelegenheit zum Gedankenaustausch und persönlicher Begegnung. Die Arbeitsgemeinschaft zur Abwehr der Suchtgefahren hat die Arbeit des Blauen Kreuzes im Jahre 1956 aufgenommen. Der Christliche Blindendienst läßt sich die seelische Führung der Blinden angelegen sein. Seit 1958 treffen sich die Chefärzte der evangelischen Krankenanstalten jährlich zweimal, um ihre Probleme gemeinsam zu beraten. Im selben Jahr hat das Seminar für Eheberatung seine Tätigkeit aufgenommen, um Hilfen für die sexual-ethischen Fragen in der Jugendarbeit und Familienberatung zu geben. Die Fürsorgerinnen finden sich seit 1960 zur Förderung ihrer Tätigkeit auf ihren Jahresversammlungen zusammen. Im selben Jahr ist die volksmissionarische Arbeit in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für Volksmission aufgebaut worden, forderte doch der Umbruch in der Kirche selbst und die um sich greifende Entfremdung vom Glauben und von der Kirche verstärkten Einsatz. Besuchsdienste und bruderschaftliche Bildungen, Neublock- und Urlaubermision, Zurüstung zum Christsein und Gemeindediakonie sind die Schwerpunkte des volksmissionarischen Wirkens. Die Gedanken über die Volksmission fanden ihren Niederschlag in wegweisenden Handreichungen. Ganz in der Stille ist die Seelsorge an den Gefangenen und ihren Angehörigen tätig. Ein Konvent der Strafanstaltsseelsorger wird in jedem Vierteljahr gehalten. Man steht mit fachkundiger Beratung für die Aufsetzung von Gnadengesuchen und für das Verhalten an Besuchstagen zur Verfügung. Man hilft durch Beschaffung von Unterlagen für Taufhandlungen und Nachkonfirmation. Die Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes haben in ihren Häusern für verschiedene Arbeitsgebiete Kurse für Weiterbildung und Vertiefung eingerichtet und laden ihre Schwestern dazu ein. Ein weites Feld ist die Vordiakonie, die unerklärlicherweise in den einzelnen Jahren eine sehr unterschiedliche Anziehungskraft für die 14- bis 16jährigen Mädchen ausübt. Es bemühen sich alle Mutterhäuser und Schwesternschaften und viele Anstalten darum, diese Mädchen, die von der Schulbank kommen, in die Diakonie ihrem Verständnis gemäß einzuführen und ihnen die Mannigfaltigkeit des Dienstes aufzuzeigen. Weil es schwer ist, wenn man schon einen Beruf ergriffen hat, in die Diakonie umzusteigen, rechnen wir das vordiakonische Jahr für die Weiterbildung als Fürsorgerin oder Kinderdiakonin oder Diakoniehelferin an, falls das junge Mädchen für ihr Leben oder auf Zeit diakonisch tätig sein will. Beim diakonischen Jahr, das 400 junge Menschen durchlaufen haben, kommt viel stärker der Wille, ganz in die Diakonie einzutreten, als bei der Vordiakonie zum Tragen, da die Hälfte der Mädchen in der vertraut gewordenen Arbeit geblieben sind. An die Zurüstung und Weiterbildung von jungen Kräften in Wirtschaft und Verwaltung wird in Kursen, Fernunterricht und Lehrgängen viel Mühe gewandt, da nicht mehr wie früher damit gerechnet werden kann, daß sich in ausreichendem Maß aus dem öffentlichen Raum ausgebildete Personen melden. Rechts- und Wirtschaftsfragen für alle Arbeit der Diakonie werden in einem dafür besonders zusammengesetzten Ausschuß behandelt. An einigen Zahlen möge es deutlich werden, wie die Bewegung in der Diakonie verlaufen ist. Wie beim Geld, so sind wir auch bei der Bewertung von Zahlen nicht überzeugt, daß das Bild, das gewonnen wird, klarmacht, was Diakonie ist und wie sie sich gestaltet. Daher müssen die Zahlen mit Vorsicht gelesen und ausge-

wertet werden. Dann aber können sie doch Aufklärung geben. Wir wollen nicht eine umfassende Statistik geben, weil es an anderer Stelle geschieht. Wir machen nur einige Feststellungen, die uns wichtig erscheinen und sich aus dem Vergleich der Statistik von 1965 mit der Statistik von 1956 oder in den späteren Jahren ergeben. Auf dem Gebiet der Krankenhäuser haben wir 8 Einrichtungen mehr und einen Zuwachs von 1000 Betten. Die Heime für geistig und körperlich Behinderte sind um 28 Einrichtungen mit 1000 Betten gestiegen. Dafür sind 47 Heime für gesunde Kinder mit 2658 Betten aufgegeben worden. In den Erholungs- und Freizeitheimen ist ein Zugang von 19 Einrichtungen mit 283 Betten zu verzeichnen. Ebenfalls haben die Alters-, Alterswohn- und Alterspflegeheime um 11 Einrichtungen mit 964 Betten zugenommen. Die Zahl der evangelischen Kindergärten ist um 20 zurückgegangen. Die Kapazität – rund 20 000 Plätze – hat sich dadurch nicht verringert. 974 Gemeindepflegestationen haben wir im Jahre 1957 gezählt mit 1327 Schwestern. Im Jahre 1965 waren 807 Stationen mit 1082 Schwestern. Dabei ist beim Vergleich zu bedenken, daß wir ab 1961 in der Lage waren, die freikirchlichen Stationen mitzuzählen. So ist der Rückgang noch größer, als er hier ersichtlich sein kann. Die Ausbildungsstätten für Kranken- und Säuglingspflege sind um 5 Schulen mit 252 Plätzen gestiegen. Es bestehen zur Zeit 19 Krankenpflegeschulen mit 717 Plätzen. Einen wichtigen Vergleich bieten die Zahlen von 1965 zu den in Klammern gesetzten Zahlen von 1960 für die Mutterhäuser und Schwesternschaften. Gesamtzahl der Schwestern 5994 (6569), davon arbeitende Schwestern 4376 (4919), davon im Feierabend 1353 (1341). Für die Diakonenanstalten können wir einen Vergleich der Zahlen von 1965 und den in Klammern gesetzten Zahlen von 1962 erbringen. Gesamtzahl der Diakone 1317 (1255), davon arbeitende Diakone 875 (809), davon im Feierabend 124 (137). Der Vergleich der Zahlen ergibt bei den Schwesternschaften einen Abgang von 941 Schwestern und bei den Brüderhäusern einen Zugang von 224 Brüdern, wenn man zehn Jahre überblickt.

IV. Verlust und Gewinn der Diakonie

Das Jahr 1953 war für die Diakonie ein Krisenjahr. Einige große und wichtige Anstalten wurden von staatlichen Organen beschlagnahmt oder standen in der Gefahr, der Kirche entzogen zu werden. Es handelte sich unter anderem um die Pfeifferschen Anstalten in Magdeburg-Cracau, die Neinstedter Anstalten, die Hoffnungsthaler Anstalten in Lobetal bei Bernau, die Anstalten in Hüttengrund und Krummenhennersdorf. In höchster Not kam zwischen Vertretern der Regierung und der evangelischen Kirche ein Kommuniqué am 10. 6. 1953 zustande, das zur Folge hatte, daß die genannten Anstalten wieder freigegeben wurden. Es ist in manchen Äußerungen hoher Staatsmänner die Achtung der diakonischen Arbeit zum Ausdruck gebracht und verschiedentlich bekundet worden, daß die diakonischen Einrichtungen auf den Gebieten des Gesundheits- und Sozialwesens einen wichtigen und schätzenswerten Platz einnehmen. Trotzdem wurde von staatlicher Seite der wiederholt vorgetragenen Bitte des Evangelischen Diakonievereins nicht entsprochen, die unzureichenden Stationsgelder zu erhöhen. Das Ministerium für Gesundheitswesen war bereit, der einzelnen

Schwester ihre Leistung nach der staatlichen Tarifordnung zu vergüten, wenn der Diakonieverein mit der Ablösung des Gestellungsvertrages durch Einzelverträge mit den Schwestern einverstanden sei. Darauf konnte sich der Evangelische Diakonieverein aus prinzipiellen Gründen schwesternschaftlicher Zusammengehörigkeit nicht einlassen. Weil man sich nicht einigen konnte, wurde die Arbeit der Diakonieschwestern in mehreren staatlichen Krankenhäusern kurzfristig von der Verwaltung der betreffenden Krankenanstalt aufgekündigt oder mußte aufgegeben werden. Damit gingen auch die dort eingerichteten Krankenpflegeschulen verloren. Zum Erliegen kam die Arbeit der evangelischen Bahnhofsmission im Jahre 1956. Sie konnte nicht wieder aufgenommen werden. Im Jahre 1962 wurde die Zeitschrift „Die Innere Mission“ von der Postzeitungsliste gestrichen. Die Bemühungen, sie auf einem anderen Weg, zum Beispiel als Geschenksendung zu erhalten, schlugen fehl, so daß auf dieses Fachblatt verzichtet werden muß. Es ist bedauert worden, daß den evangelischen Einrichtungen Einweisungen von gesunden, aber meist aus familiären Gründen hilfsbedürftigen Kindern ab drei Jahren nicht gegeben wurden. Es konnten selbstverständlich Eltern ihre Kinder in das evangelische Kinderheim bringen, wenn sie bereit waren und sein konnten, für die Kosten der Unterbringung und Betreuung selbst aufzukommen. Die Zahl dieser Eltern war klein. Daher sahen sich die Leitungen der Kinderheime genötigt, sich nach anderer Arbeit umzusehen, wollten sie ihre Häuser nicht allmählich entleert sehen. Zunächst dachte man an die Arbeit für erwachsene Hilfsbedürftige. Aber die Umstellung hätte zuviel Kosten verursacht. Es bot sich die Arbeit an geistig behinderten Kindern an, deren Zahl in erschreckendem Maße stetig wächst. Die oft gestellte Frage nach der Zahl der geistig behinderten Kinder hat in der Zeitschrift „Das Deutsche Gesundheitswesen“, Nr. 25/1965, S. 1156, Dr. F. Anstock, Chefarzt der Kinderpsychiatrischen Abteilung des Fachkrankenhauses für Psychiatrie und Neurologie in Rodewisch, beantwortet. „Ausgehend von den Zahlenangaben der Weltgesundheitsorganisation nimmt Eichler für unsere Verhältnisse an, daß 0,5 bis 1% aller Kinder nicht schulfähig werden und bezeichnet diese schwer schwachsinnigen Kinder mit Recht als das größte Behindertenproblem unserer Zeit. Das bedeutet für die DDR, daß etwa 20 000 bis 40 000 Kinder keinem geregelten schulischen Bildungsgang zugeführt werden können ... Erfasst werden kann mit den hier verfügbaren Plätzen nur ein sehr kleiner Teil der Kinder, die diese spezielle Art der Förderung brauchten, der weitaus größere Teil bleibt außerhalb einer zielgerichteten Förderung, wobei diese Kinder in ihrer Entwicklung ganz vom Zufall mehr oder weniger günstiger Voraussetzungen abhängig bleiben.“ Die Innere Mission der evangelischen Kirche unterhält 77 evangelische Pflegeheime für Psychiatrie in der DDR und der Hauptstadt der DDR, Berlin. In diesen werden 5110 Patienten versorgt. Pro Pfl egetag und Patient erhalten 72 Anstalten mit 4888 Heimbewohnern einen durchschnittlichen Pflegesatz für nichtbildungsfähige Patienten vom Ministerium für Gesundheitswesen in Höhe von: für Kinder 5,25 MDN, Jugendliche: 4,75 MDN, Erwachsene: 4,50 MDN. 5 Anstalten mit 222 Heimbewohnern erhalten pro Pfl egetag und Patient für noch bildungsfähige Patienten vom Ministerium für Volksbildung einen Pflegesatz in Höhe von 3,50 MDN. So schmerzlich der Abschied von der vertrauten Arbeit an gesunden Kindern war, ließ man sich doch von

der Arbeit an den schwächsten und hilfsbedürftigsten Kindern in Dienst nehmen. Die Zurüstung für diese Arbeit beanspruchte viel Einfühlung auf seiten der Pflegekräfte und viel Einführung in diese Spezialarbeit und wird noch auf lange hinaus notwendig sein. Dennoch kann die Umstellung der Arbeit von gesunden auf behinderte Kinder auch als Gewinn angesehen werden, ist man dessen eingedenk, daß die Diakonie stets an den Ärmsten und Elendesten gewiesen ist. Und die geistig Behinderten gehören zu den Ärmsten. Als Gewinn verbuchen wir ferner den engen Zusammenschluß der verschiedenen Aufgabengebiete, Verbände und Diakonischen Ämter und nicht zuletzt mit den Kirchenleitungen, in denen ein Vertreter der Diakonie seinen Platz hat. Ein Zeichen dafür, wie wichtig die Fragen der Inneren Mission genommen werden, ist die Besprechung die die Herren Bischöfe und leitenden Geistlichen der Gliedkirchen in der DDR mit den Vertretern der weiblichen Diakonie geführt haben, der dann Beratungen in den Landeskirchen gefolgt sind unter Hinzuziehung der Jugend- und Frauenarbeit der Kirche. Es ist gefragt worden, ob die weibliche Diakonie in ihren jetzigen Formen Gültigkeit hat. Es wird nicht nach vordergründigen Antworten zu suchen sein. Ob die Tracht und das Taschengeld geändert werden müssen, ist wohl sekundär. Viel wichtiger ist es zu erforschen, ob die Gemeinde die Diakonie, wie sie sich in der Diakonisse oder Diakonieschwester darstellt, auch heute tragen will. Notwendig für die weibliche Diakonie ist es zu wissen, ob die Kirche ein volles und rundes Ja ohne Vorbehalte für sie hat. Sehr wertvoll ist es, aus dem Glauben heraus die weibliche, wie übrigens auch die männliche Diakonie als zum Wesen der Kirche gehörig, zu erkennen und zu fragen, wie die Diakonie am Leben erhalten und gefördert werden kann, damit sie auch fernerhin im Segen wirke. Es ist ja auf der Hand liegend, daß die evangelische Schwester langsam aber stetig aus dem öffentlichen Leben verschwindet, weil die entsendenden Häuser ihre Gemeindeschwestern aus den Gemeindepflegestationen abberufen, da sie sie in der Krankenhausarbeit brauchen oder weil sie, meist schon längst im Rentenalter stehend, in den wohlverdienten Ruhestand versetzt werden müssen. Bedrückend ist die Frage: Und wer tritt an ihre Stelle? Bevor es dazu kommt, müssen wir uns mühen, die Frage zu lösen: Was kann geschehen, um die gesegnete und von allen geliebte evangelische Schwesternarbeit zu fördern, aufzubauen und zu erweitern? Eine Freude ist es, daß in jedem Jahr in zwei Ausgaben ein Verteilheft von ca. 56 Seiten mit dem Titel „Ruf an den Bruder“ den Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission und den Kirchengemeinden umsonst in 20 000 Stück zugestellt werden kann, in dem in Wort und Bild die Diakonie im weitesten Sinn zur Darstellung kommt. Außerdem geht eine Handreichung der Inneren Mission mit dem Titel „Fröhlich helfen“ in 7500 Stück an alle Pfarrämter der evangelischen Kirche.

Am Ende dieses Berichts steht der Dank gegen Gott, der alle Diakonie mit seinem reichen Segen begleitet. Zu danken ist auch denen, die uns in den evangelischen Kirchen und Gemeinden in der Bundesrepublik und in der Ökumene mit Herz und Hand helfen, den aufgetragenen Dienst zu tun. Städte des kirchlichen Wiederaufbaus danken. Krankenhäuser und Anstalten der Inneren Mission danken für Sachspenden an Röntgeneinrichtungen und für erfüllte Bitten für den Nachholbedarf.

Da in den nachfolgenden Berichten viele Arbeitsgebiete in ausführlichen Be-

schreibungen zur Darstellung kommen, die auch in der Diakonie in der Deutschen Bundesrepublik durchgeführt werden, gehen wir nicht weiter auf sie ein. Das Gesagte und das Ungesagte möge Gott auch fernerhin segnen.

DOKUMENTE

1. WESEN UND GESTALT DER DIAKONIE

Leitsätze für das Selbstverständnis der Diakonie und die theologische Grundlegung ihrer Arbeit

Der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland wurden am 21. März 1965 in Frankfurt am Main Leitsätze über „Wesen und Gestalt der Diakonie“ vorgelegt, die von der Direktorenkonferenz der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werks auf einer Arbeitstagung am 4. und 5. Februar 1965 in Freudenstadt erarbeitet waren. Diese Leitsätze sollen der Klärung des Selbstverständnisses der Diakonie und der theologischen Grundlegung für die praktische Arbeit dienen. Zu diesem Zweck werden sie den Landes- und Fachverbänden zur Auswertung empfohlen. Die Leitsätze lauten:

1. Diakonie entsteht dort, wo Menschen anfangen, an Jesus Christus zu glauben. Wie er als Gottes Diakon „nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen“, so hat er auch seiner Gemeinde die Regel eingestiftet: „Wer unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener“ (Matth 20, 26-28). Demgemäß hat die Kirche einen *diakonischen Grundcharakter* und kann ohne den Begriff des Diakonischen überhaupt nicht ausreichend definiert werden. Ihren biblischen Ausdruck hat diese Tatsache in dem Bild vom „Leib Christi“ gefunden, denn der Leib ist ein Werkzeug des Dienstes, und die Glieder sind nichts für sich, sondern bekommen ihre Bedeutung erst in der Einordnung und Hingabe an das Ganze. Alle Funktionen kirchlichen Handelns sind von daher diakonisch bestimmt und geprägt. Sie leben von der dienenden Sendung Jesu Christi in die Welt und haben diese mit ihrem gesamten Tun zu bezeugen. Wenn also in gelegentlichen Äußerungen der diakonische Charakter kirchlicher Tätigkeiten unterstrichen wird, so entspricht dies durchaus legitimer theologischer Erkenntnis. Allerdings sollte man um der notwendigen Abgrenzungen und Arbeitseinteilungen willen einer begrifflichen Ausweitung und institutionellen Verfestigung solcher Redeweisen widerstehen.

2. Die diakonische Grundverfassung von Kirche und Gemeinde kann sich jedoch nur dann entfalten, wenn sie getragen und durchdrungen ist von der Kraft jenes „Glaubens, der durch die Liebe tätig ist“ (Gal 5, 6). Das *spontane Tätigsein in der Liebe* nach dem Leitbild des barmherzigen Samariters gehört mithin unabdingbar zum Christenstand. Kirche und Theologie sollten alle Anstrengungen unternehmen, um die Nachfolge Jesu Christi von allen spiritualistischen und intellektualistischen Einengungen zu befreien. Wer eine lebendige diakonische Entfaltung von Kirche und Gemeinde wünscht, muß vielmehr immer wieder darum besorgt sein, daß Glaube und Liebe nicht getrennt werden und daß diese Zusammengehörigkeit in Verkündigung und Unterweisung genügend zum Ausdruck kommt. Nur so kann die Diakonie jenes „flüssige Element“ (Wichern) werden, das die ganze Kirche durchdringt, und jene Dynamik bekommen, in der die „Energie Liebe“ wirksam wird.

3. Der diakonische Grundcharakter der Kirche und das spontane Tätigsein ihrer Glieder macht jedoch die *Ausbildung bestimmter diakonischer Ämter und Institutionen* nicht überflüssig, sondern fordert sie geradezu. Die „*Diakonia late dicta*“ schließt

ein die „*Diakonia proprie dicta*“. Es hat deshalb von Anfang an besondere Ämter, Dienste und dienende Gemeinschaften in der Kirche gegeben, die eine Ausformung dieser Erkenntnis sind. Auch heute kann die Kirche eine geprägte und geordnete Diakonie, die in ihrem Auftrag handelt, nicht entbehren, sondern muß sie als notwendigen Teil ihres Dienstes aufbauen, fördern und verantworten bis in die sich daraus ergebenden finanziellen Konsequenzen.

Das Proprium dieser geprägten und geordneten Diakonie als „Lebens- und Wesensäußerung der Kirche“ besteht darin, daß sie sich auf Menschen richtet, deren Menschsein durch Not, Hilflosigkeit, Krankheit oder Gefährdung (sittlicher, sozialer, politischer oder rechtlicher Art) unmittelbar bedroht ist. Dabei setzt die Diakonie – entsprechend dem Vorbild ihres Meisters in seinem Verhalten gegenüber Kranken, Schwachen und Gefährdeten – immer beim Einzelnen an, dem sie Schutz und Hilfe gewährt. Die Formen, in denen sich diese Schutz- und Hilfeleistung vollzieht, sind freilich dem geschichtlichen Wandel unterworfen. Wie sich die Erscheinungsbilder der menschlichen Existenzbedrohung wandeln, so wandelt sich auch die Diakonie. Es gehört zu ihrem Wesen, daß sie beweglich, phantasievoll und elastisch handelt, wobei sie stets den Menschen in seiner Ganzheit sieht und ihren Dienst so anlegt, daß dem ganzen Menschen geholfen wird.

4. Bei der Wahrnehmung der geordneten Diakonie läßt sich jedoch nicht übersehen, daß auch das *Verhältnis zur Gesellschaft* berührt wird, und zwar von zwei Seiten her. Erstens sind die diakonischen Einrichtungen der Kirche in sich selbst ein gesellschaftliches Phänomen, insofern sie auf Zusammenarbeit mit dem Staat angewiesen sind und von daher auch den allgemeinen rechtlichen Rahmen gestellt bekommen. Zweitens befinden sich die Menschen, denen die Diakonie hilft, immer in sozialen Verflechtungen überpersönlicher Art (Gruppe, Milieu). Sind aber die Erscheinungsformen von Hilfslosigkeit und Gefährdung gesellschaftlich bedingt und dadurch Ursache der Notlage ganzer Gruppen, so muß sich die Diakonie auch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen solcher Gruppen befassen und deren Recht und Beseitigung struktureller Notlagen vertreten. Auch dieses Wirken gehört zu den Aufgaben der Diakonie.

Allerdings ist hier zu bedenken, daß der Begriff Diakonie nicht die Gesamtheit gesellschaftsbezogener Funktionen und Tätigkeiten der Kirche beschreiben kann, sondern nur solche, die sich am christologisch-anthropologischen Leitfaden des Eintretens für Notleidende, Hilflose und Gefährdete orientieren. Daneben hat die Kirche zweifellos eine umfassende Verantwortung für die Mitgestaltung der Gesellschaft, an der alle ihre Dienste teilhaben und bei der insbesondere das prophetische Amt wahrzunehmen ist. Im Rahmen der für den Vollzug dieser Aufgabe notwendigen Kooperation kann die Diakonie einen wichtigen Beitrag leisten: sie kann Material über die Brennpunkte sozialer Not erarbeiten und vorlegen, sie kann Ideen und Anregungen zur Änderung gesellschaftlicher Mißstände geben, sie kann durch eigenes Engagement und modellhafte Verwirklichung vorläufige Lösungen schaffen. Will man dieser Tätigkeit den Namen „gesellschaftliche Diakonie“ zubilligen, so besteht ihre Problematik in der kritischen Bestimmung des damit gemeinten Inhalts, wobei zugleich deutlich wird, daß die sonstige Verwendung dieses Begriffs noch der weiteren Klärung bedarf.

5. Diakonie ist nicht nur mit der Sammlung der Gemeinde, sondern auch mit ihrer *Sendung* verbunden, ja, sie ist selber ein unentbehrliches und notwendiges Zeichen dieser Sendung. Dies kommt schon darin zum Ausdruck, daß die Hilfe der Diakonie jedem gilt, der in Not ist – ohne Unterschied von Rasse, Klasse oder Religion. Auch die Tatsache, daß Sünde und Elend des Menschen eng miteinander verbunden sind, hat im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder dazu geführt, daß Diakonie und Mission in unmittelbarer Begebenheit aufeinander verwirklicht wurden (zum Beispiel Wicherns Programm der Inneren Mission). Heute tritt dieser Bezug vor allem in der Entwicklung von Arbeitsformen der ökumenischen Diakonie hervor, die den Weltdiakonat der

Kirche zur Geltung bringen (Brot für die Welt, Dienste in Übersee, Notstands- und Katastrophenhilfen, Aufbau von Modelleinrichtungen als Hilfe zur Selbsthilfe usw.) Dabei handelt es sich weder um eine diakonische Untermauerung der Mission noch um eine missionarische Legitimierung der Diakonie, sondern um eine notwendige Folge aus dem christozentrischen Ansatz beider. Einerseits kommt also die Zeugniskraft der Diakonie nicht erst durch zusätzliche missionarische Aktionen zustande, sondern durch das Heraustreten der Christuszüge im helfenden und heilenden Handeln. Andererseits zeigt die lebendige Korrespondenz in der Verwirklichung von Diakonie und Mission, daß diese beiden Lebens- und Wesensäußerungen im Vollzug des Gesamtauftrags der Kirche gegenüber der Welt nicht voneinander zu trennen sind. Die Mission ist in Gefahr, sich in Worten zu erschöpfen, wenn die Diakonie als begleitendes Zeichen fehlt, und die Diakonie ist nicht mehr von säkularer Wohlfahrtspflege zu unterscheiden, wenn sie die Beziehung zur Sendung verliert.

6. Die Diakonie der Evangelischen Kirche in Deutschland hat ihre sammelnde Mitte und ihre organisatorische Gestalt in dem fusionierten Werk *„Innere Mission und Hilfswerke der EKD“* gefunden. Zwar ist diese Gestalt historisch bedingt, aber sowohl durch seinen Auftrag als auch durch seine Geschichte ist das Werk berufen und ermächtigt, *das diakonische Gewissen der Kirche* zu sein. Dazu gehört, daß einerseits alles getan wird, was der Aktivierung und Förderung der Diakonie dient (nach Wichern: das produzierende Element der Inneren Mission) und daß andererseits die vorhandenen Arbeiten in Koordination und Kooperation in Beziehung zueinander gebracht werden (organisierendes Element). Dabei muß grundsätzlich zugestanden werden, daß Diakonie auch außerhalb von *„Innere Mission und Hilfswerk der EKD“* getan werden kann. Aber diese Erkenntnis entbindet nicht von der Verpflichtung, von Fall zu Fall zu prüfen, ob das, was sich Diakonie nennt, diesen Namen auch tatsächlich verdient oder nicht (kritisches Element). Notwendige Abgrenzungen und Arbeitsteilungen sind unter Zugrundelegung dieser Maßstäbe zu vollziehen.

7. Was *Organisationsform und Arbeitsweise der Diakonie* anbetrifft, so ist zu bedenken, daß die Kirche immer als ganze präsent ist, auch wo sie in einzelnen Gliedern wirkt. Die Diakonie kann also nicht darauf verzichten, im Zusammenhang des Gottesdienstes und der Wortverkündigung der Kirche zu stehen, ja, diese Funktion in sich zu tragen, wenn sie den Nährboden nicht verlieren will, auf dem allein sie wachsen und bestehen kann. Dies gilt vor allem für jene diakonischen Gruppen und Institutionen, die nicht Bestandteil einer Ortsgemeinde sind. So bereitwillig die Diakonie auch von der Welt lernen wird, so darf sie doch auf keinen Fall Organisationsformen und Arbeitsweise übernehmen, die ihrem Wesen unangemessen sind. Sie gerät sonst unter ein fremdes Gesetz und bleibt dem Menschen schuldig, was ihm als helfende und heilende Gabe von Gott zugedacht ist.

8. *Die Mittel der Diakonie* werden von ihrem Motiv und Ziel bestimmt. Motiv ist die vom Glauben gewirkte Liebe, Ziel die ganzheitliche Hilfe zur Wiederherstellung des Menschen. Die Liebe stellt alle Mittel in ihren Dienst, die die Erreichung dieses Zieles fördern können, auch der von der säkularen Wissenschaft und Technik hervorgebrachten Hilfsmittel medizinischer, pädagogischer und psychologischer Art. In Gestalt der selbstlosen Tat, die das Opfer einschließt, gibt sie sich vor allem selbst. Zu den Mitteln der Diakonie gehört aber auch solide Sachkenntnis, ernsthafte Analyse der Situation und vorausschauende Planung. Voraussetzung aller wirklichen Hilfe ist die Solidarität. Wer einem anderen dienen will, muß bereit sein, sich nicht über, sondern neben ihn zu stellen und ihn so anzunehmen, wie er ist. Wo aufnehmende und integrierende Gemeinschaft ist, da ist auch Heilkraft. Diese Gemeinschaft schließt das Gespräch ein, dessen Möglichkeiten von der brüderlichen, mitmenschlichen Partnerschaft bis zum lösenden, seelsorgerlichen Zuspruch reichen. Die Diakonie weiß, daß alles Helfen, Heilen, Pflegen und Raten erst dann zur ganzheitlichen Hilfe wird, wenn die Entfremdung des Men-

schen von Gott überwunden wird. Damit sind weder Bedingungen noch Ansprüche gestellt, die sich mit dem Geist selbstloser Liebe nicht vereinbaren lassen, aber es ist der Weg gewiesen, auf dem menschliche, irdische Hilfe transparent werden kann für letzte und umfassende göttliche Hilfe. Diakonie kann so zu einem Zeugnis für das hereinbrechende Gottesreich werden. Aber sie vermag das Reich Gottes selbst nicht zu schaffen. Diese Erkenntnis schenkt einerseits die Freiheit, auch unvollkommene Maßnahmen der Hilfe zu treffen. Andererseits weckt sie die Gewißheit, daß es bei Gott keine „hoffnungslosen Fälle“ gibt. In diesem Sinne ist Diakonie – wie übrigens auch Mission – „Hoffnung in Aktion“ (Margull).

Stuttgart, im März 1965

2. DIAKONISCHES DIENSTHALBJAHR FÜR THEOLOGIESTUDENTEN

Das Diakonische Werk Innere Mission
und Hilfswerk der EKD

Stuttgart, den 4. November 1965

An die Leitungen der Evangelischen Landeskirchen
im Bundesgebiet und in West-Berlin

Der Diakonische Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat in seiner Sitzung vom 8. Juli 1965 erneut beraten, wie der junge Theologe mit der Diakonie am leidenden und gefährdeten Nächsten so vertraut gemacht werden könnte, daß er ihr Bild mit in sein Studium hineinzunehmen vermöchte ...

Er beschloß, an die Kirchenleitungen mit der Bitte heranzutreten, diese Vorschläge zu beraten und die Möglichkeit ihrer Realisierung zu prüfen.

In der Zwischenzeit ist, wie wir zu unserer Freude erfahren, ein Ausschuß aus drei Vertretern des Theologischen Fakultätentages und drei Ausbildungsreferenten der Landeskirchen gebildet worden, der einen Reformplan für den gesamten Ausbildungsgang des Theologen entwerfen wird. Wir werden diesen unseren Vorschlag auch diesem Ausschuß zuleiten und erwarten zuversichtlich, daß er dort ernstlich mitbedacht werden wird.

Dem Gesamtentwurf des Studienreformausschusses möchten wir in keiner Weise vorgreifen. Indessen ist die Methodik derartiger Praktika für Theologen, insbesondere die Einführung, Begleitung und Erfahrungsauswertung für den Praktikanten in den einzelnen Kirchen und Werken noch sehr unterschiedlich und demgemäß die Bewertung dieser ergänzenden Ausbildung schwankend, so daß wir darum bitten möchten, im nächsten Jahr – parallel mit den Grundsatzbeschlüssen des Reformausschusses – die auf diakonischem Gebiet bisher im Ausbildungsgang vorgesehenen freiwilligen oder pflichtmäßigen Praktika in Zusammenarbeit mit den landeskirchlichen Diakonischen Werken besonders intensiv zu gestalten und auszuwerten und so gemeinsame Erfahrungsgrundlagen für ein „diakonisches Dienstjahr“ zu schaffen.

Das wird es erleichtern, zu dem zu erwartenden Gesamtentwurf des Studienreformausschusses sachgerecht und von gleichen Voraussetzungen aus Stellung zu nehmen. Da eine zeitliche und stoffliche Straffung der Ausbildung zur Diskussion steht, wird jeder Wunsch, neue Aufgaben und Methoden ins Blickfeld zu rücken, sich naturgemäß ganz besonders auf solide Erfahrungen stützen müssen.

I. Die Aufgabe

In dem Ihnen seinerzeit übersandten Bericht („Diakonie unterwegs“, S. 8) wurde zur Begründung gesagt:

„Es geht ja um viel mehr. Werden die kommenden Hirten der Gemeinden die dia-

konische Struktur der Kirche als Gabe und Aufgabe sehen? ... Die Unsicherheit in der Verkündigung und im Wissen darum, was Kirche ist, wird sicher nicht durch theoretische Kenntnisse gebessert; aber die Begegnung der künftigen Pfarrer auf der Ebene der Diakonie mit den kranken und leidenden Menschen, das Gefordertsein von seinen Fragen und das Konfrontiertwerden mit der Grenze des Todes hat schon manchen in der Praxis ein Stück weiter in das Amt eingeführt, als dies alle Diskussionen und Experimente sonst zu leisten vermochten.“

Die Welt der Leidenden, Behinderten, Gefährdeten und Verlassenen, welche sowohl in den Worten und Taten Jesu wie im Dienst des Pfarrers eine so wichtige Rolle spielt, bleibt einem gesunden jungen Mann unserer wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaft normalerweise fast völlig unzugänglich und unbekannt. Wir erleben es an den Schülern und Studierenden der diakonischen Ausbildungsstätten, aber auch an den Helfern und Helferinnen des Diakonischen Jahres oder bei den Wehersatzdienstleistenden, wieviel an elementarer persönlicher Erfahrung mit dem Leid, mit dem unmittelbaren Helfen, mit der geduldigen Bemühung um einen Einzelnen unsere Jugend nachzuholen hat. Sind doch sogar Geburt, ernste Krankheit und Sterben aus dem familiären Erlebnisbereich des Jugendlichen weithin ausgeschlossen. Für den jungen Theologen werden dann aber auch die biblischen Begriffe unübersetzbar, nicht weil ihre Vorstellungen grundsätzlich nicht nachvollziehbar wären, sondern weil der Horizont existenzieller Lebenserfahrung für den jungen Intellektuellen so eingeschränkt ist. Nur mit der Problematik seines eigenen Zweifels befaßt, nimmt er nicht mehr die echte Not des Mitmenschen wahr, und sie begleitet ihn nicht, wenn er nach der Wahrheit der Botschaft des Evangeliums fragt. Die Urworte: Erbarmen, Jammern, Annehmen, Hilfe, Heil, Rettung, Gnade aber sind keine Chiffren, die durch neue Formeln interpretiert werden müßten, sondern Antworten auf Notstände, die man kennen muß, will man die Heilsbotschaft verstehen.

Diese Beunruhigung durch das Leiden des Mitmenschen, aber auch die Hoffnung, ihm Hilfe bringen zu können, sollten den Theologiestudenten durch sein ganzes Studium begleiten, also nicht erst in der praktischen Ausbildung angehängt werden. Denn diese Beunruhigung gibt der Frage nach der Wahrheit und dem Heil Gottes ihren Stachel.

II. Die „Berechtigung“

Über diese Gesichtspunkte hinaus taucht immer wieder die Frage auf, ob die *Wehrdienstbefreiung der Theologiestudenten* diesen nicht das unverdiente Privileg gebe, anderthalb Wehrdienstjahre zu sparen und so einer ersten Gewissensentscheidung entgehen zu werden. Sie sind nicht ohne Grund beunruhigt, daß dadurch ein Vorwurf an ihnen haften bleiben könne (vgl. Hans Weißgerber: Wehrdienstbefreiung für Theologiestudenten, Dtsch. Pfarrerblatt, Juli 1965, S. 393; epd 115, Mai 1964, S. 2; Evgl. Welt, Nr. 10, Mai 1964, S. 277).

Die Erfahrungen des Diakonischen Werkes mit dem anderthalbjährigen Wehersatzdienst, der in unseren Anstalten geleistet wird, bestätigen, daß der Gewissenskonflikt durch ein diakonisches Diensthalbjahr befriedigend gelöst werden könnte.

III. Diakonisches Halbjahr

Der Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Württemberg hat vor zwölf Jahren in eigener Initiative angeordnet, daß der Aufnahme von Abiturienten in die Liste der Theologiestudierenden ein halbes Jahr Dienst in der Diakonie vorausgehen müsse. Innere Mission und Hilfswerk in Württemberg haben das seinerzeit dankbar aufgenommen, haben einen ihrer Pfarrer mit der besonderen Betreuung dieser Dienstleistenden beauftragt und so beigetragen, daß diese Einrichtung für den Pfarrernachwuchs, die Kirche und die Diakonie reiche Früchte gebracht hat.

Die Erfahrung (s. beiliegendes Material) zeigt, daß – nach Überwindung einer „Oppositionsstufe“ in den ersten Wochen – ein tiefes Verständnis für die Not des Mitmenschen gefunden und ein bleibendes, kritisch-schöpferisches Bewußtsein der Verantwortung für die Arbeit der Diakonie geweckt wird.

Dankbar begrüßen wir die zwei- bis sechswöchigen Praktika in diakonischer Arbeit, welche in anderen Landeskirchen gefordert werden. Wir wären jedoch für einen Erfahrungsaustausch dankbar, ob sie über eine „Oppositionsstufe“ hinauszuführen vermögen.

Seit Jahren verfolgen wir mit Freude und Interesse die mannigfaltigen Versuche der Landeskirchen, ihren Nachwuchs durch Praktika in Lebenssituationen und Arbeitsgebiete einzuführen, die in der Vorlesung, aber auch in Lehrvikariat nur unvollkommen vermittelt werden können. Wir denken an Sozial-, Jugend- oder Landpraktika, an das Schulvikariat u. ä. Da diese alle die bereits sehr belastete Zeit des Studierenden neu in Anspruch nehmen, möchten wir anregen, daß in jeder Landeskirche die hieran Interessierten gemeinsam ihre Desideria abstimmen.

Wenn der Diakonische Rat ein volles Halbjahr für eine diakonische Lehrzeit in Anspruch nehmen möchte, geschieht dies nicht in Unterschätzung der übrigen Sachbereiche.

Es ist indessen im späteren Lebensweg des jungen Pfarrers kaum mehr eine Gelegenheit gegeben, den leibhaftigen Dienst am Kind und am Schwachen zu üben. Dazu gehört das Bleiben und Ausharren, selbst bei „hoffnungslosen“ Fällen. Nach dem württembergischen Vorbild werden die Abiturienten mit Schwerpunkt in der Pflege, der Erziehung und dem Unterricht von Kindern und Jugendlichen eingesetzt. Dabei werden Erfahrungen für Unterricht und Seelsorge gemacht, die über das Diakonische im engeren Sinn hinausgehen. Wir glauben, daß hierfür mindestens ein halbes Jahr notwendig ist.

Wichtig wird sein, daß die westlichen Gliedkirchen sich gemeinsam und zum gleichen Termin zu einem solchen Schritt entschlossen – bis dahin könnten Versuche auf freiwilliger Grundlage an besonders geeigneten Stellen durchgeführt werden. Insonderheit wäre ein solcher Dienst denen nahezulegen, die nicht durch das Nachholen mehrerer Sprachen belastet sind.

IV. Durchführungsmöglichkeiten

Im Blick auf die oben gegebene Begründung möchten wir dazu raten, die Studenten vorwiegend dort einzusetzen, wo sie unter Anleitung den *Umgang mit solchen Menschen in Not lernen, wie sie ihnen später im Amt begegnen werden*. Diese sind insbesondere: das vernachlässigte Kind, der gefährdete Jugendliche, der chronisch Kranke, der psychisch Leidende, Behinderte, die für das Leben draußen rehabilitiert werden, sowie geistig Behinderte.

In das Dienstjahr sollte aber auch eine Zeit der *Mitarbeit in der offenen Fürsorge* (Gemeindedienst, Bezirksstelle) eingeschaltet werden mit Gelegenheit, Familienfürsorge, Asozialenprobleme, das Jugendgericht u. a. kennen zu lernen.

Einen Vorteil bietet es, wenn in der betreffenden Anstalt ohnehin laufende, die Arbeit begleitende *Lehrkurse* für die verschiedenen jungen Kräfte gehalten werden, die dort in der Ausbildung stehen. Das Diensthalbjahr sollte mit einem *Einführungsseminar* für alle Diensttuenden beginnen, das das Diakonische Werk der Landeskirche gestaltet. Am Ende sollte ein *Abschlußseminar* zum Erfahrungsaustausch stehen, das zugleich einen Einblick in die Gesamtaufgabe der Diakonie zumal in der Gemeinde gibt.

V. Vorbereitung und Planung

Wir sind uns darüber klar, daß die Einführung eines solchen diakonischen Diensthalbjahres nicht geringe Forderungen an die Verantwortlichen stellt. Der junge Mensch hat,

wenn überhaupt von der christlichen Anstalt utopische Vorstellungen, die leicht der Enttäuschung über menschliche Unzulänglichkeiten Platz machen. Es fehlt ihm zu-
meist auch die Voraussetzung, dem Leidenden liebevoll und nüchtern zugleich zu be-
gegnet. Er soll auch das öffentliche bzw. kirchliche System des Dienstes am Menschen
einigermaßen verstehen lernen. Darum wird das Gelingen eines solchen Halbjahres
weitgehend davon abhängen, welche Vorbereitung und welches Geleit der junge
Mensch in dieser Zeit erfährt.

Darum würden wir es begrüßen, wenn zur *Planung* eines solchen Diensthalbjahres
außer dem Ausbildungsreferenten, dem Landesverband des Diakonischen Werkes und
den in Frage kommenden Anstaltsleitern auch ein Vertreter der Theologischen Fakultät
sowie der späteren kirchlichen Ausbildung zugezogen würden. Die Hauptgeschäfts-
stelle des Diakonischen Werkes bittet, zu ihrer Information und zur Hilfe bei der Ko-
ordination beteiligt zu werden.

In Verbundenheit gemeinsamer Verantwortung!

gez. *Riedel*, Oberkirchenrat
Vorsitzender des Diakonischen Rates der EKD

gez. *Ohl*, Pastor
Vorsitzender der Diakonischen Konferenz der EKD
gez. Dr. *Schober*, Präsident

DIAKONIE UND VOLKSMISSION

Von Heinrich-Hermann Ulrich

A.

„Als Innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte
Arbeit der aus dem Glauben an Christentum geborenen Liebe, welche diejeni-
gen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der
Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden
mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind ... Die
Evangelisierung des Volkes ... ist durch providentielle Fügung dem Zeitab-
schnitt vorbehalten, der mit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt; das Zeit-
alter der Inneren Mission, welches an dem einstigen Anfang der äußeren Mis-
sion in der germanischen Welt wieder angeknüpft hat, bricht an ...“¹¹

Diese Sätze aus dem Schrifttum Joh. Hinr. Wicherns, deren Zahl man belie-
big vermehren könnte, zeigen, daß zwei Grundelemente kirchlichen Handelns
in seiner Konzeption der „Inneren Mission“ enthalten waren: Evangelisation
und Liebestätigkeit, Wort und Tat, Apostolat und Diakonat. Mit Leidenschaft
wehrt er sich in der Denkschrift von 1849 dagegen, daß „die Innere Mission als
solche nichts anderes sei als ein Werk der Wohltätigkeit, im christlichen Sinne
betrieben, also eine christlich erneuerte Pflege, Versorgung oder Beschäftigung
der Armen“. Stattdessen führt er aus: „Es läßt sich die reichste Tätigkeit der
Inneren Mission denken – und sie existiert wirklich –, ohne daß ja auch nur eine

11. Joh. Hinr. Wichern: Ausgewählte Schriften, hg. von Karl Jansen, Gütersloh 1961, Bd. III,
S. 151 und 168.

leibliche Wohltat dabei zu spenden nötig gewesen wäre; es läßt sich eine Gemeinde denken, in welcher die Reichen, die Gebildeten das Gebiet sind, das die Innere Mission allein erwählen kann, weil sie arm sind an Gott, während die Armen, weil sie reich in ihm, die Träger der Inneren Mission sein können¹²."

Von Anfang an sind daher in der Inneren Mission Diakonie und Volksmission (Evangelisation) verbunden gewesen, und man kann etwa bei Martin Gerhardt¹³ nachlesen, wie sich diese Impulse im Laufe der Geschichte in den mannigfachen Aufgaben und Arbeitsgebieten der Inneren Mission niedergeschlagen haben. Neben den Fachverbänden diakonischer Prägung sind eine Fülle von volksmissionarischen Aktivitäten entstanden, die sich ihrerseits wieder in freien Assoziationen und Vereinigungen zusammenschlossen (Wichernvereinigung 1908, Deutsch-Evangelischer Volksbund für öffentliche Mission 1911, Seemannsmission u. a.).

B.

Diese enge Verbindung zwischen Volksmission und Diakonie ist bis heute bestehen geblieben. Zwar sind auf landeskirchlicher Ebene die Ämter für Volksmission oder Gemeindedienst, die seit etwa 1920 gegründet wurden, eigenständige Einrichtungen der Kirche und nicht einfach ein Teil der Inneren Mission bzw. der gliedkirchlichen Diakonischen Werke. Aber bei der Fusion von „Innerer Mission“ und „Hilfswerk der EKD“ wurden die volksmissionarischen Arbeitsgebiete seitens des Central-Ausschusses in das gemeinsame „Diakonische Werk“ eingebracht und in den Geschäftsverteilungsplan der Hauptgeschäftsstelle eingeordnet. Außerdem ist die Arbeitsgemeinschaft für Volksmission wie eine Reihe anderer Verbände mit vornehmlich missionarisch-evangelistischer Zielsetzung ein großer Fachverband des Diakonischen Werkes geblieben. Die enge Verklammerung kommt schließlich auch darin zum Ausdruck, daß der zuständige Abteilungsleiter in der Hauptgeschäftsstelle zugleich Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft für Volksmission ist.

Neuerdings sind freilich Stimmen laut geworden, die an der sachlichen Berechtigung dieser Zuordnung Zweifel geäußert und eine Trennung von Volksmission und Diakonie vorgeschlagen haben. So fragt Gerhard Brennecke in seinem Referat auf der Spandauer Synode der EKD am 4. März 1957, auf der die Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk der EKD beschlossen wurde: „Ist es nun nicht an der Zeit, eine gewissen Trennung zwischen den diakonischen und missionarischen Aufgaben vorzunehmen?“

Er meint, daß nach der Neuordnung der Diakonie (diese wesentlich verstanden als Liebesarbeit im karitativen und sozialen Sinne) „der zweite Schritt, der Gleiches oder Ähnliches im Blick auf die Martyria, auf das Zeugnis der Kirche mit dem Wort in einer Welt des Unglaubens außerhalb und innerhalb unseres eigenen Landes erfordert, wird folgen müssen“¹⁴. Schon früher hatte Gerhard Noske festgestellt: „Innere Mission ist etwas anderes als Diakonie, aber im

12. A. a. O. S. 161.

13. Martin Gerhardt: Ein Jahrhundert Innere Mission. Die Geschichte des Central-Ausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, Gütersloh 1948, 2 Bände.

14. Jahresbericht 1956/57 des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland, Stuttgart 1957, S. 105 f.

Unterschied von anderer amtlicher und freier Missionswirksamkeit der Kirche so stark diakonisch tätig und von Wichern und noch mehr von einem Teil seiner Nachfolger zuweilen so überwiegend unter diesem Gesichtspunkt gesehen, daß sie von vielen geradezu mit evangelischer Liebestätigkeit gleichgesetzt wird. Sie mußte als Organ einer Erneuerungsbewegung in ihrer Kirche so stark diakonisch wirksam werden, weil die Kirche auf diesem Gebiet besonders im Rückstand war und kein zweckentsprechendes Werkzeug besaß. Trotzdem müssen die Begriffe der Diakonie als der christlichen Sorge für die Notleidenden und Hilfsbedürftigen und der Inneren Mission klar auseinander gehalten werden. Letzteres ist nicht ohne weiteres mit Diakonie gleichzusetzen, sondern stellt eine geschichtlich bedingte spezifische Verbindung von freier evangelischer Diakonie und Volksmission dar. Umgekehrt darf man deshalb auch nicht einfach Innere Mission sagen, wenn man heutige evangelische Diakonie meint. So wie es entscheidende Gebiete der Inneren Mission gibt, die außerhalb der Diakonie liegen, so gibt es entscheidende Gebiete evangelischer Diakonie, die nicht zur Inneren Mission gehören¹⁵.

Weitere Anstöße, die Frage nach dem Verhältnis von Mission und Diakonie neu zu durchdenken, bot die auf der Synode der EKD in Bethel 1963 vollzogene Integration von Kirche und Weltmission und die Einrichtung einer Arbeitsgemeinschaft für Weltmission im Rahmen der EKD. Hier geht es um das Problem der rechten Zuordnung von Weltmission und ökumenischer Diakonie.

In seinem grundlegenden Referat vor der Synode der EKD am 10. 3. 1963 dazu wies Oberkirchenrat Heinrich Riedel, Vorsitzender des Diakonischen Rates, einerseits auf die Zusammengehörigkeit, andererseits auf die Unterscheidung hin. Er führte aus: „Der Auftrag der missionarischen Verkündigung und der Auftrag der Diakonie sind nicht einfach identisch. Der Mund ist nicht die Hand der Gemeinde Christi. Mission, die nur eine Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse wollte, ist nicht mehr Mission. Diakonie, die direkt Mission sein will, und nichts mehr von dem Geheimnis der Absichtslosigkeit an sich trägt, kommt in die Nähe der Propaganda und Werbung und verliert die innere Linie und Tiefe.“ Riedel erinnerte freilich auch an die Mahnung, die Walter Freytag 1954 in einem Diskussionsbeitrag auf der Weltkirchen-Konferenz in Evanston ausgesprochen hat: „In der Geschichte der Mission war für viele Menschen ihre Hilfsbereitschaft für Menschen in Not das Eingangstor zum Verständnis der Mission und zur Mitarbeit an ihr. Bauen wir jetzt nicht neben dieses Eingangstor ein anderes, das, ohne daß wir es wollen, auf den Weg weist, der an der missionarischen Aufgabe der Kirche vorbeiführt? Liegt nicht die Gefahr nahe, daß diese Arbeit in Philanthropie steckenbleibt und damit den Charakter der bloßen Wohltätigkeit erhält?“¹⁶

C.

Das Verhältnis von Volksmission und Diakonie bedarf also dringend der Klärung, von den grundsätzlichen theologischen Überlegungen bis hin zu den Fra-

15. Gerhard Noske: Wicherns Plan einer kirchlichen Diakonie, Stuttgart 1952, S. 18 f.

16. Bethel 1963 – Bericht über die 2. Tagung der 3. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover o. J., S. 80 und 82.

gen der praktischen Gestaltung. Aber bevor dies geschieht, erscheint es angebracht, noch einen Blick auf die Entwicklung der Volksmission zu werfen, wie sie sich in den Jahrzehnten seit Ende des ersten Weltkrieges vollzogen hat.

Zweifellos markiert das Jahr 1916 den Anbruch einer neuen Phase in dieser Entwicklung. Damals gab Gerhard Hilbert seine Schrift „Kirchliche Volksmission“ heraus. Diese wirkte wie ein Posaunenstoß, denn unerbittlich scharf war Hilberts Diagnose: „Deutschland ist Missionsland geworden – und wird es bleiben ... Die Kirche Christi ist und bleibt in diesem Äon ihrem Wesen nach Missionskirche. Weil sie dies vergessen hat, weil sie, statt fortgesetzt zu erobern, mit bloßem Pflegen auszukommen meinte, darum hat sie immer mehr an Boden verloren ...¹⁷“ Aber Hilbert erschöpfte sich nicht in Analyse und Kritik, sondern er machte konstruktive Vorschläge. Die Aufgabe der Volksmission, so war seine Meinung, sollte in Zukunft nicht allein den Charismatikern und freien Verbänden überlassen bleiben, sondern sie sollte eine Aufgabe der ganzen Kirche werden. Als geeignete Maßnahmen dazu schlug er vor:

1. Die Kirche muß Evangelisation und Apologetik als reguläre und geordnete Dienste einrichten;
2. sie muß zur Nacharbeit in den Gemeinden das Halten von Bibelstunden oder Bibelbesprechstunden anregen;
3. sie muß den religiösen Vortrag entwickeln, der dem Erkenntnisbedürfnis der Gemeindeglieder zu genügen hat;
4. sie muß das allgemeine Priestertum der Gläubigen in Form der „Gemeindemission“ praktizieren.

Die Erschütterung nach dem verlorenen ersten Weltkrieg in Deutschland ist so stark, daß Hilberts Gedanken weithin auf fruchtbaren Boden fallen. So beginnt nach 1918 eine weitgespannte Aufbauarbeit, in deren Verlauf in fast allen Landeskirchen Organisationen für Volksmission entstehen, zunächst meist als Teil und im Rahmen der Inneren Mission, später auch als eigenständige Ausschüsse oder Ämter der Landeskirchen. Der Centrausschuß für die Innere Mission bildet sowohl eine Abteilung für Evangelisation als auch eine für Apologetik. Daneben errichtet er die Apologetische Centrale. Die weitere Entwicklung führt 1925 zur Bildung des „Deutschen Evangelischen Verbandes für Volksmission“, dem sich sofort zahlreiche Vereinigungen der Inneren Mission sowie kirchliche Werke anschließen, die ihrerseits anfangen, Volksmissionare auszusenden. Während des Kirchenkampfes wird daraus die „Arbeitsgemeinschaft für Volksmission“, die sich mit der Bekennenden Kirche verbindet und unter Führung eines Bruderrates in jährlichen Konferenzen zum Erfahrungsaustausch und zu gemeinsamer Planung und Zurüstung zusammenkommt.

Heute stellt sich die Volksmission als ein breiter Strom dar, der das gesamte Leben der Kirche in tiefgreifender Weise beeinflusst und umgestaltet hat. Sammelbecken ist noch immer die Arbeitsgemeinschaft für Volksmission, der alle volksmissionarisch arbeitenden Ämter, Werke und Verbände im Rahmen der EKD angeschlossen sind (einschließlich Heimatdienste vieler Gesellschaften für Äußere Mission). Aber der Strom ist breiter und tiefer geworden. Nach 1945

17. Gerhard Hilbert: Kirchliche Volksmission, Leipzig und Erlangen, 1. Aufl. 1916, 2. Aufl. 1919, S. 9.

sind manche neuen Arbeiten entstanden, die sich zwar eigene Formen schufen, aber dennoch aus derselben Quelle gespeist sind: Die Evangelischen Akademien, der Deutsche Evangelische Kirchentag, die Haushalterschaftsbewegung, die evangelische Sozialarbeit, die publizistischen Dienste und anderes mehr. Auch sie sind zum Teil Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft für Volksmission, zum Teil stehen sie in enger Verbindung mit ihr.

Blickt man auf diese Entwicklung, so wird deutlich, daß die Volksmission heute weit über die Arbeitsfelder der früheren Inneren Mission und heutigen Diakonie hinausgreift. Sie ist ein eigenständiger Bereich geworden und bereits in einem stärkeren Maße kirchlich integriert als die Diakonie, wozu auch die ökumenische Entwicklung, speziell die Diskussion über das Thema „Evangelium“ beigetragen hat. Andererseits muß festgestellt werden, daß die Volksmission eng mit der Diakonie zusammengehört, nicht nur weil viele Fachverbände des Diakonischen Werkes in ihrem praktischen Dienst missionarische und diakonische Elemente miteinander verbinden, sondern weil die Diakonie selbst unter dem Vorzeichen der Sendung steht und Zeugnischarakter gegenüber der Welt des Unglaubens besitzt.

Es kann in diesem Zusammenhang keine Auseinandersetzung mit dem umfangreichen Schrifttum stattfinden, das sich im Laufe der letzten Jahre mit dem Verhältnis von Mission und Diakonie befaßt hat. Hier muß ein Hinweis genügen¹⁸. Die bisher geäußerten Gedanken kritischer und konstruktiver Art sind jedoch in die Gespräche eingeflossen, die gerade im Laufe des Jahres 1966 zwischen Volksmission und Diakonie stattgefunden haben. Sie führten zur Aufstellung einer Thesenreihe, die auf einer Begegnungstagung am 21. 6. 1966 in Iserlohn von beiden Partnern angenommen wurde. Hinsichtlich der organisatorischen Gestaltung haben Diakonischer Rat und Bruderrat der Volksmission ihren Willen bekundet, in der bisherigen Zuordnung zu bleiben.

DER GEMEINSAME AUFTRAG IN DIAKONIE UND VOLKSMISSION

(Thesenreihe)

I. Auftrag und Situation

1. Als Lebens- und Wesensäußerungen der Kirche stehen Diakonie und Volksmission unter dem gemeinsamen Auftrag, das Zeugnis von der Liebe Gottes in Jesus Christus mit Wort und Tat in die Welt hineinzutragen. Sie sind daher weder bloße Spezialdienste noch außergewöhnliche Maßnahmen, die zur Behebung vorübergehender Notstände erforderlich sind, sondern Dimensionen des gesamten Handelns der Kirche. Daher dürfen sie auch nicht am Rande des kirchlichen und gemeindlichen Lebens angesiedelt werden, vielmehr gehören sie in seine Mitte. Die Erneuerung der Kirche, um die heute in Deutschland ebenso wie in der Ökumene gerungen wird, besteht wesentlich darin, daß diese Erkenntnis sich durchsetzen und daß die Kirche damit der missionarischen und diakonischen Herausforderung gerecht wird, der sie sich gegenüber sieht.

18. Theodor Schober: Der missionarische und diakonische Ansatz im Leben der Christuskirche, in „Jahrbuch 1964 von Innerer Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland“, Stuttgart 1964, S. 11 ff. Dort umfassendes Literaturverzeichnis.

2. Der Aufbruch zu einer missionarisch und diakonisch lebendigen Kirche hat nicht erst heute begonnen. Die ersten Umrisszeichnungen dazu zeichnen sich bereits im Programm von Joh. Hinr. Wichern und anderer Väter der Inneren Mission im 19. Jahrhundert ab, obwohl die Verwirklichung dieses Programms damals nur in Form der Bildung freier Vereine (Assoziationen) möglich war. Auf dem weiteren Wege ergaben sich unterschiedliche Entwicklungen für Diakonie und Volksmission, was mit Verschiedenheiten nicht nur in der Aufgabenstellung zusammenhing, sondern auch im Ablauf des Prozesses der kirchlichen Integration. Während die Landeskirchen bereits in den zwanziger Jahren volksmissionarische Ämter errichteten, erfolgte die organisatorische Zuordnung der Diakonie zur verfaßten Kirche erst mit der Gründung des Evangelischen Hilfswerks 1945 und der Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk im Jahre 1957.

3. Es erhebt sich die Frage, wie die Gemeinsamkeit des missionarisch-diakonischen Auftrages heute dargestellt und durchgehalten werden kann, auch wenn im organisatorischen Bereich eine gewisse Differenzierung eingesetzt hat. Dabei ist zu bedenken, daß Diakonie und Volksmission insofern einander zugeordnet sind, als in ihnen der Weltbezug der Kirche, ihre Sendung, konkrete Gestalt gewinnt. Als Elemente dieser Sendung empfangen Diakonie und Volksmission – wie alles Leben der Kirche – vom Gottesdienst, von der Sammlung der Gemeinde, in der Jesus Christus gegenwärtig ist, ihre Vollmacht und ihre Weisung, werden Werkzeuge des universalen Heils- und Liebeswillens Gottes und zielen auf den Bau seines Reiches. Werden sie auseinandergerissen oder vom Mutterboden des Gottesdienstes gelöst, so droht eine Verfälschung der Motive und Ziele, eine Entfremdung vom Auftrag. Aus Volksmission wird dann kirchliche Propaganda, aus Diakonie säkulare Wohlfahrtspflege.

4. Die Gemeinsamkeit des missionarisch-diakonischen Auftrages bedeutet freilich nicht, daß Volksmission und Diakonie einfach miteinander identifiziert oder gegeneinander nivelliert werden dürfen. Sie haben je ihr eigenes Profil und ihre besonderen Entfaltungsmöglichkeiten, die weder auswechselbar noch vertauschbar sind. Besteht das Proprium der Volksmission in der glaubenweckenden Verkündigung, die besonders die Fernstehenden und Entfremdeten anspricht, auf den Bau der Gemeinde zielt und Herausforderung zum Engagement einschließt, so hat die Diakonie ihr Kennzeichen in der liebenden, helfenden und heilenden Zuwendung zum Nächsten, gleichgültig welcher Rasse, Klasse oder Religion er angehört. Aber wenn in Jesus Christus der Glaube gilt, der in der Liebe tätig ist (Gal 5,6), so können Glaube und Liebe nicht in Distanz oder Isolierung zueinander stehen, sondern müssen miteinander ihren Ursprung bekennen und bezeugen, woraus zugleich hervorgeht, daß die Diakonie nicht nur Frucht, sondern auch Teil des Evangeliums ist. So wird man das Verhältnis von Volksmission und Diakonie als das der partnerschaftlichen Integration oder der integralen Partnerschaft zu beschreiben haben.

II. Die Zusammengehörigkeit von Diakonie und Volksmission

5. Diakonie und Volksmission gehören zusammen, weil Jesus Christus in der Verwirklichung des göttlichen Heils- und Liebeswillens Evangelist und Diakon zugleich war. In seiner Sendung bilden Wort und Tat, Zeugnis und Dienst, Prophetie und Opfer eine unauflösliche Einheit. „Wie der ganze Christus im lebendigen Gotteswort sich offenbart, so muß er auch in den Gottestaten sich predigen“ (Wichern). Dementsprechend verwirklicht sich die Sendung der Kirche in Mission und Diakonie, in Verkündigung und Liebestätigkeit, in Gottesdienst und Menschendienst. Geht es in der Volksmission um die Bezeugung der Wahrheit gegenüber den Entfremdeten und Fernstehenden, so ist die Diakonie darum bemüht, daß dieses Zeugnis begleitet wird von den Zeichen des helfenden und heilenden Dienstes am Menschen, wie ihn Jesus Christus vorgelebt und gefordert hat (Mark 16, 17 ff.).

6. Diakonie und Volksmission gehören zusammen, weil die Kirche als Leib Jesu Christi eine unteilbare Einheit darstellt. Die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gaben, die Jesus Christus seiner Kirche eingestiftet hat, darf nicht zu Isolierung und Zersplitterung führen; sie verlangt nach Einordnung und Zusammenarbeit. Der komplexen Wirklichkeit der Welt begegnet der erhöhte Christus dadurch, daß er die von ihm ausgehenden Kräfte und Gaben zu einer Einheit des Wirkens zusammenfaßt. Vollmacht und Reichweite des Dienstes der Kirche werden gefährdet, wenn ihre Glieder nicht miteinander und füreinander arbeiten, sondern in Beziehungslosigkeit oder Distanz zueinander verharren.

7. Diakonie und Volksmission gehören zusammen, weil der Mensch, auf den der Heils- und Liebeswille Gottes sich richtet, als Einheit nach Leib und Seele geschaffen wurde. Es ist daher ebenso falsch, „Seelenrettung“ zu treiben, als ob der Mensch nicht auch eine reale leibliche Existenz besäße, wie eine Art von Fürsorge zu üben, in der das geistig-seelische Personenzentrum des Menschen von der Einwirkung des Evangeliums unberührt bleibt. Die Liebe, in der der Glaube wirksam ist, kann nicht trennen zwischen Heil und Wohl des Nächsten. Sie sorgt sich um beides. Darum nimmt sie bisweilen die Form der Diakonie, bisweilen die der Mission an und manifestiert sich in der praktischen Nächstenhilfe ebenso wie im persönlichen Zuspruch des Evangeliums. Dabei wird die Liebe stets die Integrität des anderen respektieren und sich nicht unter Zwecke beugen lassen, die ihrem Wesen fremd sind. Aber sie weiß, daß alles Helfen und Heilen, Pflegen und Raten erst dann zur ganzheitlichen Hilfe wird, wenn die Entfremdung des Menschen von Gott überwunden wird.

8. Diakonie und Volksmission gehören zusammen, weil sie beide im Gottesdienst der Gemeinde wurzeln. Erfahrene Gemeinschaft mit Gott treibt zur Herstellung von Gemeinschaft mit Menschen (1 Joh 1, 3); Communio drängt zur Communicatio; empfangene Gabe will umgewandelt werden in Zeugnis und Dienst. Dem Gottesdienst in der Sammlung entspricht der Gottesdienst in der Sendung, der „folgerichtige“ Gottesdienst im Sinne von Römer 12,2. Seinem Wesen nach ist er Hingabe an Gottes Willen, Haushaltserschaft über seine Geheimnisse und Verfügbarkeit für seinen Auftrag. Diese Verfügbarkeit verdichtet sich in der missionarisch-diakonischen Existenz des einzelnen Christen und der Gemeinde, und sie zielt auf die Mitteilung des Evangeliums an die Welt.

III. Die Unterscheidung von Mission und Diakonie

9. Diakonie und Volksmission sind zu unterscheiden, weil beide jeweils besondere Aspekte des göttlichen Heilshandelns offenbaren und zur Geltung bringen: die Volksmission den prophetischen Dienst Jesu Christi, die Diakonie sein uneingeschränktes Erbarmen gegenüber allen Menschen. Wenn diese Aspekte auch „Dimensionen“ kirchlichen Handelns genannt werden, so soll damit gesagt werden, daß sie in sich eine unbegrenzte Ausdehnung haben und alle einzelnen Tätigkeiten der Kirche durchdringen und affizieren. Sie wirken daher – gleichsam als Kristallisationsachse, um die sich verschiedene Funktionen sammeln und gruppieren – strukturbildend auf allen Ebenen kirchlicher Existenz. Dabei zählen wir zur Volksmission alle jene Tätigkeiten, in denen es primär um die Bezeugung des Wortes geht, zur Diakonie jedoch alle Verrichtungen, die Hilfe und Dienst am leidenden Menschen um Jesu willen sind.

10. Diakonie und Volksmission sind zu unterscheiden, weil die Gaben und Berufen Gottes verschieden sind (Röm 12,7 ff.; 1 Kor 12,28; Eph 4,11 f.). Es gibt Christen und christliche Gruppen, die den besonderen Auftrag haben, das Wort Gottes klar und entschieden zu verkündigen. Andere haben die Gabe, ihrem Nächsten in Situationen der Krankheit, Hilflosigkeit und Gefährdung zur Seite zu stehen; und wiederum andere besitzen die Fähigkeit, mit ihren Mitmenschen seelsorgerlich zu reden, ihnen zurechtzuhalten, sie zu trösten. Die Verschiedenheit der Gaben und Be-

rufungen zwingt zu Differenzierungen und Arbeitsteilungen, wobei darauf zu achten ist, daß kein Glied sich über das andere erhebt oder vom anderen isoliert.

11. Diakonie und Volksmission sind zu unterscheiden, weil Situation und Empfängerkreis oft verschiedene Verhaltensweisen bedingen. Dem Unglauben gegenüber muß das Zeugnis des Wortes laut werden, gleichgültig ob die Menschen, denen dieses Zeugnis gilt, reich oder arm, gesund oder krank sind. In Situationen der Krankheit, Hilflosigkeit oder Gefährdung jedoch steht die diakonische Tat im Vordergrund, und sie darf nicht davon abhängig gemacht werden, ob der Mensch, dem die Hilfe gilt, bereit ist, zu glauben oder nicht. Dabei kann freilich nicht übersehen werden, daß sich die beiden Kreise zu einem großen Teil überschneiden, denn Schuld und Not hängen in der Tiefe zusammen, und einem Menschen ist noch keineswegs im Vollsinn des Wortes geholfen, wenn ein äußerer Notstand beseitigt ist.

12. Diakonie und Volksmission sind zu unterscheiden, weil ihre Mittel und Arbeitsweisen ihre jeweils besondere Gestalt haben. Zwar wird die Volksmission vielfach auch diakonische Tätigkeiten einschließen, ja gelegentlich sogar die Schaffung diakonischer Einrichtungen auslösen. Aber ihre Pfeilspitze wird sie immer in der glaubenweckenden Verkündigung sehen, in dem Ruferdienst für das Evangelium. Die Diakonie wiederum kann das Wort Gottes in ihrer Mitte nicht entbehren. Von ihm lebt sie, nimmt sie ihre Kraft, empfängt sie ihre Weisungen. Aber ihre primäre Selbstverwirklichung besteht im Suchen und Zufassen, im Helfen und Heilen, im Pflegen und Herbergen. Dabei wird sie auch die von der säkularen Wissenschaft und Technik hervorgebrachten Hilfsmittel medizinischer, pädagogischer und psychologischer Art in ihren Dienst stellen. So ergeben sich verschiedene Schwerpunkte und Wirkungsmöglichkeiten, die beachtet werden müssen, wenn die einzelnen Funktionen am Leibe Jesu Christi zu voller Kraft und Geltung kommen sollen.

IV. Die Verwirklichung des gemeinsamen Auftrages

13. Das erste Feld der Verwirklichung des gemeinsamen missionarisch-diakonischen Auftrags ist die Gestaltung des christlichen Zeugnisses. Hierbei trifft es Volksmission und Diakonie heute in gleicher Weise, daß eine tiefgreifende Unsicherheit in den Fragen der Bibelauslegung und des Verkündigungsinhalts die evangelische Kirche durchzieht. Auch wirkt es wenig ermutigend für das praktische Christsein, wenn die Verkündigung in Abstraktionen und Problemen steckenbleibt. Was wir brauchen ist eine glaubenweckende und zum Dienst anleitende Predigt. Dabei kann die Volksmission von der Diakonie lernen, daß das Zeugnis des Glaubens sich keineswegs in Worten erschöpfen darf, sondern daß es begleitet sein muß von der Tat der Liebe. Umgekehrt sollte sich die Diakonie von der Volksmission daran erinnern lassen, daß die Wurzel ihres Dienstes in dem verkündigten Wort liegt und daß ihr Zeugnis transparent werden soll für den Herrn, bei dem allein wahre Hilfe ist. Der Vorgang der Mitteilung des Evangeliums in einer säkularisierten Welt ist komplex und vielschichtig geworden. Er umfaßt Wort und Tat, Gebet und Gemeinschaft, Hingehen und Heimholen in gleicher Weise. Dieser Erkenntnis entspricht im praktischen Vollzug der Dreischlag von Dasein – Dienst – Zeugnis (presence – service – communication). Es gibt also Zonen der bloßen christlichen Präsenz und des schweigenden Dienstes, die durchschritten werden müssen. Aber das Nacheinander verschiedener Verhaltensweisen löst die existenzielle Einheit von Zeugnis und Dienst im Leben des einzelnen Christen und in der Gemeinde nicht auf, sondern macht sie nur spannungsvoll und lebendig.

14. Das zweite Feld der Verwirklichung des gemeinsamen missionarisch-diakonischen Auftrags ist der Gemeindeaufbau, der nicht nur auf Sammlung, sondern ebenso auf Sendung und Dienst bezogen sein muß, wenn er nicht selbstgenügsam und unfruchtbar

bleiben soll. Volksmission und Diakonie zielen daher auf die Entstehung einer „mitarbeitenden Gemeinde“, in der alle Glieder sich an den vorliegenden Aufgaben und Diensten beteiligen. Für die Umformung der Gemeinde aus einer rein passiven Hörerschaft in eine missionarisch und diakonisch mitarbeitende Gemeinde hat sich der Gedanke der Haushalterschaft als eine große Hilfe erwiesen. Hier geht es um die Entdeckung und Indienstnahme aller Kräfte und Gaben, die in der Gemeinde vorhanden sind. Mitarbeitende Gemeinde muß aber zugleich funktionsgegliederte und offene Gemeinde sein, d. h. sie muß eine missionarisch-diakonische Grundstruktur besitzen. Diese ergibt sich aus der Zuordnung der verschiedenen Ämter, Dienste, Gemeindereise und Dienstgruppen, in denen sowohl missionarische als auch diakonische Aufgaben wahrgenommen werden. Dabei werden zwar Schwerpunkte nach der einen oder anderen Seite gesetzt werden können, aber die beiden Dimensionen des weltzugewandten Handelns der Gemeinde lassen sich im praktischen Vollzug nicht auseinanderreißen. Unter dem Aspekt des gemeinsamen missionarisch-diakonischen Auftrags müssen auch die Großstrukturen der kirchlichen Gliederung überprüft werden, wobei einerseits der Gesichtspunkt der „überschaubaren Gemeinde“, andererseits der Gesichtspunkt der „Gemeinde in der Raumschaft“ zur Geltung kommen sollten.

15. Das dritte Feld der Verwirklichung des gemeinsamen missionarisch-diakonischen Auftrags ist die Ausbildung der Mitarbeiter. Hier ist jeder Einseitigkeit zu widerstehen. Wer primär in missionarischen Arbeitsgebieten der Kirche tätig ist, muß die Diakonie kennen, von ihr lernen und mit ihr zusammenarbeiten, und wer in der Diakonie seinen Platz hat, muß die missionarische Dimension alles kirchlichen Handelns bejahen und lebendig mitvollziehen können. Dabei ist der große theologische Nachholbedarf zu bedenken, von dem sowohl Volksmission als auch Diakonie betroffen sind. Die Diakonie hat es dabei insofern schwerer, als ihre Bedeutung für das Zeugnis der Kirche durch die protestantische Überbetonung des Wortes und durch den Kampf der Reformatoren gegen die Verdienstlichkeit der Werke theologisch noch nicht voll aufgearbeitet ist. Welche Konsequenzen daraus für Stoffwahl und Methode in der Ausbildung von Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern, aber auch für die Gewinnung und Zurüstung von Laienkräften zu ziehen sind, bedarf sorgfältiger Überlegung.

16. Als viertes Feld der Verwirklichung des gemeinsamen missionarisch-diakonischen Auftrages ist schließlich die Bildung von missionarisch-diakonischen Dienstgruppen und Aktionszentren im übergemeindlichen Bereich zu nennen. Viele der großen Werke der Inneren Mission im 19. Jahrhundert (Bethel, Neuendettelsau, Breklum u. a.) haben die missionarische und diakonische Dimension in sich vereinigt und zur lebendigen Entfaltung gebracht – ein Zeichen dafür, daß die Manifestation des Glaubens in Wort und Tat immer aus der Ganzheit des Lebens in Christus kommt und auf diese Ganzheit angelegt ist. Der ständige Erfahrungsaustausch, wie er in solchen Dienstgruppen und Aktionszentren möglich ist, hilft dazu, daß Volksmission und Diakonie voneinander lernen können und miteinander wachsen. Das gilt auch für den seelsorgerlich-fürsorgerischen Dienst an speziellen Gruppen und in besonderen Situationen, wie manche Fachverbände des Diakonischen Werkes oder der Volksmission ihn verrichten (Seemannsmission, Binnenschiffermission, Telefonseelsorge usw.). Apostolat und Diakonat sind in diesem Dienst unauflöslich miteinander verbunden. Was in Zukunft noch viel stärker als bisher gefordert sein wird, sind mobile Dienstgruppen der Christenheit wie etwa die CIMADE in Frankreich, die reaktionsschnell und beweglich an den Brennpunkten der Not in der Welt operieren und die mit ihrem Einsatz in Wort und Tat die dienende und liebende Präsenz Christi in dieser Welt zur Geltung bringen.

Von Hans Christoph von Hase

Mit der umfassenden „Zwischenkirchlichen Hilfe“, mit der sich die Kirchen der Ökumene nach 1945 den Nachkriegsnöten, und sodann nach 1954, der Not der schwachen Bruderkirchen, den Katastrophen-, Hungers- und Krankheitsnöten in aller Welt zuwandten, wurde ein neues Kapitel der Kirchengeschichte aufgeschlagen. Über Konzept und Strategie dieser „Ökumenischen Diakonie“ ist in Kapitel V zu schreiben.

Das gemeinsame Helfen führte die Kirchen jedoch zwangsläufig auch zu der weiteren gemeinsamen Besinnung, *warum und wieso sie denn selbst, als Kirchen in ihrem eigenen Bereich, Diakonie übten*. Daß jeder Christ persönlich verpflichtet sei, dem leidenden Nächsten, nah oder fern, nach Kräften zu helfen, ist ein allgemein anerkannter Satz christlicher Ethik. *Wieweit aber die Kirche als solche berufen sei*, solche Dienste für ihre Glieder zu ordnen und zu planen, sowie mit Menschen und Mitteln selbst verantwortlich auf dem Kampfplatz der Not – daheim oder draußen – aufzutreten, *darüber sind die Konzeptionen in den einzelnen Kirchen außerordentlich verschieden*. Während einige Kirchen wie die Church of the Brethren, die Mennoniten und Quäker ihre jungen Leute zu einem unbezahlten diakonischen Friedensdienst verpflichten, während andere dem Grundsatz huldigen: „Die Kirche, die nicht 50% ihrer Einnahmen für Mission (einschließlich Diakonie) aufwendet, soll ihre eigene Beerdigung bestellen“, halten andere Diakonie für eine Sache freier Aktionen oder Vereine, die mit den Etatsmitteln und Amtsträgern der Kirche selbst nichts zu tun habe. Aus freien Vereinen erwachsen, institutionell verfestigt, lebt Diakonie dort oft neben der Kirche her. Nicht wenige Kirchen besitzen überhaupt kein Organ, welches das Feld der Not in seiner Ganzheit, auf das sie gerufen sein könnte, auch nur beobachtend und planend, ins Auge faßte. Demgemäß haben auch in vielen Kirchen die Diakonie daheim und die ökumenische Diakonie an Hungernden oder Kranken nichts miteinander zu tun.

Die Gründe für diese Unterschiede sind in der Lehre, der Ethik und nicht zuletzt der gesellschaftlichen Rolle der Kirchen unschwer zu erkennen. Die eine Welt im Werden ruft aber nach der geeinten Diakonie der Kirche des einen Herrn. So ist hier theologisch viel aufzuarbeiten.

Die „Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst“ beim Ökumenischen Rat hat seit 1945 immer wieder ihre „policy“ neu formulieren müssen, wenn sie ihre wenigen Mittel in einem Ozean von Not richtig ansetzen sollte. Daß man *„ohne Rücksicht auf Glauben, Rasse, Nationalität oder politisches Bekenntnis, sondern allein nach der größten Not“* zu helfen beschloß, war bereits eine theologische Entscheidung. In vielen Konsultationen und Forschungsdokumenten wurden immer wieder versucht, die *Schwerpunkte* neu zu definieren: damit wurde zugleich recht und schlecht Diakonie selbst als Auftrag der gebenden wie der empfangenden Kirchen definiert. Nach Neu Delhi (1961) fanden Konsultationen des Ökumenischen Rats über *„Neue Formen christlichen Dienstes“* statt in den Philippinen (1961); Japan (1961); Ko-

rea (1962); Indonesien (1962). Konsultationen der *Abteilung Zwischenkirchliche Hilfe* wurden gehalten in Nyborg (1962), Hongkong (1963), Enugu (1965), ferner 1963 „Situationskonferenzen“ in Madras (Indien), Amagisanso (Japan) und Singapore. Zunehmend dringender wurde die Frage: welche Diakonie sollen die Kirchen heute in den alten, welche in den jungen Kirchen aufbauen?

Nicht nur im Blick auf die jungen Kirchen taucht die Frage auf, wo Diakonie anzusetzen habe. Ist sie nur ein Hilfsdienst zur Bekräftigung der Mission? Ist sie identisch mit der gesellschaftspolitischen Arbeit der Kirchen? Sollen die jungen Kirchen die von der Mission errichteten Schulen und Krankenhäuser personell und finanziell selbst tragen oder dem Staat überlassen, ist der Einsatz der christlichen Minderheit „auf dem langen Marsch“ der sozialen und politischen Revolution nicht wichtiger als die Kranken- und Waisenflege? Wie wird eine dienende Gemeinde entwickelt? – Viele gewichtige Fragen, auf die die abendländischen Kirchen aus ihrer Tradition keineswegs eindeutige Modelle oder Ratschläge zu geben vermögen.

Aus diesen Fragen heraus ist beim Ökumenischen Rat eine Reihe von *Konsultationen* über den diakonischen Gesamtauftrag gehalten worden. 1961 fand in Genf, im Blick auf Neu Delhi, eine *Europäische Konsultation* über den „Auftrag des christlichen sozialen Dienstes“ (so der angelsächsische Ausdruck für Diakonie) statt, der sich 1962 in Mülheim/Ruhr eine weitere europäisch-amerikanische Begegnung zum gleichen Thema anschloß^{18a}. Erst nachdem der diakonische Auftrag theologisch angesprochen, sowie die „neuen Nöte“ der heutigen Gesellschaft, die Zusammenarbeit mit dem Staat, sowie „neue Formen des Dienstes“ herausgearbeitet waren, fand 1965 auf einer III. Konsultation in Genf die Begegnung mit Vertretern der Diakonie Asiens, Afrikas und Südamerikas statt¹⁹. Das hier erarbeitete *Studiendokument* stellt ein wichtiges Stück ökumenischer Integrationsarbeit dar. Orthodoxe und anglikanische Stimmen führten dazu, die Diakonie der Kirche unter trinitarischem Aspekt zu sehen: als Dienst an der Bewahrung und Heilung der Schöpfung, als Dienst der Versöhnung, als Angebot der Gemeinschaft für die Geringsten. Während sich die Brüder der jungen Kirchen durchaus sagen lassen, daß sie dienende Gemeinden heranbilden müssen, die sich der Leidenden, der Kinder und Alten in Liebe annehmen, geben sie uns zu bedenken, daß für sie die „Begleitung“ der Nation auf dem „langen Marsch“ zu einer „reifen Staatlichkeit“, zu einem geordneten Verwaltungs-, Bildungs- und Gewerkschaftswesen vordringlich sei, damit hier die Stimme Christi gehört werde. Ob die Diakonie der europäischen Kirchen in ihrer Hilfe bei der Integration des Proletariats im 19. Jahrhundert wirklich auf dem Posten gewesen sei?

In dem allen taucht dann immer wieder die Forderung nach dem besonderen *Diakonenamt* der Kirche auf, wie sie in Deutschland seit Wichern erhoben wurde. Die Vereinigte Kirche von Südindien befragte den Ökumenischen Rat darum, woraufhin die Studienabteilung in zwei Konsultationen (1964 und

18a. In Deutsch erschienen: Hans Ch. von Hase (Hg.): *Diakonie als ökumenische Aufgabe*, Bd. I und II, Berlin 1961 und 1964.

19. Hans Ch. von Hase (Hg.): *Die Diakonie der Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft*, Berlin 1966.

1965) über „Das Amt der Diakone“²⁰ sowie „Das Amt der Diakonissen“²¹ berief.

Besonders beachtlich ist die Besinnung auf den diakonischen Auftrag der Kirche besonders in den angelsächsischen Kirchen: Großbritannien, US, Australien, Südafrika, sowie im französischen und holländischen Protestantismus. Außer dem holländischen Werk „Diakonia“ von J. Roscam Abbing und Herbert Krimms zweibändigem „Das diakonische Amt der Kirche“²² erschien ein englisches Sammelwerk „Diaconia“²³ als Festgabe zum 80. Geburtstag von Karl Barth, das von der biblischen Grundlegung bis zur modernen Sozialarbeit Beiträge von den USA bis Neuseeland bringt.

Dieses Interesse ist nicht nur theologischer Art. Die Beobachtungen häufen sich, daß in den ausgesprochen säkularen modernen Wohlfahrtsstaaten: Finnland, Schweden, Großbritannien, Frankreich, USA ausgerechnet von staatlicher Seite mehr und mehr nach einem echten, eigenständigen Beitrag der Kirchen zum Dienst am Leidenden, Gefährdeten und isolierten Mitmenschen gefragt wird. Die beste materielle soziale Sicherung droht sinnlos zu werden, wo keine hilfsbereiten Menschen mehr bereitstehen. Das Entstehen neuer Zeitschriften in vielen Kirchen unterstreicht ihr Erwachen für diese ihre Aufgabe.

Die vielleicht interessanteste und lebhafteste Entwicklung in Richtung auf den *Diakonat* vollzieht sich zur Zeit in der *Römisch-Katholischen Kirche* und hat im II. Vatikanischen Konzil, besonders in der Kirchenkonstitution (Art. 29) ihren Niederschlag gefunden. Eine Laienbewegung, die „Diakonatskreise“, sammelten Männer, zumeist im Dienst der Caritas oder der Katechetik und Jugendarbeit, die sich geistlich auf den Empfang der Diakonenweihe rüsteten und zugleich die Erneuerung dieses praktisch erloschenen Amtes der Kirche für die Integration des caritativen, sozialen und katechetischen Dienstes forder-ten²⁴. Gründliche Studien wurden vorgelegt. Die Bischofskonferenzen Südamerikas, Afrikas und Asiens interessierten sich angesichts des katastrophalen Priester mangels für die Sache – und so faßte das Konzil den vielleicht weittragenden Beschluß:

„In der Hierarchie eine Stufe tiefer stehen die Diakone, welche die Handauflegung, nicht zum Priestertum, sondern zur Dienstleistung empfangen. Mit sakramentaler Gnade gestärkt, dienen sie dem Volke Gottes in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebestätigkeit *in Gemeinschaft mit dem Bischof und seinem Presbyterium*. Sache des Diakons ist es, je nach Weisung der zuständigen Autorität, feierlich die Taufe zu spenden, die Eucharistie zu verwahren und auszuteilen, der Eheschließung im Namen der Kirche zu assistieren und sie zu segnen, die Wegzehrung den Sterbenden zu überbringen, vor den Gläubigen die Heilige Schrift zu lesen, das Volk zu lehren und zu ermahnen, dem Gottesdienst und dem Gebet der Gläubigen vorzustehen, Sakramentalien zu spenden und den Beerdigungsritus zu leiten. Den Pflichten der Liebestätigkeit und der Verwaltung hingegeben, sollen die Diakone eingedenk sein der

20. Genf 1965: Im Selbstverlag des Ökumenischen Rats.

21. Genf 1966.

22. J. Roscam Abbing: *Diakonia*. – Herbert Krimm (Hg.): *Das Diakonische Amt der Kirche*, Bd. I, 2. Aufl. 1965; Bd. II, 1960.

23. Prof. T. H. Parker (Hg.): *Diaconia*, The Epworth Press, London 1966.

24. Kurt Rahner, Herbert Vorgrimler: *Diakonia in Christo* 1962.

Mahnung des heiligen Polykarp: „Barmherzig, eifrig, wandelnd nach der Wahrheit des Herrn, der aller Diener geworden ist“.

Weil diese für die Kirche in höchstem Maße lebensnotwendigen Aufgaben bei der gegenwärtig geltenden Ordnung der lateinischen Kirche in zahlreichen Gebieten nur schwer erfüllt werden können, kann in Zukunft der *Diakonat als eigene und beständige hierarchische Stufe, wiederhergestellt* werden. Den zuständigen *verschiedenartigen territorialen Bischofskonferenzen*, kommt mit Billigung des Papstes die Entscheidung zu, ob und wo es für die Seelsorge angebracht ist, derartige Diakone zu bestellen. Mit Zustimmung des römischen Bischofs wird dieser Diakonat auch *verheirateten Männern reiferen Alters* erteilt werden können, ferner geeigneten jungen Männern, für die jedoch das Zölibatsgesetz in Kraft bleiben muß.“

Bedenkt man, daß der Hauptimpuls aus der Seelsorgenot der genannten Kontinente kommt, daß ja die Diakone fast alle Funktionen erfüllen können, die etwa einem ev. Pfarrer zukommen, und daß diese Diakone verheiratet sein und sich selbst in weltlichem Beruf ihr Brot verdienen können, so wird man den Mut dieses Schrittes nur bewundern müssen. Allerdings wird dabei die von den Europäern intendierte *Verwurzelung der caritativen Arbeit im Amt der Kirche* nicht in den Hintergrund geraten dürfen. Diese stürmische Entwicklung verdient besondere Beachtung. Auch sie zielt auf eine stärkere geistliche Verwurzelung der Diakonie in Kirche und Gemeinde, die in lebendigen katholischen Kreisen heute noch weithin schmerzlich vermißt wird.

Im Oktober 1965 fand am Rande des Konzils eine „Konferenz Internationale der Diakonatskreise“ statt²⁵, zu der außer den 180 regulären Teilnehmern etwa 200 Bischöfe zeitweise teilnahmen. Während der Konferenz beschlossen die Bischofskonferenzen von Brasilien und Indonesien die Wiedererrichtung des Diakonats in ihren Diözesen. Italiener und Spanier fehlten bezeichnenderweise. Die Konferenz bat den Papst um Freiheit, die Wege der Wiedererrichtung des Diakonats einige Jahre frei zu erproben.

Als sich in Rom die Diskussion der Frage zuwandte, ob Apg 6 die biblische Basis für die Einsetzung des Diakonenamtes darstelle, sagte Prof. Karl Rahner etwa: „Ob die Sieben die ersten Diakone waren, ist historisch nicht unbedingt gesichert. Daß es in den neutestamentlichen Gemeinden das Diakonenamt gab, ist gewiß. Entscheidend aber ist in Apg 6, daß die Apostel sich bevollmächtigt wußten, ihr Amt aufzugliedern und Dienstämter zu schaffen, wie die Aufgaben der Gemeinde es erforderten. Diese Vollmacht gilt auch für die Gestaltung der Dienste heute.“

Nicht nur in der Katholischen Kirche stehen einer vollen Wiedereinfügung des Diakonats in das Amt der Kirche ängstliche Bedenken entgegen. Wenn diese Erneuerung dennoch gelingt, wird es der alte Name für einen zugleich neuen und alten Dienst sein: den Dienst der Liebe Christi am Menschen unseres Jahrhunderts.

25. H. Ch. von Hase, Die Innere Mission 2/1966, S. 77 ff. Der Durchbruch zur Erneuerung des Diakonats auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

Von Magdalene Scherpner

Das Motiv, das 1954 zur Gründung des *Diakoniewissenschaftlichen Instituts* an der Ruperto-Carola in Heidelberg führte, war zunächst weder das Streben nach Anknüpfung an Berliner Vorgänge noch der Seitenblick auf den konfessionellen Nachbarn, sondern eine Beobachtung, die unmittelbar in der kirchlichen Hilfsarbeit in den Hungerjahren nach dem Kriege gemacht worden war. Es gab damals unter den führenden Persönlichkeiten der Kirche und ihrer Diakonie eine ganze Reihe von gesundheitlichen Zusammenbrüchen. Dabei wurde bei Persönlichkeiten aus dem Hilfswerk und der Inneren Mission immer wieder die gleiche Klage laut: Wenn uns doch jemand vorher in unsere Arbeit eingeführt hätte, wir hätten uns jahrelange Umwege erspart! Das gute Herz und der Appell an die Barmherzigkeit allein genügen unter den heutigen verwickelten Verhältnissen lange nicht mehr! Es waren nicht die Schlechtesten, die so klagten. Diese Klagen, deren Berechtigung man am eigenen Leibe nachprüfen konnte, das freundschaftliche Mitgefühl mit den Beteiligten, die Beobachtung planlosen Verschleißes kostbarer Kräfte bildeten den ersten Anstoß. Wenigstens sollte eine kommende Generation davor bewahrt werden, noch weiter mit den Mitteln einer vergangenen Zeit inmitten einer verwandelten Welt das diakonische Amt der Kirche einigermaßen glaubwürdig darstellen zu müssen. Was also, so lautete die Frage, muß ein an leitender Stelle der Diakonie stehender Mensch unter den gegenwärtigen Voraussetzungen alles wissen, um sein Amt ohne fruchtlose Umwege sachgerecht und zeitgemäß ausüben zu können?

Zu diesem *primum movens* traten noch andere Überlegungen. Im Grunde fehlte doch schon lange eine akademische Spitze des Ausbildungswesens für soziale Hilfsarbeit. Die Welt hatte das schon lange bemerkt und eine ganze Reihe akademischer Lehr- und Forschungsstätten für die soziale Problematik – in diesem engeren Sinne – gegründet. Die Kirche hatte die Wohlfahrtsschulen, die als anerkannte Fachschulen mit staatlichem Abschluß ein solides Wissen vermittelten. Sollte es dabei bleiben, daß ein zur Leitung eines Gemeindedienstes berufener Pfarrer von jedem der ihm unterstellten Fürsorger einfach in den Sack gesteckt werden konnte?

Nun erst setzte, besonders im Blick auf die Gestaltung des Lehrplanes im Einzelnen, der Blick auf die Vorgänger ein. Das Streben nach systematischer Vollständigkeit wie die Praxis des geregelten, nachgewiesenen Abschlusses, wie es das Freiburger Caritaswissenschaftliche Institut bestimmte, mußte unmittelbar einleuchten. Mehr als fünf Wochenstunden durften nicht in Anspruch genommen werden, da es sich doch nur um ein Zusatzstudium handeln konnte. Auch dieses setzte beim Theologen und Juristen, vom Mediziner gar nicht zu reden, schon ein erhebliches Maß von Entschlossenheit und energischer Zeiteinteilung voraus. Im Laufe der Jahre kam es dann zu dem heute gültigen Lehrplan:

1. Semester: Vorlesung: Geschichte der Diakonie von der Urgemeinde bis zum Beginn des industriellen Zeitalters. – Vorlesung: Der Dienst der Kirche – Theologische Grundlegung der Diakonie. – Übung: Sozialhilfe nach dem BSHG.

2. Semester: Vorlesung: Kirche und soziale Frage 1848–1933. – Vorlesung: Sozialmedizinische Probleme der Gegenwart. Übung: Soziale und diakonische Aufgaben in der heutigen Gesellschaft.

3. Semester: Vorlesung: Angewandte Sozialethik. – Vorlesung: Sozialpädagogik. – Übung: Jugendhilfe.

4. Semester: Vorlesung: Die Kirche in der heutigen sozialen Welt. – Vorlesung: Der Wohlfahrtsstaat – Soziale Sicherungssysteme. – Übung: Arbeits- und Rechtsformen der öffentlichen und freien Sozialhilfe.

In jedem Semester werden außerdem Seminare zu den verschiedenen Fächern als Vertiefungsmöglichkeit in ein Interessengebiet zu geben. Auch sollen semesterial mehrtägige Exkursionen in Sozialeinrichtungen je eines Landesteiles das theoretisch Erarbeitete anschaulich machen.

Eine zusätzliche Aufgabe, die sich diesmal nicht an Studenten richtet, ist dem Institut ganz von selbst zugewachsen: es veranstaltet seit Jahren Studienkonferenzen im Ausland, die führende Persönlichkeiten der diakonischen Arbeit mit den entsprechenden Verhältnissen in einem anderen Land bekannt machen soll. Die bisherigen Veranstaltungen führten nach England, Frankreich, Holland, Finnland und Griechenland. Es war jedesmal ein Blick über den Zaun in des Nachbarn Garten, der den Teilnehmern nicht nur reiche Kenntnisse über die Formen moderner Sozialhilfe in anderen Ländern einbrachte, sondern sie auch energisch für einige Tage aus dem kleineren Bereich der eigenen Arbeit herauslöste.

PARTNERSCHAFT VON KIRCHLICHER DIAKONIE UND ÖFFENTLICHER SOZIALARBEIT IN DER BUNDESGESETZGEBUNG UND DER PRAXIS²⁶

Von Gerhard Heun

Die Arbeit der Diakonie wird heute entscheidend dadurch bestimmt, daß sie ihren Dienst in einem Sozialstaat tut, der alle wesentlichen Bereiche sozialer Hilfe in seine Verantwortung genommen hat. Neben der Vorsorge gegen die allgemeinen Lebensrisiken Alter, Krankheit, Invalidität und Arbeitslosigkeit ist auch die Hilfgewährung bei individuellen Notständen Bestandteil des sozialstaatlichen Sicherungssystems und damit eine öffentliche Aufgabe, die durch Gesetz geordnet ist.

Mit der Verantwortungsübernahme des Staates im Bereich fürsorgender Hilfeleistung ist jedoch keine behördliche Monopolisierung der unmittelbaren Hilfstätigkeit verbunden. Vielmehr erfüllen die Kirchen und Wohlfahrtsverbände weiterhin ihre bislang schon wahrgenommenen sozialfürsorgerischen

26. Vgl. dazu *Georg Suhr* (Hg.): *Evangelische Stimmen zum BSHG und JWG*, 1962. – *Paul Collmer* (Hg.): *Beiträge zum Verfassungsstreit über das BSHG und das JWG*, 1963. – Ministerialrat *Georg Flor*: *Das Zusammenwirken der Diakonie mit den öffentlichen Trägern der Sozialhilfe in der Sicht des staatlichen Partners*; Ministerialrat *Arnold Weller*: *Wo kann die Diakonie ihren Beitrag zur öffentlichen Sozialhilfe noch wirksamer gestalten?* (Beides in „Die Innere Mission“ 1966, S. 145 ff., S. 158 ff.)

Aufgaben. Während die freie caritative Arbeit es früher aber vor allem mit Notständen zu tun hatte, um die sich die staatliche Gemeinschaft nicht kümmerte, ist sie heute in den öffentlichen Aufgabenbereich eingegliedert. Damit sind die Kirchen und die freien Verbände zu Trägern öffentlicher sozialer Aufgaben geworden. Ihr caritativer Dienst erfolgt vornehmlich auf der Grundlage staatlicher Gesetze. Nur in besonderen Ausnahme- und Grenzfällen sind sie noch zu Hilfsleistungen aufgerufen, die über den Rahmen der gesetzlich fixierten Aufgaben hinausgehen.

Die Entwicklung des neueren deutschen Fürsorgewesens ist durch ein Neben- und Miteinander freier und öffentlicher Träger gekennzeichnet. Dank der Tätigkeit christlicher und humanitärer Vereinigungen in der Jugend- und der Gefährdetenfürsorge und im Heim- und Anstaltswesen konnten sich Staat und Gemeinden bis zum Ersten Weltkrieg im wesentlichen auf die Aufgabe der Armenunterstützung beschränken. Erst das Anwachsen der Notstände im Gefolge des Krieges und die gleichzeitige Verarmung der caritativen Organisationen und ihrer Spenderkreise zwang die öffentliche Hand zu einem stärkeren eigenen Engagement, das jedoch nur insoweit gehen sollte, als die Wohlfahrtsverbände die fürsorgerischen Aufgaben nicht mehr allein bewältigen konnten. Die in diesem Zusammenhang Anfang der zwanziger Jahre erfolgte Kodifizierung des Fürsorge- und Jugendwohlfahrtsrechts ließ deshalb auch bei den nunmehr zu öffentlichen Aufgaben erklärten Hilfsmaßnahmen Raum für die caritative Arbeit. Und diese Gesetze gaben erstmals gewisse Regeln für das Zusammenwirken von freien Vereinigungen und behördlichen Stellen bei der Durchführung derjenigen Fürsorgeaufgaben, für die der Staat nunmehr die Verantwortung übernommen hatte.

Das Bundessozialhilfegesetz und das Gesetz für Jugendwohlfahrt

Die sozialpolitische Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg brachte nach Überwindung der ersten Notzeit rasche Fortschritte in der sozialen Sicherung der Bevölkerung, insbesondere im Bereich der Versorgungs- und Sozialversicherungsleistungen (Renten). Dadurch wurde die öffentliche Fürsorge weitgehend von der materiellen Unterstützungsgewährung entlastet und stärker auf die Aufgaben der persönlichen Hilfe gewiesen. Aus dieser Entwicklung hat Anfang der sechziger Jahre die Reform des Fürsorge- und Jugendwohlfahrtsrechts die Konsequenzen gezogen. Die Fürsorge, die ihren Namen in Sozialhilfe änderte, bekam mit dem Bundessozialhilfegesetz die „Hilfe in besonderen Lebenslagen“ als Aufgabenbereich zugewiesen, der alle wesentlichen individualfürsorgerischen Dienste umfaßt. Für die öffentliche Jugendhilfe wurden im neuen Jugendwohlfahrtsgesetz die Pflichtaufgaben über den engeren jugendfürsorgerischen Bereich ausgedehnt auf einen weitgespannten Katalog von Maßnahmen der außerschulischen Pflege, Bildung und Erziehung.

Da durch die neuen Sozialgesetze alle derzeit wesentlichen Aufgaben der Fürsorge und der Sozialpädagogik in den Verantwortungsbereich der öffentlichen Hand hineingenommen sind, ist damit praktisch auch fast alle Sozialarbeit freier Träger Mitwirkung an öffentlichen Aufgaben. Notwendigerweise muß-

ten die neuen Gesetze deshalb näher bestimmen, welche Stellung die Kirchen und freien Verbände in Zukunft im Rahmen der öffentlichen Sozial- und Jugendhilfe einnehmen sollten, wie sie sich an der Durchführung der Aufgaben beteiligen können und nach welchen Regeln die Zusammenarbeit von freien und behördlichen Trägern erfolgen soll. Der historisch gewordenen Struktur der deutschen Fürsorgearbeit entsprechend ist der Gesetzgeber im Bundessozialhilfe- und im Jugendwohlfahrtsgesetz davon ausgegangen, daß die Aufgaben der öffentlichen Sozialhilfe und Jugendhilfe gemeinsam von freien und behördlichen Trägern erfüllt werden. Beide Gesetze sprechen die Kirchen und die Verbände ausdrücklich auf ihre Mitwirkung hin an und sichern ihnen dabei Achtung ihrer Selbständigkeit sowie eine angemessene Förderung zu. Der Gesetzgeber hat ferner bestimmt, daß die öffentlichen Träger der Sozial- und Jugendhilfe sich eigener Tätigkeit enthalten sollen, soweit die Hilfe von freien Kräften geleistet wird. Auch soll die Schaffung von Einrichtungen möglichst freien Trägern überlassen werden. Jene Vorschriften, die gemeinhin als Subsidiaritäts- oder Vorrangbestimmungen bezeichnet werden, haben bekanntlich einige Bundesländer und Städte veranlaßt, Verfassungsbeschwerde einzulegen, weil hierdurch angeblich die Rechte der kommunalen Selbstverwaltung verletzt und die freien Verbände unzulässig begünstigt würden.

Das Recht des Hilfesuchenden

Die Kritik an diesen Gesetzesbestimmungen übersieht, daß die Mitwirkungsrechte der freien Verbände nicht isoliert dastehen, sondern sich in einem engen Zusammenhang mit den gesetzlichen Regelungen befinden, die die Stellung der Hilfeempfänger in der Sozialhilfe und der Erziehungsberechtigten in der Jugendhilfe betreffen. Wenn das Sozialhilfegesetz bestimmt, Wünschen des Hilfeempfängers, die sich auf die Gestaltung der Hilfe richten, solle entsprochen werden (in § 3), so gibt das Gesetz mit dieser Vorschrift dem Hilfeempfänger im Sinne der Persönlichkeitsrechte des Grundgesetzes ein Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht, das auch die Möglichkeit einschließt, sich für einen bestimmten Träger der Hilfe oder eine bestimmte Einrichtung zu entscheiden. Damit wird das Recht freier Träger, in der Sozialhilfe tätig zu werden, in unmittelbare Verbindung mit dem Wahlrecht des Hilfesuchenden gebracht. Das Gesetz überläßt es zunächst einmal der freien Entscheidung des Hilfesuchenden, ob er durch einen freien Verband betreut werden will oder durch behördliche Stellen. Vorrangig ist also die Wahlentscheidung des Hilfesuchenden, nicht aber das Recht freier Träger, die Betreuung von Hilfesuchenden zu übernehmen.

Den Verbänden gibt das Gesetz durch bestimmte Schutz- und Förderungsvorschriften nur die Möglichkeit, den Hilfesuchenden eine vollwertige Hilfeleistung anzubieten – letztlich die Voraussetzung dafür, daß eine echte Wahl zwischen verschiedenen Trägern der Hilfe getroffen werden kann. Man kann deshalb sagen, daß die Stellung, die der freien Wohlfahrtspflege bei der Bewältigung der öffentlichen Sozialhilfesaufgaben eingeräumt wird, in dem Wahlrecht der Hilfeempfänger ihre Begründung und Rechtfertigung findet. Soweit den Verbänden und den Kirchen für ihre Tätigkeit im Rahmen der Sozialhilfe

besondere Rechte zuerkannt sind, beziehen sich diese nur auf das Verhältnis zu den gesetzlichen Trägern. Alle Rechte der freien Träger finden aber ihre Grenze an dem Wahlrecht der Hilfeempfänger.

Auch in der Jugendhilfe sind mit dem neuen Jugendwohlfahrtsgesetz von 1961 die Mitwirkungsrechte – hier der Erziehungsberechtigten – stark erweitert worden. Das Gesetz macht die Familienerziehung zum Ausgangspunkt aller öffentlichen Erziehungshilfen und fordert im Sinne des im Grundgesetz geschützten Elternrechtes die Beachtung des Elternwillens bei allen Maßnahmen öffentlicher Jugendhilfe. In diesem Zusammenhang legt das Gesetz besonderen Wert darauf, daß auch im Rahmen der gesetzlichen Jugendhilfe den religiösen oder weltanschaulichen „Grundrichtungen“ der Erziehung Rechnung getragen wird. Einrichtungen und Veranstaltungen der Jugendhilfe sollen möglichst für die verschiedenen Grundrichtungen zur Verfügung stehen und deshalb primär von freien Trägern unterhalten werden, die diese Grundrichtungen repräsentieren. Eine ausdrückliche Verpflichtung zur Schaffung eigener Einrichtungen legt das JWG allerdings dem Jugendamt insoweit auf, als Eltern die Inanspruchnahme von Trägern der freien Jugendhilfe unter Berufung auf ihre Mitbestimmungsrechte ablehnen. Gerade in dieser Vorschrift wird deutlich, daß auch das neue Jugendwohlfahrtsgesetz keinen unbedingten Vorrang der Kirchen und Verbände statuiert, sondern das Tätigwerden freier Träger vom Elternwillen abhängig macht. In dem Maße, in dem die Wahrnehmung von Aufgaben durch Träger der freien Jugendhilfe dem Willen der Erziehungsberechtigten entspricht, verpflichtet das Gesetz dann jedoch das Jugendamt zur Förderung der freien Arbeit bei gleichzeitigem Verzicht auf eigene Tätigkeit.

Partnerschaft

Von seiten des Diakonischen Werkes ist stets hervorgehoben worden, daß es nicht darum geht, für die Diakonie eine möglichst umfangreiche Beteiligung bei den öffentlichen Hilfsaufgaben zu sichern oder bestimmte Positionen in der Sozial- und Jugendhilfe zu erobern. Die Berechtigung und zugleich die Verpflichtung bei den gesetzlichen Aufgaben mitzuwirken, ergibt sich für die Diakonie vielmehr allein vom hilfebedürftigen Menschen her und ist von seiner freien Entscheidung abhängig. Das Wahlrecht der Hilfesuchenden in der Sozialhilfe und das Elternrecht in der Jugendhilfe werden deshalb von der Diakonie voll bejaht und sind Grundlage ihrer Mitarbeit im Rahmen der öffentlichen Aufgaben. Um der Menschen willen, die eine vom evangelischen Glauben geprägte soziale oder erzieherische Hilfeleistung begehren, sieht sich die Diakonie allerdings dann verpflichtet, ihr Mitwirkungsrecht in der Sozial- und der Jugendhilfe wahrzunehmen.

Für die gesetzlich verpflichteten Träger der Sozialhilfe und Jugendhilfe, also in erster Linie für die Stadt- und Landkreise, bedeutet die Arbeit der Diakonie und der anderen Organisationen der freien Wohlfahrtspflege eine Entlastung von Aufgaben, die sie sonst allein zu erfüllen hätten. Diese Entlastung ist nicht zuletzt finanzieller Art. Es ist deshalb absolut legitim, wenn die diakonischen Einrichtungen, die der öffentlichen Sozialarbeit dienen, öffent-

liche Mittel in Anspruch nehmen. Dabei geht es einmal um die Kostenerstattung von Leistungen, die auf Grund von Bestimmungen des BSHG und des JWG erbracht wurden, zum anderen um Zuschüsse für die Schaffung und Unterhaltung von Einrichtungen. Die Verpflichtung der öffentlichen Träger zur vollen Erstattung der im Einzelfall entstehenden Kosten gesetzlicher Leistungen ist prinzipiell unbestritten. In der Praxis ist jedoch eine volle Kostenerstattung weithin nicht gegeben. Das betrifft vor allem die Pflegesätze in den Heimen und Anstalten und stellt diese Einrichtungen der Diakonie seit langem vor schwierige Probleme. Eine allgemeine Bezuschussung der freien Wohlfahrtspflege sehen sowohl das BSHG wie das JWG vor. Während das Sozialhilfegesetz den öffentlichen Sozialhilfeträgern in einer „Soll“-Vorschrift auferlegt, die freien Verbände in ihrer Tätigkeit auf dem Gebiet der Sozialhilfe angemessen zu unterstützen, werden die Jugendämter durch das Jugendwohlfahrtsgesetz im Rahmen einer „Ist“-Bestimmung zur Förderung von Einrichtungen und Veranstaltungen freier Träger der Jugendhilfe verpflichtet. Beide Gesetze geben den freien Verbänden jedoch keinen Rechtsanspruch auf bestimmte Zuwendungen, sondern stellen die Förderung der freien Arbeit ins pflichtgemäße Ermessen der gesetzlichen Träger der Hilfe. Art und Umfang einer finanziellen Beteiligung der öffentlichen Hand an den Investitions- oder allgemeinen Betriebskosten diakonischer Einrichtungen müssen zwischen den Beteiligten im Geiste partnerschaftlicher Zusammenarbeit an gemeinsamen Aufgaben bestimmt werden. Dabei sollte stets berücksichtigt werden, daß der Träger der Einrichtung außer der Arbeitsleistung auch jeweils eine finanzielle Eigenleistung erbringt, so daß auch bei großzügiger Förderung der Etat des gesetzlichen Trägers geringer beansprucht wird, als wenn die betreffende Aufgabe in eigenen Einrichtungen der öffentlichen Hand durchgeführt würde.

Die Zusammenarbeit zwischen öffentlicher Hand und freier Wohlfahrtspflege soll – wie es das Sozialhilfegesetz sagt – darauf gerichtet sein, daß sich ihre Tätigkeit „zum Wohle des Hilfesuchenden wirksam ergänzt“. Unter dieser Zielsetzung – einer gemeinsamen Tätigkeit, nicht für eigene Interessen, sondern für notleidende Menschen – ist die Zusammenarbeit nur in der Form vertrauensvoller Partnerschaft denkbar. Diese Partnerschaft ist um so leichter zu verwirklichen, je stärker sie institutionell und rechtlich verankert ist. Die in den Sozialgesetzen vorgesehenen Ausschüsse und Arbeitsgemeinschaften, in denen freie und behördliche Träger sich gemeinsam mit den anstehenden sozialen Aufgaben ihres Bereichs auseinandersetzen sollen, bieten gute Möglichkeiten, die Zusammenarbeit verschiedener Organisationen und Behörden zu regeln und auftretende Probleme jeweils zu klären. Diese Möglichkeiten werden bisher noch nicht entsprechend genutzt, wie es überhaupt weithin an einer planmäßigen und beständigen Kooperation zu fehlen scheint. Bei der zunehmenden fachlichen Differenzierung der Sozialarbeit genügt es nicht mehr, von Fall zu Fall Einzelprobleme der Zusammenarbeit zu regeln. Die verschiedenen Träger der Hilfe müssen vielmehr bestrebt sein, ihren gemeinsamen Aufgabenbereich durch soziale Planung umfassend und auf längere Sicht zu ordnen und weiterzuentwickeln. Auf dieser Grundlage sollten dann zwischen den öffentlichen Trägern und den freien Verbänden in Vereinbarungen alle Fragen eindeutig geregelt werden, die sich aus dem Miteinander bei der Erfüllung der sozialen Aufgaben ergeben.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die neuere Sozialgesetzgebung des Bundes die Aufgaben der öffentlichen Sozial- und Jugendhilfe erweitert hat und vorsieht, daß die freie Wohlfahrtspflege und damit auch die Diakonie im Rahmen dieser erweiterten Aufgabenstellung maßgeblich mitwirkt. Dadurch sind der Diakonie der evangelischen Kirche gute Chancen gegeben, die Hilfsarbeit für notleidende Menschen und erziehungsbedürftige Kinder auszubauen und in mancher Hinsicht zu verbessern. Eine Verpflichtung, in der öffentlichen Sozial- und Jugendhilfe mitzuwirken, besteht für die Diakonie nicht. Aber wenn deutlich ist, daß Diakonie als Hilfe für den Nächsten heute kaum mehr anders als in planmäßiger organisierter Form geschehen kann, daß sie eingeordnet ist, in den umfassenden und differenzierten Gesamtbereich sozialer Leistungen, dann wird es vom Auftrag kirchlicher Diakonie her eine Verpflichtung sein, in der Sozialhilfe und in der Jugendhilfe nach Kräften mitzuwirken.

II. Menschen und Mittel der Diakonie

DIE MITARBEITERSCHAFT DER DIAKONIE GESTERN UND HEUTE

Von Albrecht Müller-Schöll

„Diakonie ist in allen ihren Ausprägungen eine Antwort des Glaubens auf das Evangelium. Man hat sie zu verstehen als tätige, zur Hilfe entschlossene, von Liebe bestimmte Zuwendung zum Mitmenschen. Sie wird wirksam als Ausdruck der Nachfolge Christi und ausgelöst durch das Bewußtsein der Dankbarkeit für alle Wohltaten, die man selbst durch Jesus Christus empfangen hat“ (Krimm).

Sowohl die Hinwendung zum gefährdeten, kranken und entstellten Leben – in der Bereitschaft, zu dessen Rettung und Heilung auch die höchsten, keineswegs „lohnenden“ Opfer auf sich zu nehmen – als auch das Bemühen, zu dem zeitlichen Wohl des Menschen durch die Ordnungen dieser Welt beizutragen und an der Herstellung von Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden um des Menschen willen als des Geschöpfes, das Gott zu seinem Partner gemacht hat, mitzuwirken, ist diakonisches Handeln. Sachgemäß und überzeugend wird diakonisches Handeln aber nur dort, wo zu der Bereitschaft, „sich zur Verfügung zu stellen“, auch eine qualifizierte Sach- und Fachkenntnis tritt.

Herkunft der heutigen sozialen Berufe

Theodor Fliedner, Johann Hinrich Wichern und andere haben das bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkannt. Wichern etwa verlangte von Mitarbeitern, die er in den diakonischen, kirchlichen und sozialen Dienst rief, nüchtern und real eine gründliche Vorbildung, Eignung zum Beruf, eine gediegene fachliche Ausbildung und eine spezialisierte Fortbildung. 1843 schuf er im Rauhen

Haus mit seinem „Gehilfeninstitut“ ein „Seminar der Inneren Mission“. Zu den Prinzipien der Ausbildung an diesem Seminar gehörte es, daß man beweglich auf die jeweiligen Erfordernisse der Zeit und auf die Praxis einging. Das Geniale an dem Wichernschen Ansatz war es, daß von Anfang an vier Typen von Mitarbeitern ausgebildet wurden: Der Gehilfe für Rettungshäuser, der pilgernde Handwerkerbruder, der Kolonistenprediger und der Gefängnisdiakon. Allen vermittelte man die gleiche Grundausbildung (handwerkliche Ausbildung und Anleitung zur Seelsorge). Auf der einheitlichen Grundausbildung bauten sich später Spezialisierungen auf. Auch Fliedner verlangte von seinen Diakonissen, daß sie etwas von den sachlichen Erfordernissen des Dienstes, den sie Kranken und Elenden leisteten, verstanden.

Bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts begann eine Entwicklung, die sich im Grunde bis in die heutige Zeit erstreckt. Zunächst kam es vor allem auf das „tatkräftige Zupacken“, vielfach auf die „schlichte und bestmögliche Hilfe“ an. Verhältnismäßig klar zu überschauende Hilfeleistung bei greifbaren und handfesten Nöten, wie Krankheit, Behinderung, Armut, Heimatlosigkeit oder Verwahrlosung, war zu erbringen. Fortschreitende Erkenntnisse der Wissenschaften ermöglichten jedoch dann nach und nach im Einzelfall wirksameres Helfen, Heilen und Lindern. Mit der aufkommenden Industrialisierung gerieten Strukturen, Gefüge und soziale Ordnungen der Gesellschaft in einen ständigen Fluß. Mit der sich wandelnden Welt traten neue, weniger greifbare, psychosoziale Nöte auf, die sich in Symptomen wie Ratlosigkeit, soziale Isolierung oder Hilflosigkeit äußern und denen mit neuen Formen helfender Beziehungen und mit psychosozialer Hilfe durch Beratung, Erziehung und Bildung zu begegnen ist. Der Bedarf an Seelsorge, Rat, Führung und Geleit nahm in demselben Umfang zu, wie der Bedarf an materiellen Hilfen durch ein immer besser geordnetes System gesetzlich garantierter sozialer Hilfen langsam zurückging. Im Bestreben, Mitarbeiter ausreichend zu qualifizieren, setzte nicht nur innerhalb bestehender „klassischer“ Formen der Ausbildung eine Entwicklung ein (Vermittlung einer breiten Grundbildung *und* – wahlweise – spezieller Kenntnisse verschiedener Art). Es entstanden auch innerhalb und außerhalb der Kirche und ihrer Diakonie zahlreiche neue Ausbildungsformen.

Die neueren sozialen und sozialpädagogischen Berufe entstanden als Frauenberufe. Hervorragende Frauen gaben ihnen Gestalt und Prägung. Das hat sowohl historische als auch soziologische Gründe und liegt wohl nicht so sehr an der besonderen Befähigung der Frauen für diesen Beruf. Die Frauen, die im 19. Jahrhundert aus der Enge der bürgerlichen Familie zur Teilnahme am öffentlichen Leben drängten, haben vor allem das vielfältige wirtschaftliche, gesundheitliche und moralische Elend der ersten Phase der Industrialisierung als das Feld ihrer ureigensten Verantwortung erkannt. Denn von diesem Elend waren vor allem Frauen und Kinder betroffen. Hier warteten Aufgabengebiete, die weitgehend unerschlossen und neu zu gestalten waren, und hier wurden Frauen in ihrer sozialen Rolle gefordert. Im familiären Bereich war es ihre Sache – wohl stärker abgegrenzt als heute –, die erzieherischen und pflegerischen Aufgaben sowie die Haushaltsführung und Gestaltung des häuslichen Lebens zu übernehmen. Man identifizierte das Mütterliche, das Frauliche mit diesen Funktionen. In der Erfüllung der neuen sozialen Aufgaben wurde die so

verstandene mütterliche Verantwortung auf den gesellschaftlichen Bereich übertragen. So formten sich die Berufe der Kindergärtnerin und Hortnerin, sodann die der Krankenpflegerin, Fürsorgerin und Jugendleiterin.

Schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts machten sich allerdings in dem allgemeinen Denken und der allgemeinen Einstellung Veränderungen bemerkbar. Die Notstände Jugendlicher nach dem Ersten Weltkrieg riefen auch Männer, zum Beispiel aus der Jugendbewegung, auf den Plan. Die Reform der Fürsorgeerziehung und des Jugend- und Erwachsenenstrafvollzuges sind weitgehend das Werk von Männern. Die verwaltenden und organisatorischen Aufgaben nahmen (unter anderem im Zusammenhang mit der Verabschiedung des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes von 1922) zu. Neue Leitungsaufgaben entstanden und Stellen wurden geschaffen, in die vorwiegend Männer einrückten. Wohlfahrtsschulen für Männer wurden gegründet. Allerdings gab es bis 1933 noch verhältnismäßig wenig Männer im Beruf, und so blieb der Beruf zunächst – vor allem auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit – ein Frauenberuf.

Nahezu gleichzeitig erschloß sich der Frau immer mehr das akademische Studium. Eine zu Anfang des Jahrhunderts die sozialen und sozialpädagogischen Berufe und Hilfstätigkeiten stark bestimmende Gruppe wanderte in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vielfach in andere – vornehmlich akademische – Berufe ab. Es drängte ein Kreis von Menschen nach, der – vom sozialen Impetus getrieben – aus eigener Anschauung und eigenem Erleben die Situation jener gesellschaftlichen Schichten kannte und verstand, die in besonderer Weise von der industriellen Revolution betroffen worden waren.

Stil und Formen der sozialen Arbeit begannen sich zu wandeln. An Stelle des früher weitgehend noch intuitiven sozialen Handelns trat immer mehr ein methodisch abgesichertes, bewußtes Tun, für das in wachsendem Maß Aussagen aus den verschiedenen fachwissenschaftlichen Disziplinen heranzuziehen waren. Den Gang der Entwicklung kann man unter anderem an dem Wandel der Lehrpläne der Sozialschulen ablesen. Aus der Behandlung von Fragen, die sich bei der Hilfe für Menschen stellen (Alice Salomon), entwickelte sich durch die Initiative von Helene Weber (die den ersten, nach Unterrichtsfächern geordneten Rahmenstoffplan aufstellte) ein Unterricht, der sich in spezielle Fächer aufteilte. Heute enthalten die Lehrpläne der Sozialschulen eine Fülle von Fächern, eine Vielfalt von Quellen, aus denen man sich hilfreiche Aussagen für das praktische Tun erschließt.

Entwicklungen in der Gesundheitsfürsorge sowie in der Jugend- und Sozialhilfe bewirkten ab 1920, daß der Beruf des Sozialarbeiters mit immer neuen Anforderungen befrachtet wurde. Allmählich führte das fast zu einer Verzettlung der Berufstätigkeit und zu einer Spezialisierung (Gesundheitsfürsorge, Jugendfürsorge, Wirtschaftsfürsorge) auf Kosten einer universalen Anlage und Ausübung des Berufes. Eine Verengung der Sicht und die Beschränkung auf ein Teilwirkungsfeld birgt zu leicht die Gefahr in sich, den Beruf zur Routine, zur Funktion, und den ihn Ausübenden zum Routinier oder zum Funktionär zu stempeln. Gewisse Tendenzen dieser Art waren in den Jahren zwischen 1933 und 1945 zu beobachten. Die damaligen Fürsorgerinnen und Fürsorger standen in Gefahr, zum verlängerten Arm der Behörde, zum Vollzugsorgan, zum Gehilfen des Amtsarztes zu werden.

Reformen markieren die Nachkriegsentwicklung

In den Nachkriegsjahren ergab sich eine Fülle neuer sozialer und sozialpädagogischer Aufgaben. Das Ernstnehmen der Aufgabe der Menschenführung in der gesamten säkularen wie kirchlichen Sozialarbeit, die sich vor allem auch bei der Sorge für Personen und Gruppen ergab, die vom Kriegs- und Nachkriegsgeschehen hart betroffen worden waren, führte zu einem neuen, einheitlichen Berufsverständnis von Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, Jugendfürsorge, Gesundheitsfürsorge und Wirtschaftsfürsorge als soziale und pädagogische Aufgabe. Es näherte die verschiedenen Berufsgruppen aneinander an. Neue Aufgaben der Jugendhilfe (etwa im Bereich der Jugendsozialarbeit) forderten dringend Mitarbeiter. Ein Vordringen der Männer in die sozialen und sozialpädagogischen Berufe setzte verstärkt ein. Der Bedarf an pädagogischen Fachkräften für die nach dem Jugendwohlfahrtsgesetz (§ 5) erweiterten Aufgaben der Jugendhilfe wurde immer größer und führte zu einer Pädagogisierung der Sozialarbeiterausbildung.

Die Geschichte der letzten fünfzehn Jahre ist gekennzeichnet durch eine einschneidende Reform der sozialen Ausbildung. Die Ausbildungszeit wurde um ein Jahr verlängert. Die Dreiteilung der Ausbildung (Gesundheits-, Jugend-, Wirtschafts- und Berufsfürsorge) wurde zugunsten einer breiten Grundbildung aufgegeben. Der Unterricht wurde so gestaltet, daß er auf neue Aufgaben und Arbeitsgebiete bei der Jugend- und Erwachsenenbildung, im Rahmen der Rehabilitation in ihrer vielfältigen Ausprägung, im Rahmen der sozialen Planung (im Sinne der Gemeinwesenarbeit) vorbereitete. Eine stärkere Betonung innerhalb der Ausbildung fand vor allem die Lehre von den Methoden (Einzelfallhilfe, Gruppenpädagogik, Gemeinwesenarbeit). Der persönlichkeitsbildende Faktor der Ausbildung wird heute mehr betont als früher, vor allem durch die Einbeziehung der unterrichtsbegleitenden Praktika, der Zwischenpraktika sowie des Berufspraktikums.

Auch auf dem Sektor der sozialpädagogischen Ausbildung (zur Kindergärtnerin, Hortnerin, Jugendleiterin, zum Heimerzieher und anderem mehr) zeichnen sich Reformen ab, um die im Augenblick allerdings noch heiß gekämpft wird und auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die hier beispielhaft aufgezeigten Ausschnitte der Entwicklung von Berufen am Nächsten und der Ausbildungswege für soziale und sozialpädagogische Berufe sollen zum Verständnis dessen beitragen, was das gesamte Feld der Arbeit mit und für Menschen heute charakterisiert:

Verschieden geprägte und unterschiedlich ausgebildete Generationen stehen nebeneinander an denselben Aufgaben. In der Praxis begegnen sich die verschiedensten Berufshaltungen. Sendungsbewußtsein, ausgeprägtes Dienstverständnis und von mitfühlender Empfindung getragene „Leidenschaft für ein helfendes Handeln“ begegnen nicht selten einer sachlich nüchternen, kühl distanzierenden Einstellung zum Helfen als einem Beruf, der mit Fach- und Sachkenntnis (freilich auch nicht ganz ohne inneres Engagement) zu meistern ist. Was die verschiedenartig geprägten Generationen und Gruppen von Mitarbeitern verbindet, ist die Bereitschaft zum sozialen Engagement, der Wille zum Helfen, vielleicht die Frage, was es heißt, als Christ den Beruf und das Leben

zu meistern und Nachfolge in den Bezügen der modernen Welt zu üben. Was ständig neu zu lernen ist, ist das sich gegenseitig Tolerieren, Anerkennen und das sich in seinem „So-Sein“ Achten.

Wandlungen des Bildes der Mitarbeiterschaft im kirchlich-diakonischen Bereich

Im Bereich der Kirche und ihrer Diakonie hat die Entwicklung der Berufe im Dienst am Nächsten besondere Spuren hinterlassen. Über die Entwicklung der Diakonen- und Diakonissenschaften wird an anderer Stelle ausführlich berichtet. Soviel muß aber hier gesagt werden: die Diakonen- und Diakonissenschaften haben als Pioniere entscheidend bei der Entwicklung neuer sozialer und sozialpädagogischer Berufe mitgewirkt. Da sie ihren Auftrag stets als Helfen *und* Heilen, Diakonie *und* Mission verstanden haben, konnten sie manche Spezialentwicklung im Bereich der Ausbildung in den eigenen Ausbildungsstätten nicht mitvollziehen, weil dies bei der gegebenen zeitlichen Begrenzung jeder Ausbildung die Aufgabe unveräußerlicher Bestandteile des Lehrplans (etwa im Bereich der theologischen Fächer) bedeutet hätte.

Man bejahte jedoch das Entstehen neuer Berufe und erkannte die Notwendigkeit ihrer Existenz im kirchlichen und diakonischen Bereich an. Für die Ausbildung zu neuen sozialen, sozialpädagogischen und pflegerischen Berufen entstanden sehr früh überall evangelische Ausbildungsstätten. Das Vorzeichen „evangelisch“ war dabei weniger als ein Ausdruck dafür zu verstehen, daß hier nur für den engeren Bereich der Kirche oder die Diakonie Mitarbeiter ausgebildet werden. Vielmehr wird das Vorzeichen „evangelisch“ als Zeichen dafür verstanden, daß hier Menschen für einen Beruf am Nächsten ausgebildet werden, die ihre Berufsaufgabe im Dienst der Kirche, eines Verbandes oder einer öffentlichen Stelle als Christen verstehen und ausüben wollen. In den Lehrplänen dieser evangelischen Ausbildungsstätten werden daher nicht nur in einer (gegenüber der Diakonenausbildung freilich nur begrenzt angelegten) evangelischen Grundlegung Voraussetzungen dafür vermittelt. Vielmehr wird angestrebt, die Fragestellungen, die sich während des Unterrichts in den einzelnen Fachgebieten ergeben, jeweils vom Evangelium her zu durchdringen und so die evangelische Unterweisung zu einem „roten Faden“ zu gestalten, der sich durch das gesamte Unterrichtsgeschehen hindurchzieht. Absolventen dieser Ausbildung fühlen sich mit Recht als Repräsentanten ihrer Kirche. Auch sie sehen in ihrem beruflichen Engagement eine Antwort des Glaubens auf das Evangelium. Zwischen dem Selbstverständnis des Diakons und der Diakonisse einerseits sowie dem des im kirchlichen Bereich tätigen Mitarbeiters auf sozialem, sozialpädagogischem und pflegerischem Gebiet andererseits ergeben sich zum Teil Spannungen – etwa wenn es um die Besetzung verantwortlicher Positionen im kirchlichen und diakonischen Bereich geht –, zu deren Überwindung immer wieder Bemühungen angestellt werden müssen. Es darf zwischen den Mitarbeitern im kirchlich-diakonischen Dienst ein Streit um „Rangordnung“, „Rangfolge“ oder um „Mehr- oder Minderrangigkeit“ nicht überhandnehmen. Ebenso falsch wäre es, sich gegenseitig an einem sehr fragwürdigen Gradmesser von „Geistlichkeit“,

christlicher Haltung oder Frömmigkeit zu messen. Es wird vielmehr die Aufgabe sein, sich gegenseitig darum zu bemühen, das unterschiedliche und geschichtlich geprägte Selbstverständnis des anderen zu verstehen, zu achten und sich auch von der jeweils besonderen Eignung her die Wahrnehmung bestimmter Erstverantwortungen zuzuerkennen.

Im Laufe der Entwicklung der kirchlich-diakonischen Arbeit in den letzten hundert Jahren ergab sich auch die Notwendigkeit der Einbeziehung von anderen Fachkräften der verschiedensten Art in die Diakonie und ihr Handeln. Wurde zunächst der akademisch ausgebildete Theologe als die „geborene“ Führungskraft in allen Liebeswerken und auf allen Tätigkeitsfeldern der Diakonie angesehen, so traten neben ihn im Laufe der Zeit doch mehr und mehr weitere Akademiker (Ärzte, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Betriebswirte, Sozialwirte, Diplomkaufleute und andere) und Spezialisten (für Aufgaben in der Verwaltung, Hauswirtschaft und im Büro). Zusammen steht heute eine Gemeinschaft in der Diakonie der Kirche, die sich in ihrer Vielgestaltigkeit von Außenstehenden nur schwer erfassen läßt.

Innerhalb des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland – sind heute 141 000 hauptberufliche Mitarbeiter tätig. 125 000 Mitarbeiter arbeiten im Bereich der westlichen, und 16 000 im Bereich der östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland. 82 000 dieser Mitarbeiter sind in Heimen und Anstalten (mit rund 300 000 Betten) tätig. 37 800 Diakonissen und Schwestern und 4800 Diakone stehen in den westlichen Gliedkirchen im Dienst gegenüber 6000 Diakonissen und Schwestern und 13 000 Diakonen in den östlichen Gliedkirchen. Am Diakonischen Jahr haben bisher 7000 Mädchen und 800 Männer teilgenommen. Von den hauptamtlichen Kräften im Dienst der Diakonie sind in Westdeutschland über 32 Prozent jünger als 25 Jahre. 85 Prozent der Mitarbeiterschaft sind Frauen.

Diese knappe Statistik könnte nun an Farbe gewinnen, wenn, was allerdings den Rahmen dieser Darstellung sprengen würde, dargestellt würde, wie viele der Mitarbeiter jeweils (und mit welcher Vorbildung) in Verkündigung, Gemeindedienst, Unterweisung, Erziehung und Unterricht, Sozial- und Jugendhilfe, Krankenpflege und Gesundheitsdienst, Hauswirtschaft und Handwerk und in sonstigen Bereichen tätig sind. Überall bilden sich heute Mitarbeiterteams mit Fachleuten verschiedenster Art, deren Wissen und Können sich jeweils zu einem hilfreichen Gesamtangebot ergänzt.

Der „Ehrenamtliche“ ist ein wichtiger Faktor

Zu der Zahl der Hauptamtlichen tritt vor allem in der nicht anstaltsgebundenen diakonischen Arbeit ein Heer neben- und ehrenamtlicher Mitarbeiter. In Statistiken wird wohl niemals zu erfassen sein, wie viele Gemeindeglieder sich zur Mithilfe in der Gemeindediakonie bei Besuchsdiensten, bei der Pflege und Betreuung von Kindern, Behinderten und Alten beteiligen. Nicht erfaßt ist, wie viele Ehrenamtliche Mitverantwortung in pädagogischen, sozialpädagogischen, sozialen und pflegerischen Aufgaben tragen. In der Jugendarbeit, in der Frauen-

arbeit, in der Männerarbeit und in der Familienarbeit der Kirche ist die Bereitschaft zum Engagement im Dienst am Nächsten in ganz verschiedenen Formen auch heute vorhanden. Die Frage ist allerdings, ob diese Bereitschaft wirklich erkannt und in angemessener Weise in Anspruch genommen wird.

Im Verlauf der Geschichte der Diakonie, vor allem außerhalb der Anstalten, spiegelt sich nämlich ein interessanter Entwicklungsprozeß wider. Nachdem zunächst gerade der Ehren- und Nebenamtliche vielfach Initiator des diakonischen Handelns war (Besuch- und Hilfsvereine usw.), während der hauptamtliche Mitarbeiter stärker die Rolle des den Kreis der Ehrenamtlichen unterstützenden wahrnahm, änderte sich dies im Laufe der Zeit. War zunächst in ganzen Tätigkeitsbereichen der Ehrenamtliche als *der* Sachwalter etwa der Jugendarbeit, des Jugendschutzes, der Sorge für Gefährdete oder der Sorge für Straftatlassene dominierend, so lösten ihn mit der Zeit die für das diakonische Handeln ausgerüsteten Diakone, Diakonissen, Kindergärtnerinnen, Jugendleiterinnen, Jugendpfleger, Heimerzieher und Sozialarbeiter ab. Der Hauptamtliche wurde zum Initiator, zum „Unternehmer“, zum Gestalter der Arbeit. Er betrachtete zunehmend den Ehren- und Nebenamtlichen als seine Hilfskraft, die man überall dort heranziehen und einsetzen muß, wo es sich um zeitraubende Kleinarbeit handelte. Im Berufsverständnis des Hauptamtlichen muß die Bereitschaft und Fähigkeit erst wieder erweckt werden, Ehrenamtliche verantwortlich an seinem Tun zu beteiligen oder ihnen gar eigenverantwortliche Teilaufgaben zuzuweisen. Was darum noch in stärkerem Maß als bisher zu entdecken sein wird, ist, daß man die sich ehren- oder nebenamtlich zur Verfügung stellenden Gemeindeglieder ihren Gaben gemäß einsetzt, ihnen verantwortliche Aufgaben zuweist und sie für die Wahrnehmung derselben auch entsprechend anleitet. Wenn sich beispielsweise ein Jurist, ein Lehrer, ein Verwaltungsfachmann zur ehrenamtlichen Mitarbeit zur Verfügung stellt, so sollte man versuchen, ihnen Aufgaben zuzuweisen, in denen sie ihre Berufserfahrung, ihr Wissen und Können voll einsetzen können.

Während man im Diakonischen Jahr sehr gut das Prinzip verfolgt, junge Menschen an der Arbeit für den Nächsten zu beteiligen, hat man für die Beteiligung von Erwachsenen offensichtlich noch nicht die richtigen Formen gefunden. Die Frage, wie man etwa die ehemals ausgebildeten Gemeindegliederinnen, Kindergärtnerinnen, Jugendleiterinnen, Heimerzieherinnen oder Sozialarbeiterinnen in der Gemeindediakonie einsetzen könnte, die nach Abschluß ihrer Ausbildung heirateten und nach einiger Zeit in Ehe und Familie sich wohl durchaus wieder ehren- oder nebenamtlich zur Verfügung stellen würden, ist noch nicht beantwortet. Hier neue Wege zu finden, ist aber nötig, wenn der heutige Umfang und das dringend nötige Ausmaß der diakonischen Arbeit auch in Zukunft gehalten werden sollen. Es ist an der Zeit, daß man sich überlegt, wie man vorhandene Reserven für die Arbeit gewinnt. Und es dürfte besser sein, sich darüber Gedanken zu machen, wie man ehren- und nebenamtlichen Mitarbeitern klar überschaubare und mit Verantwortung ausgestattete Aufgaben stellen kann, als darüber zu klagen, daß es an Mitarbeitern fehlt.

Aus den Darlegungen ist wohl soviel deutlich geworden: von der Mitarbeiterschaft in der Diakonie läßt sich nicht in Bausch und Bogen sprechen. Haupt- und ehrenamtliche Kräfte der verschiedensten Art und Spezialisten wirken zu-

sammen in dem Bestreben, „Transformatoren der Liebe Gottes zu den Menschen“ zu sein. Für sie alle gilt, daß sie sich bemühen – ein jeder auf seine Weise –, das zu tun, was Paulus den Christen als Leitlinie aufzeigt (Römer 2, 12 in der Übersetzung von Christof Bäumler): „Unter Berufung auf die barmherzige Zuwendung Gottes zu uns fordere ich Euch, Brüder, auf, Euch selbst mit Haut und Haaren preiszugeben und Euch von Gott beanspruchen zu lassen, Euch ihm zur Verfügung zu stellen. Das ist Euer sachgemäßer Gottesdienst. Paßt Euch nicht in das Schema dieser Welt ein, sondern laßt Euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit Ihr einsehen könnt, was Gott will: das Gute, das Wohlgefällige, das in seiner Absicht Liegende.“

Ein Kernproblem: Gewinnung qualifizierter Nachwuchskräfte

Im Vorstehenden wurde einiges über die Mitarbeiterschaft in der Diakonie gesagt. Was aber wird getan, um diese Mitarbeiterschaft ständig zu ergänzen? Was wird getan, um die, die sich für einen Beruf in der Diakonie entschließen, sachgemäß auszubilden und immer wieder mit fachlichen und anderen Anregungen zu versehen, damit sie den sich stellenden Aufgaben in der Praxis gerecht zu werden vermögen? Auf diese Frage soll im folgenden eingegangen werden.

Es ist für junge Menschen heute nicht leicht, einen Lebensberuf zu finden. Nach Abschluß ihrer Schulzeit stehen sie in der Situation, sich unter der Zahl von rund 500 Lehr- und Anlernberufen und einer nahezu uferlosen Zahl von Betätigungsmöglichkeiten zu entscheiden. Die Berufsberatung tut ihr Bestes, um jungen Menschen bei ihrer schwierigen Berufsentscheidung beizustehen. Es gelingt ihr nicht ohne weiteres, junge Menschen, die in einen Beruf am Nächsten streben, auf Anhieb den richtigen Weg, die geeignete Möglichkeit aufzuzeigen. Erfahrungsgemäß wählt der größte Teil der Jugendlichen auch heute noch den Beruf, den ihnen die Eltern raten. Sachkenner behaupten nun, daß es gerade die Eltern sind, die ihre Kinder sehr oft davon abhalten, einen Beruf im Dienst am Nächsten zu wählen. Geht man den Gründen nach, so muß man immer wieder feststellen, daß die Mehrzahl dieser Eltern noch ein Bild von den Berufen am Nächsten haben, das der Wirklichkeit nicht oder doch schon lange nicht mehr entspricht. Diese Tatsache ist von der Diakonie seit Jahren erkannt. Man hat versucht, ihr auf die verschiedenste Art und Weise Rechnung zu tragen. In vielen Gemeinden ist man daher heute dazu übergegangen, regelmäßig und systematisch auf die Berufsmöglichkeiten im pädagogischen, sozialpädagogischen und sozialen und vor allem auch pflegerischen Bereich hinzuweisen. Bei den Landesverbänden des Diakonischen Werkes ist man dabei, Beratungsstellen für an sozialen Berufen Interessierte und in der Ausbildung Befindliche einzurichten. Gutes Werbematerial wird verteilt, Gemeindeblätter berichten mehr oder weniger regelmäßig über die Berufe in Kirche und Diakonie. Eine der wirkungsvollsten Möglichkeiten, Eltern und ihren Kindern zu verdeutlichen, daß Glauben und Handeln in enger Beziehung zueinander stehen, und daß für dieses Handeln der Dienst am Nächsten vielfältige Möglichkeiten bietet, ist freilich noch immer die Predigt. Gottes Wort kann die Bereitschaft wecken, sich zur Verfügung zu stellen – dort, wo ein Nächster die Hilfe am nötigsten braucht. Dafür gibt es

auch in der jüngsten Geschichte Beispiele. Seit etwa im Jahr 1954 der damalige Rektor von Neuendettelsau und heutige Landesbischof D. Dietzfelbinger zum Diakonischen Jahr aufgerufen hat, haben sich nicht nur 7800 junge Menschen für ein Jahr in den diakonischen Dienst gemeldet. Etwa die Hälfte von ihnen hat in dieser Zeit den Entschluß gefaßt, sich für einen Beruf in der Diakonie ausbilden zu lassen. Eine Vielzahl kurzfristiger freiwilliger sozialer Dienste (Sonntagsdienst, Wochenendeinsatz usw.) werden jährlich geleistet. Sie sind unter anderem zu verstehen als die aus evangelischer Jugendarbeit erwachsene Bereitschaft zum Engagement. Bei diesen kurzfristigen Einsätzen ergibt sich eine gute Gelegenheit, aus eigener Anschauung zu beurteilen, welche Berufsmöglichkeiten sich in Kirche und Diakonie bieten und welcher Art die Erfüllung und Befriedigung ist, die man hier finden kann.

Aber es sind nicht nur Dienstleistungen dieser Art, die jungen Menschen eine Berufsentscheidung erleichtern können. Rund hundert evangelische Pflegevorschulen und eine große Anzahl von Krankenpflegeschulen, Evangelische Mädchenbildungsjahre und Berufsfindungsjahre usw. bieten jungen Menschen die Gelegenheit, die Zeit zwischen dem Schulabgang und dem nötigen Eintrittsalter in eine Fachausbildung sinnvoll zu überbrücken. Neben der Vermittlung von Bildung und Allgemeinbildung steht bei diesen Überbrückungsangeboten die Vermittlung von Informationen über den pflegerischen und sozialen Bereich. Während die Absolventen der Krankenpflegeschulen auf die spätere Berufsausbildung zur Krankenpflege vorbereitet werden, bemühen sich die Pflegevorschulen, die Voraussetzungen zu vermitteln, auf Grund derer dann später der Weg in die Kindergärtnerinnen-, Jugendleiterinnen-, Heimerzieher-, Sozialarbeiterausbildung oder auch hauswirtschaftliche Ausbildungen wesentlich geebnet wird. Seminare spezieller Art (wie zum Beispiel das halbjährige Sozialseminar in Friedewald) vermitteln die notwendigen schulischen Voraussetzungen für den Besuch einer Fachschule oder höheren Fachschule solchen jungen Menschen, die nach Abschluß der Volksschule zunächst einen Handwerks- oder Industrieberuf ergriffen und später den Entschluß gefaßt haben, im sozialpädagogischen oder sozialen Bereich tätig zu werden. Wer die Fachzeitschriften verfolgt, stellt fest, daß es an Arbeitshilfen für diejenigen gewiß nicht fehlt, die junge Menschen bei der Wahl eines Berufes am Nächsten beraten wollen. Freilich ist wohl all das Geschilderte noch zu wenig, und mit Recht bemüht man sich darum, gerade für die Nachwuchsgewinnung noch mehr Wege zu suchen und zu finden.

DIE VORBEREITUNGEN FÜR EINE DIAKONISCHE AKADEMIE

Von Albrecht Müller-Schöll

Längst ist erkannt worden, daß man in Sozialarbeit und Krankenpflege mit Ausbildung und Berufserfahrung allein ein ganzes Berufsleben lang nicht auskommt. Die Notwendigkeit der Fortbildung wird längst in allen Tätigkeitsbereichen des Diakonischen Werkes eingesehen. Es geschieht auch etwas, und wer sich einmal die Zahl und die Programme der Tagungen, Kurse, Seminare, Lehr-

gänge, Mitarbeiterfreizeiten und anderes mehr ansieht, die allein im Diakonischen Werk jährlich veranstaltet werden, wird auf eine erstaunliche Vielfalt stoßen. Man bemüht sich, neue Erkenntnisse zu vermitteln, Ermutigungen zu geben oder, wenn nötig, auch zur Ziehung nüchterner und sachlicher Konsequenzen aus der Berufserfahrung anzuregen. Aufgabe der Fortbildung wird es in der Zukunft allerdings nicht nur sein, berufsbezogenes Wissen und Können oder zusätzliche Bildung zu vermitteln, sondern dazu beizutragen, daß die verschiedenartig geprägten Fachleute und Spezialisten ihre Erfahrung austauschen, gegenseitig aufeinander hören und sich für ein gutes Zusammenwirken in der Praxis einüben.

Der Erreichung dieses Zieles soll unter anderem die in Entstehung begriffene Diakonische Akademie zur Aus-, Fort- und Weiterbildung von Mitarbeitern dienen, die das Diakonische Werk in Stuttgart errichtet. In einer umfassenden Ideenskizze (vgl. Jahrbuch 1965 des Diakonischen Werkes, S. 15 ff.) wurde die Konzeption dargestellt. Es sollen an der Akademie führende Mitarbeiter aus dem kirchlich-diakonischen Bereich systematisch gefördert werden. Es ist vorgesehen, hier die in der Fort- und Weiterbildung auf Ortsebene tätigen Schulenden in Fachkursen für ihre Aufgaben anzuleiten. Akademiker sollen in besonderen Kursen eine Einführung in die Aufgaben erhalten, die sich im diakonischen und kirchlichen Bereich stellen. Darüber hinaus sollen Kurse veranstaltet werden, die jüngeren oder älteren Mitarbeitern zur Findung des ihren Kräften und ihrer Erfahrung gemäßen Aufgabenfeldes und Arbeitsplatzes Anregungen vermitteln (Basisverbreiterungs-, Umstiegs- und Aufstiegsurse). Langjährige Mitarbeiter sollen im Rahmen von Lehrgängen ermutigt werden, sich neuer Arbeitsfelder sachgemäß anzunehmen. Ganz allgemein soll jede Veranstaltung an der Akademie dazu dienen, die in der praktischen Arbeit gewonnenen Erfahrungen auszutauschen, neues Wissen und erweiterte Kenntnisse zu erwerben sowie Orientierung zu gewinnen.

Das geplante Programm der Diakonischen Akademie

Vorgesehen ist bis heute die Durchführung von vier Kursformen:

A. Zentrale Kurse des Diakonischen Werkes,

in denen grundsätzliche Fragen, die alle Zweige der Diakonie und der Evangelischen Kirche in Deutschland betreffen – in enger Verbindung mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg und unter Heranziehung von Hochschulprofessoren und Dozenten in der Hauptsache für leitende Mitarbeiter der Diakonie (und solche, die es werden sollen) veranstaltet –, behandelt werden. Solche Kurse dürften zeitlich in der Regel jeweils mit vier Wochen anzusetzen sein.

B. (Langfristige) Zentrale Aufbau- und Umschulungskurse, in denen

a) älteren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die in eine andere, ihrer Lebensreife, ihrer gewachsenen oder geschwächten Leistungsfähigkeit entsprechende Tätigkeit „umsteigen“ wollen oder

b) Mitarbeitern, die für einen Aufstieg in gehobene Verantwortungsbereiche geeignet scheinen, die notwendigen fachlichen Voraussetzungen dafür vermittelt

werden. Solche Kurse dürften zeitlich jeweils mit sechs Wochen für eine Grundorientierung, und mit ein bis zwei weiteren Wochen für eine spezielle Orientierung anzusetzen sein.

C. Zentrale Fort- und Weiterbildungskurse, in denen interessierte und versierte jüngere Mitarbeiter systematisch für die spätere Wahrnehmung von

- a) leitenden,
- b) speziellen und
- c) neuartigen

Aufgaben vorbereitet und gefördert werden.

Zentrale Fort- und Weiterbildungskurse könnten etwa auf den Schulungs- und Fortbildungsmaßnahmen von Landes- und Fachverbänden aufbauen oder für solche Modell sein. Sie könnten auch gelegentlich als „Sofortmaßnahme“, als „Zuführungskanäle“ eingerichtet werden, durch welche bewährten oder neuen Einrichtungen, die besonders unter Mitarbeitermangel leiden, Fachkräfte zugeführt werden könnten. Auf derartige Kurse könnte man zum Beispiel auch Mitarbeiter verweisen, die längere Zeit bei einem Träger in einem Arbeitsgebiet tätig waren, die ihre Kenntnisse erweitern wollen, um dann nach Abschluß des Kurses entweder beim selben Träger oder bei einem anderen innerhalb der Diakonie eine andere Tätigkeit wahrzunehmen. Solche Kurse dürften zeitlich in der Regel mit zehn Tagen anzusetzen sein.

D. Zentrale Informations- und Einführungskurse, in denen Mitarbeiter umfassend über künftige Veränderungen in ihrem Arbeitsgebiet unterrichtet, in neue Teilaufgaben eingeführt und (oder) über den neuesten Stand wissenschaftlicher und praktischer Erkenntnisse im Rahmen der Diakonie oder des Sozialwesens orientiert werden sollen. Für derartige zentrale Informations- und Einführungskurse dürfte in der Regel zeitlich eine Dauer von fünf Tagen anzusetzen sein.

Es versteht sich von selbst, daß bei der Durchführung der Kurse alle in den letzten Jahren erprobten, bewährten und hilfreichen methodischen Möglichkeiten des Unterrichts Anwendung finden müssen. Eine Zusammenarbeit mit bisher schon bestehenden Fort- und Weiterbildungsinstitutionen im außerkirchlichen Bereich (etwa: Victor Gollancz-Akademie, Fortbildungswerk des Deutschen Vereins usw.) sowie im innerkirchlichen Bereich (etwa: Evangelisches Zentralinstitut für Ehe- und Familienberatung Berlin, Sozialakademie Friedewald, Evangelische Jugendbildungsakademien, Schwesternhochschule der Diakonie in Berlin usw.) ist von vornherein geplant und vorgesehen.

Die Diakonische Akademie wird keines der bisher bestehenden Angebote verdoppeln oder überflüssig machen. Sie wird im Gegenteil die bestehenden Angebote ergänzen und eine ihrer Aufgaben darin sehen, Mitarbeiter auf Kursangebote an anderen Institutionen aufmerksam zu machen und sie zur Wahrnehmung der für sie geeigneten Möglichkeiten ermutigen.

Es wird der Akademie möglich sein, nicht nur die Arbeit in den kirchlich-diakonischen, sozialen und sozialpädagogischen Ausbildungsstätten zu fördern und eine weitere Brücke zwischen Praxis und Theorie zu bilden, sondern es wird Gelegenheit bestehen, über die Teilnehmer vielfältige, lebendige und hilfreiche Anregungen in viele Bereiche der praktischen kirchlichen und diakonischen Arbeit auf Ortsebene zu geben.

Als Standort für die Diakonische Akademie wurde Stuttgart gewählt. Sie soll hier in enger Verbindung mit der Hauptgeschäftsstelle entstehen. Neben einem Kernteam von hauptamtlichen Dozenten wird dadurch in den Direktoren und Referenten der Hauptgeschäftsstelle für die Lehrgangsarbeit in der Akademie ein Stab von neben- und ehrenamtlichen Dozenten zur Verfügung stehen. Dieser Stab wird noch ergänzt durch weitere Fachpersönlichkeiten aus kirchlichen, kommunalen und staatlichen Institutionen.

Es ist vorgesehen, an der Akademie jeweils gleichzeitig und das ganze Jahr über zwei Kurse stattfinden zu lassen. Die Zahl der Teilnehmer soll pro Kurs in der Regel auf 25, maximal auf rund 30 Teilnehmer begrenzt werden. Auf diese Weise wird es möglich sein, jährlich etwa rund 500 Teilnehmer in Kursen zu erfassen.

Inzwischen haben verschiedene Ausschüsse Vorarbeiten zur Verwirklichung der Diakonischen Akademie geleistet. So wurde unter anderem ein detaillierter Vorschlag für Kurse ausgearbeitet, die während der ersten fünf Jahre an der Akademie stattfinden könnten. Überlegungen für das methodische Arbeiten im Rahmen der Akademie wurden ebenso zu Papier gebracht wie eine „Wunschliste“, die Wünsche an die künftige Dozentschaft enthält. Mit der Kursarbeit ist bereits im Jahr 1966 in kleinem Umfang begonnen worden.

In den Kursen der Diakonischen Akademie wird es sicher darum gehen müssen, Mitarbeitern das notwendige Handwerkszeug für die Bewältigung ihrer Aufgaben zu vermitteln oder zu ergänzen. Aber wichtiger als dieses wird es sein, im Rahmen einer evangelischen Grundlegung und einer Einführung in Kernfragen der Diakonie ihnen die notwendige Zurüstung zu vermitteln, ihre Berufsaufgaben als evangelische Christen und ihr Tun als einen Dienst der Liebe am Nächsten zu bewältigen. Wenn alles das, was heute aus der Sorge für den Nächsten heraus geschieht, nicht in dem sicher ehrenwerten Bestreben einer Weltverbesserung stecken bleiben soll, so ist es wichtig, gerade der Mitarbeiterschaft immer wieder die Mitte aufzuzeigen, von der aus ihr Tun erst einen besonderen Sinn erhält.

DAS EVANGELISCHE ZENTRALINSTITUT FÜR FAMILIENBERATUNG IN BERLIN

Von Bertha Sommer

Viele Lebensgebiete, die früher durch Tradition und Sitte geordnet waren, müssen heute infolge des tiefgreifenden Wandels in der Sozialstruktur unserer Gesellschaft neu gestaltet werden. Der moderne Mensch ist einer Vielzahl von Einflüssen ausgesetzt, und es entsteht dadurch eine zunehmende Ratlosigkeit, die sich ganz besonders auf den Gebieten der Ehe und Familie auswirkt. Die Unsicherheit, die Beziehungen zwischen Mann und Frau sinnvoll zu gestalten, ist in allen Bevölkerungsschichten anzutreffen.

Aus dieser Erkenntnis heraus haben sich Ehe- und Erziehungsberatungsstellen gebildet, und auch die evangelische Kirche hat diese Aufgabe der Jugend-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung als dringenden diakonischen und seelsorgerlichen

Auftrag übernommen. Die Erfahrungen in den Beratungsstellen haben im Laufe der Zeit gezeigt, daß eine solche Beratung über die allgemeine Lebenserfahrung und die spezial-beruflichen Kenntnisse hinausgehende Anforderungen an den Berater stellt. Vertreter der verschiedenen Berufsgruppen – Pfarrer, Ärzte, Psychologen, Diakone usw. – haben sich deshalb ebenso wie nicht vorgebildete, aber an diesen Fragen interessierte Laien, besonderen Ausbildungs- und Fortbildungskursen unterzogen, die von der „Konferenz für Evangelische Familien- und Lebensberatung e. V.“ – in der die Mitarbeiter evangelischer Beratungsstellen zusammengefaßt sind – durchgeführt wurden.

Diese Arbeit wurde so vordringlich und umfangreich, daß die Konferenz im Frühjahr 1964 mit Hilfe des Diakonischen Werkes Stuttgart, der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen, des Diakonischen Werkes Berlin und des Konsistoriums der Berlin-Brandenburgischen Kirche das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung gem. GmbH mit vorläufig drei hauptamtlichen Mitarbeitern gegründet hat. Zur Zeit sind nur zwei hauptamtliche Mitarbeiter tätig und es werden deshalb oft Referenten von außerhalb zugezogen. Berlin wurde als Ort für das Institut gewählt, damit auch die Beziehung zu Ost-Berlin gepflegt werden kann.

Das Evangelische Zentralinstitut macht sich zur Aufgabe, Mitarbeiter von Beratungsstellen zu schulen und weiterzubilden für die praktische Arbeit in den verschiedensten Lebens-, Ehe- und Familienfragen. In einigen Kursen werden auch bestimmte Berufsgruppen für die Ausübung der funktionalen Familienberatung innerhalb ihres Berufes aus- und weitergebildet.

Die Kursteilnehmer sollen in drei vierzehntägigen Kursen, die in halbjährigem Abstand aufeinanderfolgen, in die weitschichtigen Probleme einer so umfassenden Beratungstätigkeit bei Lebens-, Ehe- und Erziehungsschwierigkeiten eingeführt werden. Im ersten Teil der Kurse soll eine wissenschaftliche Basis geschaffen werden, um die Differenziertheit und Komplexheit der Beratung aufzuzeigen. In dem Zentrum aller Darstellungen steht der „Mensch“ als Mann und Frau und seine Umwelt, in der er lebt. Aus den verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven soll dieses zentrale Thema beleuchtet werden: Theologie, Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Medizin. Dabei muß auch immer wieder deutlich werden, daß der Mensch nie als Objekt angesehen und behandelt werden darf. Neben der Theorie geht aber die Praxis einher, und es sollen vor allem die Fallbesprechungen dazu dienen, die Erkenntnisse zu vertiefen. In den Pausen zwischen den Kursen wird erwartet, daß die Teilnehmer sich an Beratungsstellen mit einem gut ausgebauten Team unter Überwachung in der praktischen Beratungsarbeit üben. Während der Kurse wird ganz besonders Gewicht auf die Gesprächsführung gelegt und das Gespräch auch in kleinen Gruppen gepflegt. Es soll ja in der Ausbildung nicht nur um Wissensvermittlung gehen, sondern in einer guten persönlichen Atmosphäre jeder einzelne die Möglichkeit haben, seine Einstellung, sein Verhalten in Frage zu stellen und sich auch persönlich neu zu orientieren. Dieses In-Frage-gestellt-Werden führt manchmal zuerst zu einer Verunsicherung, zwingt aber dann auch zur Suche nach neuen Wegen und bewahrt vor falscher Sicherheit und Aktivität.

Am Schluß des letzten Kursabschnittes wird an einem Klausurtag Rechenschaft über das Gelernte auf theoretischen und praktischen Gebieten abgelegt.

Dann können die Ausbildungskandidaten als neben- und ehrenamtliche Mitarbeiter an bestehenden Beratungsstellen tätig werden.

Ganz besonders wichtig sind in all den genannten Schwierigkeiten auch die prophylaktischen Aufgaben. Diese werden wahrgenommen in Form von Kursen und Seminaren zur Vorbereitung auf Ehe und Familie, für Jugendliche, Verlobte und auch für Eheleute verschiedener Altersstufen. Sie werden mit geeigneten Rednern von den einzelnen Beratungsstellen durchgeführt. Um die Referenten für diese Aufgabe auszurüsten und neue dazuzugewinnen, wurden Kurse für Dozenten an Ehe-, Mütter- und Elternschulen durchgeführt. Außer der fachlichen Information wurde in diesen Kursen, die sehr gut besucht waren, die Technik der Seminare besprochen, die unterschiedliche Wirkung von Vortrag Referat, Diskussion, Rundgespräch, Podiumsdiskussion und Expertenbefragung. Alle diese Formen wurden gemeinsam erprobt und geübt, ebenso auch das szenische Darstellen von Ehe- bzw. Erziehungssituationen als Anspiel für eine nachfolgende Aussprache.

Auch für Mitarbeiter der Telefonseelsorge, für Jugendleiter und Mitarbeiter des Müttergenesungswerkes, für Sozialarbeiter und Pfarrer wurden Arbeitswochen durchgeführt. Bei allen Kursen wird ganz besonders Wert auf die menschliche Begegnung in der Gemeinsamkeit der Aufgabe und das unmittelbare Gespräch gelegt.

Für die Berliner Pfarrer, Diakone und Gemeindehelferinnen, die an keinem länger dauernden Kurs teilnehmen konnten, wurde ein Klausurtag monatlich abgehalten, so daß sie durch das Jahr hindurch das Pensum eines Kurses erreichten.

Außer der Aus- und Fortbildung hat das Zentralinstitut auch noch die wichtige Aufgabe, durch Errichtung einer Fachbibliothek, durch Zusammenstellung von Material, durch Auswertung von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die theoretische Basis für diese Arbeit zu schaffen. Diese Arbeit konnte durch Mangel an Mitarbeitern noch nicht in dem Umfange durchgeführt werden, wie es für die Tätigkeit wünschenswert wäre.

Damit der Faden zur Praxis nicht abreißt, üben die Mitarbeiter des Instituts in beschränktem Rahmen praktische Beratungs- und Behandlungstätigkeit aus und übernehmen auch außerhalb vereinzelter Vorträge.

Der Personenkreis, der sich zur Teilnahme an unseren Kursen entschloß, hat sich in diesen zwei Jahren wesentlich geändert. Im ersten Ausbildungskurs für ehren- und nebenamtliche Mitarbeiter in der Eheberatung nahmen nur 9,5 Prozent Männer teil, und 32 Prozent der Teilnehmer waren Hausfrauen ohne vorherige Berufsausbildung, während in dem neuen Kurs, der im Mai 1966 beginnt, 43 Prozent Männer angemeldet sind und die Zahl der Hausfrauen ohne Berufsausbildung auf 17 Prozent zurückgegangen ist.

Im letzten halben Jahr hatten wir neben zwei Vikarinnen und einem Vikar, die ein Halbjahrespraktikum absolvierten, einen afrikanischen Lehrer mit seiner Frau, der sich auf die Eheberatung in Afrika vorbereitete. Durch seine Berichte über die afrikanischen Bräuche und Sitten, die er uns in seiner bildhaften Sprache vermittelte, trug er sehr zur Bereicherung bei.

Leider können wir im nächsten Jahr wegen des Fehlens eines ständigen theologischen Mitarbeiters keine Praktikanten aufnehmen. Wir hoffen aber sehr, daß sich das wieder ändert.

Wie groß das Bedürfnis nach Zurüstung für diese Arbeit ist, zeigt die Tatsache, daß fast in allen Kursen von den Teilnehmern um Fortsetzung in Weiterbildungskursen gebeten wird. Die angemeldeten Kurswünsche für das nächste Jahr füllen schon fast das vorgesehene Pensum aus.

DIE BRÜDERHÄUSER

Von Hermann Bürckstümmer

Im 19. Jahrhundert war es durch Wichern, Fliedner und Löhe zur Erneuerung des altkirchlichen Diakonats gekommen. Waren Fliedner und Löhe die Väter der weiblichen Diakonie, so hat Wichern durch die Gründung des Rauhen Hauses im Jahre 1833 das Fundament für die Entwicklung der männlichen Diakonie geschaffen. Die männliche Diakonie entfaltete sich in Brüderhäusern, denen später der Name Diakonenanstalt zugelegt wurde. Heute gibt es in Deutschland 20 Diakonenanstalten, deren Bruderschaften in der Deutschen Diakonenschaft zusammengeschlossen sind. Zusammen mit der Deutschen Diakonenschaft, die 1913 gegründet wurde, bildet die Brüderhausvorsteherkonferenz, die seit 1876 besteht, die „Arbeitsgemeinschaft der männlichen Diakonie“. Das Organ dieser Arbeitsgemeinschaft ist die Zeitschrift „Männliche Diakonie“. Außerhalb Deutschlands bestehen 10 Diakonenanstalten mit ähnlichem Aufbau in Finnland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, Schweiz, Brasilien und Thailand.

Die Entwicklung der Deutschen Diakonenanstalten war zunächst durch das Staatskirchentum gehemmt. In den ersten Jahrzehnten nach Gründung des Rauhen Hauses konnten Diakone in der Regel nur in Werken der Inneren Mission eingesetzt werden. Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts, vor allem aber nach der Revolution von 1918, wurden immer mehr Diakone in den unmittelbaren Dienst der Kirchengemeinden gerufen, so daß heute die Hälfte aller Diakone im kirchlichen Dienst steht.

Die stärksten Rückschläge erlebte die männliche Diakonie durch die beiden Weltkriege. Davon geben die nachfolgenden Zahlen ein eindrucksvolles Bild:

Jahr	ausgebildete Diakone	Nachwuchs
1915	2062	1504
1919	1971	888
1939	3657	1168
1948	2895	679
1957	3564	1753
1965	4785	1307

In den Jahren 1948 bis 1957 hatte die männliche Diakonie das stärkste Wachstum in ihrer Geschichte zu verzeichnen. Seit dem Jahre 1957 ist nur noch ein langsames Wachsen der männlichen Diakonie zu beobachten. Dies läßt sich vor allem aus drei Faktoren erklären: In dieser Zeit wurde die allgemeine Wehr-

pflcht wieder eingeführt; es wirkten sich die geburtsschwachen Jahrgänge aus; und schließlich machten sich die Folgen der außerordentlichen wirtschaftlichen Konjunktur bemerkbar. Es mag aber auch damit zusammenhängen, daß in dieser Zeit andere soziale Berufe, nicht zuletzt durch die Schaffung neuer Ausbildungsstätten, an Bedeutung gewonnen haben. Es sei in diesem Zusammenhang nur an die Erzieherseminare und an die höheren Fachschulen für Sozialarbeit erinnert.

In den Jahren 1948 bis 1952 wurde im Auftrag der Brüderhausvorsteherkonferenz ein Rahmenlehrplan für die deutschen Diakonenanstalten erarbeitet. Nachdem er vier Jahre lang erprobt worden war, wurde er von der Brüderhausvorsteherkonferenz offiziell angenommen und 1956 in der „Männlichen Diakonie“, Heft IV, veröffentlicht. Wenn auch inzwischen das Bedürfnis aufgetaucht ist, ihn da und dort zu ergänzen und manche Fächer wie zum Beispiel Soziologie zusätzlich aufzunehmen, so kann doch gesagt werden, daß in fast allen Diakonenanstalten in den letzten zehn Jahren nach diesem Plan gearbeitet worden ist und daß er für die Ausbildung der Diakone einen guten Dienst getan hat.

An die Ausbildung der Diakone werden heute aber ganz neue Fragen gestellt. In der Gegenwart ist eine immer fortschreitendere Spezialisierung der Sozialberufe zu beobachten. Es werden neue Ausbildungsstätten sei es vom Staat, sei es von der Kirche geschaffen. Diese neuen Ausbildungsstätten bringen neue soziale und kirchliche Berufe hervor, die um ihre Standwerdung ringen. Ihnen gegenüber scheint der Diakon einen Beruf ohne Berufsbild zu haben. So wird gefragt, ob die Diakonenausbildung diesen Tatbeständen nicht Rechnung tragen müßte, ob sie an dem sogenannten Ganzheitsprinzip der männlichen Diakonie festhalten könne (vgl. „Männliche Diakonie“, Nr. VI, 1958: „Das Ganzheitsprinzip der männlichen Diakonie“, von Dir. theol. Schütz), oder ob sie sich der Spezialisierung beugen müsse. Es geht dabei auch um die Frage nach der staatlichen Anerkennung der diakonischen Ausbildung und um die Frage, ob ein demokratisches Staatswesen eine freie kirchliche Ausbildung und Anerkennung bejahen kann. Um die Klärung solcher Probleme geht zur Zeit das Gespräch in der Brüderhausvorsteherkonferenz und in der Arbeitsgemeinschaft der männlichen Diakonie. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß diese Frage von den einzelnen Brüderhäusern verschieden beantwortet wird, so daß die augenblicklich noch bestehende Einheit der Ausbildung in den einzelnen Diakonenanstalten in Frage gestellt ist.

Während die Brüderhausvorsteherkonferenz die Fragen der Ausbildung und Zurüstung bedachte, haben sich sehr viele Bruderschaften der Deutschen Diakonenschaft in den letzten fünfzehn Jahren um eine neue Ordnung ihres geistlichen Lebens bemüht. Diese Bemühung hat ihren Niederschlag in der Neufassung von Brüderordnungen gefunden. Dabei ging es nicht nur um die Ordnung des geistlichen Lebens des einzelnen Bruders, sondern auch um das gemeinsame Leben der Bruderschaft und um ihre Verantwortung für den einzelnen. Auch die Fragen der Sendung und der Einsegnung mußten dabei neu bedacht werden. Das Problem „Patriarchalismus und Partnerschaft“ löste eine lebhafte Diskussion aus (vgl. D. Dr. Schimmelpfeng: „Die männliche Diakonie zwischen gestern und morgen“). In all diesem Ringen aber wurde das Bemühen sichtbar, das geistliche Leben der Bruderschaften zu erneuern und zu vertiefen.

Wenn es wahr ist, daß alles geistliche Geschehen seine Auswirkung in irdisch faßbaren Bereichen hat, dann darf es nicht verwundern, daß mit diesem Bemühen um das geistliche Leben auch ein Bemühen um die äußere rechtliche Fixierung des Diakonenamtes in der Kirche verbunden war. Dabei geht es um die Entfaltung des Diakonenamtes als eines kirchlichen Amtes eigener Prägung. Bis zum Jahre 1948 hatten die Landeskirchen von Bayern, Württemberg, Kurhessen-Waldeck schon ihre Diakonengesetze erlassen. Inzwischen folgten die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens 1950, die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs 1952, die Evangelisch-Lutherische Kirche im Hamburger Staat 1958, die Bremische Evangelische Kirche 1960 und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holsteins 1964. Der Vollständigkeit halber sei noch eine bayrische kirchliche Verordnung über die Dienst- und Besoldungsverhältnisse der Diakone aus dem Jahre 1963 erwähnt, die das Diakonenamt als ein kirchliches Amt eigener Prägung bis in die Gehaltsordnung hinein besonders berücksichtigt.

Hinter der Diskussion um die rechte Ausbildung eines Diakons, um seine brüderschaftliche Bindung, um seine kirchenrechtliche Einordnung, erhob sich die Frage: Was ist eigentlich ein Diakon in der evangelischen Kirche? Damit hat sich die Arbeitsgemeinschaft der männlichen Diakonie im April 1965 beschäftigt und darauf die einstimmige Antwort gegeben:

„Unbeschadet der Dienste eines Diakons im freien gesellschaftlichen Raum gilt von einem Diakon in der evangelischen Kirche:

1. Der Diakon ist für sein Amt eingesegnet.
2. Der Diakon hat Aufgaben der christlichen Liebestätigkeit.
3. Der Diakon hat Anteil am Dienst mit dem Wort.
4. Der Diakon hat Aufgaben im Gottesdienst.

5. Der Diakon ist brüderschaftlich gebunden.“ (Vgl. „Männliche Diakonie“, Nr. 4, 1965.)

Diese Sätze sollen helfen zu einem rechten Selbstverständnis der männlichen Diakonie; sie sollen im Hintergrund stehen bei der Abfassung der Dienstanweisungen der Gemeindediakone; sie sollen den Diakon als Sozialarbeiter der Gemeinde verbinden mit dem Gottesdienst und der Verkündigung; sie sollen den Diakon davor bewahren, nur Pastoralgehilfe zu sein. Zugleich ergeben sich aus diesen Sätzen Überlegungen für den Anstalts- und Verwaltungsdiakon. Auch diese Diakone dürfen nicht dauernd vom Gottesdienst und der Verkündigung gelöst sein. Es werden hier gewiß noch mancherlei Fragen und Probleme auftauchen. Und das ist gut so. Denn gerade diese heilsame Unruhe zeigt, daß die Arbeitsgemeinschaft der männlichen Diakonie einen guten Beschluß gefaßt hat.

So tun die Brüderhäuser ihren Dienst. Sie senden ihre Brüder in den Dienst der Gemeinden und in die Werke der Diakonie. So wollen sie auf ihre Weise mithelfen, die Diakonie der Gemeinde zu beleben, damit die Kirche sprechen kann: Die Liebe gehört mir wie der Glaube!

Von Werner Koppen

Dieser Bericht soll, ausgehend von einer kurzen Darstellung der Nachkriegssituation, Auskunft geben über Bestand und Arbeit der zum Kaiserswerther Verband zusammengeschlossenen Diakonissenmutterhäuser.

Im Jahre 1945 umfaßte der Verband 76 deutsche Diakonissenmutterhäuser mit etwa 28 000 Schwestern. Fast alle Häuser hatten schwere Kriegsschäden erlitten. 12 Schwesternschaften mußten ihre Heimat verlassen, 6 konnten eine neue selbständige Arbeit und Bleibe finden, 6 vereinigten sich mit anderen Mutterhäusern.

Durch den Krieg war die Verbindung zu den außerdeutschen Häusern der Kaiserswerther Generalkonferenz völlig unterbrochen worden. Einige von ihnen traten wegen der Kriegereignisse in ihren Ländern aus der Generalkonferenz aus, die Verbindung zu den anderen wurde bald nach dem Kriege wieder aufgenommen und ergab eine fruchtbare und vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Die Generalkonferenz umfaßt heute 95 Diakonissenmutterhäuser und zwar 74 in Deutschland (51 in der Bundesrepublik und 23 in der DDR) und 21 im Ausland. Diese Mutterhäuser bekennen sich zu gemeinsamen Grundordnungen, die unter anderem bezeugen: Die Mutterhausdiakonie ist bewußt Diakonie der Kirche. „... Die Diakonissen sind Dienerinnen des Herrn Jesus Christus und um seinetwillen Dienerinnen der Hilfsbedürftigen aller Art und Dienerinnen untereinander ... Das Mutterhaus ist Heimat für seine Schwestern: eine Stätte der Sammlung und Erziehung, der Erprobung und Bewährung, der Aussendung und Leitung, des Rückhaltes und der Zuflucht. Die Schwesternschaft ist eine Glaubensgemeinschaft, Dienstgemeinschaft und Lebensgemeinschaft. Die Schwestern tragen in Fürbitte, Dienst und Mitverantwortung das gemeinsame Werk ... Die Schwestern erkennen ihren Dienst als die von Gott gegebene Lebensaufgabe an und leben um ihres Amtes willen im ehelosen Stande ... Die Schwestern stehen zu ihrem Mutterhaus in keinem arbeitsrechtlichen Verhältnis ... Die Leitung des Mutterhauses sendet die Schwestern zur Ausübung ihres diakonischen Auftrages ...“

Die 74 deutschen Mutterhäuser umfassen nach den letzten Erhebungen (Anfang 1965) 24 159 Schwestern (20 079 in den 51 Mutterhäusern in der Bundesrepublik und 4080 in den 23 Mutterhäusern der DDR).

Die aktiven Schwestern tun ihren Dienst in der ganzen Breite des diakonischen Auftrags der Kirche, so in der Bundesrepublik in 168 Krankenhäusern, 7 Kinderkrankenhäusern, 18 Säuglings- und Entbindungsheimen, 3 Pflegeanstalten für Körperbehinderte, 18 Pflegeanstalten für Geistigbehinderte, 20 Heimen für Epileptiker, 8 Kliniken für Nerven- und Gemütskranke, 217 Altenheimen, 13 Pflegeheimen, 89 Kinderheimen, 33 Heimen für schulentlassene Mädchen, 37 Erholungsheimen, 10 Heimen der Flüchtlingsfürsorge, in 608 Kindergärten und auf über 1200 Gemeindepflegestationen, dazu in Paramentikwerkstätten, in der Gefangenenfürsorge, in der Bahnhof- und Mitternachtsmission, im Gemeindehelferinnendienst und auf 17 außereuropäischen Missionsstationen.

Für die fachliche Ausbildung ihrer Schwestern und vieler junger Mädchen, die in einem sozialen oder pflegerischen Beruf tätig werden wollen, unterhalten die Mutterhäuser eine Vielfalt von Schulen und Ausbildungsstätten, zum Beispiel in der Bundesrepublik 79 Krankenpflegeschulen, 19 Säuglings- und Kinderkrankenpflegeschulen, 3 Schulen für die Pflege von Gemüts- und Geisteskranken, 9 Altenpflegeschulen, 9 Haushaltungsschulen, 53 Pflegevorschulen, 12 Kinderpflegerinnenschulen, 16 Seminare für Kindergärtnerinnen, 4 Fachschulen für Heimerzieherinnen, 3 Seminare für kirchlichen Gemeindedienst, 3 Paramentikschulen, 2 Soziale Seminare, 2 Frauenfachschulen, 1 Höhere Frauenfachschule, 1 Fachschule für Jugendleiterinnen, 1 Lehranstalt für Medizinisch-Technische Assistentinnen, 1 Diätassistentinnenschule und einen ständigen Lehrgang für Unterrichtsschwestern. Der Verband ist in den Vorstand der vom Zehlendorfer Verband gegründeten Schwesternhochschule in Berlin eingetreten und schickt viele Schwestern in deren Kurse. Ein Mutterhaus wird auf Bitten des Verbandes ein ähnliches Institut im süddeutschen Raum errichten.

Die Mutterhäuser sind dabei, an der Weitergestaltung ihrer Dienste und Formen zu arbeiten und haben unter anderem folgende besonders dringliche Aufgaben in Angriff genommen:

1. Sie mühen sich um eine Erneuerung und Ordnung des geistlichen und gemeinsamen Lebens in den Mutterhäusern.

Der theologische Ausschuß befaßte sich eingehend mit den Fragen der *vita communis*, die Mitgliederversammlung beriet über den kommunitären Charakter der Mutterhäuser und die diesjährige Tagung der Probemeisterinnen steht unter dem Thema „Gemeinsames Leben im Mutterhaus“.

2. Sie sorgen für eine Intensivierung der diakonischen Zurüstung und fachlichen Ausbildung und Fortbildung der Schwestern. Die veränderte Lage in den Gemeinden und Anstalten und der Fortschritt der Wissenschaft erfordern nicht nur eine gründliche Ausbildung, sondern auch eine laufende Fortbildung und intensive Zurüstung der Schwestern. Die Vorstände der Häuser, die Geschäftsstelle und der Schwesternausschuß mühen sich sehr um diese Aufgaben und haben in mehreren Häusern Fortbildungslehrgänge eingerichtet, in denen die Schwestern vertraut gemacht werden mit den für ihren Dienst wichtigen Erkenntnissen der modernen Forschung und in denen ihnen Hilfen gegeben werden zur Erfüllung ihrer kirchlich-diakonischen Aufgaben heute.

3. Sie schaffen eine gute Ordnung des Zusammenwirkens von Diakonissen, Verbandsschwestern und allen anderen Mitarbeitern.

Die letzte Generalkonferenz stand unter dem Thema „Diakonie als Kooperation“ und machte deutlich, daß die Mutterhausdiakonie von ihrem Herrn her gar nicht anders existieren und arbeiten kann als in Kooperation, frei von jedem Monopoldenken oder Konkurrenzempfinden. So wurde in Zusammenarbeit mit dem Ausschuß für Verbandsschwesternfragen eine neue „Ordnung für die Verbandsschwesternschaft“ erarbeitet, in der es unter anderem heißt: „In den Mutterhäusern des Kaiserswerther Verbandes sind neben der Lebensform der Diakonisse mancherlei andere Formen der Frauendiakonie erwachsen. Innerhalb dieser Frauendiakonie sind die Verbandsschwestern in schwesterlicher Gemeinschaft mit Diakonissen und anderen Mitarbeitern tätig ... Die Verbandsschwestern finden auf den Arbeitsfeldern der Mutterhäuser vielfältige Möglich-

keiten der verantwortlichen und auch leitenden Mitarbeit ...“ Ihr Dienst ist echte Diakonie, wenn er auch aus anderen Motiven und in anderen Formen als der Diakonissendienst geschieht.

4. Sie kümmern sich um eine sorgfältige Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Schwestern und Mitarbeiter. Die Geschäftsführer beobachten dabei die Entwicklung der staatlichen Gesetzgebung, vertreten die Belange der Schwestern und Mitarbeiter und beraten die Mutterhäuser. Der Wirtschaftsausschuß bearbeitet alle wichtigen wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen und bereitet die großen Tagungen der Wirtschaftsleiter und Verwaltungsschwestern vor.

5. Sie stärken die Verbindung der Mutterhäuser zu den Gemeinden und Gemeindekreisen, zum Beispiel durch Rüstzeiten für Pfarrer und Pfarrfrauen, für Mädchen und Frauen aus den Gemeinden in den Mutterhäusern und durch Sendfahrten in die Gemeinden. Sie pflegen die Verbindung der Mutterhäuser untereinander durch regelmäßige Konferenzen und Arbeitstagungen, durch gegenseitige Besuche und Austausch von Schwestern. Vorstände und Geschäftsführer suchen auch eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Kirchenleitungen und staatlichen Organen, mit dem Diakonischen Werk, der „Diaconia“ und anderen Verbänden.

6. Sie intensivieren ihre Öffentlichkeitsarbeit. Die meisten Mutterhäuser treten mit eigenen Hauszeitschriften oder gedruckten Berichten aus ihrer Arbeit an die Öffentlichkeit. Der Verband gibt eine Schriftenreihe „Arbeitshilfen des Kaiserswerther Verbandes“ heraus, in der Konferenzvorträge und theologisch-diakonische und wirtschaftliche Untersuchungen veröffentlicht werden. Der publizistische Ausschuß des Verbandes berät die Fragen und Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit und steht dem Schriftleiter der 1963 gegründeten Verbandszeitschrift „Der weite Raum“ als Redaktionsbeirat zur Seite. Diese Zeitschrift ist ein wichtiges Bindeglied für die Schwestern der ganzen Generalkonferenz. Sie will Kirche und Öffentlichkeit über die Arbeit der Mutterhäuser informieren und will helfen, ein entzerrtes Schwesternbild darzustellen.

Die Kaiserswerther Mutterhausdiakonie möchte dem Herrn der Kirche gehorsam bleiben und Frauen, die ihm dienen wollen, zurüsten zum Dienst an Hilfsbedürftigen aller Art. Sie möchte die verschiedensten Formen der Frauendiakonie pflegen, möchte ihre Bemühungen um das geistliche und gemeinsame Leben der Schwestern intensivieren und dabei offen sein für neue Wege und Formen des Dienstes.

DER ZEHLENDORFER VERBAND FÜR EVANGELISCHE DIAKONIE

Von Werner Bellardi

Entstanden ist der Zehlendorfer Verband aus der „Zehlendorfer Konferenz“, zu der sich 1916 sieben evangelische Schwesternschaften zusammenschlossen, deren Struktur der „Kaiserswerther Grundordnung“ nicht oder nicht mehr entsprach und die sich mit den Zielen Friedrich Zimmers, des Gründers des Evangelischen Diakonievereins, einig wußten. Unter Pfarrer Großmann, dem dama-

ligen Direktor des Evangelischen Diakonievereins, erfolgte im Jahre 1933 die Umwandlung der Zehlendorfer Konferenz in den „Zehlendorfer Verband für evangelische Diakonie“, der sich dem Centralausschuß für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche anschloß. Die folgenden Jahre des Dritten Reiches brachten mancherlei Spannungen und Erschütterungen der Verbandsarbeit. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges fand sich der Verband, der 1934–1946 unter der Leitung von Pfarrer Pilgram gestanden hatte, zu neuer Arbeit zusammen. Pfarrer Mieth, seit 1946 Direktor des Evangelischen Diakonievereins, war von 1947 bis zu seinem Tode im Jahre 1963 Vorsitzender des Verbandes. Seit 1964 wird der Zehlendorfer Verband von Pfarrer Dr. Bellardi geführt und gehört als Fachverband zum Diakonischen Werk – Innere Mission und Hilfswerk der EKID.

Die Arbeit des Verbandes war bestimmt durch die Satzungen und die „Zehlendorfer Grundsätze für weibliche Diakonie“ (Neufassung im Jahre 1948). Im November 1965 beschloß die Jahreskonferenz neue „Leitsätze“. Sie beginnen mit einer theologischen Präambel und behandeln dann in sieben Sätzen Struktur und Auftrag der Schwesternschaften, die heute dem Verband angehören. Sie haben folgenden Wortlaut:

Diakonie ist Antwort der Gemeinde auf die Liebe in Jesus Christus.

Diakonie lebt aus Wort und Sakrament.

Diakonie macht das Zeugnis der Kirche glaubwürdig.

1. Wir bejahen die schwesternschaftliche Form der Diakonie, weil Jesus Menschen in ein gemeinsames Leben beruft, der gemeinschaftlich ausgeübte Dienst dem Auftrag der Diakonie am ehesten gerecht wird und die Schwester in ihrer Schwesternschaft bewahrt wird vor Vereinzelung.

2. Die Diakonie Zehlendorfer Prägung hat eine zweifache Aufgabe. Vor allem gilt der Dienst der Diakonieschwester den Kranken und anderen Hilfsbedürftigen, wozu ihr eine gediegene Fachausbildung vermittelt wird. Damit verbunden ist die andere Aufgabe, junge Menschen zu mündigen Christen zu erziehen, die sich als Diakonieschwester im Beruf oder in der Ehe bewähren. So wird der von Friedrich Zimmer entwickelte Grundgedanke verwirklicht: Diakonie durch Frauen und Diakonie an Frauen.

3. Die Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes sind genossenschaftlich geordnet. Schwesternrat und Schwesternversammlung entscheiden in allen schwesternschaftlichen Angelegenheiten. Die Geschäftsführung obliegt einem Vorstand, dem mindestens ein Pfarrer und eine Oberin angehören. Rechte und Pflichten der Diakonieschwester werden in einer besonderen schwesternschaftlichen Ordnung festgelegt. Die einzelne Schwester arbeitet auf Grund eines Schwesternschaftsvertrages, den der Vorstand mit dem Stationsträger abschließt. Die Selbstverantwortlichkeit der Diakonieschwester wird dadurch nicht eingeschränkt.

4. Die Diakonieschwester wird bereits als Schülerin in die Schwesternschaft aufgenommen. Beim Eintritt wird von ihr erwartet, daß sie sich dem Evangelium von Jesus Christus nicht verschließt und bereit ist, sich in die Lebensgemeinschaft der Schwestern einzuordnen. Beides setzt von seiten der Schwesternschaft ein hohes Maß an Verantwortung für die Schwesternschülerin voraus.

Mit der Einübung im Beruf wächst die junge Schwester in ihre Schwesternschaft hinein. Die Zugehörigkeit zur Schwesternschaft bleibt freiwillig auch nach der Einsegnung, die nach Jahren der Bewährung in einem Gottesdienst erfolgt.

5. Die Tracht der Diakonieschwester ist Ausdruck des gemeinsamen Auftrages ihrer

Schwesternschaft. Inwieweit außerhalb des Dienstes Tracht getragen wird, regelt die Trachtordnung der einzelnen Schwesternschaft.

6. Die Vergütung der Diakonieschwester besteht aus Bar- und Sachbezügen, deren Höhe den jeweiligen Lebenshaltungskosten angemessen sein soll und von der Schwesternschaft festgelegt wird. Die Schwesternschaft nimmt sich der Schwester bei Erkrankungen an und läßt sich ihre Versorgung im Alter angelegen sein.

7. Die Diakonieschwester findet in ihrer Schwesternschaft Inhalt, Unterhalt und Rückhalt für ihr Leben.

Die Arbeit des Zehlendorfer Verbandes hat im Jahre 1965 dadurch eine wesentlich breitere Grundlage gewonnen, als zu den bisherigen 15 weitere 3 Schwesternschaften traten. Heute umfaßt der Zehlendorfer Verband 18 Schwesternschaften aus beiden Teilen Deutschlands. Die wichtigsten unter ihnen sind der Evangelische Diakonieverein (Berlin-Zehlendorf), der Hessische und Rheinisch-Westfälische Diakonieverein (Darmstadt), die Schwesternschaft des Evangelischen Bundes (Berlin-Schlachtensee), die Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe im Bereich der östlichen Gliedkirchen (Potsdam), die Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe im Rheinland (Bad Godesberg), der Schwesternverband der Westfälischen Frauenhilfe (Soest), das Friederikenstift Hannover, die Evangelische Diakonieschwernerschaft Herrenberg (Herrenberg/Wttbg.), die Frauenmission Malche (Bad Freienwalde/Barkhausen), das Sophienhaus Weimar, der Württembergische Verband Evangelischer Haus- und Landschwestern (Kornthal), das Mutterhaus für kirchliche Diakonie München (Ottobrunn bei München), der Evangelische Kölner Schwesternverband (Rodenkirchen) und die Johanniter-Schwernerschaft (Bonn).

Die dem Verband angeschlossenen Schwesternschaften zählen zur Zeit etwa 8500 Schwestern, die in Kranken- und Altenpflege, Kinder- und Gemeindegarbeit, Unterricht und Fürsorge, Evangelisations- und Missionsdienst tätig sind. Der Verband gehört dem Ökumenischen Bund „Diakonia“ an, dessen Internationale Delegiertenversammlung im Jahre 1963 in Berlin-Zehlendorf stattgefunden hat.

Die im Zehlendorfer Verband für evangelische Diakonie zusammengeschlossenen Schwesternschaften verstehen ihren Dienst als Diakonie im Auftrag des Herrn der Kirche. Sie wollen den Kranken und Hilfsbedürftigen dienen (Diakonie durch Frauen) und zugleich die evangelische Jugend durch pflegerische Ausbildung und diakonische Erziehung zu einem evangelischen Lebensverständnis führen (Diakonie an Frauen). Um dieser Ziele willen bejahen sie die schwernerschaftlichen Formen ihres genossenschaftlichen Zusammenschlusses. Ihr gemeinsames Leben will in Anerkennung der damit gegebenen persönlichen Begrenzung Ausdruck eines mündigen Christseins wie einer verantwortlichen Berufsausübung sein. Das schließt das Festhalten an dem Glaubensgrund der Väter und Mütter der Diakonie ebenso ein wie die Absage an jedes starre Beharren auf überlieferten Lebensformen. In den nächsten Jahren wird es die besondere Aufgabe des Zehlendorfer Verbandes sein, die Auseinandersetzung über neue Formen christlichen Zusammenlebens im Kreise der ihm angeschlossenen Schwernschaften in der Richtung der neu beschlossenen Leitsätze wachzuhalten und Modelle christlicher Gemeinschaft zu setzen.

DIE ARBEIT AN DEN FREIBERUFLICH TÄTIGEN EVANGELISCHEN SCHWESTERN

Von Marie von Meyeren

Nicht nur in staatlichen und städtischen Einrichtungen, sondern auch in den Anstalten und Einrichtungen der Kirche und der evangelischen Diakonie ist in den letzten Jahren die Zahl der freiberuflich tätigen evangelischen Schwestern immer größer geworden und wird in den kommenden Jahren weiter anwachsen. Diese Frauen und Mädchen haben sich die Schwesternarbeit als Beruf und als Existenzgrundlage für ihr persönliches Leben, das sie eigenständig gestalten, gewählt. Wie jeder andere Arbeitnehmer haben sie einen Einzelarbeitsvertrag, der die Arbeitsbedingungen regelt, erhalten Tarifgehalt und anderes.

A. Evangelische freiberufliche Schwesternverbände

Viele haben aber den Wunsch nach glaubensmäßigem, menschlichem und beruflichem Rückhalt in einer Gemeinschaft, die ihnen aber die eigenständige Gestaltung ihres Berufs- und persönlichen Lebens weitgehend beläßt. So entstanden neue Formen diakonischen Wirkens in den evangelischen freiberuflichen Schwesternverbänden. Sie anerkennen die segensreiche Tradition der Mutterhaus- und genossenschaftlichen Diakonie, mit denen sie sich verbunden wissen im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung auf den kommenden Herrn. Sie wollen gemeinsam mit ihnen den Dienst an den evangelischen Schwestern tun in neuen, der berufstätigen Frau angepaßten Formen.

Der älteste evangelische freiberufliche Schwesternverband, die Schwesternschaft der Inneren Mission in Berlin-Spandau entstand bereits 1916 als Trachtgruppe innerhalb des 1902 gegründeten Verbandes der Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission. Ihr Wirkungsbereich erstreckt sich über Gesamtdeutschland. Andere, wie der 1933 entstandene Hessische evangelische Schwesternbund arbeiten im Bereich einer Landeskirche. Weitere evangelische freiberufliche Schwesternverbände entstanden für den Arbeitsbereich eines Krankenhauses oder größeren Anstaltswerkes wie die Evangelische Schwesternschaft St. Markus in Frankfurt a. M. (1956), der Saarländische evangelische Schwesternverband in Neunkirchen (1958), die Johannes-Schwesternschaft in Bielefeld (1959), um einige zu nennen.

Bei aller Vielgestaltigkeit der äußeren Form haben die evangelischen freiberuflichen Schwesternschaften gemeinsame Grundanliegen. Sie wollen ihren Mitgliedern dazu verhelfen, sich in Gemeinschaft unter Gottes Wort zu stellen und sich im Geiste evangelischer Diakonie gegenseitig zu stärken. Sie wollen ihren Mitgliedern zu einer zeitgemäßen fachlichen Ausbildung verhelfen, ihnen berufliche Förderung geben und ihnen behilflich sein, eine ihren Gaben und Lebensumständen entsprechende Berufstätigkeit zu finden und auszuüben.

Um untereinander enge Verbindung zu halten und gemeinsame Anliegen und Aufgaben zu beraten und um ihre Verbundenheit mit der evangelischen Diakonie zu festigen und ihr sichtbar Ausdruck zu geben, haben sich die genannten

Schwesternverbände im September 1960 im Rahmen des Diakonischen Werkes, Innere Mission und Hilfswerk der evangelischen Kirche in Deutschland, zusammengeschlossen zu der „Vereinigung evangelischer freiberuflicher Schwesternverbände“. Die Vereinigung arbeitet zur Zeit noch als lose Arbeitsgemeinschaft mit einer ehrenamtlich und nebenberuflich tätigen geschäftsführenden Vorsitzenden. Um ihre Arbeit auszudehnen – weitere evangelische freiberufliche Schwesternschaften und lose Gruppen evangelischer Schwestern in Krankhäusern treten ihr jetzt bei – und um ihre Mitgliederverbände und -gruppen intensiver fördern und vertreten zu können, will sie sich als e. V. konstituieren und eine hauptamtliche Geschäftsführerin einstellen. Besondere Aufmerksamkeit soll der Fortbildung der Schwestern gewidmet werden. Die Gründungsversammlung der „Vereinigung Freiberuflicher Evangelischer Schwesternverbände“ fand im November 1966 statt. Die Eintragung in das Vereinsregister ist beantragt.

B. Die Arbeit an den freien evangelischen Schwestern

Unter den evangelischen freiberuflich tätigen Schwestern gibt es aber eine große Zahl, die sich nicht einem evangelischen Schwesternverband – auch nicht in der losen Form der evangelischen freiberuflichen Schwesternschaften – anschließen, die ganz als „freie“ Schwestern tätig sein wollen. Doch auch sie brauchen geistliche, menschliche und berufliche Hilfen. Auch an ihnen hat die evangelische Kirche und ihr Diakonisches Werk Aufgaben. Es ist hier schon manches geschehen, was aber weiter ausgebaut werden muß. Die Gesinnungsgemeinschaft der evangelischen Mutterhaus- und Schwesternverbände, die „Diakoniegemeinschaft“ lädt seit jeher freie evangelische Schwestern zu ihren Veranstaltungen ein. Soweit in Häusern evangelische Schwesternschaften arbeiten, sind diese oft bereit, die freien evangelischen Schwestern in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Aber nicht immer ist das der beiderseitige Wunsch. – Vor allem muß die große Zahl der freien evangelischen Schwestern, die in staatlichen, städtischen und überkonfessionellen Häusern, Kliniken und Stationen tätig sind, gesehen werden. Die Kraft des Krankenhausseelsorgers reicht in der Regel nicht aus, sich dieser Schwestern im besonderen anzunehmen. Hier ist den einzelnen Landeskirchen und den Landesverbänden der Inneren Mission und des Hilfswerkes die besondere Aufgabe gestellt, den freien evangelischen Schwestern ihre Hilfe anzubieten. Die Formen, in denen diese Hilfe in ihren Anfängen bereits geschieht, sind vielgestaltig. Einige Landesverbände – in Baden, Württemberg, Hessen-Nassau und neuerdings auch Westfalen – haben gemeinsam mit ihrer Landeskirche eine hauptamtliche Kraft für Schwesternfragen – eine Theologin, zwei Schwestern, eine Fürsorgerin – angestellt, die sich im besonderen auch der freien evangelischen Schwester annehmen soll. In anderen Landesverbänden der Inneren Mission und des Hilfswerkes versieht eine Mitarbeiterin neben anderen Aufgaben diesen Dienst und auch evangelische Frauenverbände nehmen freie evangelische Schwestern in ihren Kreis hinein. Über die Oberinnen, Krankenhauspfarrer und auch einzelne Schwestern in den Häusern versucht man, durch schriftliche und mündliche Einladungen an die freien Schwestern heranzukommen. In Baden hat sich zum Beispiel ein Vertrauensschwesterkreis „der offene

Ring“ gebildet, der die Theologin bei ihrer Arbeit unterstützt. Durch Einzelgespräche und Besuche, vor allem der oft allein auf sich gestellten evangelischen Gemeindeschwestern, durch Veranstaltung von mehrtägigen Rüstzeiten, Wochenend- und Abendveranstaltungen, bei denen geistliche, menschliche, künstlerische, berufliche Themen behandelt und lebhaft diskutiert werden, durch Wanderungen, gemeinsame Ferienreisen versucht man, die freien Schwestern seelsorgerlich, menschlich und beruflich anzusprechen. Die vom evangelischen Presseverband für Bayern auf Initiative von Pastor Backe herausgegebene Zeitschrift „Schwesternrevue“, an deren Gestaltung auch die Mitarbeiterinnen für Schwesternfragen in den Landesverbände und einzelne freie Schwestern mitarbeiten, verfolgt die gleichen Ziele. Unter der Schirmherrschaft von Pastor Backe hat sich in Würzburg und Umgebung eine eigenständige lose Gemeinschaft freier Schwestern gebildet, die zu guter Unterhaltung, beruflicher Fortbildung und Besprechung geistlicher Fragen zusammenkommen. Nachdem in der Rheinischen Landeskirche sich zunächst eine Theologin durch Veranstaltung von Freizeiten, durch Einzelbetreuungen der Gemeindeschwestern in den evangelischen Gemeinden angenommen hatte, wurde im Februar 1965 eine „Arbeitsgemeinschaft der freiberuflichen Gemeindeschwestern in der evangelischen Kirche im Rheinland“ gegründet. – Dieses sind einige Beispiele für die Anfänge der so wichtigen Arbeit der Kirchen und der evangelischen Diakonie an den freien Schwestern.

In berufsständischen und arbeitsrechtlichen Fragen werden die freien Schwestern, sofern sie es wünschten, von den zuständigen Mitarbeitern in den Landeskirchen und Landesverbänden der Inneren Mission und des Hilfswerks beraten. Aber immer wieder wird von den Schwestern die Frage nach einer eigenen berufsständischen Vertretung gestellt. Diese Forderung nach einem evangelischen Berufsverband, dem die freien Schwestern als Einzelmitglieder beitreten können, wurde auf der Geschäftsführerkonferenz des Diakonischen Werkes im November 1965 von den Geschäftsführern der Landesverbände der Inneren Mission und des Hilfswerks und einiger Fachverbände anerkannt. Die Errichtung einer selbständigen Geschäftsstelle mit einer gemeinsamen Geschäftsführerin für die beiden Säulen der evangelischen freiberuflichen Schwesternarbeit „Vereinigung evangelischer freiberuflicher Schwesternverbände“ und „Berufsverband freier evangelischer Schwestern“ wurde gutgeheißen und eine gute Zusammenarbeit und Förderung der Arbeit zugesagt. Der Berufsverband Freier Evangelischer Krankenschwestern e. V. ist inzwischen im Juni 1966 gegründet und in das Vereinsregister eingetragen worden. Die gemeinsame Geschäftsstelle der Vereinigung und des Berufsverbandes, in der eine hauptamtliche Geschäftsführerin arbeitet, ist in: 6 Frankfurt am Main, Kurt-Schumacher-Straße 23 (Dominikaner-Kloster). Es wurde aber betont, daß trotz eines Berufsverbandes die geschilderte ganz unverbindliche Arbeit der Landeskirchen, der Landesverbände der Inneren Mission und des Hilfswerks bestehenbleiben und weiter ausgebaut werden muß.

Von Hellmut Reitzenstein

Seit April 1961 kommen Ersatzdienstpflichtige in Einrichtungen des Diakonischen Werkes. Zunächst wurden sie dem Werk vom Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung für ein Jahr zugeteilt. Seit Herbst 1962 (beginnend mit dem Jahrgang 1940) kamen sie nach freiwilliger Meldung für 18 Monate in unsere Anstalten. 109 Einrichtungen des Diakonischen Werkes, darunter fast alle großen Anstalten, aber auch Krankenhäuser, Alterspflegeheime, Arbeiterkolonien und 22 Kinder- und Erziehungsheime – von insgesamt 4500 Anstalten und Heimen im Bundesgebiet – haben sich vom BMAuS als „Organisation, in denen Ersatzdienst abgeleistet werden kann“, anerkennen lassen. Sie stellen heute über 700 Plätze für Kriegsdienstverweigerer zur Verfügung, von denen zwei Drittel ständig besetzt sind.

50% der insgesamt 485 Kriegsdienstverweigerer, die am 1. 2. 65 in den diakonischen Anstalten tätig waren, sind im pflegerischen Hilfsdienst in Krankenhäusern, Heil- und Pflegeanstalten eingesetzt, 32 % im technischen Hilfsdienst 18 % im erzieherischen Hilfsdienst in den Kinder- und Erziehungsheimen. Zu letzteren melden sich vornehmlich die in einer pädagogischen, sozialen oder diakonischen Ausbildung stehenden Ersatzdienstpflichtigen sowie Abiturienten, Studenten und Mitglieder evangelischer Jugendkreise. Etwa 40 % aller Ersatzdienstpflichtigen, die ihren Ersatzdienst in Einrichtungen der Diakonie ableisten wollen, meldeten sich zunächst für eine Tätigkeit in einem Kinder-, Jugend- oder Erziehungsheim. Namentlich die Schüler, Studenten und Glieder der Evangelischen Jugendarbeit bringen dafür auch meist gute Voraussetzungen mit. Es hat sich vermutlich herumgesprochen, daß in den Kinder- und Erziehungsheimen (schon der zahlreichen Praktikanten wegen) arbeitsbegleitende Seminare durchgeführt werden, die die jungen Helfer in die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen einführen. Das wird offensichtlich als Garantie dafür angesehen, daß man seinen Ersatzdienst von Monat zu Monat sinnvoller und verantwortlicher wahrnehmen kann. Leider hat das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung auf Grund von Bedenken, die die oberste Jugendbehörde der Länder gegen die Mithilfe von Ersatzdienstpflichtigen im Erziehungsdienst gemacht haben, der Mehrzahl der Kinderheime die Anerkennung als Ersatzdiensteinrichtung entzogen. Lediglich in Baden-Württemberg sind fünf Kinderheime noch anerkannt für solche Ersatzdienstleistenden, die eine soziale oder pädagogische Ausbildung haben.

Aber auch der Einsatz in Heil- und Pflegeanstalten wird von den Kriegsdienstverweigerern – zumindest aus der Rückschau – als sinnvoll bezeichnet. Es dauert oft erst drei bis vier Wochen, ehe sich die jungen Leute an die Atmosphäre in einem Heim für geistig oder körperlich Behinderte gewöhnen. Dann aber sind sie vielfach so von der Aufgabe, die ihnen übertragen wurde, gepackt, daß sie in der Pflege dieser Kranken ganz aufgehen. Sie fügen sich gut in den Anstaltsrhythmus ein und tragen als Helfer in den Pflegegruppen wesentlich mit dazu bei, ausgebildetes Personal zu entlasten. Es überrascht immer wieder, wie wenig die jungen Menschen zunächst von der Existenz der Kranken wissen

und wie stark sie sich schon nach ganz kurzer Zeit für ihre Kranken einsetzen. Gerade in den Anstalten für geistig Behinderte kommt es oft zu sehr fruchtbaren Aussprachen zwischen den Pflegern und der Anstaltsleitung auf der einen und den jungen Helfern auf der anderen Seite. Es geht dabei meist um den Zusammenhang von Liebe, Fürsorge und Achtung vor dem Kranken. Die Auseinandersetzung mit Fragen aus dem Problemkreis der Euthanasie trägt wesentlich zur Prägung des Weltbildes der jungen Menschen bei.

Unter den Kriegsdienstverweigerern, die in Erziehungsheimen und in Heil- und Pflegeanstalten eingesetzt waren, gibt es eine ganze Reihe, die anschließend in einen sozialen oder diakonischen Beruf überwechselten.

Der Ersatzdienst in den Krankenhäusern leidet ein wenig darunter, daß zur unmittelbaren Pflege der Kranken Mindestkenntnisse auf dem Gebiet der Pflege vorausgesetzt werden müssen, die die Ersatzdienstpflichtigen nur selten mitbringen. Auf der anderen Seite gibt es in einem modernen Krankenhaus viele technische Hilfsfunktionen, die gut von Ersatzdienstleistenden erfüllt werden können, so daß doch ein zweckmäßiger Einsatz möglich ist. Manche evangelischen Krankenhäuser lassen ihre Ersatzdienstleistenden an der einjährigen berufsbegleitenden Krankenpflegehelfer-Ausbildung mit teilnehmen, um sie dann in der Krankenpflege einsetzen zu können.

Ersatzdienstpflichtige haben sich aber auch in Arbeiterkolonien und Rehabilitationszentren bewährt, wo die jungen Helfer unter erfahrener Anleitung lernen, wie Beispiel und Liebe gescheiterte Menschen aufzurichten vermögen.

Der Dienst in den Alters- und insbesondere in den Altenpflegeheimen wird nur von wenigen Ersatzdienstpflichtigen vorrangig gewünscht. Wenn sie aber einmal dort sind, gibt es kaum Klagen über den Umgang mit den Alten und Pflegebedürftigen selber. Die Ersatzdienstleistenden erfahren aber auch in dieser Arbeit reichen persönlichen Gewinn: die Freundschaft mit alten Menschen, die an oft reicher Lebenserfahrung teilhaben lassen, die Pflege bei Menschen, die Dankbarkeit spüren lassen und so ein Stück Selbstbestätigung vermitteln.

Von den fast 2000 Ersatzdienstleistenden, die im Laufe der Jahre in der Diakonie mithalfen, mußten – nach Kenntnis der Hauptgeschäftsstelle – etwa 50 im Laufe ihrer Dienstzeit aus disziplinären oder allgemein menschlichen Gründen versetzt werden, vielfach innerhalb unseres Werkes, aber manchmal auch in staatliche Ersatzdienstgruppen. Noch größer ist jedoch die Zahl derjenigen Kriegsdienstverweigerer, die nach ihrem Ersatzdienst in der Diakonie dort ihre neue Lebensaufgabe sahen, eine Ausbildung anstrebten oder in die Mitarbeiterschaft – meist der gleichen Anstalt – eintraten.

Bei der bisherigen Durchführung des Zivilen Ersatzdienstes im Bereich unseres Werkes fällt auf, wie unterschiedlich der Dienst trotz gleichlautender Bestimmung in den einzelnen Anstalten ausgeübt wird. Das kann durchaus ein Vorteil sein, auf den man keinswegs generell zugunsten einer staatlichen Ersatzdienstorganisation, wie sie sich in den Ersatzdienstgruppen abzeichnet, verzichten sollte. Gerade die verschiedenen Einsatzarten in den unterschiedlich gegliederten Anstalten mit den verschiedenen Aufgaben ermöglichen es, alle Ersatzdienstpflichtigen, die sich zur Inneren Mission melden, ihren Gaben und Fähigkeiten entsprechend einzusetzen. Das bedeutet aber, daß in einem Bereich – etwa eines Landesverbandes – eine Persönlichkeit da sein muß, die so-

wohl alle dort Ersatzdienstleistenden als auch alle möglichen Einsatzstellen kennt und so Vorschläge zu Umsetzungen usw. unterbreiten kann. Dieser Betreuer der Ersatzdienstleistenden wäre dann auch in der Lage, kleinere Einrichtungen mit wenigen Ersatzdienstleistenden zu beraten, daß die Bestimmungen ordnungsgemäß eingehalten werden. Auf der anderen Seite kann dieser regionale Betreuer in Wochenendfreizeiten die Ersatzdienstleistenden gelegentlich zusammenfassen und somit zur Kontaktpflege untereinander beitragen.

Der Einführung und Zurüstung zum Dienst sollte von allen Anstalten Rechnung getragen werden. Wenn wir junge Menschen für 18 Monate in unsere Häuser bekommen, dann sollten sie sorgfältig auf ihren Dienst vorbereitet sein, selbst wenn darüber ein Vierteljahr für den praktischen Einsatz verlorgengeht. Die bisher durchgeführten Einführungskurse scheinen mit sechs Tagen zu kurz angesetzt. Im theoretischen Teil müssen Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen und Dienstmöglichkeiten in der Diakonie im guten Verhältnis miteinander durchgesprochen werden. Im praktischen Teil ist neben Anstaltsbesichtigungen und einem Erste-Hilfe-Unterricht auch Sport zu treiben. Das jugendgemäße Beisammensein sollte nicht zu kurz kommen. Bevor die berufsbegleitende Ausbildung zum Pflege- oder Betreuungsdienst in den Anstalten dann beginnt, sollten Möglichkeiten der Versetzung innerhalb unseres Werkes gegeben sein und genutzt werden.

Die für die Durchführung des Ersatzdienstes in den einzelnen Anstalten Verantwortlichen müssen öfter auf Landes- oder Bundesebene zum Erfahrungsaustausch zusammenkommen. Wir dürfen nicht vergessen, daß hier mit dem Zivilen Ersatzdienst in Krankenhäusern, Heil- und Pflegeanstalten eine Form des Sozialen Hilfsdienstes aufgebaut wird, die das Modellstadium noch nicht überwunden hat. Vor Tendenzen, den Zivilen Ersatzdienst in einen staatlichen „Arbeitsdienst“ umzugestalten, wie das in der sowjetischen Besatzungszone mit den Baueinheiten geschieht, kann nicht eindrücklich genug gewarnt werden.

Es lag den Initiatoren des Ersatzdienstgesetzes daran, die Kriegsdienstverweigerer adäquat zum Wehrdienst sinnvoll in den Anstalten für kranke, alte, leidende Menschen ihren Dienst verrichten zu lassen.

Sinnvoll kann im allgemeinen nur der Ersatzdienstpflichtige eingesetzt werden, der für seine Hilfsaufgaben auch genügend vorgebildet wurde. Gerade zur Hilfe in der Pflegearbeit, aber auch zur Hilfe in Kinderheimen muß zumindest eine „Einführung zum Dienst“ erfolgen. Für manchen Ersatzdienstleistenden wird es sinnvoll sein, eine halbjährige Ausbildung als Krankenpflegehelfer oder Altenpflegehelfer mitzumachen, die in vielen Krankenhäusern und auch einigen großen Altersheimen gewissermaßen „berufsbegleitend“ durchgeführt wird. Einige andere wiederum können in Seminaren, die die Anstalten für ihre Praktikanten und nicht voll ausgebildeten Mitarbeiter durchführen, geschult werden.

Weiterhin wird vorgeschlagen, in einer Modellgruppe 20 bis 30 Ersatzdienstpflichtige, wiederum unterteilt in kleinere Gruppen, auf verschiedenen Einsatzmöglichkeiten in der Diakonie in einem Zweimonatskurs vorzubereiten. Damit soll einmal beim Ersatzdienstpflichtigen das Bewußtsein für einen sinnvollen Sozialdienst geweckt und zum anderen ihm das Wissen vermittelt werden, mit dem der fachlich Vorgebildete dann zum Dienst eingesetzt werden kann.

Die „Ausbildung“ der Ersatzdienstpflichtigen für ihren Sozialdienst kommt zur Zeit noch zu kurz. Eine Grundausbildung, so wie sie der Rekrut der Bundeswehr erhält, sollte auch für den Ersatzdienstpflichtigen angestrebt werden. Das ist zwar vom Gesetzgeber bisher noch nicht vorgesehen; hier sollte aber die Kirche und ihr Diakonisches Werk richtungsweisend vorangehen und sowohl an verschiedenen Stellen als auch in unterschiedlichen Formen die „Grundausbildung“ für Ersatzdienstpflichtige erproben.

DIE WIRTSCHAFTLICHE EXISTENZ DER DIAKONIE

Von Fritz Westhelle

Dem Diakonischen Werk sind in der Bundesrepublik:

314 Krankenhäuser und Heilstätten mit	53 944 Betten
4221 Soziale Heime der Jugend- und Sozialhilfe mit	206 505 Betten
angeschlossen, also insgesamt	
4535 Einrichtungen	mit 260 449 Betten

In Kindergärten, Kinderhorten, Tagesheimen, Erholungsheimen und ähnlichen Einrichtungen werden bereitgestellt etwa 400 000 Plätze

Die Zahl der hauptamtlichen Mitarbeiter beträgt etwa 125 000.

Der Anlagewert dieser Institutionen beträgt rund 2,9 Milliarden DM, wenn man den Zeitwert zugrunde legt. Berechnet man aber den Wiederbeschaffungswert auch nur mit 60 000 DM je Krankbett und mit 30 000 DM je Bett²⁷ unserer sozialen Heime, so ergibt sich ein Wiederbeschaffungswert von rund 9,4 Milliarden Mark. Der Umsatz ist von der Hauptgeschäftsstelle Stuttgart im Jahr auf rund 1,2 Milliarden in der geschlossenen, 0,5 Milliarden in der offenen Arbeit berechnet worden.

Diese Einrichtungen werden zum Teil von den Gemeinden und Kirchenkreisen der Kirchen selbst unterhalten. So sind zum Beispiel Gesamtverbände, Kirchenkreise oder Kirchengemeinden Träger von Gemeindepflegestationen, Gemeindediensten, Kindergärten, von Krankenhäusern, Altersheimen usw. Als freies Werk in diesem Sinne tritt die Diakonie nur da auf, wo sie sich in freier Rechtsträgerschaft betätigt und eigenwirtschaftlich unabhängig von der Kirche finanziert.

In all den Fällen, in denen die Kirche selbst als Rechtsträger diakonischer Arbeit auftritt, finanziert sie diese Arbeit im wesentlichen aus den gleichen Quellen wie die freien Rechtsträger der Diakonie; das heißt auch die verfaßte Kirche ist insoweit Partner der öffentlichen Hand oder sonstiger Sozialinstitutionen. In dem Zusammenhang wird verwiesen auf die Bestimmungen der §§ 84 JWG und 93 BSHG.

Kirche und Diakonie betreiben also häufig von der Rechtsform her gesehen

27. In modernsten Kliniken werden bereits Bettenkosten von 90 000 bis 100 000 DM, in Pflegeheimen bis zu 40 000 DM angesetzt.

getrennt, aber gemeinsam in der Verantwortlichkeit eine Jugend- und Sozialhilfe am bedürftigen in Not geratenen Menschen.

Vizepräsident Collmer vom Diakonischen Werk Stuttgart hat den gemeinsamen Auftrag so formuliert: „In einer aufgespaltenen und zusammenhanglosen Arbeitswelt, in welcher der Mensch sachhaft verwaltet wird, wird die Gewährung von Lebens- und Daseinshilfen immer mehr notwendig. Hier ist die Kirche unmittelbar gefragt, wenn es um die leib-seelische und leib-geistige Einheit und Existenz des Menschen geht. Die Kirche muß neben der verkündigenden, unterrichtenden und missionierenden, eine der diakonischen Tat zugewandte Institution sein. Sonst ist sie in ihren übrigen Lebensäußerungen nicht mehr glaubhaft. Die Kirchen müssen dazu beitragen, den Schutzraum des Menschlichen, in dem man als Person aufgenommen ist und existieren kann, zu bewahren und zu sichern.“

In den beiden vom Bundestag verabschiedeten Gesetzen, dem BSHG und JWG werden neben den Wohlfahrtsverbänden auch die Kirchen als Träger der freien Wohlfahrtspflege und der freien Jugendhilfe angesprochen (§ 10 Abs. 1 BSHG, § 5 Abs. 4 Ziffer 4 JWG). Die gesamte evangelische Diakonie wird durch die neuen Gesetze zur Mitarbeit und Mitverantwortung in der Durchführung der Sozialhilfe und bei Maßnahmen der Jugendhilfe „unter Wahrung ihrer Eigenart und Selbständigkeit in Zielsetzung und Durchführung ihrer Aufgaben“ aufgerufen.

Der weltanschaulich neutrale, aber freiheitliche Staat gewährt der freien Wohlfahrtspflege alle Entfaltungsmöglichkeiten und nicht geringe finanzielle Hilfen.

Man muß neben dem Staat, der sozialpolitisch gesetzgeberisch tätig wird, auch der Exekutive, nämlich den Trägern der Sozialhilfe (Ländern und Kommunen), den Krankenversicherungen und den sonstigen Sozialinstitutionen besondere Bedeutung beimessen. Gegenüber diesen Partnern hat die Diakonie Anspruch auf Leistungsentgelte.

In dem Zusammenhang sei verwiesen auf die Beiträge von Ministerialrat Flohr, Bundesministerium für Familie und Jugend, über „Das Zusammenwirken der Diakonie mit den öffentlichen Trägern der Sozialhilfe in der Sicht des staatlichen Partners“ und von Ministerialrat Weller, Bundesministerium des Inneren, über die Frage „Wie kann die Diakonie ihren Beitrag zur öffentlichen Sozialhilfe noch wirksamer gestalten“, erschienen in der Zeitschrift „Die Innere Mission“, Heft 4/1966.

Nach der Darstellung des Umfangs und der Größenordnung der Diakonie und ihrer Bedeutung im Rahmen der gesamten Sozialpolitik soll die Verantwortung deutlich werden, die mit der Vorhaltung dieses riesigen Vermögens verbunden ist. Es geht dabei um eine gewaltige Vor- und Eigenleistung. Sie ist uns selbst oft nicht bedeutsam genug, da wir geneigt sind, sie um der eigentlichen diakonischen Aufgabe willen unterzubewerten. Es tauchen Fragen auf, wer die Lasten für die laufende Instandhaltung und die Substanzerhaltung dieses riesigen Anlagevermögens tragen soll, wie der Bestandwert erhalten und zweckentsprechend erneuert werden soll. Nach 1948 sind über 2296 Einrichtungen mit 111 951 Betten erstellt worden. Wie hoch war die Eigenbeteiligung? In welchem

Umfang haben die Landeskirchen aus Kirchensteuermitteln Darlehen und Zuschüsse geleistet? Wie hoch waren die Staatsbeihilfen und welches Ausmaß hat die langfristige und kurzfristige Verschuldung aus diesem Investitionsprogramm angenommen? Haben wir uns nicht vielleicht auch Fehlinvestitionen von staatlichen, kirchlichen und Spendenmitteln geleistet?

Es ist einleuchtend, daß Kostenfragen der laufenden Betriebsführung in dem Zusammenhang von aktueller Bedeutung sind. Wenn die Diakonie in ihren sozialen Heimen ohne Krankenhäuser 200 000 Betten vorhält, so bedeutet eine DM, die mit den Kostenträgern für einen Pfl egetag ausgehandelt wird, einen Mehrwert von 200 000 DM. Da aber den freien sozialen Heimen in den meisten Ländern die Substanzerhaltung nur unzureichend garantiert wird, liegen die Pflegesätze bis zu 20 % unten den echten Selbstkosten. Das bedeutet bei einem durchschnittlichen Pflegesatz von 10 DM einen Verlust von 2 DM, also 400 000 DM je Tag, die entweder durch Spenden täglich ersetzt werden müssen, in dieser Höhe die Substanz verzehren oder Mehrleistungen der Mitarbeiter an Zeit darstellen, die sich nicht in Kosten auswirken. Wir haben in unseren Heimen nach den Gesetzen eine öffentliche Aufgabe sachgerecht zu erfüllen. Nirgendwo steht, daß wir sie unrentabel, zu billig oder gar armselig zu führen hätten. An keiner Stelle ist auch verzeichnet, daß wir sie billiger zu führen hätten als die Träger der öffentlichen Sozialhilfe.

Vom Grundsätzlichen her ist wesentlich, daß wir – unter Wahrung unserer Eigenart und Selbständigkeit in der Zielsetzung – unserer Aufgabe gerecht werden können und der Hilfsbedürftige die Möglichkeit hat, unsere Heime nach einem ihm zustehenden Wahlrecht aufzusuchen. Das legt uns die zwingende Notwendigkeit nahe, sachlich und personell gut ausgestattete Einrichtungen zur Verfügung zu stellen. Die Konsolidierung des Bestehenden wird daher unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen sein. Nur wenn unsere Arbeit in unseren Einrichtungen sachgerecht ist und die helfenden, heilenden und erziehenden Methoden dem heutigen Stand der Erfahrung und Wissenschaft entsprechen, werden die Kostenträger, die Erziehungsberechtigten und die Hilfsbedürftigen selbst unsere Einrichtungen und Hilfen wählen. Wenn all diese Voraussetzungen erfüllt sind, werden wir der Auflage gerecht, wonach eine Gewähr für eine den Zielen des Grundgesetzes förderliche Arbeit und für eine sachgerechte, zweckentsprechende und wirtschaftliche Verwendung der Mittel gegeben sein muß.

Ist aber die wirtschaftliche Existenz der Diakonie in allen Arbeitsbereichen abgesichert? Hat sie kostendeckende und substanzerhaltende Ansprüche an Dritte? Das sind Fragen, die nur für die Einzelbereiche beantwortet werden können. Im Betriebswirtschaftlichen Ausschuß des Diakonischen Werks wurde eine Statistik erarbeitet, die Aufschluß darüber gibt, welche gesetzlichen und vertragsrechtlichen Ansprüche im Einzelfall gegeben sind, und inwieweit die Diakonie auf Beihilfen des Staates oder der Kirche angewiesen ist.

Für die offene Arbeit kann festgestellt werden, daß der Staat keinesfalls für alle durchgeführten Maßnahmen zur Finanzierung verpflichtet ist. Das gilt insbesondere für die Sozialberatung, bei der die Träger der öffentlichen Sozialhilfe nur erstattungspflichtig sind, insoweit sie derartige Aufgaben an die Diakonie formell „delegieren“. Für alle Maßnahmen der Diakonie vollends, die nicht zu den gesetzlichen Pflichtleistungen der öffentlichen Sozialhilfeträger ge-

hören, insbesondere auch für die Vorhaltung von entsprechenden Einrichtungen, müssen Eigenmittel eingesetzt werden. Man kann dabei unterstellen, daß die Beteiligung der öffentlichen Hand auf die Dauer gesehen anwachsen wird, wenn das Zusammenspiel zwischen freier Wohlfahrtspflege und öffentlicher Hand auf diesem Gebiet sich besser eingelaufen haben wird und sich die Ansprüche auf Kostenerstattung klarer herauskristallisiert haben werden. Die Partnerschaft mit der öffentlichen Hand, insbesondere im Bereich der offenen Arbeit, wird von Vertretern der Kirche und auch der Diakonie oft mit Vorbehalten versehen. Arbeitsgemeinschaften mit Trägern der öffentlichen Sozialhilfe scheitern, weil man glaubt, die Freiheit des Handelns einzubüßen oder finanziell überfordert zu werden. Eine finanzielle Überforderung kann aber theoretisch nicht eintreten, da die Diakonie nach dem Gesetz nicht zur Vorhaltung von Einrichtungen verpflichtet ist. Wird sie aber freiwillig tätig, so muß vorher abgeklärt werden, ob „sie es hat hinauszuführen“ und die Eigenleistungen ausreichen. Nach Erfahrungen in einigen Ländern können wesentliche Erfolge erzielt werden, die sich auch finanziell auswirken, wenn es zu Arbeitsgemeinschaften mit Trägern der öffentlichen Sozialhilfe auf Landes- und Kreisebene kommt. Diese Arbeitsgemeinschaften müßten intensiver als bisher auch in allen Ländern angestrebt werden. In der Praxis erweist sich, daß die Träger der öffentlichen Sozialhilfe – da sie in der Jugend- und Sozialhilfe als Träger gleiche Aufgaben zu meistern haben – den Kontakt aus vielerlei Gründen für wertvoll halten.

Wir haben auch keinen Anspruch auf vollen Kostenausgleich bei Kindergärten, Gemeindepflegestationen, Verbandsstellen, bei der Nachwuchsförderung kirchlicher Mitarbeiter. In diesen Bereichen nehmen Kirche und Diakonie weitgehend eigene kirchliche und sozialdiakonische Aufgaben wahr.

Für die Arbeit in Krankenhäusern und sozialen Heimen muß allerdings gesagt werden, daß die Pflegesätze die Substanzerhaltung nicht garantieren, und die Diakonie somit daher weitgehend auf Beihilfen der öffentlichen Hand und der Kirche im Investitionsbereich angewiesen ist. Die Investitionshilfen der öffentlichen Hand und die Förderung der laufenden Arbeit sind jedoch in den Ländern außerordentlich unterschiedlich.

Statistisch aussagefähige Unterlagen liegen auf diesem Gebiet nur in Teilbereichen vor. In dem Zusammenhang verweise ich auf folgende Untersuchungen, die im Betriebswirtschaftlichen Ausschuß des Diakonischen Werks erarbeitet wurden:

1. Dr. Seifert: Die öffentliche Förderung im Krankenhauswesen (Nordrhein-Westfalen, Hessen, Niedersachsen);
2. Dipl.-Volkswirt Gutmann: Die öffentliche Förderung der Altenhilfe (Bayern, Nordrhein-Westfalen, Hessen, Schleswig-Holstein);
3. Westhelle: Aufgaben und Bedeutung der Gemeindepflegestationen, ihre rechtliche und finanzielle Lage.

Untersuchungen über die Beteiligung der öffentlichen Hand erweisen bei gleicher Aufgabenstellung:

einen verschiedenartigen Aufbau der Förderungsrichtlinien der Länder und unterschiedliche Quoten in den Haushaltsansätzen. Daraus ergeben sich unterschiedliche Eigen- und Fremdkapitalbelastungen unserer Einrichtungen;

bei Kindergärten, Gemeindepflegestationen, Gemeindediensten zum Teil keine, zum Teil eine mangelhafte aber auch gute Beteiligung der örtlichen bzw. überörtlichen Träger der Sozialhilfe.

Berechnung der Selbstkosten

Die These, daß in der Vergangenheit in der Liebesarbeit der Kirche nicht richtig gerechnet worden sei, kann man für den größten Teil der institutionellen Diakonie bejahen. Erst als im Dritten Reich die Bestimmungen der Gemeinnützigkeitsverordnung schärfer ausgelegt wurden und die Finanzämter zur pauschalen Besteuerung von Anstalten übergangen, da die Buchhaltung nicht beweiskräftig genug war, stellten viele Einrichtungen ihr Rechnungswesen von der reinen Einnahmen- und Ausgabenrechnung auf die doppelte Buchführung um, unter anderem wurden Abschreibungen als Kosten anerkannt. Es gab jedoch zu dieser Zeit weder einen für die Diakonie gültigen und auf ihre Spezialaufgaben abgestellten Kontenrahmen noch Richtlinien für die Wirtschaftsführung, noch einheitliche Empfehlungen auf dem Gebiete der Buchhaltung und der Wirtschaftsorganisation. Vor allem fehlte in den großen Einrichtungen die rechnerische Abgrenzung von Aufgabenbereichen, um gesonderte Pflegesatzforderungen stellen zu können. Hinzu kam, daß die Verwaltungsstellen der Diakonie sehr häufig mit nicht ausreichend qualifiziertem Personal besetzt waren und die Kräfte mangels einer eigenen vertretbaren Vergütungsordnung zu gering besoldet waren. Die Verhältnisse haben sich entscheidend seit der Währungsreform mit Einrichtung der Rechts- und Wirtschafts-Referate bei den Landesverbänden und den Treuhandstellen gebessert. Es sei nur in diesem Zusammenhang kurz darauf verwiesen, daß der Betriebswirtschaftliche Ausschuß im Jahre 1949 einen Kontenrahmen mit Kontenplanbeispielen für einzelne Anstalten entwickelt hat, der von fast allen Anstalten und Einrichtungen in Ost und West eingeführt worden ist. Er wurde im Jahre 1963/64 vom Betriebswirtschaftlichen Ausschuß erneut überarbeitet. Er umfaßt erstmalig auch Kontenplanbeispiele der offenen und halboffenen Arbeit. Im Jahre 1949 legte der Betriebswirtschaftliche Ausschuß einen „Leitfaden für die Buchhaltung und Selbstkostenrechnung“ vor, in dem eingehend auf Fragen der Buchhaltung und Buchhaltungsorganisation, der Erstellung von Ergebnisrechnungen und Bilanzen sowie von Selbstkostenrechnungen eingegangen wurde. Erstmals für die Innere Mission wurden damit ein einheitliches Bilanzschema empfohlen, Hinweise für die Erstellung der Vermögensrechnung gegeben und Richtwerte für den Bilanzansatz empfohlen, die in der freien Wirtschaft schon lange Maßstab des Handelns waren.

Ausreichende Pflegesätze?

Wir erhalten aus den Kassen der Sozialinstitutionen nicht immer die entsprechende Gegenleistung. Das hat verschiedene Gründe: In den Pflegesätzen sind dem Grundansatz und der Höhe nach noch nicht alle Kostenelemente enthalten. Das trifft auf den preisgebundenen Raum der Krankenhäuser ebenso zu

wie auf den preisfreien Raum der sozialen Heime. Nicht enthalten sind zum Beispiel die vollen Kosten zur Substanzerhaltung; die Kosten, die durch zu späte Pflegesatzvereinbarungen zu Lasten des Trägers gehen; eine rechtzeitige Anpassung an die veränderte Kostensituation. Es fehlen häufig ausreichende Indexzuschläge für Sachkosten und Tarifgleitklauseln für die Personalkosten in den Verträgen. Das Risiko einer Unterbelegung geht häufig zu Lasten des Trägers. Das ist besonders belastend, wenn Modernisierungs- und Umbaumaßnahmen Kosten verursachen.

Es sind in diesem Zusammenhang Grundsätze erarbeitet worden, die sich insbesondere um die Kosten der Substanzerhaltung und deren Berücksichtigung bei der Kostenermittlung in sozialen Heimen befaßt. Es wird angestrebt, diese Grundsätze in der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtsverbände durchzusetzen, damit sie zur Grundlage von Pflegesatzverhandlungen in allen Ländern gemacht werden können. Nach diesen Grundsätzen haben die Anstalten und Einrichtungen einen Anspruch auf eine angemessene Berücksichtigung des Substanzerhaltungsaufwandes bei der Ermittlung der Selbstkosten. Dazu gehören die Abschreibungen auf das Anlagevermögen einschließlich der Ersatzbeschaffung kurzlebiger, geringwertiger Wirtschaftsgüter und die laufende Instandhaltung. Die Abschreibungen können nicht auf die Anschaffungswerte bezogen werden. Man muß von Wiederbeschaffungswerten ausgehen. Der Wiederbeschaffungswert entspricht den Herstellungskosten einer gleich leistungsfähigen Anlage zum Zeitpunkt der Selbstkostenermittlung. Es ist daher notwendig, in den Ländern Bettenwerte zu ermitteln, um aussagefähige Bezugsgrößen zu bekommen. Die Abschreibungen sind zu unterscheiden nach langlebigem Anlagevermögen, den technischen Bau- und Betriebsanlagen und dem Inventar. Der Betriebswirtschaftliche Ausschuß befürwortet eine Pauschalierung der Abschreibungen mit 3,75 % und Instandhaltungskosten mit 1,25 % der Bettenwerte. Die Gesamt-Substanzerhaltungsquote beträgt daher 5% des Bettenwertes.

Die freigemeinnützigen Heime haben nach der gegenwärtigen Rechtslage keinen einklagbaren Rechtsanspruch auf Investitionsförderung gegenüber dem Staat und den Kommunen. Die einschlägigen Bestimmungen des Bundessozialhilfegesetzes und des Jugendwohlfahrtsgesetzes begründen lediglich für die Träger der Sozialhilfe und der Jugendhilfe eine „Förderungspflicht“. Es kann daher nur die tatsächliche Förderung der öffentlichen Hand bei der Errechnung angemessener Abschreibungen berücksichtigt werden. Die Anrechnung von Darlehen bei der Bemessung der Abschreibungen kommt nicht in Betracht. Nur bei einer Zuschußförderung stellt sich die Frage der Refinanzierung des Anlagevermögens über die Abschreibungen im Pflegesatz und der Vorausfinanzierung über Investitionszuschüsse der öffentlichen Hand. Das mittel- und kurzlebige Anlagevermögen muß voll aus den Abschreibungen über den Pflegesatz refinanziert werden.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Diakonie Eigenmittel für Investitionen und auf manchen Gebieten auch Finanzhilfen der Kirche braucht, um die laufende Arbeit absichern zu können.

Kirchensteuermittel werden von der Diakonie nur dort erwartet und eingesetzt, wo keine Ansprüche auf Leistungsentgelte oder vertragsrechtliche Ansprüche gegenüber den Sozialhilfe-Institutionen bestehen oder Spendenmittel

nicht ausreichen. Kirchensteuermittel müssen zum Finanzausgleich überall da eingeplant werden, wo es um die Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter geht und staatliche Mittel zur Förderung der Schulen nicht oder nicht ausreichend zur Verfügung stehen. Sie sind auch überall da notwendig, wo im Interesse Hilfsbedürftiger Sozialleistungen aufgebracht werden sollen, die über die Pflichtenleistungen des Staates hinausgehen.

Wie aus den Statistiken der EKD hervorgeht, leisten die Landeskirchen schon heute erhebliche Beihilfen zur Unterstützung sozialdiakonischer Aufgaben.

Der Meinung, öffentliche *Sammlungen* seien keine finanzielle Grundlage unserer Arbeit, muß widersprochen werden. Die Mittel aus öffentlichen Sammlungen sind frei verfügbare Mittel, da die Zweckbindung selbst festgelegt werden kann. Sie bilden zusammen mit überörtlichen Beihilfen der diakonischen Landesverbände, kirchlicher Stellen und erwirtschafteter Erträge die Summe der *Eigenleistung*, die von der öffentlichen Hand bei der Förderung aus öffentlichen Mitteln erwartet wird.

Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang Entwicklungslinien aufzuzeigen, die sich auch verhängnisvoll ausgewirkt haben. Während die Diakonie im vorigen Jahrhundert, vor Einführung der Sozialversicherung, weitgehend in der Lage war, aus dem Opfer ihrer Geber allein verantwortlich tätig zu werden, vollzieht sich heute die diakonische Tat im Zusammenwirken mit den Trägern der öffentlichen Sozialinstitutionen auf Grund von Gesetzen oder vertragsrechtlichen Vereinbarungen. An die Stelle des freiwilligen Opfers ist unter anderem weitgehend der Beitrag an die Sozialversicherung getreten. Gerade aber die aufopferungsvolle Tätigkeit ohne Gegenleistung war es, die die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder immer wieder angeregt hat. Hilfe ohne Lohn erzeugt Dankbarkeit, wogegen – wie bekannt – Hilfe gegen Entgelt Anspruchsdenken auslöst. Wir wissen heute mehr denn je, daß der Einsatz von Opfern oder Sammlungsmitteln Freiheit des Handelns schafft und daß der Einsatz von Subventionen oder Fremdmitteln unmittelbar oder mittelbar Abhängigkeit und Unfreiheit bedeutet. Das Opfer ist die Goldwährung der Diakonie.

III. Die Diakonie in Gemeinde und offener Jugend- und Sozialhilfe

DIAKONIE DER GEMEINDE

Von Hans Christoph von Hase

Dienende Gemeinde

„Ausgangspunkt der Inneren Mission ist für uns die Kirche; was nicht aus ihr hervorgeht, führt auch nicht in sie zurück“, schrieb Johann Hinrich Wichern in seiner Denkschrift von 1849, und er verwies auf die „selbstsuchtslose Tendenz der wahren inneren Mission ..., die um so viel mehr als sie anderen dient und

Frucht bringt, an ihrer Selbstauflösung arbeitet und arbeiten will, damit die Kirche und in ihr die Gemeinde um so gewisser der Zukunft entgegengehe, wo sie reich genug sein wird, *der Not in ihren festen Ämtern zu wehren*, wo sie aus dem ihr neu zuströmenden Geist *einen neuen Reichtum von Ämtern entfaltet haben wird*“.

Alle in Einrichtungen, Anstalten und Verbänden organisierte Diakonie hat in der Tat die große Aufgabe, dem in der Taufe durch Christus in Dienst genommenen Menschen zu helfen, *seine Diakonie am Nächsten zu tun*, hinter dem der Herr selbst auf ihn wartet. Sie will ihm lediglich die Aufgaben abnehmen, die der einzelne oder die Ortsgemeinde als dienende Gruppe in der Fürsorge, Pflege, Erziehung oder in der Hilfe über Kontinente hinweg selbst nicht sachgerecht tun kann, also in der Hilfe für die völlig Hilflosen und für die Fernen. – In allem anderen aber soll das Diakonische Werk selbst nur „Hilfe zum Helfen“ geben. Daß sie dazu einen „neuen Reichtum“ an „festen Ämtern“ braucht, den erneuerten Diakoniat, hat schon Wichern – in der Zeit der Frühlingsblüte der Vereine und der Freiwilligen – mit nüchterner Klarsicht erkannt. Auf der Monbijoukonferenz in Berlin 1856 war man sich für die Kirche in Preußen einig, daß der Diakoniat als ordentliches zweites Amt der Gemeinde erneuert werden müsse. Verwirklicht wurde das damals und – trotz der neueren Diakonengesetze zum Beispiel der EKV von 1959 – bis heute noch nicht. Die Rolle eines zweiten Amtes in Gemeindeleitung und Gottesdienst ist noch keineswegs geklärt – und ferner betrifft diese Regelung ausschließlich in Brüderhäusern vorgebildete Diakone, die nur selten als Leiter der gemeindlichen Diakonie angestellt sind. – Wicherns Vision hat sich insofern dennoch verwirklicht, als tatsächlich eine ganze Zahl diakonischer Berufe auch auf Gemeindeebene entstanden und unentbehrlich geworden sind: Diakon, Gemeindecrankenschwester (Diakonisse), Kindergärtnerin und Hortnerin, Hauspflegerin und vereinzelt auch schon die Fürsorgerin. Teilfunktionen der Diakonie nehmen auch die Gemeindehelferin, der Jugendwart und andere wahr. Von den 141 000 beruflichen Mitarbeitern des Diakonischen Werks dürften etwa 25 000 unmittelbar im Dienst der Gemeinde stehen, zu denen weiter mittelbar eine erhebliche Zahl von Fachkräften auf Kirchenkreisebene (Diakonische Kreisstellen, Gemeindedienste für IM) hinzutreten. Das ist eine stattliche Zahl. Von einer klaren Einordnung in die Struktur der Gemeinde sind wir aber noch weit entfernt. In der viel berufenen „Polarität“ zwischen „Geistlichem Amt“ und „Laien“ sind diese Mitarbeiter nicht unterzubringen, und zu einer echten Ausgliederung der Vollmachten des einen Christusamtes gemäß dem zu leistenden Dienst kann man sich schwer entschließen.

Heute sind durch die Überalterung und den Rückgang der Diakonissen die 4800 Gemeindepflegestationen von einer akuten Krise bedroht, wie der unten abgedruckte Aufruf des Diakonischen Rats von 1965 deutlich sagt. Die meisten Gemeinden sind sich noch nicht klar darüber, daß sie in Kürze ohne Diakonisse sein werden. Hat man aber das große Charisma, das der Kirche seit 130 Jahren durch die Diakonisse gegeben wurde, wirklich erkannt, hat man daraufhin das Amt der Frau als Gemeindediakonin ausgeprägt, hat man eine Schar zum Helfen und Pflegen fähiger Gemeindemitglieder um sie her herangebildet, ja überhaupt den Auftrag einer dienenden Gemeinde erst genommen?

Dienste, die von der Gemeinde nicht völlig integriert werden, geraten früher oder später in die Krise.

Die Katastrophe von 1945 überschwemmte das verbliebene Deutschland mit Millionen von Vertriebenen, Flüchtlingen, Ausgebombten und heimatlosen Ausländern. Zeichen echter christlicher Bereitschaft, das Dach und das Brot zu teilen, wurden sichtbar. In dieser Stunde hofften die Kirchen, durch das auf der *Treysaer Synode 1945* begründete *Hilfswerk der EKD* nicht allein Hunger zu stillen und Unterkunft zu schaffen, sondern endlich im Gehorsam gegen den Herrn die *dienende Gemeinde neu aufzubauen*. Durch Kirchengesetze wurden *Hilfswerksausschüsse* in den Gemeinden gebildet, die sich auf Kreis- und Landeskirchenebene fortsetzten. Als vollends, überraschend und beschämend, die Kirchen der Ökumene mit großen Sendungen zu Hilfe kamen, konnten diese Ausschüsse und Helferkreise viel Hilfe mobilisieren und große Nöte lindern. Seit der Beruhigung der wirtschaftlichen Verhältnisse jedoch, also etwa seit 1950, ist die Tätigkeit dieser Ausschüsse ständig zurückgegangen und heute weithin erloschen. In manchen Gemeinden stehen sie – weil gesetzlich vorgeschrieben – noch auf dem Papier, in wenigen tun sie weiterhin treu einzelne Dienste wie etwa in der Patenschaftshilfe für die östlichen Gliedkirchen. In manchen Landeskirchen erfüllen die – meist aus der Frauenarbeit kommenden – Bezirksfrauen bzw. Bezirkshelferinnen, welche für eine Nachbarschaft den Besuchsdienst tun, noch eine wichtige diakonische Funktion.

Analyse der Situation

Daß eine „dienende Gemeinde“ in unserer gesellschaftlichen Lage nicht leicht aufzubauen ist, versteht sich. In der Kirche treten jedoch noch andere Hindernisse hinzu:

a) Die *Verkündigung* und die Theologie sind unsicher und ungriffig geworden, wo es um Barmherzigkeit und Hilfe geht. Die tiefliegenden Gründe in Theologie und Ethik können hier nicht untersucht werden.

b) Die *Mobilität* unserer Gesellschaft läßt die „*Nächsten*“ *unbekannt* bleiben. Die Sozialisierung des Menschen am Arbeitsplatz wird von ihm durch völlige Privatisierung seines Lebens im – sehr viel größeren – Rest seiner Zeit ausgeglichen. Die Wohnungstürschwelle des Nachbarn wird zum großen Hindernis. Kranke und Leidende werden in Klinik und Heim aus dem Erlebnisbereich des Gesunden entfernt. Dieser erlebt das Mitleiden nicht mehr. (Dies ist besonders auch für den jungen Theologen verhängnisvoll.) Darum „betrifft“ ihn der Ruf, persönlich zu helfen, nicht leicht.

c) Dem Nachbarn seelische oder leibhafte Hilfe zu bringen, vermag *nur der im Helfen Sichere*. Der „Laie“ ist hierin heute viel unsicherer als die Hausfrau von einst, welche die damals gegebenen Mittel der Pflege und Hilfe beherrschte. Nur eine planmäßige *Ausbildung* der Gemeindeglieder kann diese Unsicherheit im Helfen überwinden und die verschüttete und verschüchterte Hilfsbereitschaft zum Handeln erwecken.

d) Seit die staatliche Sozialhilfegesetzgebung ein umfassendes System der materiellen Sicherung Hilfsbedürftiger entwickelt hat und öffentliche Ämter

auch zu persönlicher Sozial- und Jugendhilfe bereitstehen, setzte sich in der Öffentlichkeit, in den Kirchengemeinden und auch bei den Pfarrern die Vorstellung durch, daß *Nächstenhilfe* nunmehr *Sache von Amtspersonen* sei und „Laien“ nicht erwünscht seien. Die öffentliche wie die freie Sozialarbeit wissen inzwischen längst, daß die sozialen Fachkräfte nur Hilfestellung geben können, Kranke, Schwache, Schwierige, Vereinsamte, Gefährdete wieder einzuordnen, daß sie aber scheitern müssen, wenn die Gemeinschaft keine „annehmende“, „aufnehmende“, „helfende“ ist.

e) In breiter Front ruft die Sozialarbeit der Welt nach der *Hilfe der Freiwilligen*. Die „Internationale Konferenz für Sozialarbeit“, der „Deutsche Fürsorgetag“, der „Jugendhilfetag“, der „Paritätische Wohlfahrtsverband“ und viele andere Organisationen behandeln das Thema auf jedem ihrer Kongresse mit. Das neue Fachgebiet der Sozialarbeit „Community development“ oder „Community organisation“, „Gemeinwesenarbeit“, zielt darauf, den Bürger selbst oder in seinen Gruppen zur Hilfe um die Schwachen her zu scharen. Daß dies nur in einem freien, partnerschaftlichen Zusammenarbeiten freier und behördlicher Kräfte möglich ist, wird im demokratischen Europa und Amerika heute überall gesehen, auch dort wo – wie etwa in Schweden und England – der „Wohlfahrtsstaat“ fast alle Anstalten und alle Verantwortung übernommen hat. Wo nicht alte antikirchliche Affekte noch mitschwingen, und wo der törichte Streit um den „Vorrang“ abgeklungen ist, wird gerade die Hilfe der Kirchen mehr und mehr gesucht. Die Verantwortlichen der öffentlichen Sozialhilfe erkennen heute oft klarer als viele Pfarrer und Gemeinden, welche außerordentlichen Chancen die Kirche hat – oder hätte –, ihre Mitglieder zu Helfern „an den Graswurzeln der Gesellschaft“ zu gewinnen und einzusetzen.

f) *Die Gemeinde*, die das Evangelium verkündigt und sich zugleich als hilflos im Dienen erweist, macht sich selbst unglaublich. „Der Heilige Geist sammelt und baut die Kirche als eine annehmende, integrierende und dienende Bruderschaft in Hoffnung, Gebet und Gemeinschaft“ formuliert der Bericht „Die Diakonie der Kirche“^{27a} für die Weltkonferenz „Kirche und Gesellschaft“ 1966 in Genf. Die Kirche hat das Recht, ja die Pflicht, ihre Glieder für den Dienst der Liebe in Anspruch zu nehmen, sie unterrichtet sie und kann sie also einüben, sie predigt sonntäglich darüber, sie kann Menschen „berufen“ und muß (oder sollte) nicht warten, „ob sich jemand meldet“. Diese Möglichkeit besitzt keine andere große Gruppe in unserer Gesellschaft.

g) Es hat sich in den letzten Jahren erwiesen, daß die größere Gemeinde (nicht nur der Kirchenkreis) einer gut vorgebildeten *Sozialarbeiterin* oder eines Sozialarbeiters bedarf, um die Gemeindeglieder zu rufen, zu ermutigen, für ihre Ausbildung zu sorgen, sie richtig einzusetzen, Enttäuschungen abzufangen und örtlich unlösbare Aufgaben an andere Stellen zu leiten. Diese Sozialarbeiterin kann hauptamtlich, nebenamtlich (verheiratete Frauen!) oder ehrenamtlich ihr Amt versehen. Wo Gemeindediakonie sichtbar aufblüht, ist sie meist nicht weit, oder wird bald angestellt. Die „gemeindepädagogische“ Aufgabe dieses Berufs in der Kirche muß jedoch, auch an den Sozialschulen, noch richtig

27a. Hans Ch. von Hase (Hg.): Die Diakonie der Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft, Berlin 1966.

erkannt werden. Es ist ferner zu überlegen, wieweit Schwestern, ältere Kindergärtnerinnen oder Gemeindehelferinnen zu einer solchen Leitung der Gemeindediakonie herangebildet werden können.

Deutlich ist auf alle Fälle: die Laien, einschließlich des Pfarrers, sind bei schwierigeren Aufgaben ratlos und kommen über eine betuliche „Betreuung“ nicht hinaus, wenn sie keine fachgerechte Hilfestellung erhalten. Auch die so notwendigen „Diakonieausschüsse“ helfen allein nicht – selbst wenn Fachleute: Ärzte, Juristen, Lehrer usw. darin vertreten sind. Stetigkeit der Arbeit, Übersicht, Begleitung der Helfer, laufende Kontakte mit den Behörden kann nur ein besonderes Amt, der Gemeindediakonat gewährleisten.

Heute haben noch längst nicht alle Kirchenkreise eine fachlich voll genügende Kraft oder gar ausgebaute diakonische Arbeitsstellen. Diese zu schaffen, ist das erste Ziel. Dabei ist aber Sorge zu tragen, daß die sich von den Gemeinden leicht isolierenden Sozialarbeiterinnen der Kirchenkreisstellen sich nicht auf die Erledigung von Einzelfürsorgemaßnahmen stützen, wie sie auch die kommunalen Ämter treffen, sondern zuerst die Heranbildung der dienenden Gemeinde als erzieherische Aufgabe in Angriff nehmen.

Erneuerung

Die Liebe – und damit die Diakonie – ist dem Blutkreislauf im Leibe Christi zu vergleichen (Eph 4, 15–16). Der Tonus, die Spannkraft des ganzen Leibes ist nur gegeben, wenn die letzten, fernsten Blutgefäße von ihr durchströmt werden. Ob das Blut gesund ist, zeigt sich daran, wie es zur Heilung der Wunden beiträgt. Voraussetzung ist, daß das Gefäßsystem der Adern in Ordnung ist, ein durchaus organisatorischer Apparat, der das Blut an die rechte Stelle führt. Gefäßverengung kann zum Tod des Organismus führen. Darum darf die organisierte Diakonie nicht müde werden, der Gemeinde Hilfe zu geben, ihre eigenen diakonischen Aufgaben zu erkennen und zu bewältigen.

Einiges ist hier in den letzten Jahren geschehen. Eine ganze Reihe der gliedkirchlichen Diakonischen Werke hat *besondere Referenten* zur Hilfe beim Aufbau der Gemeindediakonie bestimmt. Das geschieht durch Ermutigung der *Pfarrerschaft*, angefangen von den Theologiestudenten und Kandidaten, über *Pastoralkollegs* und andere *Kurse*. Hinzu treten *Seminare* für hilfsbereite Gemeindeglieder.

Hier ist in der Pfalz und in Baden seit 1963 ein richtiger Neuaufbruch im Gange: die *Gemeindepflegeseminare*. Sie entstanden aus der Frage: „Wer pflegt morgen unsere Kranken, wenn die Diakonisse uns verläßt?“ Das Mutterhaus Speyer setzte eine Lehrdiakonisse ein, die jährlich etwa 20 Seminare für *Kinder-, Haus- und Altenkrankenpflege* von halbjähriger Dauer (eine Doppelstunde wöchentlich, insgesamt 48 Stunden) durchführt bzw. organisiert. Das gleiche tut Baden seit 1965. „Bereit sein, die eigenen Angehörigen zu pflegen“, ist der erste Antrieb. Bald aber wächst die Gemeinschaft und das Vertrauen ins eigene Können – und damit die Bereitschaft, auch dem kranken und alten Nachbarn beizustehen. Unterrichtskräfte, wie Ärzte, Schwestern, Psychologe, Altersspezialist, Fürsorgerin, Pfarrer usw. finden sich erstaunlich leicht. Die

Teilnehmerzahlen liegen zwischen 40 und 60 Mädchen und Frauen jeden Alters, sowohl in kleinen Dörfern, wie in größeren Stadtgemeinden. Heidelberg führte 1965 sechs Seminare gleichzeitig in Stadtgemeinden durch. Andere Landeskirchen: Hessen, Bayern, Hannover sind dabei, das Modell zu übernehmen. Die Erfahrungen weisen viele Möglichkeiten des weiteren Aufbaus auf: Bildung eines Laien-Pflegeteams unter Aufsicht einer Vollschwester etwa aus der Nachbargemeinde; Weiterbildung einzelner Frauen zur voll- und nebenberuflichen Altenpflege- oder Krankenpflegehelferin; Fortführung dieser Diakonieseminare zur Hilfe an Kindern, Behinderten und anderen Aufgaben in der Gemeinde; planmäßige diakonische Laienarbeit im ganzen Gemeindebereich. Versuche ähnlicher Art auf anderen Gebieten, besonders der Hilfe für vereinsamte Alte werden auch anderenorts unternommen.

Die Möglichkeit, in einjähriger Ausbildung als *Pflegehelferin* ausgebildet zu werden, führt manche alleinstehende Frau auch in älteren Jahren noch in den „Beruf an Mitmenschen“. Allein das Zusammenspiel dieser verschiedenen beruflichen, nebenberuflichen und freiwilligen Helfer braucht eine sorgsame und sachkundige Führung, wenn die Initiative nicht versanden soll.

Schwerpunkte

Dienste an den Kindern. Der evangelische Kindergarten ist heute die häufigste, beliebteste und am stärksten geförderte diakonische Einrichtung auf Gemeindeebene. Immer neue Kindergärten und Horte werden errichtet, große Opfer dafür gebracht. Sie sollten jedoch, abgesehen von ihrer Aufgabe christlicher Erziehung, Ausstrahlungs- und Sammelpunkt aller Kräfte der Gemeinde werden, die sich der Hilfe an behinderten, schwierigen, unehelichen, schlecht versorgten Kindern und ihren Müttern widmen. Hier muß die „Vizegroßmutter“ als mütterliche Freundin der Alleingelassenen ihren Platz finden. Die Sorge für die „Schwachen“, für die geistig und körperlich behinderten Kinder ist heute eine besondere Aufgabe der Gemeinde, ob sie nun eigene Spezialkindergärten oder Werkstätten schaffen kann, ob sie öffentliche Einrichtungen durch Mitarbeit fördert, oder auch nur durch einzelne Helfer den Kindern dienen kann.

Beratungsdienste. Die Vorbereitung auf Ehe und Familie, Seminare für Verlobte und junge Eheleute, Mütterschulen, Erziehungs- und Eheberatung bedürfen einer festen Verwurzelung in der Gemeinde und einen Platz im regelmäßigen Arbeitsplan. Die Fachleute der Beratung werden nur in zentralen Arbeitsstellen angestellt werden können. Damit sie aber schon bei den jungen Menschen Vertrauen finden, wäre es notwendig, daß jeder Kirchenkreis eine Beratungsstelle hätte, deren Mitarbeiter überall mitwirken und bekannt werden können. Die Zurüstung von Fachleuten (Ärzten, Lehrern, Betriebspsychologen, Fürsorgern) aus der eigenen Gemeinde für die Mitarbeit an solchen Seminaren ist wichtig.

Hauskrankenpflege. Die Notwendigkeit, daß eine Gemeindeschwester mit vielen Freiwilligen zusammenarbeitet und nur das tut, was andere sachlich nicht

können, und die Konsequenz daraus, *Gemeindepflegeseminare* einzurichten, wurde bereits oben erwähnt. Der Kampf um ein Bett im Krankenhaus wird bei Dauerkranken und Siechen immer mühsamer, die Pflege in der Kleinfamilie aber oft eine übergroße Last. Eine gegenseitige Hilfe der Christenmenschen muß jedoch geordnet sein. Sonst finden Scheue keine Hilfe, gutwillige Helferinnen werden ausgenutzt, und Enttäuschung ist die Folge.

Für die *Altenhilfe* gilt ähnliches: Hier werden ein regelmäßiger Besuchsdienst zur Überwindung der Vereinsamung, gemeinsame Veranstaltungen, kleine Hilfen mit Küche, Wohnung und Bett, eine Vorbereitung der Helfer auf psychische Persönlichkeitsveränderungen im Alter heute die größte Bedeutung haben. Gerade hier bedarf der Pfarrer dringend der Entlastung durch gut zugerüstete Laienhelfer.

Besondere Aufmerksamkeit sollte den Isolierten und Gefährdeten gewidmet werden, die Jesus zwar angenommen hat, die eine landläufige Gemeinde aber abstößt. *Strafentlassene, Fürsorgeentlassene, Jugendliche, unverheiratete Mütter, Schwierige, Entstellte* und andere, die *psychisch Kranken*, die, „gebessert“ aus der Anstalt entlassen, das Leben noch so fürchten – sie alle brauchen die Liebe der Gemeinde. Für diese Dienste bedarf es aber einer besonderen Zurüstung, in der die Sozialarbeiter der Kreis- und Gemeindediakonie eine besonders schöne Aufgabe finden.

Die Dienste an *Gastarbeitern*, an den *Patengemeinden* der DDR, an „*Brot für die Welt*“, die Kontakte zu unseren diakonischen Anstalten verlängern die Liste des Notwendigen. Das Handbuch „*Diakonie der Gemeinde*“²⁸ stellt etwa 33 Arbeitsfelder einer dienenden Gemeinde dar, die „am Ort“ auf ihre Dienstwilligen warten.

Das Arbeitsbuch ist ein erster Versuch, der Gemeinde die Weite dieses ihres Arbeitsfeldes zu zeigen. Zur Wirkung kommen solche Arbeitshilfen – trotz weiter Verbreitung – aber nur, wo aus biblischer Einsicht der Strukturwandel zu einer dienenden Gemeinde erfolgt.

Diejenigen Arbeitsgebiete der offenen Diakonie, welche sachgemäß nur von den größeren fachlich besetzten Arbeitsstellen auf Kirchenkreis- bzw. Dekanats-ebene – in Zusammenarbeit mit den Gemeinden getan werden können, werden im folgenden Beitrag von Albert Ickler dargestellt.

Eine dienende Gemeinde ist auf die Dauer die einzige Rechtfertigung dafür, daß im Raum der Kirche institutionelle Diakonie in Anstalten, Einrichtungen und Mitarbeiterausbildungsstätten verschiedenster Art geübt wird. Denn die persönliche Dienstbereitschaft einer großen Zahl der Mitglieder macht es notwendig, daß die Kirche ihnen dafür auch eigene, vom Geist Christi geprägte Fachleute, Einrichtungen und Ausbildungsmöglichkeiten anbietet. Andernfalls müßte ein erheblicher Teil diakonischer Arbeit als eine Doublette der öffentlichen Sozialhilfe erscheinen, die schwer zu rechtfertigen wäre.

Wie stark die „dienende Gemeinde“ heute als Gestalt kirchlichen Lebens für unsere Welt gefordert wird, zeigt sich auch in amerikanischen Berichten über „Erneuerung in den Kirchen“²⁹. So errichtet zum Beispiel eine wohlhabende

28. *Diakonie der Gemeinde*, I (2. Aufl. und II, hg. von Hans Christoph von Hase, 1961 (1964).

29. Harold R. Fray in: *Union Seminary Quarterly Review* XXI, 3 (1966), S. 325 f.

Vorortgemeinde von Boston 1964 ein eigenes Sozialpfarramt unter Mitarbeit der Gemeindeglieder, „um sich mit der menschlichen Not in Newton und Boston Altstadt zu identifizieren“. „Der Schlüsselfaktor ist der Ort der Verantwortung: er blieb bei der ördlichen Gemeinde. Das ist wesentlich, wenn sich eine Erneuerung der Gemeindekirche in ihrer heutigen Form überhaupt ereignen soll. Die sehr feinen übergemeindlichen Programme der letzten Jahre haben auf die Ortsgemeinde keine erneuernde, schöpferische Wirkung gehabt, und das deshalb, weil sie nicht an den Punkten engagiert wurde, wo Entscheidungen fallen müssen. Und es muß allen klar sein, daß solche Entscheidungen und das Wachsen in der Jüngerschaft nie getrennt werden können.“

DIE ZUKUNFT DER GEMEINDEPFLEGESTATIONEN

WORT DES DIAKONISCHEN RATES DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND
ZUR LAGE DER EVANGELISCHEN GEMEINDEDIAKONIE

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland hat auf ihrer Tagung in Frankfurt am Main am 25. März 1965 mit starker Beunruhigung davon Kenntnis genommen, daß die Zukunft der evangelischen Gemeindepflegestationen durch den Mangel an Schwesternnachwuchs einer ersten Krise entgegengeht. Sie hat darum den Diakonischen Rat gebeten, die Gemeinden zur Selbsthilfe auf diesem Arbeitsfeld der Diakonie aufzurufen, was hiermit geschieht.

Die drohende Krise

1. *Die Gemeindeschwester und die Gemeindepflegestation* sind in unserer Kirche unter den mannigfachen diakonischen Diensten der Gemeinde zu einem besonders wichtigen Werkzeug der pflegenden Liebe und des tätigen Zeugnisses für Christus geworden. Seit Theodor Fliedner den Dienst der Diakonisse neu zum Leben erweckt hat, ist in den westlichen Gliedkirchen der EKD die Zahl der Gemeindepflegestationen bis 1962 stetig auf 4883 angestiegen, die Zahl der Schwestern bis auf 6000. Sie tun somit in jeder zweiten und dritten evangelischen Kirchengemeinde ihren gesegneten Dienst. In den östlichen Gliedkirchen bestehen heute 811 Gemeindepflegestationen mit 1080 Schwestern.

2. Dieser Dienst wird jedoch *von einer ersten Krise bedroht*, vor der Kirchen und Gemeinden ihre Augen nicht verschließen dürfen. Über 75% der Gemeindeschwestern sind zwischen 55 und 70 Jahre alt. Von 1965–1970 wird mindestens ein Drittel, von 1970–1975 ein weiteres Drittel der Gemeindeschwestern in den Ruhestand treten. Jede Gemeinde muß sich also darüber klar werden, daß sie in der Regel ihre Schwester ersatzlos verlieren wird. Denn weder die Diakonissen-Mutterhäuser noch die freien evangelischen Schwesternverbände können überall Ersatz stellen, da sie weithin von den wachsenden Anforderungen in den Anstalten, durch die Überalterung und durch den Mangel an ausreichenden Eintritten bedrängt werden.

Selbsthilfe der Gemeinde

3. *Die Gemeinde*, die ihre Diakonie an den Alten und Kranken nicht sterben lassen darf, wenn sie die Liebe Christi nicht verleugnen will, *muß sich darum neben dem ersten Bemühen um Gewinnung von Schwesternnachwuchs auch auf andere eigene Kräfte besinnen*. Die Krise der Pflegestationen ist oft darin begründet, daß die Gemeinden sich den stellvertretenden Dienst der Diakonisse gern gefallen ließ, sich aber

damit von ihrer eigenen Diakonie entbunden fühlte. Wo jedoch die Schwester nicht umgeben ist von einem sie geistlich tragenden Kreis und von einer großen Zahl freiwilliger Helfer in den Alten- und Krankenstuben, kann eine Diakonie der Gemeinde nicht Bestand haben. Eine Gemeinde, die selbst das Helfen verlernt hat, bringt auch keine Helfer mehr hervor und hat keinen diakonischen Nachwuchs.

4. Was bisher vorwiegend auf den Schultern der Diakonisse gelegen hat, muß auf viele Schultern in der Gemeinde verteilt werden. In den – vielleicht nur wenigen – Jahren, in denen die Diakonisse noch ihren Dienst tun wird, hat die Gemeinde eine Gnadenfrist, ihre Pflegedienste neu aufzubauen. Dazu gehören:

a) Ein verantwortlicher *Gemeindeausschuß* für Diakonie, wie ihn viele Kirchenordnungen bereits vorsehen.

b) Die *Finanzierung* der Gemeindepflegestation als einer diakonischen „Lebens- und Wesensäußerung der Kirche“ aus ordentlichen kirchengemeindlichen Haushaltsmitteln. Auch Kommunen und Länder sind heute nicht selten bereit, beachtliche Zuschüsse beizusteuern.

c) Eine *Aufgliederung* der vielfältigen Aufgaben der Diakonisse in eine Reihe von freiwilligen sowie haupt- und nebenberuflichen Diensten, insbesondere der *Altenpflege* und der *Krankenhilfe*.

d) Die Sorge für eine angemessene kürzere oder längere *Ausbildung* der zur Hilfe Bereiten in Kursen und Seminaren.

e) Der Aufbau einer guten *Ordnung* und die Gewinnung einer geeigneten *Leitung* für diese Dienste auf Gemeindeebene, der auf Kirchenkreisebene seine Fortsetzung finden sollte. Der einsatz Freiwilliger in der Pflege bedarf einer Leitung durch eine vollausgebildete Schwester, ob sie ganz oder für mehrere Gemeinden gleichzeitig oder auch – etwa als verheiratete Frau – neben- oder ehrenamtlich verfügbar ist.

f) Wachsende Bedeutung kommt ferner der Gewinnung einer beruflichen *Hauspflegerin* zu, welche vorübergehend die Haushaltsführung, Pflege und Erziehung in der Familie übernimmt, und der Freiwillige als Nachbarschaftshelferinnen zur Seite treten sollen.

Die Gewinnung von Helfern

5. In unseren Gemeinden fehlen nicht so sehr Liebe und Bereitschaft zu helfen, als Mut und Erfahrung. Das Leben in Klein-Familien bedingt, daß die meisten, zumal die jungen Menschen, eine Geburt, die Pflege eines Kleinkindes, eines Alten oder Kranken nie miterlebt oder gar dabei geholfen haben, so daß Geburt und Sterben in ihrer Lebenserfahrung fehlen. Darum muß die ehrliche Scheu, ohne Vorbereitung in die Intimsphäre eines Hilfebedürftigen einzudringen, sehr ernst genommen werden.

Freude und Sicherheit im Helfen lassen sich am besten wecken, wenn die Gemeinde ihren Gliedern *Kurse für Pflege von Kleinkindern, Alten und Haus-Kranken* frei anbietet und ihnen damit Mut und Sicherheit gibt, zunächst für ihre eigenen Angehörigen zu sorgen und ihre Alten bei sich zu behalten. Eine andere Verpflichtung als die zu regelmäßiger Teilnahme sollte nicht gefordert werden. Wird ein Pflegekurs aus dem Geist der Diakonie Jesu gestaltet, so wird unter den Teilnehmerinnen Gemeinschaft und der Wille, anderen zu helfen, spontan entstehen. Damit wird christlicher Liebe der Weg freigemacht. Zur Durchführung solcher Kurse mit etwa 25 Doppelstunden nehme die Gemeinde den Rat der Sachverständigen ihres Diakonischen Werkes bzw. der Diakonissenmutter- und Schwesternhäuser in Anspruch.

Dienste der Jugend

6. *Unsere Jugend* spürt, daß im pflegenden Dienst am Kind, am Kranken und am Alten ein unentbehrliches Stück Lebenserfahrung auf sie wartet. Das Evangelium sagt

uns, daß in diesen Hilfesuchenden Jesus Christus selbst auf den jungen Menschen zukommt (Mat 25, 31–46; Mt 18, 5). Die Gemeinde ist es ihrer Jugend schuldig, sie sorgsam zu solcher Begegnung zu führen. Sonntagsdienste im Krankenhaus und Altersheim und andere „freiwillige soziale Dienste“ und Kurse in häuslicher Krankenpflege werden zu ersten Schritten in einen unbekannten Lebensbereich und führen nicht selten zu einer Lebensentscheidung. Das gilt besonders vom vollen Diakonischen Jahr. Der junge Mensch empfindet es mit Recht als notwendig, sich zuvor in freiwilligem Dienst zu prüfen, ob er zum Helfen taugt.

Da bei den jungen Menschen Hilfsbereitschaft und Scheu gleichermaßen groß sind und ein Fehlgriff leicht das Begonnene zerstört, bitten wir die Gemeinden, sich der Beratung durch sozialpädagogische Fachkräfte des Diakonischen Werkes und der Evangelischen Jugend zu versichern.

Neue Berufe für Frauen in der Gemeinde

7. Nicht wenige *Frauen unserer Gemeinden* haben auch in späteren Jahren den Wunsch, in der Pflege des Mitmenschen eine Lebenserfüllung zu finden. Manche Hausfrau, deren Kinder das Elternhaus verlassen haben, und manche Witwe, manche Angestellte, welche im Büro, manche Arbeiterin, welche am Fließband keine Befriedigung findet, wäre dankbar, wenn sie in einen verantwortlichen Dienst an Menschen hinüberwechseln könnte. Der Ruf durch Kanzelabkündigungen und Zeitungsanzeigen findet allerdings kaum ein Echo. Ein Mensch von 45 Jahren gibt nicht leichtsin seinen guten Arbeitsplatz auf, um sich der Ausbildung für einen Beruf zu unterziehen, von dem er nicht weiß, ob er ihm gewachsen sein wird (z. B. Hauspflegerin, Altenpflegerin, Pflegehelferin). Auch hier wird der Kursus für „freiwillige Helfer“ die Brücke sein müssen, welche zur Entscheidung für einen Pflegeberuf hinführt.

8. Besonders wertvoll ist die Mitarbeit solcher *Ehefrauen, die früher in einem sozialen oder pflegerischen Beruf* gestanden haben. Die Gemeinde sollte sie besonders darum bitten, „mit der Gabe, die sie empfangen haben“, einzuspringen, wo Not ist und unter Umständen leitende Funktionen zu übernehmen.

9. Von der *freiwilligen Helferin*, die kurzfristig ausgebildet wird und ohne Entgelt, aber eventuell auch gegen stundenweise Aufwandsentschädigung arbeitet, bis zur *hauptberuflichen Hauspflegerin, Altenpflegerin oder Krankenpflegerin*, die eine zumeist einjährige Ausbildung mit anschließendem besoldeten Anerkennungsjahr durchläuft, gibt es viele Wege der Ausbildung und viele Möglichkeiten, Kranken, Alten, Vereinsamen und Hilfflosen beizustehen. Da die Entwicklung, besonders auch hinsichtlich der Finanzierungsmöglichkeiten, noch im Fluß ist, bitten wir die Gemeinden, die Beratung durch ihr Diakonisches Werk – Innere Mission und Hilfswerk – in Anspruch zu nehmen.

Stuttgart, im Mai 1965

DIAKONIE IM KIRCHENKREIS

Von Albert Ickler

Im Auftrage des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland hat im Jahre 1965 ein Ausschuß eine Ausarbeitung über Strukturplanung in der Kirche im Entwurf vorgelegt. Darin heißt es: „Ein Kirchenkreis ist mehr als die

Summe einzelner Gemeinden, mehr als ein Verwaltungsbezirk der Landeskirche“ und: „Auf der Kreis- und Stadtebene begegnet die Kirche ... den Verwaltungen, ... denen auch die Fürsorge für die Sozialschwachen, die Kranken und die Jugend anvertraut sind³⁰.“

Im Sinne dieser Ausarbeitung darf vom diakonischen Auftrag und vom Diakonat im Kirchenkreis gesprochen werden.

Das Bundessozialhilfegesetz und das Jugendwohlfahrtsgesetz vom Jahre 1961 sprechen die Kirchen und die freien Wohlfahrtsverbände, sowie die freien Vereinigungen der Jugendwohlfahrt und die Jugendverbände als Träger eigener sozialer Aufgaben und gleichzeitig als Partner für die gesetzlichen Aufgaben an. Das kommt besonders in der Diakonie der Kirchenkreise (Dekanate) zum Tragen, sind doch die Stadt- und Landkreise als Träger gerade der offenen Sozial- und Jugendhilfe entscheidend. Die zum großen Teil nach dem ersten Weltkrieg entstandenen „Gemeindedienste“³¹ und „Ortsverbände der Inneren Mission“ und die nach dem zweiten Weltkrieg unter dem Einfluß des Evangelischen Hilfswerk errichteten „Diakonischen Kreis- bzw. Synodalstellen“ tun weithin diesen partnerschaftlichen Dienst. Sie sind von unterschiedlicher Größe; neben den großen mit zahlreichen haupt- und nebenamtlichen Mitarbeitern stehen kleine, die manchmal nur mit ein oder zwei Mitarbeitern besetzt sind. Sie sind zumeist Träger der offenen, oft jedoch auch der geschlossenen diakonischen Arbeit. Von der letzteren soll hier nicht geredet werden. Dazu sei auf die entsprechenden Abschnitte dieser Darstellung verwiesen.

Die sich auf der Ebene des Kirchenkreises vollziehende offene Arbeit an den Kindern und Familien, Kranken und Alten, Gefährdeten und Straffälligen, Nichtseßhaften und Ausländern ist echte Diakonie. Sie geschieht in vielen Fällen nur stellvertretend für die Diakonie der Gemeinde, weil diese organisatorisch selten entwickelt ist. Der eingangs genannte EDK-Ausschuß hat aber festgestellt, daß es in der Kirche immer übergemeindliche Aufgaben gegeben hat und daß die Grundbegriffe Apostolat, Katechumenat, Diakonat für alle Gliederungen der Kirche gelten (Abschnitte 8, 11, 16 und 17 der EKD-Ausarbeitung). Nur so kann die Kirche der heutigen Gesellschaft dienen. Darum nimmt die Diakonie im Kirchenkreis eine ihr eigene, wichtige Funktion wahr.

Nachfolgend werden in der gebotenen Kürze offene Arbeiten aufgezählt, die zweckmäßigerweise zum *Diakonat des Kirchenkreises* gehören.

Die *Einzelfürsorge* sei zuerst genannt. Sie tritt in den Fällen ein, die eine fachgerechte Hilfe fordern, die über die Kräfte der Gemeindediakonie hinausgeht. Es sind dies vorbeugende und nachgehende Fürsorge sowie die Einleitung geeigneter Erziehungs-, Heilungs-, Erholungs- und anderer Maßnahmen. Spezielle Jugend- und Sozialhilfe kann nur von Fachleuten vermittelt werden, ähnlich wie bei der evangelischen Beratung (siehe vorhergehenden Abschnitt). Die enge Zusammenarbeit mit den kommunalen Ämtern bedingt in der Stadt einen zentralen Partner. Durch diesen werden in enger Verbindung mit der

30. Abdruck in: Kirchliches Amtsblatt der Evangelischen Kirche von Westfalen, III. Teil, Nr. 2 vom 12. November 1965.

31. Der Name „Gemeindedienst“ ist irreführend. Nur ganz selten ist *eine* Gemeinde Träger. Meist sind es mehrere Gemeinden oder der Kirchenkreis.

Gemeinde geeignete Frauen und Männer als *Vormünder, Pfleger und Erziehungsbeistände*, als *Schöffen und Geschworene*, als *ehrenamtliche Helfer* der kommunalen Sozialhilfe usw. vorgeschlagen. Danach beginnt der Dienst an diesen Helfern. Sie müssen beraten und zugerüstet werden, damit sie dem zu betreuenden Menschen wirkliche Begleiter sein können.

Die *Hilfe für Kinder* geschieht in mehrfacher Weise. *Ferienhilfswerk und Stadtranderholung* sind in großen und mittleren Städten feste Einrichtungen geworden. Das gilt auch für die ganzjährige allgemeine *Erholungsfürsorge* wie für spezielle Kur- und Heilmaßnahmen. Zur sachgemäßen Abwicklung aller damit verbundenen Arbeiten bedarf es im Kirchenkreis einer zentralen Entsendestelle, die in ständiger Zusammenarbeit mit der Gemeinde die erholungsbedürftigen Kinder auswählt. Sie ist für die Finanzierung verantwortlich und kann durch Verhandlungen mit Krankenkassen, Betrieben und Kommunalverwaltungen Geldquellen erschließen. Je nach Umfang kann sie auch die Erholungsfürsorge für Jugendliche, Mütter und Alte übernehmen. Sie sorgt für Koordinierung und Absprache mit anderen beteiligten Stellen, sodaß es nicht zu Konflikten mit Jugendverbänden oder dem Müttergenesungswerk zu kommen braucht.

Die *Sorge für geistig und körperlich behinderte Kinder* ist in den letzten Jahren ganz neu ins Blickfeld getreten. Der segensreiche Dienst der Anstalten der Inneren Mission reicht nicht aus. Viele der behinderten Kinder brauchen zudem bei geeigneter Förderung am Wohnort der Eltern nicht in eine Anstalt. Sie können in halboffenen Einrichtungen am Ort – Tagesstätten, Sonderkindergärten, Sonderschulen, beschützte Werkstätten – betreut und gefördert werden. Die Trägerschaft hierfür muß nicht bei der Inneren Mission liegen. Aber die Diakonie muß die Möglichkeit haben, bei der Auswahl der Kinder und der Betreuung mitzuwirken.

Haus- und Familienpflege, sowie die schon erwähnte *Müttererholung* werden immer wichtiger, weil Nachbarschaftshilfe oftmals nicht möglich ist. Die Anstellung von Pflegerinnen und die Schaffung einer Einsatzstelle geschieht am besten auf der Ebene des Kirchenkreises. Die Einsatzleiterin pflegt den Kontakt zum Sozialamt und Gesundheitsamt. Sie sorgt für die Fortbildung der Pflegerinnen.

Die *Altenpflege* kann von dieser Einsatzstelle mit wahrgenommen werden. Sie ist ein Teil der *Altenhilfe*, der mit der wachsenden Zahl alter Menschen immer mehr Bedeutung zukommt. Es empfiehlt sich, die Feierabendkreise, Altenclubs und Tagesstätten der Gemeinden vom Kirchenkreis her zu betreuen, ihren Mitgliedern Gelegenheit zum Besuch kultureller und anderer Veranstaltungen zu vermitteln oder auch einen Mahlzeitendienst, das sogenannte „Essen auf Rädern“ einzurichten.

Gefährdetenfürsorge und Mitternachtsmission sind heute in Landkreisen genauso nötig wie in Großstädten. Die heimliche und offene Prostitution nimmt immer noch zu. Vorasyle, Jugendheime und Jugendschutz-Maßnahmen sind allerdings unerläßliche Voraussetzungen für den Dienst. Sonst wird er nicht nur sehr erschwert, sondern unter Umständen sogar wirkungslos.

Die *Nichtseßhaften-Fürsorge* hat trotz Vollbeschäftigung nicht an Bedeutung verloren. Die Wiedereingliederung der Wanderer, aber auch der Land- und

Stadtstreicher ist ein fast unlösbares Problem. Das Mehrstufen-Wohnheim, eventuell in gemeinsamer Trägerschaft von Wohlfahrtsverbänden auf Kreisebene, kann ebenso wie die Herberge zur Heimat eine wesentliche Hilfe sein.

In diesem Zusammenhang sei auch die *Bahnhofsmission* genannt. In ihr ergänzen sich Diakonie der Gemeinde und des Kirchenkreises in guter Weise. Die Helferinnen kommen aus der Gemeinde, wo sie oft schon aktiv diakonisch tätig waren. Aber sie müssen hineinwachsen in die Dienstgemeinde der Bahnhofsmission.

Die *Suchtgefahren-Abwehr* ist dringlicher denn je. In erschreckendem Maße nimmt die Süchtigkeit zu. Dies gilt für den Alkohol wie für Rauschgifte aller Art. Örtliche Blau-Kreuz-Vereine oder ähnliche Gruppen sind wichtig. Genauso wichtig ist sicherlich die zentrale Abwehrstelle im Kirchenkreis. Sie stellt die Verbindung zu den Gesundheitsämtern wie auch zu den Heilanstalten her.

Diese Aufzählung kann und will nicht vollständig sein. Darum sei als letztes die *Gefangenen-Diakonie* genannt. Sie erstreckt sich auf die Strafanstalt, wobei die Zusammenarbeit mit Strafanstalts-Pfarrer und -Fürsorger Voraussetzung ist. Sie hält die Verbindung zu den Familien der Einsitzenden. Sie hilft bei der Entlassung und Wiedereingliederung. Sie hält zu diesem Zweck Kontakt zu den Arbeitsämtern, aber auch zu Industrie, Handwerk und landwirtschaftlichen Kleinbetrieben. Jahrelang begleitet sie den Straffälligen nach seiner Entlassung und verhindert so den gefürchteten Rückfall.

Diakonieausschuß

Die genannten und andere nicht erwähnte Dienste im Kirchenkreis können nicht allein von einer zentralen Stelle mit einigen haupt- und nebenamtlichen Mitarbeitern getan werden. Es gibt aber für nahezu alle Arbeitsfelder Kreise ehrenamtlicher Mitarbeiter. Die Diakonie erfreut sich in dieser Hinsicht eines leider oft übersehenen Reichtums! Aufgabe der Diakonie im Kirchenkreis ist es, diese Kreise zu sehen, sie zusammenzufassen und zu Dienstgemeinden zusammenwachsen zu lassen. Dabei wird zwischen den Dienstgruppen zu unterscheiden sein, die in jeder Gemeinde gebildet werden müssen (Kinderhilfe, Kranken- und Altenhilfe) und Dienstgruppen für besondere, schwierigere Aufgaben (Gefährdete, Straffällige, Alkoholiker, Erziehungsbeistände), die zweckmäßiger auf Kreisebene gebildet, zugerüstet und eingesetzt werden.

Die Koordination dieser Aufgabe sollte bei dem *Diakonieausschuß* des Kirchenkreises liegen. Zu diesem Organ können etwa zehn Frauen und Männer gehören, die genügend Weitblick und Erfahrung besitzen. Vor allem müssen sie von der Notwendigkeit und der Bedeutung der Diakonie durchdrungen sein. Der Ausschuß kann als Vorstand eines Vereins gestaltet werden, der die Arbeit trägt. Die rechtliche oder organisatorische Form ist von untergeordneter Bedeutung. Es empfiehlt sich allerdings in jedem Fall eine Personal-Verbindung mit den Leitungs-Organen des Kirchenkreises. Aber das ist in beiden Formen möglich. Von diesem Organ gehen die Impulse aus, die dann durch die synodale Dienststelle zu verwirklichen sind. Dazu gehört auch, die Bildung und Aktivierung von Diakonie-Ausschüssen auf der Ebene der Gemeinde anzuregen.

Die Mitglieder der Gemeindeausschüsse sind laufend zu informieren und zuzurüsten. Das gleiche gilt für Kindergärtnerinnen und Gemeindeschwestern, aber auch für die bei Geldsammlungen eingesetzten ehrenamtlichen Gemeindeglieder und die vielen in der offenen Arbeit stehenden Mitarbeiter. Studienfahrten, Feierstunden, Informationsabende, Vortragsveranstaltungen, Wochenendseminare, Fortbildungskurse sind nur einige Möglichkeiten. Wenn sie regelmäßig über einen längeren Zeitraum durchgeführt werden, bildet sich die Diakoniegemeinde des Kirchenkreises, nicht im Gegensatz oder zur Erschwerung der Gemeindediakonie, sondern zu ihrer Ergänzung und Bereicherung³². Durch sie können personelle wie finanzielle Krisen überwunden werden, wenn sie verantwortlich um diese Nöte weiß. Aus dieser Dienstgemeinde können neue Kreise zur Übernahme neuer oder zur Weiterführung alter Aufgaben entstehen, etwa Schwesternschaften auf der Ebene des Kirchenkreises. Der von dieser Diakoniegemeinde getragene Ausschuß und noch mehr die zentrale Dienststelle haben dann sicherlich auch notwendige Verwaltungsfunktionen – sie erwachsen schon durch die Kontakte zu Behördenstellen –, aber wichtiger ist ihr übergemeindlicher diakonischer Dienst.

Ziel aller in einem Kirchenkreis Verantwortlichen muß es sein, die geschilderte Diakoniegemeinde zu bilden und dafür durch den Diakonie-Ausschuß und möglichst eine Synodaldienststelle, wie wir sie in Westfalen nennen, die Voraussetzung zu schaffen. Sie wird ein wichtiges Verbindungsstück zwischen Gemeinde und Landeskirche sein, indem sie der Gemeinde Anregungen und Hilfen aller Art vermittelt, die diakonischen Mitarbeiter aller Gebiete zusammenführt (Hilfe für die Helfer!) und schließlich der Landeskirche Berichte und Auswertungen gibt, die für diese von großer Wichtigkeit sein können.

DIE ENTWICKLUNG DER EVANGELISCHEN BERATUNG

Von Jochen Fischer

Im Folgenden soll es sich um die Entwicklung und den Stand der evangelischen Ehe-, Erziehungs-, Familien- und Lebensberatung handeln.

Die erste Eheberatungsstelle in Deutschland wurde 1911 in Dresden zunächst vom Monistenbund gegründet und hatte ausschließlich eugenische Zielsetzung. 1919 folgten Sexualberatungsstellen im Sinne Magnus Hirschfelds und Helene Stöckers. Anfang bis Mitte der zwanziger Jahre folgten drei weitere Ansätze: die Rechtsauskunfts- und Vergleichsstellen (Hamburg), die Kommunalen Eheberatungsstellen (Scheunemann, Berlin, u. a.) und schließlich die Konfessionellen Eheberatungsstellen. Auf katholischer Seite war es Frau Beckmann, Köln, auf

32. *Anmerkung des Herausgebers:* Die Idee der „Diakoniegemeinde“ nimmt die der alten „Stadtmissionsgemeinde“ wieder auf. Als eine „Paragemeinde“ droht sie aber eben die normale Ortsgemeinde von der Pflicht zu entlasten, eine „dienende Gemeinde“ zu werden. Ob das strukturgerecht ist, scheint fraglich. Etwas anderes ist natürlich die Zusammenfassung Freiwilliger für besonders überparochiale Aufgaben (Beratungsdienste, Gefährdetenhilfe u. ä.) in Arbeitsteams auf Kreisebene.

unserer Seite Frau Maria Blech, Berlin, Innere Mission, die hier Pionierarbeit leisteten. Neben Letzterer sind die Namen Dr. Ilse Szagun und Dr. H. March zu nennen. Dieser schreibt 1930, Leitgedanke der neuen evangelischen Beratungsstellen sei im Gegensatz zu den bestehenden, einseitigen Stellen der, daß es um eine vielseitige Beratung ginge, in der unter anderem auch die medizinische Psychologie und Tiefenpsychologie zu berücksichtigen sei, daß es andererseits auch um vorbeugende Beratung ginge, um damit falsche Erwartungsvorstellungen zu korrigieren, und daß hier und da Erziehungsberatung als Ergänzung notwendig sei. Damit war schon damals das Grundanliegen heutiger evangelischer Beratung erkannt.

Als 1949 die „Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung“ eine Neubesinnung auf das sachgerechte Anliegen der Eheberatung suchte und von vornherein die Seelsorger dazu einlud, waren auch Frau Maria Blech, Frau Szagun und die dem Central-Ausschuß der Inneren Mission besonders nahestehenden Ärzte Coerper, Loeffler und Fischer dabei. So wurde dafür gesorgt, daß auf diesem neuen Beratungszweig allenthalben überzeugte evangelische Christen am Werk waren. Nach der traditionsreichen Beratungsstelle der Inneren Mission, Berlin, war es Dr. N. G. Groeger, der in Düsseldorf eine spezielle evangelische Ehe- und Erziehungsberatungsarbeit aufbaute, die zum Modell weiterer Stellen im Rheinland wurde, so wie Dr. Karl H. Wrage später dasselbe für Hannover, Frau Dr. Sommer für Stuttgart unternahmen, während Dr. Scharfenberg in den nachfolgenden Jahren die Berliner Stelle ausbaute. Nach und nach entstanden im Bereich aller evangelischen Landeskirchen derartige Beratungsstellen.

1955 gaben Groeger und Köberle die erste Nummer einer „Handreichung für den evangelischen Jugend- und Eheberater“ unter dem Titel „Der Familienberater“ mit einem Geleitwort Präsident Pastor D. Münchmeyers heraus; diese „Handreichung“ wurde später zur Vierteljahresbeilage der von Scharfenberg redigierten Zeitschrift „Wege zum Menschen“. Groeger unterscheidet darin drei Hauptaufgaben der Eheberatung: Ehe-Unterricht an noch nicht Verheiratete, Eheführung als Kernstück und Ehe-Rat im engeren Sinne des Erteilens konkreter Ratschläge; Evangelische Eheberatung könne darin nur die eine Bedeutung haben, daß Jesus Christus der Herr einer jeden Ehe ist, wobei zu dieser Überzeugung des evangelischen Eheberaters das notwendige sachliche Wissen hinzukommen müsse, denn mit Bonhoeffer ist G. der Meinung, „daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt“.

1956 erweitert Groeger in einem Aufsatz der Zeitschrift „Das Diakonische Werk“ (3/56) die Aufgabenstellung in Ehevorbereitung als Erziehung zur Ehe, Ehevorbereitung für Verlobte, Eheunterricht für Verheiratete, Eheführung einzelner eventuell über längere Zeit, Eherat in der Konfliktsituation, Ehelosenberatung und Erziehungsberatung. Als letztes kam die in der Berliner Arbeit entwickelte Ehehilfe als eine aus der Beratungsarbeit erwachsene Ehevermittlung hinzu sowie eine „Eheschule“, deren Teilnehmer aber, nach einer Bemerkung Groegers, nur zum geringsten Teil von den Pfarrämtern geschickt wurden.

1958 schrieb Fischer in der Zeitschrift „Die Innere Mission“ (3/58) über „Gemeindearbeit und Eheberatung“. Dabei setzte für ihn im Sinne der vorbeu-

genden Ehe- und Erziehungsberatung die Aufgabe mit der Einladung der Taufeltern ein, weil hier Ehe und Elternschaft gleichzeitig vorbeugend, zunächst in Gruppen, daraus aber auch in der Einzelberatung im evangelischen Rahmen gestärkt und gestützt werden. Entsprechende Anknüpfungspunkte bieten die Kindergottesdienst-Eltern, die Kindergarten-Eltern oder die Konfirmanden-Eltern. Die Gemeindejugendarbeit bietet dann den gegebenen Rahmen der Erziehung zur Ehe bzw. der Hilfe für die Jugend zur Gestaltung ihres geschlechtlichen Lebens vor der Ehe. F. nannte als weitere Anknüpfungspunkte: Wohnheime, Internate, Ausbildungsstätten, Erholungsheime, Mütterschulen und schließlich das Krankenhaus. Über die zuletzt genannten Möglichkeiten und Aufgaben hatte derselbe ausführlicher in „Der Krankenhausarzt“ (2/58) berichtet.

Im Auftrag Präsident Pastor D. Münchmeyers lud Fischer 1958 die Mitarbeiter aller evangelischen Eheberatungsstellen ein und gründete 1959 die „Konferenz für evangelische Ehe- und Familienberatung“, deren Vorsitzender Dr. Groeger wurde, während die Geschäftsführung von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes in Stuttgart wahrgenommen wird und die „Konferenz“ Fachverband im Diakonischen Werk ist.

Als erste Aufgabe sah auch die „Konferenz“ die sachgerechte Ausbildung der Leiter und Mitarbeiter der evangelischen Beratungsstellen, nachdem die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung 1949 in enger Zusammenarbeit mit den evangelischen Stellen mit derartigen Kursen begonnen und 1952 eine Denkschrift über die Voraussetzungen sachgemäßer Jugend- und Eheberatung veröffentlicht hatte. Dafür wurden jetzt auch von der „Konferenz“ zunächst regionale Ausbildungskurse von zweimal vierzehn Tagen bis drei Wochen in Düsseldorf, Celle und Rummelsberg durchgeführt, bis dafür das „Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung“ am 28. 5. 1964 in Berlin gegründet wurde, das diese Ausbildung zentral übernahm (Berlin-Schlachtensee, Matterhornstraße 82).

Die „Konferenz für Evangelische Ehe- und Familienberatung“ arbeitet seit Jahren im „Deutschen Arbeitskreis Eheberatung“ mit dem Katholischen Zentralinstitut und der Deutschen Arbeitsgemeinschaft zusammen. Nicht zu diesem Arbeitskreis gehört die Gesellschaft „Pro Familia“, die sich früher „Deutsche Gesellschaft für bewußte Elternschaft“ nannte und die deutsche Sektion der neomalthusianischen International Planned Parenthood Federation ist. Andererseits unterhalten die im „Deutschen Arbeitskreis“ zusammenarbeitenden Gruppen enge Beziehung zur Sektion Eheberatung der UIOF (Internationale Familienorganisation). Die „Konferenz für Evangelische Ehe- und Familienberatung“ initiierte anlässlich einer solchen internationalen Tagung (Fischer, Hofmann, Kaptein) eine Konferenz der evangelischen europäischen Eheberater, die inzwischen dreimal stattgefunden hat.

Im erwähnten „Deutschen Arbeitskreis“ wurden 1963 Richtlinien über Wesen und Methode der Eheberatung ausgearbeitet. Danach befaßt sich Eheberatung mit den Aufgaben der Geschlechtererziehung, der Vorbereitung auf Ehe und Familie, mit den Problemen der Partnerwahl, der Eheführung, der Ehe Krisen, der Ehelosigkeit und der Partnerschaft der Geschlechter in der Gesellschaft. „Eheberatung ist sowohl ein diakonisch-seelsorgerlicher als auch ein sozialer Dienst am einzelnen und an der politischen Gemeinschaft.“ 1964 folgte

eine Rahmordnung für die Ausbildung der Eheberater und 1965 Leitsätze „Zur Verantwortung für Ehe und Familie“. Darin heißt es, die menschliche Geschlechtlichkeit „bedarf der Einübung und Einordnung in zwischenmenschliche Beziehungen. Ihre volle Verwirklichung kann sie nur mit dem Willen zur dauernden Lebensgemeinschaft eines Mannes und einer Frau finden. Dieser Wille findet seinen Ausdruck in der Eheschließung und enthält das grundsätzliche Ja zu Kindern ... Jede Geschlechtsgemeinschaft ist unlösbar mit der Verantwortung für werdendes Leben verbunden ... Empfängnisregelung als Ausdruck verantwortlicher Elternschaft ist ethisch geboten, soweit die physische und psychische Integrität der Person nicht verletzt wird, sie bedarf des Einverständnisses beider Ehepartner.“ Abtreibung, Kastration und Sterilisation, die nicht rückgängig gemacht werden kann, „sind aus ethischen, medizinischen, psychischen und sozialen Gründen als Maßnahmen verantwortlicher Elternschaft nicht zu vertreten“. Probleme der Ehe und Familie „können sachgerecht nicht durch Erkenntnisse von Einzelwissenschaften“ erfaßt werden, „sondern erfordern eine Zusammenschau“.

Die enge Zusammenarbeit der evangelischen Eheberatung mit der Erziehungsberatung und Mütterhilfe einerseits und der Telefonseelsorge andererseits ergab als Ausdruck der umfassenden Aufgabe auf allen Lebensbereichen den endgültigen Namen der „Konferenz für Evangelische Ehe- und Lebensberatung“. Hier ergibt sich schließlich auch die Kontakt- und Nahtstelle zur Beratung in besonderen Lebenslagen im Sinne des Bundessozialhilfegesetzes als einer sozialen Beratung aller Menschen in persönlichen Nöten einschließlich etwa der Fragen der Berufswahl und der Berufsbewältigung, wobei eine evangelische Beratung in dem so weit gefaßten Verständnis auch für die Beratung junger Menschen über einen Weg in kirchliche Berufe wachsende Bedeutung gewinnt. Zur Zeit bestehen folgende evangelische Beratungsstellen: 30 Eheberatungsstellen, 8 Erziehungsberatungsstellen, 23 kombinierte Beratungsstellen für Familien-, Ehe-, Erziehungs- und Lebensfragen.

JUGENDSOZIALARBEIT

Von Rudolf Laerum

Zwischen den traditionellen Arbeitsfeldern der Jugendpflege einerseits und der Jugendfürsorge andererseits hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland ein dritter Aktionsbereich der Jugendhilfe entwickelt, der im Laufe der Jahre mit der Bezeichnung „Jugendsozialarbeit“ ausgestattet wurde. Die Präposition „zwischen“ wurde absichtlich gewählt, weil damit eine Mittelstellung angedeutet ist, die für den Ausgangspunkt, die Aufgaben und die Methodik der Jugendsozialarbeit charakteristisch zu sein scheint.

Ihre ersten Ansätze finden wir in den ersten Nachkriegsjahren, als es darum ging, in der damaligen allgemeinen Notsituation arbeits- und heimatlosen jungen Menschen zu einer Berufsausbildung, einer Arbeit und Unterbringung zu verhelfen. Es entstanden die ersten Jugendwohnheime, Jugenddörfer, ge-

meinnützigen Lehrwerkstätten, Gemeinschaftsdienste usw. Man wollte auf diese Weise einen Beitrag zur Behebung der objektiven Berufsnot der Jugend leisten. Durch den nach der Währungsreform einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung wurde zwar diese strukturbedingte Notsituation aufgehoben, dafür trat jedoch zusehends stärker eine subjektive Berufsnot junger Menschen ins Blickfeld. Sie äußerte sich auf zweifache Weise: ein nicht unerheblicher Prozentsatz der Volksschulentlassenen konnte, da mit dem Prädikat „berufsunreif“ versehen, nicht sofort mit einer normalen schulischen oder betrieblichen Berufsausbildung beginnen. Darüber hinaus erwies sich mit der zunehmenden Industrialisierung und der technischen Verfremdung der Ausbildungsprozesse in der Wirtschaft ein steigendes Unvermögen junger Menschen, den Sinn ihrer Berufstätigkeit zu erkennen, die eigene Berufs- und Betriebserfahrung zu verarbeiten, die Gegebenheiten der neuen Umwelt zu überschauen und einzuordnen, kurzum, den Übergang von der Schulwelt in die Arbeitswelt subjektiv zu bewältigen.

Schon diese kurze Situationsskizze läßt erkennen, daß die an diese Fragen anknüpfenden Überlegungen und praktischen Bemühungen der Jugendsozialarbeit vor allem und sehr viel ausschließlicher und gezielter, als dies von Jugendfürsorge und Jugendpflege geleistet werden kann, um diejenigen Probleme junger Menschen kreisen, die mit ihrer Ausbildung, ihrem Beruf und ihrer Eingliederung in die Gesellschaft in einem sehr unmittelbaren Zusammenhang stehen.

So läßt sich heute die zwar nach wie vor spezielle Aufgabe der Jugendsozialarbeit sehr viel allgemeiner als in der ersten Nachkriegszeit etwa dahingehend formulieren, daß es sich hierbei um eine berufsbezogene Jugendhilfe handelt. Sie ist bestrebt, insbesondere solchen jungen Menschen soziale oder pädagogische Hilfen anzubieten, die sich auf Grund gesellschaftlicher, wirtschaftlicher oder politischer Gegebenheiten bzw. Disproportionen bestimmten Übergangsschwierigkeiten in ihrer beruflichen Entwicklung gegenübersehen.

Wenn soeben von einem Angebot von Hilfen die Rede war, so ist damit ein weiteres konstitutives Merkmal der Jugendsozialarbeit angedeutet, nämlich das Prinzip der Freiwilligkeit der Inanspruchnahme dieser Hilfen. Dadurch rückt die Jugendsozialarbeit inhaltlich und methodisch in größere Nähe zur Jugendpflege als zur Jugendfürsorge, deren Maßnahmen sich ja weithin auf gesetzliche Grundlagen stützen. An dieser Stelle sei auch kurz daran erinnert, daß in einem größeren historischen und soziologischen Zusammenhang auch Jugendpflege und Jugendfürsorge erst Begriffe und Einrichtungen des pädagogischen Sozialisierungsprozesses des industriellen Zeitalters sind. Insoweit tragen alle drei Formen der Jugendhilfe ein gemeinsames zeitgeschichtliches Kennzeichen: es handelt sich durchweg um Dienste bzw. Institutionen, mit denen der Staat und gesellschaftliche Verbände mit verschiedenen Ausgangs- und Schwerpunkten den jungen Menschen auf seinem wesentlich komplizierter gewordenen Weg in die Gesellschaft und Erwachsenenwelt unterstützen und begleiten.

Diese Zwischenbemerkung führt zu der weiteren Feststellung, daß die Jugendsozialarbeit keine spezielle Erfindung evangelischer Sozialpädagogen oder Organisationen darstellt, sondern von Anbeginn an die verschiedensten konfessionellen und säkularen Verbände auf diesem Gebiet tätig wurden. Da man sich einem neuartigen und relativ offenen pädagogischen Feld gegenüber

sah, begann die Zusammenarbeit und der Erfahrungsaustausch zwischen den verschiedenen Trägergruppen schon verhältnismäßig früh (die Gründung der Bundesarbeitsgemeinschaft „Jugendaufbauwerk“ erfolgte bereits im Jahre 1948).

Die evangelische Jugendsozialarbeit hat sich stets als Teil des umfassenden Dienstes am modernen Menschen verstanden. Von daher kann sie sich nicht mit der sozialen Aufgabe begnügen, jungen Menschen ein beruflich und materiell geordnetes Dasein zu ermöglichen, sondern sie bemüht sich – in Ausführung des Liebesgebots des Evangeliums – dem Nächsten, der allein nicht zurechtkommt, voraussetzungslos, umfassend und selbstlos zu helfen. Darüber hinaus heißt es in einer 1962 vom Sozialausschuß der Evangelischen Jugend Deutschlands verabschiedeten Erklärung: „Bei der evangelischen Jugendsozialarbeit geht es zunächst darum, jungen Menschen Möglichkeiten christlichen Handelns in der Gesellschaft aufzuzeigen und ihnen durch Verkündigung und Seelsorge einen wegweisenden Dienst der Kirche zu tun. Darüber hinaus geht es der Jugendsozialarbeit im Sinne einer ganzheitlichen Sicht um Erziehungshilfen, berufsbegleitende und berufsbezogene Bildungshilfen und um gesellschaftsbezogene Orientierungs- und Eingliederungshilfen.“ Hier wird also deutlich dem berufsbezogenen Erziehungs- und Bildungsauftrag der Verkündigungsanspruch vorangestellt. Dies ist deswegen von Bedeutung, weil in der gleichen Erklärung davon gesprochen wird, daß sich „die Jugendsozialarbeit besonders an die der Kirche entfremdeten jungen Menschen wendet“ und sie sich darum in ihrer Methodik „nicht einfach an das gewohnte kirchliche Handeln binden lassen könne“. Vergleicht man diese Umschreibungen evangelischer Jugendsozialarbeit mit den Grundthesen der Ordnung der Evangelischen Jugend Deutschlands aus dem Jahre 1946, so entsteht natürlich die – hier nicht weiter zu untersuchende – Frage, ob es sich bei der Jugendsozialarbeit nur um eine besondere Form evangelischer Jugendarbeit handelt oder ob hier in einer vorläufigen Weise die sachgemäße Programmatik jeder evangelischen Jugendarbeit formuliert wird.

Es ist im Rahmen dieses kurzen Beitrags nicht möglich, alle Stationen der institutionellen Konkretisierung evangelischer Jugendsozialarbeit in der Vergangenheit zu rekapitulieren. Nach dem heutigen Stand lassen sich ihre Aktivitäten und Schwerpunkte etwa wie folgt aufzählen und gliedern:

1. Jugendwohnheime (Heime für Lehrlinge, junge Berufstätige, usw. Zur Zeit gibt es rund 400 evangelische Jugendwohnheime, in denen sich Plätze für rund 35 000 junge Menschen befinden).

2. Berufsfördernde Maßnahmen (Grundlehrgänge, Berufsfundungsjahre, Pflegevorschulen für Mädchen usw.).

3. Flüchtlingsjugendarbeit (SBZ-Gilden: 1961 gab es 152 mit etwa 10 000 Jugendlichen, 1966 nur noch 36 mit etwa 3000 Jugendlichen. – Evangelischer Lagerdienst: 1961 waren darin etwa 60 Mitarbeiter tätig, 1966 waren es nur noch etwa 3 Mitarbeiter. – Evangelische Förderschulen: 1958 bestanden 22 mit 2000 Plätzen. 1966 nur noch 8 mit 510 Plätzen).

4. Berufsbezogene Bildungsarbeit (Übergangsseminare zwischen Schule und Beruf, berufsbegleitende Seminare, berufliche Entwicklungsberatung usw.).

5. Sozialpädagogische Begleitung von freiwilligen sozialen Diensten aller Art (kurzfristige soziale Dienste während Nachmittagen, Wochenenden oder während der Ferien, mehrwöchige Aufbaulager, Diakonisches Jahr usw.).

6. Anpassungs- und Freizeithilfen für junge ausländische Arbeitnehmer.

Aus dieser Aufstellung wird nochmals deutlich, daß die Arbeitsfelder der Jugendsozialarbeit mehr als andere Aufgaben der Jugendhilfe dem Wandel der Zeiten unterworfen sind und daher zum Teil nur temporären Charakter haben. So ist zum Beispiel die Flüchtlingsjugendarbeit nach Errichtung der Berliner Mauer zwangsläufig erheblich zusammengeschrumpft, während die sozialpädagogische Arbeit an jungen Ausländern erst in jüngerer Zeit ins Blickfeld getreten ist.

Für die Organisation der evangelischen Jugendsozialarbeit ist typisch, daß sie nicht unbedingt die Gründung neuer Träger hervorrief, sondern die örtliche Verantwortung für die Durchführung von bestimmten Maßnahmen von den vorhandenen Werken der kirchlichen Jugend- und Sozialarbeit übernommen wurde (Innere Mission, Jugendwerke, Jugendverbände, Freundinnen junger Mädchen, Sozialpfarrämter usw.). Eine besondere Abweichung von dieser Regel ist das „Christliche Jugenddorfwerk Deutschlands“, das erst nach dem Kriege gegründet wurde und sich ganz speziell in den Dienst verschiedener Aufgaben der Jugendsozialarbeit gestellt hat. Im übrigen hat man sich damit begnügt, für die Koordinierung und Förderung der evangelischen Jugendsozialarbeit Landesarbeitsgemeinschaften und auf Bundesebene die Bundesarbeitsgemeinschaft „Evangelischer Jugendaufbaudienst“ zu gründen, an der sowohl das Diakonische Werk als auch die Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Jugend Deutschlands beteiligt sind.

VOLKSMISSIONARISCHE ARBEITSFELDER IN DER DIAKONIE

Von Walter Meng

Diakonie ist immer ein Handeln am ganzen Menschen, bei dem Wort und Tat unauflöslich miteinander verbunden sind. Dennoch bringt es die Differenzierung der Dienste mit sich, daß gelegentlich das eine oder andere Element stärker im Vordergrund steht, sei es das missionarisch-seelsorgerliche, sei es das diakonisch-fürsorgerische. Aus der großen Zahl volksmissionarischer Dienste im Rahmen der Diakonie werden im folgenden als Beispiel die Arbeit der Stadtmissionen, der Dienst an Sinnesgeschädigten und neue offene Formen missionarischer und seelsorgerlicher Arbeit genannt.

A. Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Stadtmissionen

Die alten Stadtmissionen, nach englischem Vorbild mit Wichernscher Konzeption als Stadtvereine der Inneren Mission oder Stadtmissionen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründet, erweisen sich angesichts der rasch wachsenden Großstädte als außerordentlich hilfreiche Einrichtungen, vor allem bei der Erfüllung überparochialer Sonderaufgaben. Wenn auch die Ausprägungen der einzelnen Stadtmissionen nach ihrer jeweiligen Geschichte sehr unterschiedlich sind – die einen stärker diakonisch-fürsorgerisch, die anderen mehr missionarisch aus-

gerichtet –, so zeigt sich doch bei allen eine starke Tendenz, überparochiale missionarische und seelsorgerliche Aufgaben durch die Stadtmissionen wahrzunehmen. In einigen Stadtmissionen lag jahrelang das Hauptgewicht auf der geschlossenen fürsorgerischen Arbeit, vor allem in der Einrichtung und Unterhaltung von Jugendwohnheimen, Altenheimen, Häuser für Gefährdete und Häuser und Heime für besondere Personengruppen. Ergänzend zu diesen klassischen diakonischen Zweigen treten in neuerer Zeit missionarische Aufgaben, die nicht länger zu kurz kommen dürfen. Dabei knüpfen die Stadtmissionen an an das alte ungeschriebene Privileg freier Werke in der Diakonie, zu experimentieren und neue pionierhafte Modelle zu wagen, um herauszufinden, in welchen Formen und mit welchen Mitteln heute zeitgemäß gearbeitet werden kann. Von einigen Stadtmissionen wurden deshalb die Telefonseelsorge aufgebaut, ebenso Camping-, Park- und Strandmissionen. Auch am Ausbau der Christlichen Gasthausmissionen in verschiedenen Großstädten sind die Stadtmissionen beteiligt, indem sie die Voraussetzungen für die Anstellung hauptamtlicher Berufsarbeiter geschaffen oder diesen Dienst in ihren eigenen Aufgabenkatalog aufgenommen haben.

In einem „Rahmenplan für den stadtmisionarischen Dienst“, der ergänzt wurde von einem umfassenden Katalog stadtmisionarischer Sonderaufgaben, wurden die Grundzüge zeitgemäßer stadtmisionarischer Arbeit zusammengestellt. Diese grundsätzliche Arbeit soll dazu dienen, Mitarbeitern und Vorständen der Stadtmissionen Anregungen zu geben, sie zu pionierhaften Diensten zu ermutigen und bei strukturellen und personellen Veränderungen eine Hilfe zur Überprüfung der bisherigen Arbeit anzubieten. In diesen Richtlinien schlägt sich die Konzeption einer sowohl missionarischen als auch fürsorgerisch tätigen überparochial geordneten Stelle für zeitgemäße Stadtmission nieder. Mit ihrer Hilfe soll auch jenen Stellen Mut gemacht werden zum Aufbau neuer Stadtmissionen oder ähnlicher Einrichtungen, die bisher von der Notwendigkeit eines solchen Dienstes zwar überzeugt waren, jedoch keinen Weg zu seiner Verwirklichung sahen.

B. Seelsorge an Sinnesgeschädigten

1. *Dienst an Sprach- und Gehörgeschädigten.* Als im Jahr 1901 *Margarete von Witzleben* in Berlin mit Hilfe einiger adliger Damen damit begann, Schwerhörige und Ertaubte in einem Haus zu besonderen Bibelstunden zu sammeln und sich auch um geeignete Arbeit für sie zu bemühen, mag man noch nicht von Seelsorge an Sinnesgeschädigten gesprochen haben. Inzwischen hat die Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Gehörlosenseelsorger und die Arbeitsgemeinschaft der Schwerhörigenseelsorger das Augenmerk auf die Sinnesgeschädigten in der Gemeinde gerichtet, mit dem Ziel, die Gemeinden auf ihre Verantwortung für ihre sinnesbehinderten Glieder anzusprechen und diese in das Leben der Gemeinde einzubeziehen.

2. *Christlicher Blindendienst.* Auch die Arbeit des Christlichen Blindendienstes (CBD), der hervorgegangen ist aus der Gesellschaft zur Förderung des geistlichen Lebens unter den evangelischen Blinden, ist in diesem Zusammenhang zu

nennen. Er lädt evangelische Blinde zu *Freizeiten* und *regionalen Blindentagen* ein, bietet ihnen eine umfangreiche *Hörbücherei* mit etwa dreitausend Tonbändern an, und bringt besonders evangelisches *Schrifttum in Blindenschrift* heraus.

Einige neue Schwerpunkte kennzeichnen die jüngste Entwicklung dieser Arbeit:

Auf Initiative des CBD haben die evangelischen Missionsgesellschaften, die in der Oekumene auf dem Sektor der Blindenarbeit tätig sind, zusammen mit dem Christlichen Blindendienst eine *Arbeitsgemeinschaft für Blindenmission und Blindendienst* gebildet. In dieser Arbeitsgemeinschaft sollen die Erfahrungen der Blindenseelsorge ausgetauscht, ökumenische Gespräche geführt und den evangelischen Blinden Möglichkeit gegeben werden, sich direkt und intensiv für ihre Schicksalsgefährten in den Entwicklungsländern einzusetzen.

Weiter muß das Gespräch mit speziellen Personengruppen unter den evangelischen Blinden erwähnt werden. So hält zum Beispiel der Christliche Blindendienst *Freizeiten für blinde Akademiker*, die sich in besonderer Weise mit Fragen und Problemen unserer Zeit auseinanderzusetzen haben und sich unter dem Wort Gottes um das rechte Erkennen ihrer Aufgabe in Kirche und Gesellschaft mühen. Durch jährliche Studientagungen greift der Christliche Blindendienst Fragen unserer Zeit auf, von denen die Blinden in ihrer Gesamtheit im besonderen Maße betroffen sind. Die *Studientagung 1966 befaßt sich beispielsweise* mit dem Thema der Blindenehe unter Einbeziehung eugenischer Fragen einschließlich der Problematik der verantwortlichen Elternschaft – auch im Hinblick auf möglicherweise zu erwartenden erbkranken Nachwuchs – und mit einer Stellungnahme zur Diskussion um die freiwillige Sterilisation.

Die Geschäftsstelle des Christlichen Blindendienstes wurde 1966 in die Universitätsstadt Marburg/Lahn verlegt, damit der CBD in eine engere Verbindung mit den studierenden jungen Blinden kommt. Durch die nach dem 1. Weltkrieg in Marburg geschaffene Blindenstudienanstalt hat sich diese Stadt immer stärker zu einem geistigen Zentrum für junge Blinde entwickelt. Ihnen will der CBD mit seiner Hörbücherei und seiner Punktschriftliteratur in besonderer Weise helfen und sie zu Gesprächen einladen.

Als eine besondere Anerkennung seiner Arbeit hat es der Christliche Blindendienst empfunden, daß der Vorsitzende dieses Fachverbandes, Pastor Heinz Berner, Schleswig, vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland mit der Seelsorge an den evangelischen Blinden beauftragt und im Frühjahr 1964 in Berlin von Präses Scharf in sein Amt eingeführt wurde.

Inzwischen wurde Pastor Berner am 1. Dezember 1966 im Alter von 62 Jahren aus seinem arbeits- und segensreichen Leben nach einem schweren Herzanfall heimgerufen. Der Christliche Blindendienst wählte den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, Pfarrer Hans Rupp, Marburg/Lahn, zu seinem Nachfolger.

C. Neue Formen offener Seelsorge

1. *Das Experiment Telefonseelsorge.* Die Telefonseelsorge, vor zehn Jahren in Berlin und Kassel begonnen als ein besonderer Dienst für einsame Menschen in der Großstadt, konnte ihre Arbeit in den letzten Jahren in verschiedenen Städ-

ten systematisch aufbauen, so daß sie heute in achtzehn Städten anzutreffen ist, nämlich in: Berlin, Bremen, Düsseldorf, Dortmund, Essen, Frankfurt am Main, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln, Mannheim-Ludwigshafen, Lübeck, Nürnberg, Stuttgart und Wuppertal.

Träger sind Gemeindedienste der Inneren Mission, Stadtmissionen oder Stadtsynodalverbände, mitunter auch freie Vereine oder Arbeitskreise ohne Rechtsform. Die Telefonseelsorgestellen der evangelischen Träger haben sich zusammengeschlossen in der „*Evangelischen Konferenz für Telefonseelsorge*“, deren Geschäftsführung in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes liegt.

Von Anfang an war die Telefonseelsorge ein Versuch, im Bereich der Seelsorge das Prinzip des allgemeinen Priestertums zu verwirklichen. Man hat daher in der Regel vom hauptamtlichen „Telefonseelsorger“ abgesehen und an seine Stelle einen Kreis bewährter ehrenamtlicher Mitarbeiter gesetzt, deren Aufgaben und Tätigkeitsbereiche gegliedert wurden in die Gruppe derer, die am Telefon unmittelbar den Dienst verrichten, in einen Kreis von Fachberatern, die bei speziellen Anfragen jederzeit Tag und Nacht Auskunft zu geben bereit sind und in einen engeren Leitungskreis, der in kürzeren Zeitabständen regelmäßig zusammenkommt, um schwierige Probleme der Anrufer gemeinsam zu beraten. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter, aus verschiedensten Berufen kommend, werden in der Regel zum Dienst berufen und beauftragt. Damit wurde erreicht, der Fülle der ankommenden Nöte möglichst eine große Zahl der in der Dienstgruppe vorhandenen Gaben entgegenzustellen.

Ein weiteres Merkmal der Telefonseelsorge ist die Anonymität, sowohl der Anrufenden als auch der Antwortenden. Veranlassung hierzu war die Überlegung, dem Anrufenden die Hemmnisschwelle so niedrig wie möglich zu halten und ihn zu ermutigen, Kontakte und Vertrauen zu suchen. Dabei hat es der Anrufende selbst in der Hand, sein Gespräch abzubreaken oder – wenn er das nötige Vertrauen gefunden hat – nach seinem Belieben fortzusetzen. Damit wird dem einsamen Menschen die Möglichkeit gegeben, aus seiner ihn schützenden Anonymität heraus zu sprechen und Kontakte zu suchen ohne sich dabei selbst mehr offenbaren zu müssen, als ihm lieb ist. Daß diese Stellen Tag und Nacht, also ständig erreichbar sind, hat sich sehr bewährt.

Nur bei wenigen Einrichtungen der Kirche und ihrer Diakonie spielen sich die Nöte und Probleme der Menschen unserer Tage in einer solchen Dichte und thematischen Breite wider wie gerade in der Telefonseelsorge. Die Inanspruchnahme der einzelnen Stellen ist sehr unterschiedlich, doch es kann durchschnittlich mit zehn bis zwanzig Anrufen in vierundzwanzig Stunden gerechnet werden. Einige Grundmotive, die zu Anrufen führen, lassen sich als allgemein typisch feststellen. An erster Stelle sind die Themenkreise Freundschaft, Einsamkeit, Umweltnöte zu nennen, ihnen folgen Ehe- und Erziehungsprobleme, dann Berufs- und Wohnungsfragen, in einem weiteren Kreis die Probleme von Krankheit, Depressionen, Süchten, Selbstmordgefährdung. Nicht gering ist auch die Gruppe derer, die sich im Gestrüpp der öffentlichen Verwaltung und Behörden nicht zurechtfinden und bei der Telefonseelsorge Auskünfte erbitten.

Wenn auch die Telefongespräche zunächst anonym geführt werden, so heben doch mehr als die Hälfte der Anrufenden im Laufe des Gespräches ihre Anony-

mität selbst auf und sind bereit, zu einer direkten Begegnung oder sie lassen sich an andere Fachstellen überweisen, zum Beispiel an Ehe- und Erziehungsberatungsstellen, Beratungsstellen für Suchtgefährdete und ähnliche Einrichtungen.

Zusammenfassend wird festgestellt:

1. Die Telefonseelsorge entspricht einem Bedürfnis des heutigen Menschen, der eine Begegnung mit einem anderen „auf Abstand“ sucht und dabei bereit ist, sich in seinen Lebensproblemen auf diese Weise beraten zu lassen.

2. Die Telefonseelsorge erschließt damit eine Möglichkeit „offener Seelsorge“, die bisher in der evangelischen Kirche noch nicht zur Verfügung stand.

3. Die Telefonseelsorge vermittelt einen Einblick in das Schlachtfeld der heutigen alltäglichen Wirklichkeit, wie sie kaum eine andere Einrichtung der Kirche zu geben vermag.

4. Die Telefonseelsorge ermöglicht die Indienstnahme verschiedener Gaben, die der Gemeinde zur Erfüllung ihres Dienstes am Menschen gegeben sind, wobei auch der ausgebildete Fachmann zu seinem Recht kommt.

5. Die Telefonseelsorge ist Hinwendung zum ganzen Menschen. Leibsorge und Seelsorge, Verkündigung und Beratung, Mission und Diakonie greifen dabei ineinander und bilden ein Stück „Lebensbegleitung auf Zeit“, die viele hilfe- und ratsuchende Menschen heute brauchen.

2. *Kirchlicher Dienst am Menschen im Gaststättengewerbe.* In etwa 180 000 gastronomischen Betrieben in der Bundesrepublik sind gegenwärtig nahezu 750 000 Menschen beschäftigt, darunter 60 000 Jugendliche. Nicht nur der Urlaub, auch unser wirtschaftliches, berufliches, gesellschaftliches und privates Leben ist ohne die täglichen Dienste der Hotels und der Gaststätten gar nicht denkbar. Die Angehörigen dieses Berufsstandes haben den stärksten Arbeitsanfall, wenn andere ihre Freizeit genießen. Ihre besonders gelagerten Arbeitszeiten haben dazu geführt, daß sie sich kaum noch am kirchlichen Leben beteiligen können.

Die *Christliche Gasthausmission*, ein Fachverband des Diakonischen Werkes, hat in jüngster Zeit erhebliche Anstrengungen gemacht, ihren Dienst für die im Gaststättengewerbe Tätigen auszuweiten, deshalb wird in einigen Großstädten intensiv der Ausbau regionaler Schwerpunkte mit der Besetzung durch hauptamtliche Mitarbeit vorangetrieben. Ziel der Gasthausmission ist es, ein Netz von Clubhäusern und „Häusern der Offenen Tür“ in den Großstädten und gastronomischen Schwerpunkten unseres Landes für Gasthausangestellte einzurichten, um ihnen in ihrer freien Zeit eine Heimat zu bieten und die Botschaft von Jesus Christus neu zu verkündigen. Auch wird das Gespräch mit den Gasthausangestellten, mit den Studierenden an den Fachschulen und mit den Hoteliers aufgenommen. Dieser Plan ist bereits in Frankfurt am Main, Heidelberg, Stuttgart, Nürnberg und Berlin teilweise oder ganz verwirklicht. Bemühungen um die Einrichtungen solcher Stellen sind in weiteren Städten zur Zeit im Gange. Sie gehen aus von evangelischen Hoteliers, die in der Leitung der Christlichen Gasthausmission maßgeblich beteiligt sind.

Als eine „Kanzel in der Gastronomie“ wird das Verteilblatt der Christlichen Gasthausmission „der bote“ bezeichnet, das mit monatlich 30 000 Exemplaren

durch ehrenamtliche Helfer an das Personal kostenlos verteilt wird. Den internationalen Charakter dieses Berufsstandes versucht das Verteilblatt durch fremdsprachige Beiträge (italienisch, französisch) gerecht zu werden.

Neben der Clubarbeit und der Blättermission veranstaltet die Christliche Gasthausmission zusammen mit Evangelischen Akademien Tagungen für leitende Persönlichkeiten des gastronomischen Gewerbes, Wochenendrüstzeiten und Seminare für den beruflichen Nachwuchs sowie Bibel- und Erholungsfreizeiten für abgearbeitete und ruhebedürftige Menschen aus diesem Beruf. Die Aufgabe der frühen Diakonie, Fremde zu beherbergen, läßt sich heute nur noch auf kommerzieller Basis lösen. Das gilt auch für die heute wieder blühenden *Evangelischen Hospize*. Hier wie überall, wo Christen in diesem Dienst stehen, soll der Gastgeber wissen um den biblischen Auftrag, der auch in seinem Beruf noch zugrunde liegt, „herberget gerne“.

FLÜCHTLINGSHILFE, HEIMATLOSE AUSLÄNDER

Von Hermann Maurer

Unter der Schutzglocke des Zentralbüros des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland entfaltete sich seit seiner Gründung durch Oberkonsistorialrat Dr. Eugen Gerstenmaier im Sommer 1945 eine wirksame Hilfe für evangelische Flüchtlinge und Vertriebene aus dem östlichen Europa. Nach fünf Jahren setzte die spezifische Hilfe für heimatlose Ausländer, damals noch displaced persons genannt, ein. Zwischen den vom Hilfswerk getätigten Maßnahmen für Deutsche und den später einsetzenden Integrationsbemühungen für heimatlose Ausländer liegt nur ein zeitlicher und quantitativer, kein qualitativer Unterschied. Im Gegenteil: die Bemühungen um die Existenzsicherung der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, die millionenfach in den Bereich der Bundesrepublik Deutschland eingeströmt waren und breit gelagert alle nachfolgenden kirchlichen Einrichtungen, besonders die Hauptbüros, in Anspruch nahmen, wurden durch die systematische Eingliederungsarbeit an heimatlosen Ausländern übertroffen, für deren Leben unter uns eine sozialetische und gesellschaftlichen Methode (Programme des Hohen Kommissars für Flüchtlinge unter dem Vertreter des Hohen Kommissars, Raymond Terrillon) entwickelt wurde, die ihre erste Ausformung ab 1955 gewann, also vier Jahre nach der Verkündung des Gesetzes über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer vom 25. April 1951, und bis heute anhält. Doch über diese Programme des Hohen Kommissars für Flüchtlinge, die eine Gemeinschaftsarbeit internationaler Instanzen, der Bundesregierung und der Wohlfahrtsverbände sind, später mehr.

Zurück zu den Maßnahmen für deutsche Vertriebene und Flüchtlinge! Als Dr. Gerstenmaier 1945 Gelegenheit hatte, als erster Deutscher in die Vereinigten Staaten zu reisen, um die dortigen Kirchen zu besuchen und bei Präsident Truman vorzusprechen, hatte die weltumspannende Kraft und Möglichkeit des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf und seiner Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe eingesetzt. Zusammen mit dem Hilfswerk ergab sich ein Ver-

bundwerk größten Ausmaßes. Millionenwerte zur Linderung der größten Not flossen in die von den Besatzungsmächten regierten Teile Deutschlands.

Geteilt in die Allgemeine Nothilfe und den Kirchlichen Wiederaufbau umschloß die erstere die Hilfe für Menschen. 1946 hatten sich die aus ihren Heimatgebieten vertriebenen evangelischen Kirchen, die mit Gemeindegliedern und Kirchenleitungen im Westen Deutschlands angekommen waren, zu der segensreichen Einrichtung der Hilfskomitees zusammengeschlossen. Sie waren und blieben Herbergen der Heimat zu einer Zeit, als alles im Wanken und keine Planke sichtbar war, an die man sich klammern konnte. Aus der Idee der Hilfskomitees entsprangen andere Selbsthilfeeinrichtungen des Hilfswerks.

Geldspenden aus dem Ausland wurden auf Rohstoffbasis umgestellt. Die ersten 20 Häuser bei Heidelberg sind als Anfang des Sozialen Wohnungsbaus des Hilfswerks zu betrachten.

Noch dauerte es an, bis sich der Lutherische Weltbund ökumenisch mit dem Begriff „Flüchtlinge in Europa“ befaßte und seine Aufmerksamkeit und Verantwortung auf die 13 Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge in Deutschland ausdehnte. 1947 war es soweit, und der Ökumenische Rat hat 1948 in Amsterdam auf die Notwendigkeit der weltweiten Hilfe für die Deutschen hingewiesen. Die Mauer des Schweigens war gebrochen.

Gleichzeitig ertönte die Präambel der Eisenacher Beschlüsse des Wiederaufbauausschusses des Hilfswerks vom Oktober 1947 weithin hörbar als grundsätzliche Deklaration über die Flüchtlingsarbeit: „Die Mitarbeit in der Vertriebenenhilfe sollte daher im besonderen zur Amtspflicht der Geistlichen und zum verpflichtenden Gebot für die Gemeinden erhoben werden.“

Strategie und Taktik der Flüchtlingsarbeit, wie sie damals im Hilfswerk geplant, versucht und durchgeführt wurde, waren richtig grundgelegt.

Als die Währungsreform am 20. Juni 1948 die ganzen Hilfswerkinitiativen einer schweren Belastung unterwarf, bedurfte es gewaltiger Anstrengungen der Tausende von Mitarbeitern, vor allem der allein in Lagern und Notunterkünften damals tätigen 1500 hauptamtlichen Flüchtlingsberater, die Krise zu überwinden. 1949, anläßlich der Tagung der Flüchtlingsabteilung des Weltrats der Kirchen in Hamburg, wurde die kirchliche Verantwortlichkeit für alle Flüchtlinge postuliert, womit die deutschen Vertriebenen mit dem Schicksal gleichgestellt wurden, das die verschleppten Ausländer (DP's) erlitten hatten. Auf dieser berühmt gewordenen Konferenz sprach unter anderen Dr. Gerstenmaier über „Das Flüchtlingsproblem – Tatsachen und Aufgaben“.

Stufenartig folgten Initiativen, die noch heute wirksam sind, zum Beispiel die Gründung der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland, der Eingriff in die Verteilung der Vertriebenen in der Bundesrepublik besonders seit Frühjahr 1952, als verzweifelte Vertriebene in Schleswig-Holstein sich zu Treckbewegungen zusammenschließen wollten. Der Appell des Deutschen Evangelischen Kirchentags 1952 in Stuttgart an die Kirchengemeinden, vertriebene Bauern aufzunehmen und anzusiedeln, fand im Hilfswerk seine Ausprägung in der von 1955-1957 tätigen Evangelischen Aktionsgemeinschaft zur Eingliederung vertriebener Landwirte.

Aus dem Kirchlichen Suchdienst, dem Verbundwerk zwischen Caritas und Hilfswerk, erwuchs in dieser Zeit der Anfang an der Bearbeitung der Gesamt-

erhebung der Vertreibungsverluste der deutschen Bevölkerung, welche zum Jahresende 1966 fertiggestellt wurde und in drei stattlichen Bänden der Bundesregierung übergeben werden konnte.

Die Heimatortskarteien als Kataster und Meldeämter der Vertriebenen bergen die Namen von über 17 Millionen Menschen.

Die diakonische Arbeit der Kirche fühlte sich besonders berufen, sich der Jugend anzunehmen, sei es die schon ansässige oder die damals noch herumziehende Jugend in der Bundesrepublik, seien es die mit zunehmender Flucht allein stehenden Jugendlichen aus Mitteldeutschland. Im Evangelischen Jugendaufbaudienst³³ seit 1950 ist intensive Ordnungsarbeit geleistet worden.

Das damalige Zentralbüro des Hilfswerks war seit Beginn auch an der Familienzusammenführung aus den osteuropäischen Ländern beteiligt. Das heutige Diakonische Werk setzt diese Tätigkeit fort und ist in Verbindung mit zahlreichen evangelischen Deutschen, die im östlichen Europa verblieben sind oder verbleiben mußten. Ihnen gehen Lebensmittel, Textilien und Medikamentenhilfen zu. Von den etwa 350 000 evangelischen Deutschen im östlichen Europa, ohne die Sowjetunion, kommt so mancher Notleidende zu einer dringend begehrten Hilfe.

In einer breit ausgelagerten Front steter Wachsamkeit und Hilfe bestätigt sich das Diakonische Werk mit seinen vielen Dienststellen und Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen an den noch zu lösenden Problemen der Flüchtlinge und Vertriebenen, besonders der alt gewordenen Menschen aus diesem Personenkreis.

Wie eingangs bereits erörtert, folgte den Maßnahmen für deutsche Flüchtlinge und Vertriebene im Abstand von fünf Jahren die Hereinnahme der Sorge um die in der Bundesrepublik verbliebenen rund 225 000 heimatlosen Ausländer, welche bis dahin allein in der Obhut der UNRRA und IRO standen. Von über 9 Millionen Zivilarbeitern und ehemaligen Verbündeten der Deutschen Wehrmacht, welche sich 1945 in Deutschland befanden, waren 8 Millionen in ihre Heimat zurückgekehrt, 1 Million wanderte durch Vermittlung von UNRRA und IRO in überseeische Länder aus, rund eine Viertel Million wählte Deutschland als dauerndes Asyl.

Aus der Verantwortung für die DP's, die Bischof Dibelius einmal „DP – Deutsche Pflicht“ genannt hat, entwickelte sich eine weitere enge Verpflechtung zwischen Weltrat der Kirchen, Lutherischem Weltbund und Hilfswerk.

Eingehende Beratungen auf ökumenischer Ebene führten zu Richtlinien für die Integration ausländischer Flüchtlinge auch im kirchlichen Bereich.

Heimatlose Ausländer orthodoxen oder evangelischen Glaubens dürfen sich im Schutze nicht nur des Hohen Kommissars und der Bundesregierung, sondern auch der gliedkirchlichen-diakonischen Werke geborgen fühlen.

Im Rahmen der Programme des Hohen Kommissars für Flüchtlinge wurden seit 1955 Millionenprojekte wirksam, die sich auf Eingliederung von Arbeitsbehinderten, auf Hausratshilfe, auf Wohnungsbau, auf Berufsumbildung, auf Gesundheitsförderung, auf Schulen und anderes erstreckten und erstrecken.

Zum heutigen Zeitpunkt darf die Integration heimatloser Ausländer in der Bundesrepublik als weithin gelungen bezeichnet werden. Rückstände für solche

33. Vgl. R. Laetint: Jugendsozialarbeit.

Familien, die noch nicht die nötige Sicherung und Stabilität gefunden hatten, werden laufend bearbeitet.

Für die ganz schweren Fälle (hard core cases) stehen Spezialunterkünfte und Einrichtungen zur Verfügung³⁴, die als Rehabilitationszentren weltweiten Ruf gewannen.

HILFE FÜR DIE GRIECHISCHEN GASTARBEITER

Von Rudolf Laerum

Vor Inkrafttreten des deutsch-griechischen Regierungsabkommens im Frühjahr 1960 betrug die Zahl der in der BRD arbeitenden griechischen Männer und Frauen rund 5000. Infolge des Abkommens und durch die systematische Anwerbung in Griechenland wuchs diese Zahl von Jahr zu Jahr und beträgt nach der letzten Statistik bereits 180 000.

Die Hilfe für diese griechischen Arbeitnehmer (der Einfachheit halber bezeichnet man sie als „Gastarbeiter“), um welche es in diesem Überblick geht, erstreckt sich auf außerbetriebliche Maßnahmen im gesamten Lebensbereich dieser Menschen, wofür das Diakonische Werk auf Grund einer entsprechenden Vereinbarung mit der Bundesregierung die Trägerschaft übernommen hat.

Für diese Aufgabe wurden beim Diakonischen Werk (Landesverbände und örtliche Stellen) im Laufe der vergangenen Jahre 79 hauptamtliche griechische und deutsche Sozialarbeiter eingestellt. Ihr hauptsächliches Augenmerk richten diese Sozialbetreuer unter den Griechen und deren Familien auf alle Probleme, die aus der Trennung von der Heimat und von den zurückgebliebenen Angehörigen entstehen, auf die Familienzusammenführung, die Nöte im Alltagsleben und am Arbeitsplatz, auf Krankheitsfälle, Unfälle, die Einschulung und Berufsförderung der Jugendlichen und anderes mehr. Darüber hinaus werden diese Mitarbeiter mancherorts zur Beratung und Vorbereitung von kulturellen Veranstaltungen herangezogen, welche die kirchlichen Stellen für die griechischen Gastarbeiter durchführen. In Anbetracht der immer noch äußerst angespannten Wohnraumlage besteht eine weitere schwierige Aufgabe der Sozialbetreuer darin, diesem Notstand bei griechischen Ehepaaren und Familien abzuhelpen. Mit der Familienzusammenführung wiederum, die auch von den Betrieben da und dort gefördert wird, ist das nächste Problem verbunden: die Unterbringung der Kinder in Kindergärten, Tagesstätten, Horten, Krippen und Heimen. Die spätere Einschulung ist Aufgabe der Länder und der Gemeinden im Zusammenwirken mit der griechischen Regierung; hier scheint allmählich eine Besserung der Lage einzutreten, seitdem der griechische Staat eigene Lehrkräfte für den Zusatzunterricht entsendet.

Eine besondere Sorge der erwähnten Sozialdienste gilt schließlich der relativ hohen Zahl weiblicher Arbeitskräfte unter den Griechen (etwa 35 Prozent). Gerade die jungen Mädchen und Mütter sind naheliegenderweise besonderen Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt. Hier wirken vorbeugend und aufklä-

34. Zum Beispiel die Beckhofsiedlung bei Bethel.

rend vor allem die speziellen Hilfen und Einrichtungen, die der Verein der Freundinnen junger Mädchen anbietet und seit Jahren an vielen Orten erfolgreich praktiziert: Einrichtung von Clubheimen für gesellige Zusammenkünfte, Beratung in persönlichen Anliegen, sinnvolle Nutzung der Freizeit, deutscher Sprachunterricht, Einzelfallhilfe durch Fachkräfte und Kontakte mit deutschen Frauen und Mädchen. Ein weiteres wertvolles Mittel zur Überwindung der Anpassungsschwierigkeiten sind die allenthalben im größeren und kleineren Stil regelmäßig durchgeführten Veranstaltungen und sonstigen kulturellen Maßnahmen (Einrichtung von Clubräumen, Filmdienste, Wochenendfreizeiten, Vortragsdienste usw.) Ergänzend hierzu sind die nicht so sehr vom Diakonischen Werk als von den Volkshochschulen durchgeführten deutschen Sprachkurse und die Aufklärungstätigkeit der Gewerkschaften für die ausländischen Betriebsangehörigen (Unfallschutz, Sozialversicherung u. a.) zu nennen. Das Diakonische Werk bzw. seine Mitarbeiter in der Griechenbetreuung stehen außerdem noch mit verschiedenen deutschen, griechischen, ökumenischen und internationalen Organisationen in Verbindung, die sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten mit den Fragen der „Wanderarbeiter“ befassen; so in Einzelfällen mit dem Internationalen Sozialdienst, mit den Landesarbeitsämtern und Arbeitsämtern, den Vertretungen des griechischen Arbeitsministeriums (Griechische Kommissionen), den griechischorthodoxen Pfarrern und bisweilen auch mit den griechischen Konsulaten. Während die Arbeitsverwaltung auf Grund des deutsch-griechischen Abkommens und den EWG-Vereinbarungen ihr Möglichstes tut, um den angeworbenen ausländischen Arbeitern im Gastlande die gleichen Rechte wie den Einheimischen sicherzustellen, ist es das Anliegen des Diakonischen Werkes in Zusammenarbeit mit den zuvor genannten Einrichtungen, das persönliche Los des einzelnen wie das seiner Angehörigen in seiner neuen Umwelt erträglich zu gestalten.

Da mit einem weiteren Anwachsen der ausländischen Arbeitskräfte in der Bundesrepublik zu rechnen ist, wird es notwendig sein, auch in der Griechenbetreuung manche Fragen, die bisher unbefriedigend gelöst werden konnten, intensiver als bisher zu bearbeiten. Vor allem wird es darauf ankommen, eine intensivere Aufklärungsarbeit innerhalb der evangelischen Kirchengemeinden zu betreiben. Dabei ist nicht immer die Sprache der Hinderungsgrund für eine menschliche Verständigung, sondern vielmehr zahlreiche Vorurteile, die sich auf mancherlei Mentalitätsunterschiede und Mißverständnisse gründen.

Noch nicht abzusehen ist schließlich, vor welchen Aufgaben Staat und Kirche in Griechenland stehen werden, wenn die Auswanderer in die Heimat zurückkehren. Denn vermutlich wird nur ein kleiner Prozentsatz in der Bundesrepublik für immer Fuß fassen wollen. Ebenso wenig, wie eine sinnvolle individuelle Vorbereitung der Auswanderer nach Deutschland vorgenommen wird, scheinen für die Rückkehrer Maßnahmen vorbereitet zu werden, die ihnen die „Rückanpassung“ in die Heimat erleichtern. Es kann auch das Diakonische Werk nicht unberührt lassen, was aus diesen Menschen in ihrer alten Heimat wird.

Die Durchführung aller genannten Betreuungsmaßnahmen erfordert beachtliche finanzielle Mittel. Sie werden zum Teil von der Arbeitsverwaltung und vom Bundes-Innenministerium, hier und da auch von den Ländern und Kommunen zur Verfügung gestellt, zu einem erheblichen Teil jedoch aus Eigenmitteln der Landeskirchen bzw. des Diakonischen Werkes aufgebracht. Dabei ist

zu berücksichtigen, daß die griechischen Gastarbeiter keine Kirchensteuern zahlen, da die orthodoxe Kirche eine solche ablehnt. Im Gegensatz zu den Sozialdiensten des Caritasverbandes für die italienischen und spanischen Gastarbeiter ist die Finanzierung dieser ökumenischen Diakonie unserer Kirche daher naturgemäß mit größeren Schwierigkeiten verbunden.

IV. Die Anstaltsdiakonie

JUGENDFÜRSORGE

Von Karl Janssen

Die Jugendfürsorge nimmt sich der gefährdeten, geschädigten und erzieherisch nicht ausreichend betreuten Jugend in Heimerziehung wie im Angebot offener, Leben und Beruf begleitender Hilfen an. Der *Evangelische Reichs-Erziehungs-Verband e. V. (EREV)*, der im Jahre 1920 das bis dahin bestehende Erziehungsamt im Centralausschuß für die Innere Mission ablöste, stellt die Zusammenfassung dieses ältesten und durch die Namen Johannes Falk, Christian Heinrich Zeller und Johann Hinrich Wichern hinreichend gekennzeichneten Arbeitsgebietes des Diakonischen Werkes dar. Die Arbeit des Verbandes ist durch eine neue Satzung im Jahre 1955 den gewandelten Verhältnissen angepaßt worden. Zur Zeit gehören ihm 475 Heime von 320 Heimträgern mit rund 32 000 Betten an. Von diesen Plätzen diente etwa die Hälfte den Aufgaben der Fürsorgeerziehung (FE) und Freiwilligen Erziehungshilfe (FEH), die anderen der Sozialhilfe für Minderjährige. Der Verband arbeitet eng mit den für Nachbargebiete zuständigen Verbänden zusammen, insbesondere mit dem Evangelischen Jugendaufbaudienst (EJAD), dem Verband deutscher evangelischer Heilerziehungs-, Heil- und Pflegeanstalten, der Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Kinderpflege sowie mit den entsprechenden Ausbildungsstätten.

Die gesellschaftlichen Wandlungen

Aus der Mangelverwahrlosung ist heute eine Luxusverwahrlosung, aus der skeptischen Generation eine sachliche junge Generation geworden. Die gesellschaftlichen Wandlungen der Gegenwart haben auch in die Jugendfürsorge tief eingegriffen. Es geht heute bei der Rehabilitation geschädigter junger Menschen nicht mehr nur um eine karitative Aufgabe, sondern vielmehr um eine Aufgabe, die einem Teile der jungen Gesellschaft gilt, auf den die Gesellschaft nicht verzichten kann. Es geht dabei prinzipiell um den Teil der jungen Generation, der besonderer erzieherischer Hilfe bedarf, aber resozialisiert und rehabilitiert, also für ein Leben gewonnen werden soll, das der Würde des Menschen entspricht, das der Verantwortung und der freien Selbstentfaltung fähig werden soll. Damit stehen die jungen Menschen im Erziehungsnotstand unmittelbar

neben den sensoruell oder geistig geschädigten jungen Menschen, auf die die verantwortliche Gesellschaft ebenfalls nicht verzichten kann.

Die moderne Gesellschaft ist wissenschaftlich orientiert. Die Erkenntnis der Wissenschaft, insbesondere der Medizin, der Psychologie, der Soziologie und der Pädagogik wirken sich in der Wirklichkeit auch der Heimerziehung aus. Die Durchdringung der Heimerziehung mit heilpädagogischen und jugendpflegerischen Methoden schreitet fort. Die in diesem Zusammenhange auftretenden theologischen Probleme sind für die evangelische Heimerziehung besonders bedeutungsvoll.

An die schulische Bildung der jungen Menschen sind besondere Anforderungen zu stellen. Der Verbesserung der Heimschulen, der Heimsonderschulen und Heimberufsschulen ist sehr viel Aufmerksamkeit zugewendet worden. Regelmäßige Konferenzen der Schulleiter und Lehrkräfte auf Bundesebene dienen seit 1961 diesem Zwecke. Der Reduzierung der Klassenfrequenz, dem Ausbau der Methodik und der Didaktik, der Durchführung des Sportunterrichts, der Heilgymnastik, des logopädischen und des Werkunterrichts wird große Aufmerksamkeit geschenkt.

Aber auch die moderne Arbeitswelt befindet sich in einer rapiden Entwicklung. Der Weg zu ihrer Spiritualisierung mag noch weit sein; jedenfalls aber werden an den Mitarbeiter in ihr sehr hohe Anforderungen in bezug auf sein Verständnis, sein Mitdenken und seine Mitverantwortung gestellt. Daraus ergeben sich für die Schulentlassenenheime zahlreiche Probleme. Ohne Zweifel bleibt die handwerkliche Lehrausbildung nach wie vor unentbehrlich. Indessen sind längst nicht alle Minderjährigen einer Lehre intellektuell gewachsen. Damit erwächst die Aufgabe, Ausbildungsformen zu entwickeln, die auf die Arbeit in der Industrie vorbereiten und zu dem Status des Facharbeiters oder angelernten Arbeiters führen. Bei den großen Veränderungen, die die Arbeitswelt fortgesetzt erfährt, ist eine rasche Anpassung die permanente Aufgabe. Neben die überlieferte Lehrwerkstätte tritt damit der Anlernbetrieb und der für die Industrie vorbereitende Lehrgang.

Besondere Probleme bietet in dieser Hinsicht die Mädchenerziehung. Hier ist die Doppelaufgabe der Ehevorbereitung und damit besonders der hauswirtschaftlichen Ausbildung sowie der Berufsvorbereitung gestellt. Daß heute eine Trennung auch der jugendlichen Mutter von ihrem Kind nicht mehr angestrebt wird, fordert darüber hinaus, daß das Heim Mutter und Kind gemeinsam betreuen kann.

Für alle Gebiete der Erziehung aber gilt, daß die Heimerziehung nicht nur die Arbeits-, sondern auch die Freizeitwelt im Auge zu behalten hat. Es ist eine Tatsache, daß zahlreiche Minderjährige den Versuchungen der Freizeit erliegen sind, und daß nur zu oft die Luxusverwahrlosung in der Freizeit es ist, die besondere Erziehungshilfen erforderlich macht. Dem jungen Menschen die positiven Möglichkeiten erfüllter Freizeit zu zeigen und zu öffnen, ist die Aufgabe, die gestellt ist. Sport, soziale Dienste wie im Deutschen Roten Kreuz oder der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft, musische und allgemein kulturelle Ertüchtigung stellen wahrscheinlich eine gute Vorbereitung für das Leben in einer sinnvollen Freizeit dar.

Alle diese Aufgaben fordern eine Erzieherchaft, die den Aufgaben einer psy-

chologisch orientierten heilenden und rehabilitierenden differenzierten Erziehung gewachsen ist. Die überlieferten Formen der sozialpädagogischen und sozialen Ausbildung haben sich im ganzen als Grundausbildung bewährt; ihre Absolventen brauchen jedoch eine Zusatzausbildung. Heilpädagogische Ausbildungsstätten, die diese Zusatzausbildung vermitteln, sind bereits entstanden. Aber auch spezielle Ausbildungsstätten für die Heimerzieher wurden ins Leben gerufen, die von vornherein für dieses Berufsziel vorbereiten. Es bestehen insgesamt elf evangelische Heimerzieherschulen; weitere befinden sich im Stadium der Vorbereitung. Die Heimerziehung ist praktisch seit 1914 durch die Ungunst der Zeiten kaum in der Lage gewesen, sich baulich den Forderungen der Gegenwart anzupassen. Der bauliche Nachholbedarf ist außerordentlich groß. Den Bemühungen um seine Befriedigung ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Eine besonders einschneidende Bedeutung für die Jugendfürsorge hatte die Novelle zum Jugendwohlfahrtsgesetz vom Jahre 1961. Hier wurden eine Reihe von Maßnahmen wie die Freiwillige Erziehungshilfe (FEH) und die Heimaufsicht, aber auch die Entlassungsvorschriften gesetzlich neu geregelt. Die in den meisten Bundesländern schon bestehende Verlängerung der Schulpflicht auf neun Jahre hat den Charakter der Schulpflichtigenheime wie der Schulentlassenheime erheblich betroffen und verändert. Der Erfahrungsaustausch über diese Probleme ist noch im vollen Gange.

Die Jugendfürsorge steht seit Jahren im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Man könnte das uneingeschränkt als Zeichen einer steigenden gesellschaftlichen Verantwortung begrüßen. Aber es ist bedenklich, daß sich nicht selten eine ungezügelte Polemik in der Sensationspresse zu Worte meldet. Diese Tatsache weist auf ein Problem von besonderer Bedeutung hin: das Verhältnis zwischen Heimen und Öffentlichkeit ist gestört. Die Jugendfürsorge kann aber ohne das Vertrauen der Öffentlichkeit ebenso wenig arbeiten wie die Schule. Daß selbst kirchliche Kreise teilweise den diakonischen Charakter der Heimerziehung zu verkennen scheinen, ist als besonders bedenklich anzusehen. Ohne Zweifel sind hier neue Aktivitäten erforderlich, um in der breiten Öffentlichkeit das notwendige Interesse und die Teilnahme an diesem Werke zu wecken. Diese ist um so mehr unentbehrlich, als die Überleitung der jungen Menschen in die offene Gesellschaft nicht ohne deren innere Aufnahmebereitschaft und -willigkeit denkbar ist. Die Erziehungsbeistandschaft, die Pflegefamilie und die Lehrstelle müssen nun einmal von Menschen getragen werden, die an der Grundeinsicht teilhaben, daß die Schwierigkeiten, die der Minderjährige macht, aus solchen herrühren, die er hat.

Das weite Feld der Jugendfürsorge, das hier nur in Andeutungen geschildert werden konnte, stellt einen Verantwortungsbereich dar, der für die Schaffung und Erhaltung einer verantwortlichen und mündigen Gesellschaft so etwas wie einen Prüfstein darstellt. Über ihm steht aus der Überlieferung das Wort Jesu: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Dieses Wort verpflichtet zu einer Fortsetzung und zu einem Neuanfang in den diakonischen Bemühungen um die bedrohte Jugend.

Von Wilhelm Engelmann

Die Erziehungsarbeit war seit August Hermann Francke eine der wesentlichen Aufgaben evangelischer Diakonie. Zu ihr gehört auch ein ausgedehntes Schul- und Ausbildungswesen. Neben den zahlreichen Fachschulen und Ausbildungsstätten für die Mitarbeiter besteht eine Reihe von sogenannten allgemeinbildenden evangelischen Schulen. Hier sind zum Beispiel Volks-, Sonder- und Berufsschulen in den Anstalten zu nennen. Die weibliche Diakonie hat schon früh die „Lehrdiakonie“ als ein wichtiges Anliegen erkannt. So entstanden im Zusammenhang mit Mutterhäusern höhere Mädchenschulen. Andere evangelische Schulen für Mädchen und Knaben verdanken ihr Entstehen einzelnen tatkräftigen Persönlichkeiten. Stiftungen wurden errichtet. Das Erziehungswerk der Brüdergemeine ist bekannt. Eine Reihe der evangelischen Schulen sind in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründet, sie sind zum Teil Nachfolger alter Lateinschulen, die bis in die Reformationszeit zurückgehen. So manche dieser schönen Werke sind den Stürmen der Zeit zum Opfer gefallen. Vor allem seit 1933 hatte das evangelische Schulwesen wesentliche Einbußen erlitten. Eine neue Blüte trat nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Hier waren es vor allem die Landeskirchen, die Gymnasien ins Leben riefen. Viele Internate wurden eingerichtet. Heute zählen wir etwa 90 höhere evangelische Schulen. In ihnen sind fast alle Typen der Bundesrepublik vertreten: So gibt es evangelische Realschulen, Progymnasien, Aufbauschulen und die Gymnasien der verschiedenen Zweige: humanistische, neusprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche, dazu solche, die besonders musisch ausgerichtet sind oder die wirtschaftliche oder soziale Fächer pflegen. Die evangelischen höheren Schulen werden von etwa 24 000 Schülern und Schülerinnen besucht. Die meisten dieser Schulen sind mit Internaten verbunden. Es sind etwa 136 Internate mit etwa 10 300 Schülern. Von einer Reihe der Internate aus besuchen die Schüler öffentliche Schulen.

Leitbild

Welche Gründe führten dazu, eigene kirchliche Schulen und Internate zu schaffen, und welches ist ihre Besonderheit?

Für die Gründung evangelischer Schulen war vor allem die Absicht maßgebend, den Gefahren eines religiös nivellierenden Zeitgeistes zu begegnen. In der evangelischen Schule sollte eine Stätte geschaffen werden, in der das Evangelium, die frohe Botschaft *„in das Leben der Schule hineingerufen wird, und in der man auf diese frohe Botschaft hört. Sie möchte Grund des gemeinsamen Lebens in Schule und Heim sein und Grund des zukünftigen Lebens der jungen Menschen werden ... Das ist der tiefste Beweggrund gewesen und ist es noch heute, wenn Männer und Frauen es gewagt haben, evangelische Schulen und Heime zu gründen, und wenn evangelische Männer und Frauen es heute wagen, an solchen Schulen und Heimen zu arbeiten“* (Dietzfelbinger). Es geht darum in Freiheit, *„ohne Rücksicht auf Einflüsse politischer oder weltanschaulicher Art, zu erfor-*

schen, zu erfahren, was Erziehung und Schule unter dem Evangelium heißt. Insofern vermag ein evangelisches Gymnasium auch Wahrer der Freiheit im Schulwesen überhaupt und auch beispielwirkend für jedes andere Schulwesen zu sein.“ Neben diesen grundsätzlichen Erwägungen waren es die besonderen Probleme der Zeit, vor allem auch des sozialen Lebens, die zur Gründung evangelischer Schulen und Internate führten. Die Not der Spätheimkehrer, der Flüchtlinge und Vertriebenen erforderten auch besondere schulische Maßnahmen.

Ein wichtiger Erziehungsauftrag erwächst den evangelischen Schulen und Internaten weiter auch aus der veränderten Struktur der Familie und den mancherlei Erziehungsschwierigkeiten mit heranwachsenden Kindern, nicht zuletzt aus gestörten Ehen.

Rechtsstellung

Das evangelische Schulwesen ist ein Teil des sogenannten Privatschulwesens, besser gesagt: des „freien Schulwesens“. Es ist vom Staate im Grundgesetz anerkannt. Richtungsweisend ist hier der Artikel 7: *„Das Recht zur Errichtung von privaten Schulen wird gewährleistet. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die privaten Schulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist.“* Damit ist die äußere Voraussetzung zum Bestehen der evangelischen Schulen und Heime gegeben. Es sind ebenso Forderungen an die Qualität der Schule gestellt, es sind die Ziele aufgezeigt, die der Staat für den Unterricht steckt. „Hier wird ausdrücklich gesagt, daß die Privatschule zwar in den Lehrgegenständen mit den öffentlichen Schulen übereinstimmen muß, daß sie aber in den Methoden sowohl des Lehrens wie des Erziehens Abweichungen aufweisen darf.“

In den einzelnen Ländern ist ein System von Privatschulgesetzen entstanden, in denen unter anderem die finanziellen Leistungen des Staates geregelt sind. diese sind verschieden, zum Teil sind sie bedeutend und ermöglichen, in Verbindung mit Eigenmitteln, Zuschüssen der Kirchen und anderer Stellen die erheblichen Kosten der Schulen aufzubringen. Dabei wird dankbar anerkannt, daß der Staat in der Gestaltung der Erziehung den evangelischen Schulen jede Freiheit läßt.

Evangelische Schulbünde

Ein Wort zur Organisation des evangelischen Schulwesens: Nach dem Ersten Weltkrieg ergab sich für die evangelischen Schulen wie in allen Werken der Diakonie die Notwendigkeit, sich enger zusammenzuschließen. Es entstand für den ganzen Erziehungssektor der *„Evangelische Reichserziehungsverband“*, in dem die evangelischen Schulen einen Ausschuß bildeten. Aus ihm entwickelte sich als selbständiger Verband die *„Evangelische Schulvereinigung“*, die wesentliche

Aufgaben in den Fragen des Unterrichts und der schulischen Erziehung wirksam wahrnahm. 1938 wurde sie aufgelöst. Nach dem Zweiten Weltkrieg formierten sich die evangelischen Schulen in drei regionalen „*Evangelischen Schulbünden*“ (Nordwestdeutschland mit Berlin, Südwestdeutschland und Bayern), die sich später zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden. Diese ist dem Diakonischen Werke als Fachverband angeschlossen. Der Zweck dieser Organisation ist: Austausch von Anregungen und Erfahrungen auf pädagogischem und wirtschaftlichem Gebiet, Publikationen (Korrespondenzblatt evangelischer Schulen und Heime, Evangelische Elternschaft), Vertretung gegenüber staatlichen und kirchlichen Stellen, Zusammenarbeit mit anderen Organisationen, vor allem der Arbeitsgemeinschaft der Verbände gemeinnütziger Privatschulen.

Das evangelische Schulwesen blickt auf eine segensreiche Entwicklung zurück. Es versucht gemäß dem ihm gewiesenen Auftrag den Aufgaben, vor die es sich gestellt sieht, gerecht zu werden und an der Entwicklung des gesamten Schulwesens teilzunehmen. So sind in einzelnen Landeskirchen in den letzten Jahren verschiedene Institutionen, sog. *Kollegs* ins Leben gerufen worden, die im „*zweiten Bildungsweg*“ junge Leute mit abgeschlossener Berufsausbildung zur Hochschulreife führen.

„*Gemeinde, gedenke Deiner Jugend*“, mit diesen Worten erinnerte Hermann von Bezzel die evangelische Gemeinde an ihre Verpflichtung zur Sorge für ihre Kinder. „*Evangelische Schule ist nur dann evangelische Schule, wenn sie nicht auf sich allein angewiesen ist, sondern wenn die Gemeinde hinter ihr steht.*“

Literatur

Oberstudiendirektor Dr. Ernst Dietzfelbinger: Warum evangelische Schulen und Internate? In: Jahrbuch 1964 der Inneren Mission und des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Verzeichnis Evangelischer Schulen und Heimschulen, Alumnote und Internate, 8. Auflage, 1965, hg. vom Evangelischen Schulbund in Nordwestdeutschland, Dassel Krs. Einbeck, Paul-Gerhardt-Schule.

REHABILITATION IN DER GESCHLOSSENEN ARBEIT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER KÖRPERBEHINDERTEN³⁵

Von Werner Dicke

Das in der ganzen Welt gebräuchlich gewordene Wort „Rehabilitation“ hat sich in Deutschland und auch im kirchlich-diakonischen Bereich nur langsam eingebürgert und wird hier erst seit etwa zehn Jahren gebraucht. Rehabilitation meint mehr als die bisher üblich gewesenen Begriffe „Wohlfahrtspflege“ bzw. „Fürsorge“. Diese hatten im großen ganzen zum Ziel: Hilfe für den einzelnen.

35. Über offene Arbeit an Blinden, Gehör- und Sprachgeschädigten vgl. den Beitrag von Walter Meng, S. 305.

Der Kranke oder Geschädigte sollte durch ärztliche, therapeutische, unter Umständen durch Schul- und Berufsausbildungsmaßnahmen, besonders aber durch finanzielle Unterstützung sein eigenes Leben, wenn auch kärglich, fristen können, oder er sollte in eine für sein Leiden geeignete Anstalt aufgenommen werden, wenn er sein Leben nicht im Schutze der Familie zubringen konnte. Danach ist jahrelang verfahren worden.

Rehabilitation dagegen meint Ein- oder Wiedereingliederung in die menschliche Gesellschaft und hat zweierlei Ziele: a) körperlich Behinderte – damit sind Kriegsversehrte, Unfall- und Verkehrsverletzte, seit Geburt oder durch Infektion Geschädigte gemeint – sollen dem tätigen Leben zugeführt werden. Die Sinnesgeschädigten oder geistig Behinderten werden in ähnlicher Weise rehabilitiert. Voraussetzung dazu ist rechtzeitige ärztlich-therapeutische Behandlung, moderne Schul- und Berufsausbildung. b) Danach erst kann man ihnen zu produktiver Gliedschaft in der heutigen Gesellschaft verhelfen, so daß sie also im öffentlichen Leben, in der Wirtschaft, Industrie und im Handwerk mitarbeiten können. Seit vielen Jahrzehnten hat sich erwiesen, daß es den vom Leben Schwerbetroffenen durch Teilnahme am allgemeinen Arbeitsprozeß leichter wird, die eigene Last zu tragen, auch wenn es sich nur um Teilbeschäftigung oder um Mitarbeit in beschützender Werkstatt handeln kann. Dadurch werden Selbstachtung, Freude am Dasein, Hoffnung und Zutrauen zum Schöpfer gesteigert. Der Auftrag Jesu Christi an die Menschheit schlechthin, sich der Behinderten und Kranken anzunehmen (Mt 11, 5; Lk 14, 13), wird erst durch diese Zielsetzung der Rehabilitation im vollen Umfange begriffen und der Erfüllung nahegeführt.

Solche Art Eingliederung zieht die nüchternen Folgerungen aus der soziologischen Tatsache, daß seit diesem Jahrhundert die Familie allein nicht mehr in der Lage ist, die Stätte lebenslanger Hilfe und echter Obhut für ihre schwerbehinderten Glieder zu sein. Dem trägt die Aufgabe der Rehabilitation, besonders in der geschlossenen Arbeit, in angemessener Weise Rechnung, ohne daß der Schwerbehinderte der Familie entfremdet wird. Für alle sogenannten Schwerbehinderten bzw. -Geschädigten wird zeitlich begrenzter Aufenthalt in der geschlossenen Arbeit, also in Klinik, Schulinternat oder institutioneller Berufsförderung bzw. Umschulung erforderlich sein.

Die Sorge um Körperbehinderte und Sinnesgeschädigte, wie sie in den Einrichtungen der Diakonie seit etwa acht Jahrzehnten gehandhabt wird, hat seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein neues Gesicht erhalten. Zwar war in diesen Einrichtungen die ärztliche-therapeutische Hilfe stets auf einem sehr hohen Stand, da sie in ständiger, engster Fühlungnahme mit den medizinischen Fakultäten an Universitäten und Hochschulen stand. Die schnelle Entwicklung der heutigen Medizin in all ihren Bereichen findet auch deutlichen Niederschlag in den zur Zeit 29 Einrichtungen, die dem „Verband der Deutschen Evangelischen Anstalten für Körperbehinderte“ angeschlossen sind, mit ca. 7000 Patienten und Insassen. Tatsächlich wird dadurch die ärztliche Hilfe für viele Behinderte noch erfolgreicher als früher, können diesen noch wirkungsvollere orthopädische Hilfsmittel angeboten werden. Ganz ähnlich, vielleicht noch stärker, wird diese schnelle Entwicklung auf dem Gebiet der Beschulung junger Behinderter in unseren 15 Sonderschulen deutlich. Daß im Unterricht mechani-

sche und elektrische Schreibmaschinen verwandt werden, ist fast schon eine Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus werden in allen Unterrichtssparten bis zum Werk- und Kochunterricht durch Einsatz von Sonderschullehrern und Fachpädagogen zum Beispiel die Sprech- und Hörfähigkeit angeregt und wird viel Phantasie aufgebracht, um diesen jungen Menschen durch Förderung ihres Intellekts und ihrer Begabungen einen möglichst weitgehenden Ausgleich ihrer physischen Behinderung zu verschaffen. Schon sind heute in unseren Einrichtungen Sonderschulkindergärten eingerichtet worden, um das behinderte Kleinkind der Schulreife entgegenzuführen, damit es rechtzeitig den erforderlichen Anschluß erhält. Beim Wechsel von der Volksschule zur höheren Schule oder in die Berufsausbildung werden neuartige Testverfahren vorsichtig angewandt. Hier helfen Berufsberater und Psychologen tatkräftig mit. In zwei Einrichtungen der Inneren Mission, nämlich in „Lichtenau“ bei Hess. Lichtenau, Bez. Kassel, und im „Wichernhaus“ in Altdorf bei Nürnberg können begabte Behinderte die örtlichen Gymnasien besuchen und somit nach Empfang des Reifezeugnisses geeignete akademische Berufe ergreifen. Die anderen, die gleich nach dem Volksschulbesuch einer Berufsausbildung zustreben, werden in unseren Einrichtungen in handwerkliche, industrielle und Verwaltungs-Berufe eingeführt. Daß in unseren Lehrwerkstätten auch Behinderte als Schlosser, Fräser, Schweißer, Dreher, techn. Zeichner, Schwachstrommechaniker (für Radio, Fernsehen und dergleichen) ausgebildet werden, ist bereits eine Selbstverständlichkeit. Jetzt sehen wir schon den einen oder anderen Behinderten als Lochkartenarbeiter und in der Ausbildung als Programmierer für komplizierte elektronisch betriebene Computer. Also, Medizin, Pädagogik und Ausbildung kommen dem Gedanken der Rehabilitation sehr entgegen, um derart Geförderte in die Gesellschaft einzuordnen. Die Erfolgsstatistiken zeigen, daß wir hier auf dem richtigen Wege sind, um Behinderten das Bewußtsein ihrer tatsächlichen vollen Gliedschaft in der Gesellschaft vermitteln zu können.

Für alle diejenigen aber, die infolge besonders schwerer Behinderung über keine Fähigkeit zur Ausbildung verfügen, wurden hier und da Pflegeheime mit sehr neuartigem Charakter errichtet, zum Beispiel im Annastift zu Hannover, im Evangelischen Versehrtenheim Isny (Allgäu), in Volmarstein (Westfalen). Die Heimbewohner werden hier in Zwei- bis Vier-Betten-Zimmern aufgenommen. Sie erhalten ärztliche Betreuung, therapeutische Hilfe durch Massage, Gymnastik und Beschäftigungstherapie: ihnen werden orthopädisch-technische Hilfen mannigfacher Art verordnet. Sie können durch sich automatisch öffnende Türen schreiten, elektrisch angetriebene Rollstühle bedienen und in den selbstverständlich ohne Stufen errichteten Heimen Personenaufzüge selbst steuern. So haben sie überraschende Bewegungsmöglichkeit, auch im weiteren Umkreis des Heimes. Sie können lebendigen Kontakt mit der Außenwelt aufnehmen und Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen pflegen. Die geschlossene Arbeit öffnet also ihre Tore weit zur Welt hin. Tatsächlich werden hier solchen Behinderten Möglichkeiten geboten, wie sie die Familien ihren schwer betroffenen Gliedern nur selten gewähren können. Sogar eigens für sie organisierte Reisen an die See oder ins Hochgebirge bilden sehr begehrte Unterbrechungen im Gleichlauf des Jahres. Auch für Hör-, Sprach- und Sehgeschädigte gibt es ähnlich ausgerichtete Heime, in denen Logopäden und Audiologen zusammen mit

Spezialtherapeuten sowohl bei den ganz jungen wie auch den älteren Geschädigten sich um Milderung des Sinnesschadens mühen. Einleuchtend, daß der Personal-, Sach- und Finanzaufwand zur Betreibung solcher diakonischen Einrichtungen bedeutend ist. Wird doch die Arbeit hier als eine im Auftrage des Herrn der Kirche verstanden, der in den Schwachen und Behinderten unter uns ist. Die zwar zugebilligten hohen Pflege-, Behandlungs- und Ausbildungssätze reichen nicht aus. Darum sind die Kirchengemeinden mit allen ihren Gliedern aufgerufen, zu personeller und finanzieller Mithilfe. Die Landes-Kirchenämter und -Synoden sind bestrebt, ihrerseits diese Rehabilitation in der geschlossenen Arbeit tatkräftig zu fördern. Von mindestens der gleichen Wichtigkeit ist, daß dieser Dienst sich getragen weiß von der Fürbitte der Christenheit.

Es geht bei der im christlichen Sinne verstandenen Rehabilitation um mehr als nur um Erleichterung des äußeren Lebensgeschickes, um Sicherstellung eines geeigneten Arbeitsplatzes oder um Zuweisung in ein gut eingerichtetes Heim. Sicherlich, das ist alles unbedingt notwendige Vorbedingung. Eingliederung aber verstehen wir letzten Endes dahingehend, daß jeder Behinderte das Gefühl des Ausgliedertseins ablegen kann und dafür sich eingegliedert wissen darf in die göttliche Schöpfungswelt und also ein festes Vertrauen zu Gott und die Gewißheit der helfenden Gegenwart Jesu Christi gewinnt.

DIE SORGE FÜR DEN GEISTIG BEHINDERTEN MENSCHEN

Von Johannes Klevinghaus

1. *Die Anstalten.* Das auffallendste Kennzeichen der gegenwärtigen Lage der Geistesschwachenfürsorge in Anstalten ist die *Aufnahmenot*. Die Häuser sind voll belegt und überbelegt. Sie sind an die Grenze des äußerlich Möglichen und über die Grenze des Vertretbaren hinausgegangen, um der Not zu begegnen. In den letzten Jahren sind in vielen Anstalten umfangreiche Baumaßnahmen durchgeführt worden oder angelaufen. Bis jetzt haben sie keine spürbare Entlastung gebracht. Diese Lage ist zu einer Gewissensnot der verantwortlichen Leiter geworden, an der mitzutragen die Gemeinden sich rufen lassen sollten. Es heißt in einem Bericht: „Wir haben täglich zwei bis drei Aufnahmegesuche abzulehnen, weil wir keinen Platz haben, und wissen sehr wohl, daß hinter jedem von ihnen der steht, der sagt: Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt.“

Wir dürfen aber die Erfahrung nicht außer acht lassen, daß *halbes Helfen keine Hilfe* bringt. Über der Not der auf Aufnahme Wartenden dürfen die Sorge um das Wohl der schon Anvertrauten nicht außer acht gelassen und die Fürsorgepflicht für die Mitarbeiter nicht hintangestellt werden. Darum ist es zu begrüßen, daß seit etwa zehn Jahren neben der Befriedigung des dringendsten Platzbedarfs auch strukturelle Verbesserungen im therapeutischen und pädagogischen Bereich in Angriff genommen worden sind. Mehrere Anstalten bauten neue Schulen, Werkstätten, Lehrschwimmbecken und statteten ihre ärztlichen Zentren mit den erforderlichen Geräten für Diagnostik und Therapie aus.

Parallel mit der Verbesserung der Ausrüstung der Anstalten ging die Bemühung um die *Verkleinerung der einzelnen Gruppen* und die *Differenzierung der Arbeit*. Große Aufmerksamkeit wurde der *Ausbildung und Zurüstung der Mitarbeiterschaft* gewidmet. 1953/1957 erschien im Auftrag des Verbandes deutscher evangelischer Heilerziehungs-, Heil- und Pflegeanstalten das Lehrbuch von Ludwig Schlaich, Stetten, „Die Pflege und Erziehung Geistesschwacher und Epileptischer in Anstalten der Inneren Mission“. Die Evangelische Schule für Heilerziehungspflege in Stetten, die Ausbildung der sich ausschließlich der pflegerischen und erzieherischen Aufgabe an den Geistesschwachen widmenden Diakonischen Bruderschaft Wittekindshof und die Krankenpflegeschulen in Rotenburg (Hann.) und Hamburg-Alsterdorf sind je charakteristische Ausprägungen der Ausbildungsarbeit, die durch Fortbildungskurse und Studienwochen ergänzt wird. Die Ausbildungsrichtlinien des Verbandes streben die Bestätigung des eigenständigen Berufs des Heilerziehungspflegers (bzw. der Heilerziehungspflegerin) an und zugleich eine Einordnung anderer sozialpädagogischer und pflegerischer Berufe in die Breite der Geistesschwachenfürsorge.

Haben wir daran zu lernen, daß Diakonie heute die Gestalt guter fachlicher Arbeit haben muß, so dürfen wir darüber die ebenso große und neue Aufgabe nicht übersehen, zu lernen, wie fachlich gute Arbeit als Diakonie geschehen kann. In allen Sparten medizinischen, pflegerischen oder erzieherischen Tuns bedarf es der persönlichen Zuwendung. Das gilt erst recht für die Arbeit am geistig behinderten Menschen. Er wird fast mit Notwendigkeit vor anderen vernachlässigt, wenn man ihn nicht ganz für sich in den Blick nimmt und sich ihm zuwendet. Es ist jenes Interesse gefordert und geschenkt, das aus dem Mitleben und Mitarbeiten in ihrer Welt und dem Teilgeben an unserer Welt entsteht, wobei sie, in deren Lebensgeschichte wir handelnd eingreifen, an unserer eigenen Lebensgeschichte und Lebensgestalt mitwirken. Darum hat der Verband, obwohl der allgemeine Trend in andere Richtung weist, der berufsbegleitenden Ausbildung das unbedingte Vorrecht zuerkannt.

Der Nachwuchs für den Erziehungs- und Pflegedienst in unseren Anstalten ist auf der männlichen Seite gut. Demgegenüber herrscht auf der weiblichen Seite vielfach größte Not. Wo jedoch ein junger Mensch, etwa durch das Diakonische Jahr, zu einer wirklichen Begegnung mit dem Geistesschwachen gekommen ist, zeigt sich nicht selten eine starke und bleibende Bindung.

2. *Die Einrichtungen in den Gemeinden und die Aktivität der Eltern.* Seit jeher haben die Anstalten es als ihre Aufgabe angesehen, diejenigen Pflegebefohlenen, bei denen das Ziel erreichbar zu sein schien, in die Öffentlichkeit und in das Erwerbsleben zu entlassen, sie also gesellschaftlich und wirtschaftlich zu *rehabilitieren*. Das geschah auf dem Wege über die bäuerliche Familienpflege in die Landwirtschaft hinein oder durch Anlernen und Lehre in den Betriebswerkstätten der Anstalt in handwerkliche Berufe hinein. Eigenständige Einrichtungen gab es abgesehen von der aus den Anstalten Ende des vorigen Jahrhunderts heraus entwickelten Hilfsschule nicht. Versuche einzelner Anstalten und des Verbandes im Jahre 1954, ein Übergangsheim, ein Rehabilitandenheim, ein Wohnheim mit Heimarbeitsaufträgen zu gründen, scheiterten am Widerstand hier eines Gemeinderates der politischen, dort eines Presbyteriums einer Kir-

chengemeinde und noch an anderer Stelle am Widerstand des Betriebsrates eines Werkes.

Erst der *Bundesvereinigung „Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“* ist der entscheidende Durchbruch gelungen, der die öffentliche Meinung bereit gemacht hat, Einrichtungen der Hilfe für geistig Behinderte in ihrer eigenen Mitte zu dulden und sogar zu fördern. Das Programm der „Lebenshilfe“ sieht Sonderkindergärten, Tagesbildungsstätten, Sonderschulen für geistig behinderte Kinder, Anlernwerkstätten und am Wirtschaftsleben teilnehmende, jedoch wettbewerbsgeschützte Werkstätten vor. Erfreulich ist die Entwicklung dieser Einrichtungen. Es hat sich gezeigt, daß ein bestimmter Ausschnitt aus dem Kreis der geistig Behinderten in ihnen recht gefördert werden kann, ohne das Elternhaus entbehren zu müssen. Dazu kommt die Aktivität der Eltern als solcher. Daß sie dazu gekommen sind, einander zu suchen, einander nicht allein zu lassen, miteinander für ihre Kinder vor Staat und Gesellschaft einzutreten, gehört zu den guten Zeichen einer veränderten Lage.

Unsere Anstalten für Geistesschwache und der Verband haben sofort Verbindung zu diesen Aktivitäten aufgenommen und eine Arbeitsgemeinschaft angestrebt, die der gemeinsamen Verantwortung Rechnung trägt. Manche falschen Alternativen mußten überwunden und Vorurteile auf beiden Seiten abgebaut werden. Diesem Ziel dient die in Westfalen im Bereich der Inneren Mission gegründete Arbeitsgemeinschaft zwischen anstaltlicher und gemeindlicher Arbeit und die von ihr seit Jahren veranstalteten Begegnungstagungen in der Evangelischen Akademie Haus Ortlorn (neuerdings auch Bad Boll). Die Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen hat den Kreissynoden und Kirchengemeinden die Sorge für die geistig behinderten Kinder und gegebenenfalls die Errichtung entsprechender Einrichtungen zur Pflicht gemacht. In diesen Zusammenhang gehört auch das Heilpädagogische Seminar Wittekindshof, das ausgesuchte Mitarbeiter aus Anstalten und aus Sonderkindergärten, Tagesbildungsstätten und Beschützenden Werkstätten zusammenführt, die ihre verschiedenerelei Erfahrung in das gemeinsame Studieren einbringen.

3. *Die Unsicherheit des öffentlichen Urteils über den geistig behinderten Menschen*³⁶. Wir haben die Prozesse aufmerksam verfolgt, die das Geschehen im sogenannten „Dritten Reich“ aufzuarbeiten suchten. Wir haben ebenso die Prozesse beobachtet, die wegen der Tötung von kranken Kindern in unserer Zeit geführt wurden. Der Gang und die Ergebnisse dieser Prozesse und die Diskussion darüber in der Presse haben erneut die Gefährdung des schwergeschädigten, mißgebildeten Kindes und mit ihm überhaupt des pflegebedürftigen Schwachsinnigen deutlich werden lassen. In einer Gesellschaft, die nach Leistung bewertet und in welcher man nur auf sich und seinen Weg bedacht ist, hat dieser eben doch keinen ihm zukommenden Platz.

Leider ist diese Sicht der Dinge gelegentlich auch noch dort wirksam, wo man sich um das geistig behinderte Kind bemüht und in seinem Interesse auch stärkste Anforderungen an den Staat stellt. Immer, wenn vom „nur“ geistig „Behin-

36. *Julius Jensen: Lebensrecht und Lebenssinn der Schwachen*, hg. von Alsterdorfer Anstalten Hamburg, 1964.

derden“ (zum Unterschied vom Schwachsinnigen) und von seiner möglichen wirtschaftlichen Produktivität her argumentiert wird und nicht von ihm selbst und von der Sinnerfüllung seines Lebens her, fällt ein negativer Akzent auf diesen anderen, den Schwachsinnigen, und auf seine Welt, die Anstalt, und setzt ihn jener grundsätzlichen Gefährdung aus.

Es waren die Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen 1960 und wenig später die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die durch öffentliche Erklärung die Unantastbarkeit auch des schwächsten Lebens vertraten.

4. *Die wissenschaftliche Forschung.* Die wissenschaftliche Erforschung der Ursachen und Erscheinungsformen des Schwachsinnigen hat in den letzten zehn Jahren zu gewichtigen Ergebnissen geführt. Humangenetik, Neurologie und Pädiatrie haben sich der Probleme angenommen. Auf dem Gebiet der Psychologie und Soziologie des geistig behinderten Menschen werden die Anstalten ihrerseits ihren Beitrag zur Forschung nicht schuldig bleiben dürfen. Zuletzt wird die Frage den Hintergrund aller Bemühung bilden, die nach dem Kriege die Arbeit der Studienkonferenzen des Verbandes wie ein roter Faden durchzogen hat: die Frage nach dem Beitrag der evangelischen Schwachsinnigenfürsorge zur theologischen Lehre vom Menschen. Was bedeutet die Existenz der ganz Schwachen und der ganz Unzugänglichen für das Verständnis unserer selbst in unserem christlichen Glauben und Hoffen? Vielleicht dienen die „Anstalten“ auch dazu, das Interesse an dieser Frage wachzuhalten.

Für die Kirche gibt es kein lebensunwertes Leben

Beschluß der Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen
vom 14. Oktober 1960

In der eingehenden Aussprache über das Thema der diesjährigen Landessynode „Die Kirche und ihre Diakonie“ wurde herausgestellt, welche entscheidende Bedeutung das Handeln der Kirche an den Leidenden für die Würdigung und Wertung menschlichen Lebens hat.

Zu der in Fachzeitschriften und in der Tagespresse erörterten Diskussion über die Beurteilung lebensschwachen Lebens stellt die Synode mit Nachdruck fest, daß diakonisches Handeln nur Hilfe zum Leben und bedingungslose Liebe auch zu den Schwächsten als Richtschnur kennt. Das Gebot „Du sollst nicht töten“ und das Wort Jesu von den Geringsten seiner Brüder schließen Kompromißlösungen aus. Die Kirche bezeugt der Welt mit Wort und Tat die Unantastbarkeit alles menschlichen Lebens.

Im Jahrbuch 1952 ist zum letztenmal über evangelische Krankenhäuser und evangelische Krankenhausseelsorge berichtet worden. Wir müssen also einen kurzen Rückblick auf diese Zeitspanne werfen, um dann über den gegenwärtigen Stand zu berichten. Damals schrieb Pfarrer Heyne:

„Krankenpflege will immer dem Menschen helfen, und zwar dem ganzen Menschen, der aus Leib und Seele in unlösbarer Verbundenheit besteht, nicht aber nur eine Krankheit beseitigen. Hilfe kommt aber zuletzt nur von Gott, dem Herrn alles Lebens.

Wenn dies so ist, dann stehen wir vor der ersten Frage, inwieweit unsere evangelischen Krankenhäuser heute noch in der Lage sind, dem Rechnung zu tragen ... Es ist schon weithin erkannt, in welchem großen Umwandlungsprozeß das Krankenhaus hineingezogen ist. Es war am Anfang ein Haus zur Pflege der Kranken. Es ist heute ein Institut zur Gesundheitsförderung geworden, in welchem der einzelne ein Fall ist, der mit den höchst verfeinerten Methoden der medizinischen Wissenschaft behandelt wird, wie es die Richtlinien der Krankenversicherung festlegen. Das mag überspitzt ausgedrückt sein, soll aber auf die dem evangelischen Krankenhaus drohende Gefahr hinweisen. Schimmert für den Außenstehenden heute durch die jetzige Gestalt des evangelischen Krankenhauses und seinen Betrieb noch ohne weiteres hindurch, daß es eine Stätte ist, in der im Namen Jesu Christi dem Menschen in Not der Dienst der Barmherzigkeit und Liebe erwiesen wird? Oder ist das alles überwuchert durch die medizinisch-technischen Erfordernisse des Gesundheitsdienstes? Anders betrachtet: hat die Schwester wirklich noch Zeit für den Kranken, ist sie wirklich seine Pflegerin, oder ist sie nur das ausführende Organ für die ärztlichen Anordnungen, also eine medizinische Assistentin, wie man sie wohl genannt hat? Dazu tritt noch als neue Sorge, inwieweit die Schwestern die Überbeanspruchung ihrer Kräfte auf die Dauer ertragen können. Vielleicht hat der Schwesternmangel auch hier seine Ursache.

Es ist erfreulich, daß das seit geraumer Zeit im Gang befindliche lebendige Gespräch zwischen Medizinern und Theologen über Gemeinsamkeit und Verschiedenheit ihrer Aufgabe auch diese Fragen einbezieht.

Zugleich mit dem Ringen um ihr inneres Leben führen die Krankenhäuser der Inneren Mission mit den anderen Häusern der freien Wohlfahrtspflege einen harten Existenzkampf. Die ständig fortschreitenden Behandlungsmethoden, der erhöhte Bedarf an Kräften, an Apparaten und Medikamenten führt zu einer Steigerung der Selbstkosten, denen die von den Krankenkassen oder den Patienten gezahlten Pflegekosten in keiner Weise mehr entsprechen. Zweimaliger Währungsverlust und schwere Kriegsschäden haben das ursprünglich vorhandene Vermögen völlig vernichtet, so daß die Häuser bei den an sie gestellten Ansprüchen in eine finanzielle Abhängigkeit vom Geldgeber Staat gebracht werden, die bedenkliche Konsequenzen haben kann. Der Zusammenschluß im Deutschen Evangelischen Krankenhausverband soll den Krankenhäusern helfen, die rechte Lösung aller dieser Fragen zu finden.“

Man kann kaum kürzer und zugleich umfassender die damalige Situation schildern, und man muß feststellen, daß diese Situation sich grundlegend nicht gebessert hat, obwohl ununterbrochen und unaufhörlich der Kampf um eine Verbesserung der Situation geführt worden ist. Seit ungefähr dieser Zeit geht der Streit um kostendeckende Pflegesätze zwischen der Deutschen Krankenhausgesellschaft, der Zusammenfassung der Interessen aller Krankenhausträger der öffentlichen und der freien Wohlfahrtspflege, und den Krankenkassen und ihren Interessenvertretungen fort. Er hat zweifellos Erfolge gehabt. Die Pflegesätze sind immer wieder erhöht worden und haben den steigenden Kosten sich in gewisser Weise angepaßt.

Aber zu einer vollen Deckung der Selbstkosten sind wir nicht gekommen. Der Kampf wurde schwierig, als der Grundgedanke, daß die Krankenkassen grundsätzlich verpflichtet seien, den Krankenhäusern die Selbstkosten zu erstatten, von den Krankenkassen angegriffen und in Frage gestellt wurde durch die Theorie, die Krankenkassen hätten doch ihrerseits nur aufzukommen für die Ausgaben, die für den von ihnen eingewiesenen Patienten unmittelbar aufzuwenden seien:

Also für die Bereitstellung der notwendigen ärztlichen Behandlung, für die Bereitstellung der Pflegekräfte, für die Benutzung der Röntgenapparate, der EKG-Apparaturen, des Operationssaals, des Labors, der Bereitstellung von Betten, der Küchenleistung für den Patienten, einschließlich der Diätkosten, für Medizinen usw.; nicht aber könne man den Krankenkassen zumuten, ihrerseits für die Bereitstellung der Gebäude und der Operationssäle, der Apparaturen und für ihre Instandhaltung aufzukommen, geschweige denn für Unkosten mit aufzukommen, die durch Neubauten für die zerstörten Häuser entstanden seien. Dies sei, so hieß die Theorie der Krankenkassen, Sache der „öffentlichen Hand“.

Jeder aber blieb uns die Antwort schuldig, wer denn diese „öffentliche Hand“ sei. Die Bundesministerien wußten sich nur zuständig für die Bereithaltung von Einrichtungen für den Katastrophenfall, nicht aber für den „normalen“ Krankenhausbetrieb. Die Ländern lehnten ihre Erstzuständigkeit ab und wollten sie den Kommunen aufladen.

Die Kommunen haben je nach ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit Zuschüsse zur Deckung der jährlichen Fehlbeträge weithin geleistet, weil sie bei der Erhaltung ihrer eigenen kommunalen Krankenhäuser darum wußten, wie unzureichend die Pflegesätze der Krankenhäuser waren, haben auch darum den in ihrem Stadtbereich liegenden freien gemeinnützigen Krankenhäusern Zuschüsse gezahlt, weil sie sich wohl Rechenschaft darüber gaben, daß die Verpflegung der Kranken in den freien gemeinnützigen Häusern weniger kostete, als in den eigenen kommunalen Einrichtungen. Aber eine Verpflichtung zu erfüllen für die freien gemeinnützigen Häuser, wurde von ihnen nicht anerkannt.

So waren es freie Zuschüsse, deren Höhe in das Ermessen der Stadtkämmerer und ihrer Ausschüsse gestellt war.

Da aber die Notwendigkeit der Bereitstellung von Krankenvetten in Krankenhäusern allgemein anerkannt wurde, war die Bereitschaft, die freien gemeinnützigen Krankenhäuser vor dem völligen finanziellen Zusammenbruch zu bewahren, bei den zuständigen Stellen des Bundes, der Länder und der Kommunen da.

Der Wirtschaftsminister erließ eine Pflegesatzverordnung, durch die Preisprüfungsstellen in jedem Land eingestzt wurden, die die Spanne festlegten zwischen einem Mindest- und einem Höchst-Pflegesatz je nach der Leistungsklasse des Krankenhauses.

Diese Pflegesatzverordnung war eine Hilfe, war aber nicht vollkommen, sondern hatte Lücken, durch die die Höhe der Pflegesätze, die von den Krankenkassen an die Krankenhäuser zu zahlen waren, oft erheblich hinter den Selbstkosten zurückblieben.

Auch die kommunalen Zuschüsse zur Deckung der Fehlbeträge waren nur von leistungsfähigen Kommunen zu erwarten, während vor allen Dingen Krankenhäuser im ländlichen Bereich vergeblich auf solche ausreichenden Zuschüsse warten mußten.

In diesem Kampf um die Pflegesätze hatten sich, wie oben erwähnt, die kommunalen und die freien gemeinnützigen Krankenhäuser in Krankenhausgesellschaften zusammengeschlossen zu regionalen Krankenhausgesellschaften in den Ländern, die ihrerseits dann wieder in der Deutschen Krankenhausgesellschaft vertreten waren.

Das Verlangen nach einer Verbesserung der Bundes-Pflegesatzverordnung wurde grundsätzlich vom Bundesgesundheitsministerium und dem Wirtschaftsministerium anerkannt. Ihr Erscheinen läßt aber seit langer Zeit auf sich warten, ihre Gestaltung ist hart umkämpft.

Die Abhängigkeit der Krankenhäuser von der Höhe der Zahlung der Krankenkassen läßt sich daraus ablesen, daß mindestens 85% der Kranken unserer Krankenhäuser Patienten sind, für die Krankenkassen aufkommen. Unter ihnen sind die Ortskrankenkassen für etwa 55% der Patienten zuständig.

Dies nur ein Blick auf die schwierige Situation, unter der wir heute stehen und leiden.

Daß in der Deutschen Krankenhausgesellschaft und in den regionalen Krankenhausgesellschaften die evangelischen Häuser jeweils nicht für sich stehen, sondern auch in Verbänden oder Arbeitsgemeinschaften ihre eigene Vertretung gefunden haben, ist selbstverständlich. So ist bei der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes in Stuttgart zugleich der Sitz des Deutschen Evangelischen Krankenverbandes, sein Geschäftsführer ist gleichzeitig der zuständige Referent für die Fragen im Gesamtaufbau der Hauptgeschäftsstelle. So sind regionale evangelische Krankenhausverbände, wie zum Beispiel im Rheinland, in Westfalen, in Berlin und anderwärts in enger ständiger Verbindung mit den jeweiligen Regionalverbänden der Inneren Mission und des Hilfswerks.

Wir können hier die Einzelheiten dieser umstrittenen Fragen nicht weiter verfolgen. Der Kampf aber geht weiter und wird mit großer Energie auch unsererseits geführt. Kein Wunder, daß gelegentlich die Frage auftauchte: müssen wir denn evangelische Krankenhäuser haben, sollte die freie Wohlfahrtspflege nicht die Krankenhäuser der öffentlichen Hand überlassen? Diese Frage hat den Deutschen Evangelischen Krankenhausverband veranlaßt, in einem Grundsatzausschuß sich mit der Frage zu befassen: warum brauchen wir von der evangelischen Schau gesehen eigene konfessionelle Krankenhäuser?

Warum müssen wir an der Tatsache festhalten, daß das christliche Krankenhaus so alt ist wie das Krankenhaus überhaupt und daß auch nach dem Auf-

kommen kommunaler Krankenhäuser seit dem Mittelalter die Kirchengemeinden auch der evangelischen Kirche auf der Unterhaltung eigener Krankenhäuser bestanden haben; daß auf katholischer Seite das gleiche der Fall ist, ja, daß dort die Zahl der konfessionellen Krankenhäuser erheblich höher liegt als bei uns.

Der Mangel an Schwestern wirkt sich auch in den katholischen Krankenhäusern sehr aus. Er ist vielleicht fünf bis zehn Jahre später eingetreten als bei uns, ist aber heute ebenso bedrohlich. Auch von daher wird die Frage immer einmal wieder aufgeworfen, ob wir nicht die Schwestern, die wir haben, für die Gemeindefürsorge brauchen. Es ist dabei aber immer sofort deutlich geworden, daß ja diese Schwestern auch für diesen Dienst ausgebildet werden müssen und daß wir dafür stets eigene Krankenhäuser brauchen werden.

Wenn in dem Jahrbuch 1952 von 276 Krankenhäusern und Heilstätten mit 36 000 Betten berichtet wurde, die Anfang 1951 im Bundesgebiet gezählt wurden, so zählt heute der Sektor Gesundheitsfürsorge in evangelischen Heimen und Anstalten der Bundesrepublik 1428 Einrichtungen mit 113 346 Pflegebetten. Diese gliedern sich in:

314 Krankenhäuser und Heilstätten mit insgesamt 53 994 Pflegebetten;

315 Heime für geistig und körperlich Behinderte mit rund 24 771 Pflegebetten;

107 Heime und Abteilungen für Mutter und Kind mit 4821 Betten und 692 Erholungs- und Freizeitheime mit 29 760 Betten.

In der DDR haben wir:

62 Krankenhäuser und Heilstätten (7481 Betten),

86 Heime für geistig und körperlich Behinderte (5390 Betten),

18 Heime für Mutter und Kind (788 Betten).

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß die Kommunen sehr daran interessiert sind, die freien gemeinnützigen Krankenhäuser in ihrer Mitte nicht untergehen zu lassen, daß sie vielmehr ein Interesse daran haben, daß sie an der Arbeit bleiben, und daß die Kommunen es sich nach Möglichkeit auch etwas kosten lassen.

Die gleiche Einstellung finden wir auch bei den Landesbehörden, die sich der Tatsache bewußt sind, daß von der Gesamtzahl der Krankenhäuser immerhin die Zahl der freien gemeinnützigen fast ebenso groß ist wie die der kommunalen Einrichtungen:

Öffentliche Träger: 1389 Einrichtungen mit 360 827 Betten (davon weniger als 100 mit über 1000 Betten).

Freie gemeinnützige Träger: 1297 Einrichtungen mit 240 556 Betten.

Da aber die freien gemeinnützigen Träger ihre Bettenzahlen nicht zu so großen Anstalten anwachsen lassen, wie die Kommunen, ist die Zahl der Betten in den kommunalen Anstalten relativ größer.

Das Gros der kleinen und mittleren Anstalten sind evangelische und katholische Krankenhäuser, in denen das Ziel durchaus zu erreichen ist, die Kranken, ihre Schwestern, ihre Ärzte und ihr gesamtes Personal zu einer Gemeinschaft zu führen und so den Geist christlichen Helferwillens spüren zu lassen.

Über die Frage, ob es noch Aufgabe einer Kirche und Kirchengemeinde sein könne, für ihre Kranken zu sorgen, hat sich auf Anregung des Vorstandes des Deutschen Evangelischen Krankenhausverbandes ein Grundsatzausschuß an die

Aufgabe gemacht, darzulegen: Warum noch Evangelische Krankenhäuser? Dieser Grundsatzausschuß hat mit einer Reihe von Kirchenleitungen Gespräche darüber geführt, warum die Kirche Jesu Christi nicht darauf verzichten kann, auch ihren Anteil an der Pflege der Kranken zu verwirklichen.

In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, daß die Krankenhausseelsorger sich zu einem Verband zusammengeschlossen haben unter dem Vorsitz von Pfarrer Jüngel, Wiesbaden. Der Verband umfaßt sowohl die Seelsorger in unseren eigenen evangelischen Krankenhäusern wie die in kommunalen Krankenhäusern tätigen. Sie sind wohl in der Lage, darzutun, wieviel schwerer die Seelsorge im allgemeinen sein muß, wenn sie sich in nichtchristlich geprägten Krankenhäusern und Hausordnungen vollziehen muß, als wenn sie in einem evangelischen Krankenhaus die Bereitschaft der Schwestern, des Pflegepersonals, der Verwaltung und der Ärzte finde, ihnen den Weg zum Krankentbett freizugeben und ihren Dienst am Kranken auch von sich aus fördern.

DIE ALTENHILFE IN ALTEN- UND PFLEGEHEIMEN

Von Hermann Fürer

In der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war es die Aufgabe aller Altenhilfe, neue Plätze ausfindig zu machen zur Unterbringung der vielen alten Menschen unter den Heimatvertriebenen, vor allem der geräumten Ostgebiete. Man durfte nicht wählerisch sein in der Wahl der Häuser, die noch für die Unterbringung zur Verfügung standen: ehemalige RAD-Baracken, aufgegebene Amtsgerichtsgebäude, alte Schlösser und Herrenhäuser usw. Diese Zeit der Improvisation wich mit der Währungsreform 1948 einer allmählich aufkommenden zaghaften Planung.

Mit der erstaunlichen Ausweitung des Bundesjugendplanes erstand begreiflich in den Menschen, die sich der Altenhilfe von jeher verpflichtet wußten, die Frage, wie man der Notlage der vielgeschmähten Altengeneration in unserem Vaterlande abhelfen könne. Vielgeschmäht deshalb, weil ihr gedankenlos beinahe die alleinige Schuld am Krieg und Nachkriegselend zugemessen wurde. Im Mai 1954 wurden zu einer Altersakademietagung die interessierten Gruppen in das Christopherus-Stift in Hemer einberufen. Die Erkenntnis brach sich Bahn, daß man auf verschiedenartigste Methoden das Altenproblem unserem Volke nahezubringen habe, und zwar aus:

1. medizinisch-psychologischer Sicht,
2. arbeits- und sozialpolitischer Sicht,
3. erzieherisch-religiöser Sicht und
4. informatorisch-publizistischer Sicht.

Mit Recht wurde betont, daß die einmal gewonnenen Grunderkenntnisse des Altenproblems unermüdlich weiter zu sagen seien.

Diesem Vorgehen schlossen sich nicht nur die freien Wohlfahrtsverbände, Innere Mission und Hilfswerk, Caritas, Deutsches Rotes Kreuz, Arbeiterwohlfahrt, Paritätischer- und Jüdischer Wohlfahrtsverband an, sondern auch die

kommunalen Verbände und Körperschaften, die in ihrem Bereich von jeher Altenhilfe trieben. Diese Aufklärungsarbeit führte letzten Endes zu dem Erfolg, daß die Bundesregierung den Plan einer umfassenden Sozialreform in Gang setzte. Ein erster wesentlicher, spürbarer Teilerfolg war für unsere alten Menschen gegeben mit der Rentenreform, die aus vielen alten Menschen, die bisher Fürsorgeempfänger waren und das geradezu als einen Makel empfanden, Selbstzahler werden ließ, die wieder für ihre Existenz als Heimbewohner mit eigenen Mitteln aufkommen konnten.

In kapitalkräftigen, industriereichen Gebieten unseres Vaterlandes konnten sich erste Pläne zu Neubauten jetzt hervorwagen, nachdem kostendeckende Pflegesätze den Altenheimen gewährt wurden. Aber erst Ende der fünfziger Jahre konnte allmählich an die Deckung eines bescheidenen Nachholbedarfs in den vorhandenen Heimen gedacht werden. Renovierungen und gar Modernisierungen waren aus eigener Kraft noch nicht zu erreichen. Erst die Hochkonjunktur im „Wirtschaftswunderland“, – das wir in den Augen Außenstehender ja waren – gab den Anlaß, wirklich durchgreifende Maßnahmen, auch der institutionellen Altenhilfe, in den Heimen im Zusammenwirken von Staat, Kommune und Verbänden einzuleiten. Die Aufstellung und Sichtung der vorhandenen Einrichtungen einerseits und die ernsthafte statistische Erfassung der notwendigen Altenheimplätze, angesichts der steigenden Alterspyramide andererseits, boten ein erschreckendes Gesamtbild, das die einzelnen Länderregierungen veranlaßte, zu langfristigen Altenplänen zu kommen. In fast jedem Bundesland Deutschlands entstanden solche konstruktiven Pläne, die in ihrer Durchführung zwar verschiedenartige Wege gingen, aber doch überall der dringenden Notlage zu steuern versuchten. Völlig zu Recht rang sich die Erkenntnis fast überall durch, daß vor allem die sog. offene Altenhilfe neben den verschiedenartigen Formen von Alten- und Pflegeheimen den ersten Platz einzunehmen habe. Vater Bodelschwings Wort, das er angesichts der Bethel-Mission in Südafrika einst geprägt hatte, hat hier sein Recht: „Nicht so langsam, sie sterben sonst darüber!“ Der beim Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge in Frankfurt ins Leben gerufene Fachausschuß Altenhilfe unter der Leitung des damaligen Direktors der Rheinischen Inneren Mission, Langenberg, P. Dr. med. D. Ohl, hatte durch die Zusammensetzung seiner Mitglieder maßgeblichen Einfluß dabei wahrgenommen und übt ihn bis zur Stunde aus. Aber auch die übrigen Zusammenschlüsse von Altenheimträgern und Verbänden der Altenhilfe trugen ein jeder sein Teil dazu bei, zumal eine rege Information untereinander geschah.

Einen geradezu ungeheuren Schritt vorwärts bedeutete die Verabschiedung des Bundessozialhilfegesetzes vom 30. 6. 1961, das „die Würde des Menschen“ als Ziel aller Maßnahmen, die ergriffen werden sollten, setzte, und gerade auch den alten Menschen ein „Anrecht auf Hilfe“ (§ 75 u. a.) zusicherte. Bund, Länder und Kommunen wetteiferten geradezu in der Durchführung geeigneter Maßnahmen zur Abhilfe der verschiedenartigsten Nöte der Altengeneration in unserem Vaterland. Nicht zuletzt bekamen alle Bemühungen der Soforthilfe neuen Auftrieb durch die Initiative des derzeitigen Bundespräsidenten, Dr. Heinrich Lübke, und seiner Gattin, Frau Wilhelmine Lübke, mit der Errichtung eines „Kuratoriums Deutsche Altershilfe e. V.“, das mit den Mitteln

aus zwei Lotterien bisher vor allem Maßnahmen der offenen Altenhilfe zu fördern sich bemüht (wie: Altenwohnungen, Altentagesstätten, Clubräume, Beschäftigungstherapieräume, Zuschüsse für Altenerholungen- und Kuren, Erstellung von fahrbaren Einrichtungen für altersgerechte Kost, Vermittlung von Fernseh- und Radio-Geräten usw.).

Neben all diesen praktischen Maßnahmen zur Behandlung offensichtlicher Altennot gingen auch die wissenschaftlichen Bemühungen um die Erforschung der Altenprobleme in der Gerontologie (=Alterskunde) und Geriatrie (=Altersbehandlung) in den letzten Jahren einher. Im Vergleich zu den Staaten von Nordamerika, wie auch den nordischen Staaten hinkt die Bundesrepublik weit aus in den Fragen der Gerontologie und Geriatrie nach. Vorbildlich sind die Forschungsergebnisse in England; Vorbildliches in Bauten verschiedener Heimtypen (Altenwohnheim – Altenheim – Altenheim mit Pflegeabteilung – Pflegeheim) und geriatriischen Zentren haben Schweden, Dänemark, Norwegen, Finnland und andere geleistet. Der Nachholbedarf auch auf diesem Gebiet ist in Deutschland jetzt klar erkannt worden. Leider nur mangelt es uns an einer wirklich die Probleme koordinierenden Gesellschaft für Gerontologie. Wir müssen uns immer wieder im Ausland orientieren und meist auch – beschämend – übertreffen lassen. Vorbildlich sind die schon seit Jahren durchgeführten geriatriischen Kongresse unter dem Präsidium des Österreichers Dr. Walter Doberauer, Wien. Es fehlt uns in Deutschland an einem umfassenden Werk über Alterspsychologie. Erfreulicherweise ist aber alles bei uns im Aufbruch, und es regen sich die verschiedensten Gremien unter finanzieller Beteiligung des Bundes und der Länder, diese Dinge ernsthaft in Angriff zu nehmen. In der Frage der Zweckmäßigkeit der Heimtypen hat sich allmählich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß vordringlich die Schaffung von Altenwohnheimen neben altersgerechten Wohnungen in neuen Siedlungen ist, da in beiden die Selbständigkeit des alten Menschen so weit als möglich erhalten bleiben kann.

Erschreckend groß aber ist der *statistisch errechnete Bedarf* an Plätzen für gebrechliche und hilfsbedürftige Menschen in Altenpflegeheimen³⁷. Die Erhebungen des Deutschen Städtetages „Hinweise zur Altenhilfe“ vom März 1965 wie aber auch die Denkschrift der Bundes-Arbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege „Die Altenheimplanung in der Altenhilfe“ vom 17. Mai 1963 haben uns die Vorrangigkeit dieser beiden Heimtypen gezeigt. Andererseits hat das ärztliche Gutachten der Stadt München angesichts der Bettennot der Allgemeinkrankenhäuser in Westdeutschland die Notwendigkeit der Schaffung geriatriischer Zentren in möglicher Nähe zu einem gut ausgestatteten Klinikum aufgewiesen. Solche Zentren sind auch imstande, Maßnahmen der vorbeugenden Gesundheitspflege an alten und alternden Menschen durchzuführen, wie sie die Deutsche Zentrale für Volksgesundheitspflege e. V. Frankfurt in Ausschuß-Sitzungen mit Recht zur Zeit erörtert. Die Verwirklichung aller dieser Pläne wird

37. Unter Zugrundelegung eines Bestandes von 234 000 Plätzen in Altenheimen aller Art im Bundesgebiet 1960/61 und auf der Basis von 6 Millionen über 65jährigen im Jahr 1963 rechnet die Denkschrift der freien Wohlfahrtspflege damit, daß bis zum Jahr 1975 55 000 Plätze in Altenwohnheimen, 52 000 Plätze in Altenpflegeheimen gegenüber nur 18 500 Plätzen in Altenheimen neu geschaffen werden müssen, wenn die Heimsituation bis dahin nur schwach verbessert werden soll.

dabei auch die Tatsache eindämmen, vielleicht sogar beseitigen können, daß immer wieder die alten Menschen in Gefahr stehen, als Ausbeutungsobjekte nicht nur in der Familie, sondern gar manches Mal in den Heimen, vor allen den gewerblich betriebenen Heimen, mißbraucht zu werden.

Was helfen aber die schönsten Pläne, wenn nicht Menschen zur Verfügung stehen, die der Altengeneration in jeder Beziehung zu dienen bereit sind, als Ärzte wie vor allem als Pflegekräfte? Eine Vielzahl der Ärzte ist mit den Fragen der Geriatrie nur geringfügig vertraut. Darum wird mit Recht in Deutschland ein Lehrstuhl für Geriatrie angestrebt und damit schon Geriatrie bei der Ausbildung der Medizinstudenten als Fach erwartet. Ebenso wird, wie in anderen Ländern, dann durch entsprechende Kurse versucht werden, die praktizierenden Ärzte mit den neuesten Erkenntnissen der Geriatrie vertraut zu machen.

Auch für unsere Pflegekräfte ist eine Spzialausbildung in den Fragen der Geriatrie von größter Bedeutung, ob dieselben nun gebraucht werden in den Heimen oder in der offenen Altenhilfe der Gemeinden. In den letzten fünf Jahren sind allein im Bereich der Inneren Mission (vgl. „Die Innere Mission“, Heft 1/1966, S. 27) 19 evangelische Altenpflegeschulen im Bundesgebiet entstanden, die mit kleinen Zahlen zwar begonnen haben, aber immerhin doch wichtige Spezialkräfte auf diese Weise für unsere Arbeit ausbilden. Auch andere Verbände sind an der Ausbildung beteiligt. In einigen Schulen werden mit Erfolg (auch) männliche Altenpfleger ausgebildet. Ein Berufsbild ist bereits veröffentlicht im „Nachrichtendienst“ (Nachrichtenblatt des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt am Main, Heft Nr. 6, Juni 1965).

Die Motive aller Arbeit der Altenhilfe sind sehr unterschiedlich. Das BSHG spricht als Ziel an, die Würde des alten Menschen zu wahren. Oftmals ist es in der Praxis aber nur eine Vorsorge der augenblicklichen Generation für das eigene Alter. Zum anderen ist es ein begreiflicher Wettlauf mit anderen Ländern, durch die man nicht in der Wahrnehmung dieser sozialen Aufgabe überundet werden möchte. Selten ist es ein reiner Dank an die Altengeneration, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

In der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie geht es bei aller Altenhilfe aber letztlich um unsere Verantwortung vor Gott für den Bruder und die Schwester in Christus: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Matth 25, 40).

ENTWICKLUNG DER EVANGELISCHEN KUR- UND ERHOLUNGSFÜRSORGE

Von Gerhard Niemeyer

Die Kur- und Erholungsfürsorge für Kinder und Jugendliche hat in den letzten zehn Jahren an Umfang und Intensität zugenommen, wie die anwachsende Zahl der Heime und deren Belegungsziffern zeigen. Auch das neue Zahlenmaterial des Bundesstatistischen Amtes in Wiesbaden läßt erkennen, daß – im Unterschied zur Teilnehmerzahl an Ferienerholungsmaßnahmen, die im vergange-

nen Jahr im allgemeinen konstant geblieben ist und in einigen Bundesländern sogar eine rückläufige Entwicklung aufweist – die Zahl der Kinder und Jugendlichen in der Kur- und Erholungsfürsorge ständig zunimmt.

Heute sind es in der Hauptsache Kinder mit Herz- und Kreislaufstörungen, zahlreiche Rekonvaleszenten nach Verkehrsunfällen und Kinder mit Haltungsverfall. Der Anteil der der Kur- und Erholungsfürsorge bedürftigen Kinder ist verschiedentlich ermittelt worden. Auf Grund einer statistischen Auswertung über schulärztliche Untersuchungen von 3,8 Millionen Kindern kam man zu folgendem Ergebnis: mindestens 15% der etwa 600 000 bis 700 000 jährlich zur Einschulung gemeldeten waren noch nicht schulreif. 69,9% der männlichen und 66,3% der weiblichen Schulanfänger befanden sich in nur mittelmäßigem bis ausgesprochen schlechtem Allgemeinzustand, desgleichen 65% der männlichen und 59,7% der weiblichen Schulentlassenen. Mindestens ein Drittel der Schulanfänger und Schulentlassenen leidet an chronischen Krankheitsstörungen, 24% aller Schulkinder waren überwachungs- und behandlungsbedürftig.

Der wachsende Bedarf an spezialisierten Einrichtungen der Kurfürsorge (Kurkliniken, Kurheime und Erholungsheime) hat im vergangenen Jahrzehnt zu einer interessanten Entwicklung geführt. Aus den ehemaligen Kinderheilstätten wurden moderne Kurkliniken für Kinder, die unter chronischen Krankheitsstörungen leiden. Das Kennzeichen einer Kinderkurklinik ist, daß sich in ihr Ärzte hauptamtlich der kleinen Patienten annehmen. Sie bestimmen unter anderem die Dauer des Aufenthalts der einzelnen Kinder in der Klinik je nach der Art ihrer Erkrankung. Die Kinderklinik nimmt Kinder bis zur Heilung oder Besserung des Leidens auch für längere Zeit auf.

Es entstanden zudem Kinderkurheime, die sich durch eine spezielle Heilanzeigen (Indikation) auszeichnen. Gegen Herz- und Kreislaufschäden, rheumatische Beschwerden oder Erkrankungen der Luftwege etwa werden besondere Hilfen angeboten, und es werden jeweils nur solche Kinder zur Kur aufgenommen, die solche speziellen Behandlungen auf ärztliche Anordnung oder Beratung benötigen.

In Kinderkurheimen werden die Kinder in kleinen und übersehbaren Gruppen zusammengefaßt und betreut. Alle Kinderkurheime besitzen Gymnastikräume oder Turnsäle, in denen sich Gymnastiklehrerinnen der Kinder annehmen. Jedes Kurheim hat einen Heimarzt. Meistens ist es ein Facharzt für Kinderkrankheiten, der auch Erfahrungen auf dem Gebiet der Psychotherapie und Heilpädagogik besitzt. Kinderkurheime liegen in Gegenden, in denen sich aus Klima und geographischer Lage allein schon Heilfaktoren ergeben. Oft ist der Standort eines Kinderkurheimes ein Kur- und Badeort, dessen Heilmittel in das Gesamtangebot des Heimes einbezogen werden.

Die zahlreichen schweren, in kurzer Zeit über die Jugend hereinstürzenden und sich aus der Zivilisation und Technik ergebenden Belastungen sind nicht ohne Wirkung geblieben. Die sogenannten Zivilisationskrankheiten nehmen laufend zu, und im modernen Alltag leben viele Jugendliche an der Grenze ihrer Anpassungsfähigkeit. Die fortschreitende Technisierung bringt in den Großstädten für Kinder und Jugendliche eine vielfache Bedrohung mit sich, sei es durch Dämpfe, Rauch, Gas, Staub, durch Mängel an Licht oder Sonne, durch Lärm oder Verkehr.

Aus der kinderärztlichen Sprechstunde (Hamburger Untersuchung) weiß man heutzutage, daß die sogenannten Verhaltensstörungen den größten Teil der Behandlungsfälle ausmachen. Etwa 60% der Schulanfänger weisen solche Störungen auf. Das sind Kinder, die ständig mit ihrem Kopfhaar spielen, sich ohne ersichtlichen Grund hin- und herbewegen und durch andere Unruheerscheinungen auffallen. Etwa 20% machen Schwierigkeiten beim Essen und versuchen dadurch, die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich zu lenken. 20% der Kinder haben Schlafstörungen, ein höherer Prozentsatz leidet an immer wiederkehrenden Schmerzzuständen ohne körperliche Befunde oder hat sogar schon Zeichen einer vegetativen Dystonie. Für Kinder mit solchen Störungen wurde im Laufe der Zeit das ärztlich geleitete Erholungsheim eingerichtet.

Erholungsheime sind in der Regel Heime in gesunder Lage, fernab von Lärm und Staub der Hauptverkehrsstraßen. Die Räume dieser Häuser sind meist so eingerichtet, daß sie Aufmachung und Charakter einer Familienstube haben. Sie sollen den Kindern das Gefühl von Geborgenheit, Wärme und Behagen vermitteln und ihnen gute Spielmöglichkeiten und dazu Menschen bieten, die ihnen freundlich begegnen. Für Kinder, die unter Sprachstörungen leiden, für Bett-nässer, Einkoter und solche, die mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, eignen sich die Erholungsheime allerdings nicht. Für sie sind die Kurheime oder Kurkliniken die geeigneteren Hilfsquellen. So sind in den Kinderkliniken, die zum Beispiel die Sole als Heilmittel zur Verfügung haben, eigene Abteilungen für Kinder mit psychogenen Störungen angegliedert.

Die Krankheitsbereitschaften im kindlichen Alter haben sich geändert. Das ist ein übereinstimmendes Urteil der Ärzte. Es haben zugenommen jene Zustände, die auf frühzeitigen Verschleiß des Kreislaufapparates beruhen. Weiterhin haben sich die virusbedingten Entzündungen des zentralen Nervensystems erhöht, und schließlich hat man eine überaus starke Zunahme funktioneller Störungen bei Kindern und Jugendlichen beobachten können.

Nach dem Vorhergesagten erscheint es selbstverständlich, daß eine planmäßige Gesundheitssicherung nur auf der Basis einer das geschädigte Kind ganzheitlich erfassenden Gesundheitspflege und Gesundheitsfürsorge erfolgen kann. In den Dienst der Gesundheitspflege und Gesundheitsfürsorge stellt sich im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland die Konferenz für Evangelische Kur- und Erholungsfürsorge – als Fachverband des Diakonischen Werks. Diese Konferenz hat schon früher die Einstufungen ihrer Einrichtungen vorgenommen. Sie unterscheidet:

1. *Erholungsheime unter ärztlicher Aufsicht*, die der Festigung, Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit dienen.
2. *Kurheime*, in denen spezialisierte Kurfürsorge nach besonderer ärztlicher Indikation durchgeführt wird.
3. *Kurkliniken*, in denen chronisch kranke Kinder und Jugendliche sowie an Krankheitsbereitschaften Leidende Aufnahme finden, die einer ständigen ärztlichen Beobachtung und Behandlung bedürfen.

Die Konferenz für Evangelische Kur- und Erholungsfürsorge bemüht sich also, die der Kur- und Erholungsfürsorge gestellten Aufgaben in ihrem Bereich fachgerecht und klar zu präzisieren. Erholungs- und kurbedürftigen Kindern und Jugendlichen durch eine leib-seelische Behandlung und Pflege in mehrwö-

chigen Erholungsaufenthalten und Kuren Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Lebensfreude zu erhalten und wiederzugeben, ist ein wesentliches Stück evangelischer Sozialarbeit. Daß diese Aufgabe gerade heutzutage ganz ernst zu nehmen ist, braucht wohl an dieser Stelle nicht mehr betont zu werden. Gibt es ein wichtigeres Gut als die Gesundheit unserer Jugend? Und muß sie nicht bei der wachsenden körperlichen und seelischen Gefährdung besonders gepflegt werden? Kindern und Jugendlichen auf diesem Sektor zu helfen, ist die Aufgabe, die auf der Sonnenseite des diakonischen Wirkens liegt.

V. Ökumenische Diakonie

ÖKUMENISCHE DIAKONIE

Von Hans Christoph von Hase

Ökumenische Diakonie ist in unserer Kirche eine neue Sache, auch wenn sowohl Diakonie wie ökumenische Einheit Wesensfunktionen der einen Kirche von Anfang an sind. Die Aufgabe, um die es hier geht, ihre Erfüllung und ihre theologische Erfassung sind darum noch im Fluß. Wir erleben hier einen kirchenprägenden Vorgang: über dem gehorsamen Helfen und der theologischen Reflexion bildet sich – nur erst schattenhaft – die Vision einer *dienenden Kirche*.

Ökumenische Diakonie bezeichnet für uns heute das helfende und heilende Handeln der einen Kirche Jesu Christi an ihren eigenen Gliedern und an der Not in der Welt. „Ökumenisch“ besagt in diesem Doppelbegriff, daß die helfende Tat der Ausdruck des Gehorsams gegenüber einem *korporativen Dienstauftrag der einen Kirche*, des ungeteilten Leibes Christi ist gemäß dem Selbstzeugnis Jesu Lk 4,18 und seinem Sendungsbefehl an die Jüngerschaft Mt 10,8; 25,31–46. (Dabei sind auch die freien Liebestaten, die Christen individuell oder in Gruppen irgendwo in der Welt tun, mit dem Begriff „ökumenisch“ dem Dienstauftrag der ganzen Kirche zu- und eingeordnet.) Das hat tiefgreifende theologische und praktische Konsequenzen.

1. Beginn einer diakonischen Reformation

Wichern, Fliedner und Löhe haben im letzten Jahrhundert das biblisch-griechische Wort „*Diakonie*“ in der Theologie auf den Schild gehoben, um gegenüber einer individualistischen Ethik, die von der „privaten Liebestätigkeit“ wohl-tätiger Christen sprach, die korporative Verantwortung der Gemeinde, der Kirche und der Christenheit für ihre unter Krankheit, Elend, Unrecht und Entfremdung leidenden geringsten Brüder ins Licht zu stellen. Volle Tiefe und Weite erhielt der Begriff Diakonie – über seine Bedeutung für die Diakonissen- und Diakonenschaften hinaus – in den deutschen und übrigen europäischen Kirchen erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Vor den Kirchen stand das Versagen

vor ihrer korporativen Dienstpflicht an verfolgten und gefangenen Christen und Juden, ihr Versäumnis, mit *einer* Stimme in der Öffentlichkeit den Mund für die Stummen und Vergewaltigten aufzutun (Spr 31,8) ebenso erschütternd wie die Hilfe, die ganz unerwartet aus den Kirchen in aller Welt, aus Nordamerika bis Südafrika, in das verwüstete Europa hineinströmte. Hier rissen die Wolken auf, die Jahrhunderte über dem Verständnis der Diakonie, des Dienstauftrags der einen Kirche gelegen hatten. Die Gründung der kirchlichen Hilfsorganisationen in Amerika und anderswo nicht nur für die verbündeten Länder Europas, sondern ebenso für die Besiegten, ferner das Stuttgarter Schuldbekenntnis („daß wir nicht brennender geliebt haben“), dann die Gründung des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen und die alsbald einsetzende gegenseitige brüderliche Hilfe unter den europäischen Kirchen, die Ausdehnung der „Zwischenkirchlichen Hilfe“ auf die jungen Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rats (Evanston 1954) sind kirchengeschichtliche und nicht weniger theologische Meilensteine auf dem Wege zu einer *diakonischen Reformation*. Die große Zahl der Aktionen ökumenischer Diakonie mit einem großen Einsatz an Menschen und Mitteln, an Wagnis, Organisation und Opferbereitschaft mit all den zu treffenden Entscheidungen treibt den Prozess der theologischen, diakonischen, sozialpolitischen und kirchen-strukturellen Besinnung ständig vorwärts. Die Fragen des Helfens: „wer?“, „wem?“, „womit?“, „wo zuerst?“, „mit welchem Einsatz?“ sind mit theologischem Sprengstoff geladen – und gottlob geeignet, Mauer um Mauer einer babylonischen Gefangenschaft der Dienstfunktion der Kirche zu sprengen. Doch auch bisher sind nur Breschen gelegt, durch die wir hindurchschauen und den weiten Horizont einer wirklich dienenden Kirche erst ahnen können.

2. Schritte zum ökumenischen Dienen

Prüfen wir die babylonischen Mauern, die der Kirche den Blick auf ihren weltweiten Auftrag seit Jahrhunderten verstellt haben.

a) Zu ihnen gehören das *Territorialkirchentum*, der *Nationalismus* und das *rassische Überlegenheitsbewußtsein*, die sich in die praktisch-kirchliche Ethik des Abendlandes tief eingefressen hatten. Selbst ungezählte Predigten über den barmherzigen Samariter (Luk 10) konnten den Kirchen nicht bewußt machen, daß für Jesus die Barmherzigkeit an dem allen gerade keine Grenze finden durfte. „Er ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht hat, und hat abgebrochen den Zaun“ (Eph 2,14 f.).

b) Noch gefährlicher waren die Mauern, welche die *Konfessionskirchen* gegeneinander errichtet hatten und an denen sie ihre Hilfspflicht enden ließen. Heute beginnt man endlich das Apostelwort wieder ernst zu nehmen: „Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit“ (1 Kor 12,26), ungeachtet, ob sie „des Glaubens Genossen“ (Gal 6,10) im engsten Sinne sind oder nicht. Aber auch heute noch läuft der weit überwiegende Teil der Hilfe zwischen Kirchen auf konfessionsgleichen Geleisen. Daß in der Hilfe für Indien 1966 die Kirchen des Ökumenischen Rats erstmalig mit der Römisch-Katholischen Kirche eng zusammenarbeiten werden, ist ein kirchengeschichtliches Ereignis.

c) Ökumenisch ist eine Diakonie, welche die schwachen, bedrängten oder noch jungen Kirchen als *ebenbürtige Glieder* am Leibe Christi ernst nimmt. Mag es ihnen auch an Erfahrung, Tradition und Fachleuten fehlen: sie sind nicht Glieder am Leibe einer europäischen Mutter- oder Schwesterkirche, sondern Glieder am Leibe Christi, an dem jeder seine Eigenständigkeit und Würde hat und an dem alle, auch die schwächsten, zugleich gebende Kirchen sind. Diakonie kann hier zuletzt nur auf Stärkung, Zurüstung und Ausstattung zum eigenen Dienen zielen. Seit dem Frühmittelalter ist die Mission der herrschenden Kirche nur auf dem Weg von oben nach unten erfolgreich gewesen, ist die ihr verbundene Diakonie, dem Kulturgefälle folgend, zu den „Eingeborenen“ hinausgegangen. Im Bereich der großen Weltreligionen und alten Kulturvölker hat die Weltmission des 19. Jahrhunderts demgemäß auch nur in relativ unerschlossenen, abseitigen Gebieten festen Fuß fassen können. Während die urchristliche Mission von Großstadt zu Großstadt sprang und bald am Kaiserhof und unter den Philosophen ihre Zeugen hatte, hat das Gewand der abendländischen Zivilisationsbringer keineswegs nur Türen geöffnet. Die großen der Mission verbundenen diakonischen Schöpfungen haben als „Geschenke von außen“ trotz aller Liebe und Opfer nicht vermocht, die jungen Kirchen in ihrem eigenen diakonischen Auftrag stark und handlungsfähig zu machen, ihnen zu helfen, dienende Gemeinde zu werden.

d) Ökumenische Diakonie setzt ihre Hoffnung auf die verborgene Herrschaft des auferstandenen Herrn über alle Welt. Sie weiß sich darum auch dort zu helfender Liebe gerufen, wo keine Christen, sondern vielleicht Moslems oder atheistische Kommunisten in Not sind, weil sie weiß, daß Christus ihren Dienst dort erwartet. Sie handelt gerade damit als gehorsame Zeugin ihres Herrn, es ihm überlassend, wann und wie er sie auch mit der Botschaft zu Wort kommen lassen will.

All dem Genannten liegt zugrunde, daß die helfende Diakonie der Kirchen aneinander und an der Welt ein Teil jener „Diakonie der Versöhnung“ (2 Kor 5,18) ist, in der Christus selbst durch Wort und Tat seiner Diener (1 Kor 4, 1) die Welt versöhnt.

e) Ökumenisch ist eine Diakonie dann, wenn sie an den Blutkreislauf der Liebe angeschlossen ist, die den *ganzen* Leib Christi durchströmt. In abgebundenen Gliedern bringt das Blut dem Organismus keine Hilfe. Es heißt also, die Not des ganzen Leibes sehen und abwägen, wissen, was die anderen Glieder tun, gemeinsam planen und weithin gemeinsam handeln. Es muß für eine Kirche eine echt ökumenische, und zwar die *eine* gleiche Entscheidung sein, ob sie ein christliches Krankenhaus in Deutschland oder in Afrika baut oder beide oder keins von beiden, weil ihr andere diakonische Aufgaben vordringlicher sind. Eine solche Entscheidung wird jeweils von erheblichem geistlichem, kirchengestaltendem und theologischem Gewicht sein; denn eine gute oder schlechte theologische Vorentscheidung gibt jeweils den Weg zur Gestaltung der Diakonie frei und diese wiederum prägt den nächsten Schritt der Theologie mit.

Was hier skizziert wurde, gehört zum Arbeitsprogramm der „Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst“ des Ökumenischen Rats und der verwandten ökumenischen Hilfsorganisationen. Entstanden aus der Organisierung zwischenkirchlicher Hilfe nach 1945 hat diese Abteilung eine

große Arbeit geleistet. Der Horizont, der sich vor ihr auftut, erweitert sich ständig. Sie erspäht die Breschen, die in die babylonischen Mauern der Kirchen gesprengt sind, und legt Pfade an, über die ökumenische Hilfe oft noch in mühseligem Fußmarsch transportiert werden kann. Sehr viel mehr aber müßten die Theologen, Sozialwissenschaftler und Diakoniker der Kirchen ihr zu Hilfe eilen.

3. *Diakonie als ökumenische Aufgabe*

Jede Hinwendung zum Menschen in Not, betreffe sie einzelne, Gruppen, Rassen oder Völker, ist stets Sache der Kirche in allen ihren Funktionen. Jesus ergreift den Gichtbrüchigen mit der Zuwendung seiner Person, mit seiner ganzen Liebe und Vollmacht, nicht allein mit der Hand. In der Hinwendung zum Nächsten sind Taten und Worte der Liebe, der Versöhnung in Christus nicht zu trennen. Ja, auch das Angebot der Gemeinschaft, das Christen machen, ist ebenso eine diakonische Tat wie eine Gabe von Brot. Alle Arbeitsleistung in den Diensten der Kirche muß diese innere Einheit der Zuwendung voraussetzen.

Dennoch hat Paulus sich für die „Unterschiede der Charismen“ nicht weniger eingesetzt als für die Einheit alles Lebens im Leibe Christi. Sobald das Gebet zum Mittel der Verkündigung, die Verkündigung zum Mittel der Erhaltung der Ordnung, die Diakonie zum Mittel der Verkündigung, der Mission oder der öffentlichen Position der Kirche gemacht wird, verfälscht eins das andere. In der *ökumenischen Diakonie* sollen sich die Charismen vereinen, welche die Not der *Menschheit*, sei sie naturhaft bedingtes Los, sei sie aus Unrecht, Haß, Machttrieb, Gewinnsucht, Dummheit oder persönlicher Schuld erwachsen, mit dem Blick Jesu erfassen, den Leidenden zu Hilfe eilen und sich in ihrer Diakonie am ganzen Menschen bewähren. Dabei gliedert sich auch der ökumenische Dienst in die drei Formen aller Diakonie:

- Hilfe zum Helfen,
- Hilfe zur Selbsthilfe,
- Hilfe den Hilflosen.

Wir stellen dabei den dritten Aspekt bewußt an den Schluß, obwohl er die augenfälligen Dienste einschließt: Hungerspeisung, Kleider, Krankenhäuser usw.

a) *Hilfe zum Helfen.* Die erste Sorge der Christenheit muß es sein, daß *jedes* Glied am Leibe Christi – auch geographisch gesehen – *seinen* Dienst, seine Diakonie erkennen und leisten kann. Wo im Bereich anderer Kirchen Not aufbricht, ist gewiß *Vorbild* nötig, doch nicht, daß der Helfende „die Dinge in die Hand nimmt und die Sache macht“, während die schwache oder leidende Kirche zusieht. „Stärke das andere, das sterben will“ (Offb 2), meint etwas anderes, es hat mit eigener Buße und Prüfung der eigenen „Werke“ zu tun (Offb 3,2).

Wir wollen auf die Probleme der Hilfe für die unterdrückten „alten“ *Minoritätskirchen* nicht eingehen. Ihnen als „tüchtige Aktivisten“ ein „Soll“ vorhalten und sie demgemäß mit Hilfe vollpumpen, wäre keine „Hilfe zum Helfen“. Vielmehr muß Erweckung und Einübung zur Diakonie das erste, die materielle Stärkung das zweite sein.

Noch schwieriger ist es, die diakonischen Aufgaben der jungen Kirchen richtig

zu sehen und ihnen beizustehen, ihren eigenen Weg des Dienens zu finden. Die Konsultationen des Ökumenischen Rats in Asien und Afrika zeigen immer wieder, wie anders die leitenden Männer dort ihre primäre diakonische Aufgabe sehen.

„Diakonie ist zuerst *Begleitung des Volkes auf dem langen Marsch der Revolution* zu einer reifen Gesellschaft, einem modernen Staatswesen“, sagt der Innesonier Simatupang. Darüber hinaus, aber doch in zweiter Linie, hat sie auch die Aufgabe, die unvermeidlichen Opfer am Rande dieses Weges zu betreuen. Wer die ungeheuren Probleme der jungen Staaten vor Augen hat, den „rapiden sozialen Umbruch“, den Wettlauf zwischen Geburtenlawine und Landwirtschaftsreform, die Industrialisierung, den Bildungsnachholbedarf und über dem allen die politischen Gruppen im Kampf um die Macht, der versteht, daß diesen jungen Christen die Heranbildung christlicher Führungskräfte mit einem Fonds an Verantwortungsbewußtsein, Pflichttreue, Bescheidenheit und Opferbereitschaft für die Abwehr des Chaos wichtiger erscheint als die traditionellen Institutionen der Diakonie. Simatupang fragt, ob der Dienst der europäischen Kirchen in der ersten industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts gegenüber den Entwurzelten denn so überzeugend gewesen sei, daß die Asiaten in ihrer viel radikaleren Krise das Programm der abendländischen Diakonie übernehmen könnten, ob nicht schon Wichern etwas von dieser gestaltenden Aufgabe gewußt habe.

Nun können Führungskräfte für die Gestaltung der Gesellschaft nicht allein aus der akademischen Retorte erzeugt werden, sondern bedürfen der persönlichen Begegnung mit der Not und der Einübung im Helfen und Führen, sei es im entstehenden Industrieproletariat, sei es im chaotischen Anwachsen der Großstädte im Kampf gegen die Resignation, sei es beim Umbruch auf dem Lande. Um die Formen und Modelle für eine solche Einübung hat sich der Ökumenische Rat bemüht. Die Ergebnisse sind noch nicht ganz überzeugend. Die deutschen Kirchen haben auf diesem Gebiet Begegnungszentren nach Art der evangelischen Akademien gefördert. Ob dieser beachtliche Ansatz ausreicht, um zur Diakonie im Sinne praktisch gestaltenden Eingreifens in soziale Notsituationen anzuleiten und zu befähigen, bleibt eine offene Frage.

Sollen die Christen in den Entwicklungsländern ihre *diakonische* Aufgabe erkennen, wird man ihnen vor allem helfen müssen, die innere Spannung zu überwinden, die in der modernen Leistungsgesellschaft liegt und mit der auch wir noch nicht fertig sind. Der Aufbruch aus der Ordnung der agrarischen Großfamilie geschieht im Zeichen des Fortschritts, der Bildung, der höheren Leistung und des größeren Wohlstands – in diesem Sinn auch der ethischen Wertung von Arbeit, Fleiß, Pflichttreue, Sparsamkeit. Es ist viel verlangt, zu gleicher Zeit die Zurückbleibenden, Leistungsunfähigen, Behinderten, Alten, Unzuverlässigen zu sehen und mit Liebe und Sorge zu umfassen. Wer in einem im übrigen sozial geordneten westlichen Staatswesen für den diakonischen Einsatz in der *sozialen Hilfe* gerade an diesen Gruppen kämpft, darf nicht vergessen, daß die diakonische Aufgabe für Christen, die mit ihrem Volk im revolutionären Umbruch stehen, sehr anders aussehen kann. Fortschrittliche Leistung und Dienst an den Schwachen zusammen zu sehen, wird aber dort am besten gelingen, wo beides von Christen zugleich vorbildlich getan wird.

b) *Hilfe zur Selbsthilfe*. Seit im Jahre 1959 die evangelischen Kirchen in Deutschland zur Aktion „Brot für die Welt“ aufriefen und dem die helfenden Fachleute von „*Dienste in Übersee*“ folgten, hat die Diakonie eine große Zahl wichtiger *Modelle zur Selbsthilfe* geschaffen und damit wahrscheinlich die konkretesten und sichersten von allen möglichen Hilfen gegeben, indirekt auf das Werden einer neuen Gesellschaft einzuwirken. Lehrwerkstätten, Musterfarmen, soziale Ausbildungsstätten schaffen nicht nur gelernte Arbeitskräfte, mehr Waren oder Brot, sondern üben auch in eine christliche Arbeits- und Dienstgemeinschaft ein, durch die Diakonie erlebt wird. Auch nichtchristliche Gewerbe- und Landwirtschaftsschulen oder -musterbetriebe dienen dem Fortschritt des Landes und helfen somit die Not lindern; dank ihrer reicheren Ausstattung leisten sie darin vielleicht noch mehr. Christliche Hilfe zur Selbsthilfe aber wird stets die Tüchtigen ausbilden und zugleich die Schwachen im Blick haben. Denn eine Führungselite ohne Gewissen und Liebe für die Schwachen führt in die Barbarei.

Die Hilfe zur Selbsthilfe, wie sie von „Brot für die Welt“ gestützt wird, richtet sich auch auf *Schulen und Krankenhäuser*. Sind doch Hunger – endemische Seuchen – Unwissenheit der verhängnisvolle Zirkel, aus dem eine Befreiung aus eigenen Kräften nicht möglich ist, weil eben diese Kräfte zu sehr geschwächt sind. Um so seltsamer erscheint die Skepsis vieler führender Christen draußen gegenüber den größeren Kliniken und Bildungsanstalten, die nach europäischem Muster begründet wurden und die heute innerhalb des noch lockeren Gefüges der jungen Kirche einen sehr großen Anteil an Mitteln und Menschen für sich beanspruchen. Man mag ihnen vorhalten, daß sie vielleicht schon in wenigen Jahren diese Schulen und Kliniken zur Heranbildung ihres *eigenen* diakonischen und katechetischen Nachwuchses voll brauchen werden und ein vorzeitiges Aufgeben bitter bereuen würden. Doch das überzeugt sie kaum. Die Bindung an den „Institutionalismus“ lege ihre besten Kräfte fest, schwäche die Missionskraft der Gemeinden. Das Angebot der christlichen Ausbildung werde ausgenutzt von solchen, die dann nichtchristliche, ja antichristliche Wege gingen oder ihren eigenen Gewinn und die eigene Karriere suchten. Endlich werde der Staat ohnehin diese Einrichtungen früher oder später übernehmen. Sei doch ein so gewaltiges Institut auch ein wichtiges Stück staatlichen Prestiges in einem noch ungefestigten Staatswesen mit wenig öffentlich-repräsentativen Einrichtungen, daß es auf solche Statussymbole nicht gern verzichte. Wiederum gibt es auch junge Kirchen, die ihrerseits, bewußt oder unbewußt, den Prestigewert solcher Anstalten spüren.

Soviel „Brot für die Welt“ in sechs Jahren auch hat helfen und aufbauen können, so erweist sich von Jahr zu Jahr mehr, daß eine volle ökumenische Zusammenarbeit an einer Konzeption oder gar der Durchführung solcher Hilfe zur Selbsthilfe noch im weiten Feld liegt. Insbesondere die großen Missionsgesellschaften der angelsächsischen Freikirchen stützen die Selbsthilfearbeit ihrer Tochterkirchen zumeist noch im direkten Verkehr. „Brot für die Welt“ arbeitet engstens mit dem Ökumenischen Rat zusammen, auch wenn etwa ein Drittel der Projekte im Bereich der jungen Tochterkirchen deutscher Missionen liegt und durch diese vermittelt wird.

So ist der Ökumenische Rat weithin auf *Studien* beschränkt, wie „Hilfe zur

Selbsthilfe“ im „raschen sozialen Umbruch“ am besten zu vollziehen sei. Dies geschieht in *Konsultationen* in Afrika, Asien und Südamerika. Hinzu treten die Erfahrungen der jungen Kirchen und die der europäischen Helfer, etwa durch Fachleute vom „Dienst in Übersee“. Es scheint, daß das kleine, gemeinde-nahe Projekt zur Entbindung eigener Initiativen der Selbsthilfe mehr Verheißung hat als der Ausbau großer Institutionen, die auf fremde Hilfe angewiesen bleiben und so schwer zum „eigenen“ Dienst der jungen Kirche zu werden vermögen. Ein Entweder-Oder oder auch nur eine Faustregel gibt es hier jedoch nicht. Es besteht im Grunde die gleiche Spannung, die das technisch-wissenschaftliche Zeitalter auch in die europäische Diakonie gebracht hat: nur wo eine Gemeinde mit allen Gliedern zum tätigen Dienst an den geringsten Brüdern erweckt wird, wächst echte Diakonie – aber nur wo ihr die besten Kenntnisse und Methoden durch Fachleute zur Verfügung stehen, wird das Beste an Hilfe geleistet werden. Der Satz: „Ohne Fachkenntnisse keine wirk-same Hilfe“ ist ebenso wahr wie der J. H. Wicherns: „Ausgangspunkt aller inneren Mission ist für uns die Kirche. Was nicht aus ihr hervorgeht, führt auch nicht in sie zurück.“

Diese Diakonie der Selbsthilfe zu entwickeln, ist eine durchaus eigenständige Aufgabe, die bei aller Verschiedenheit in den jungen, den Minderheits- und den abendländischen Kirchen in der „schrumpfenden“ *einen* Welt überall sehr ähnliche Züge trägt.

Die Weltkongresse der „Internationalen Konferenz für Sozialarbeit“ zeigen bei jedem Thema neu, wie gleichartig die Not, etwa in der Großstadtentwick-lung, bei den Müttern, den verwahrlosten Jugendlichen, den Alten ist, und wie sehr er bei allem Kult des Fortschritts und des Lebensstandards an einer sozia-len Planung, insbesondere in Ansiedlung und Arbeitsbeschaffung fehlt, um den Menschen menschenwürdig leben zu lassen.

Hilfe für die Hilfslosen

a) Wenn ein weltberühmter Mann wie Julian Huxley, dessen Stimme in den Vereinten Nationen größtes Gewicht hat, heute ganz offen für die Euthanasie bei Mißgeburten und Alten plädiert – und eine planmässige, evtl. künstliche Höherzüchtung des Menschen fordert – und über dem allen die Bevölkerungslawine drohend am Berge hängt, so wird deutlich, daß in einigen Jahrzehnten die Kirche hier ihren Bekenntniskampf wird bestehen müssen: unbeirrt bei den Schwachen zu bleiben.

Wenn eine tausendjährige Achtung vor dem armseligen Leben in Deutsch-land 1939/1940 so schnell zerbrach, was wollen wir von den jungen Kirchen erwarten in Ländern, wo das Aussetzen von Säuglingen gang und gäbe war. Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums von der Barmherzigkeit aber hängt nicht allein daran, ob „die in Bethel“ das für andere tun, sondern ob die *ganze Gemeinde* eine annehmende, pflegende, bewahrende Gemeinde ist, dazu erzieht, die Hilfe organisiert und die Opfer bringt.

Wiederum erweisen die großen Anstalten ihre Zweideutigkeit: sie können Herz- und Schwerpunkte der Gemeinde sein – sie können aber auch zu be-

quemen Abstellplätzen für den „Schrott“ der Menschheit werden, nach dem keiner mehr fragt.

Blicken wir von hier aus auf die jungen Kirchen, ja auch auf die alten Minderheitenkirchen, so wird unmittelbar deutlich, wie nötig die *diakonische Erweckung der Gemeinde* ist und wie *dafür* Menschen in sozialer Arbeit zugerüstet werden müssen: *gemeindenaher Hilfe für die Hilflosen* besonders auf medizinischem Gebiet muß das Programm heißen – und danach sollten wiederum die Ausbildungsstätten im Lande geplant werden. Dabei ist für Asien und Afrika zu bedenken, daß zumeist noch die Großfamilie Heimat und Hort für elternlose, schwachsinnige oder körperbehinderte Kinder sowie für die Alten ist. Für sie besteht noch kaum Bedarf an Heimen. Um so dringender sind Jugendwohnheime in den Städten für junge Mädchen, für Studenten und Studentinnen – also „vorbeugende Jugendhilfe“.

b) Katastrophenhilfe. Wenn Erdbeben, Flutwellen oder Hungersnöte hereinbrechen, sind die wenigen Millionen und Dutzende von startbereiten Helfern nicht viel. Muß die Kirche dabei sein, wenn die Erde bebt? Zunächst ist klar, daß dort, wo Menschen zugrunde gehen, die Christen auf alle Fälle zur barmherzigen Tat gerufen sind. Da aber der Zerschlagene selten so nahe am Wege von Jerusalem nach Jericho liegt, bedarf eine ökumenisch orientierte Kirche weltumspannender Verbindungen und Organe, die ein sofortiges Handeln ermöglichen. „Eilt euch, sie sterben sonst darüber“, gilt auch im leiblichen Sinn. Hier zeigt die Erfahrung, wie notwendig ökumenisch-diakonische Organe sind, denn die Kirchen als solche haben keinen Arm, der nach Marokko oder Jugoslawien (Erdbeben) reicht, ebensowenig die Missionen. Die Erfahrung zeigt weiter, daß, abgesehen vom Roten Kreuz, die Hilfe der politischen Mächte keineswegs so rasch zur Hand ist. Das Übersteigen der Grenzen ist noch immer ein Problem und das Unvorhergesehene steht nicht im Etat. So ist die Diakonie hier notwendig und ihre beste Frucht ist, wenn Spuren zurückbleiben, an denen erkennbar wird, daß die Hilfe zuletzt von dem Einen her kommt.

Kirchen helfen Kirchen

Soziale und kirchliche Hilfe im engeren Sinn verbinden sich bei den verfolgten und den Minderheitskirchen. Dieses älteste Programm ökumenischer Hilfe sieht auf die schwachen und bedrängten Brüder im *engeren Sinn*. Pakete, Medikamente, Gehaltsbeihilfen, Gemeinderäume, Altersheime, Schulinternate und anderes mehr helfen ebenso, den Hunger zu stillen, Kleidung zu schaffen, Bildung zu vermitteln, wie das geistliche und missionarische Leben selbst zu stärken. Diese Kirchen haben oft eine ehrwürdigere Geschichte, eine härtere Bewährung in Zeugnis und Martyrium als die helfenden Schwesterkirchen. Diakonie ist hier im strengen Sinn brüderliche Handreichung ohne den Versuch, eigene Erfahrungen des Helfens und Arbeitens zum Maßstab zu machen.

Die große Sorge besteht, daß dieses Programm ökumenischer Hilfe nun wirklich ein volles und echtes Programm, das beim Ökumenischen Rat betreut, nun wirklich alle Grenzen in brüderlicher Liebe übersteigt, bei dem Eifer zwei-

seitiger „vetterlicher“ Hilfe in den Kirchen unter die Räder gerät. Wie aber diese Hilfe geleistet wird, ist für jede Kirche ein Prüfstein ihrer ökumenischen Gesinnung: Daß sie opfern lernt für die Brüder, ohne eigene Gönnerhaftigkeit, und ohne daß „die linke Hand weiß, was die rechte tut“.

Einheit und Eigenständigkeit

In der „Diakonie der Versöhnung“ ist die helfende Tat, die handgreifliche Hilfe bringt und Zäune niederreißt, ein Christuszeugnis eigenen Ranges. Sie ist nicht ohne das deutende Wort, aber sie ist nicht Hilfsmittel des Worts. Sie bezeugt Gottes Liebe auf ihre Weise: so wie Christus sich an des Zachäus Tisch setzt und von der Sünderin berühren läßt und beide damit „annimmt“, so sind die *Taten* der Annahme, Hilfe, Pflege und Fürsorge um Christi willen eine besondere Form des Zeugnisses und haben ihre eigenen Gesetze.

Dazu gehören: Sachgerechtigkeit in allem Helfen, innere Einheit alles Helfens auf allen Gebieten der Not, eine gemeinsame Strategie, Inanspruchnahme jedes Christenmenschen, Stärkung des Helferwillens, Vorrang der Laien vor den Theologen.

Ferner hat diese Diakonie ihre Eigenart gegenüber den anderen Formen des Zeugnisses der Kirche: in der Weise, wie sie Hilfe dorthin trägt, wo kein Wortzeugnis möglich ist: in moslemische oder antichristlich orientierte Länder. Diakonie hat notwendigerweise ihre eigenen Spielregeln im Umgang und der Kooperation mit dem eigenen Staat, den Vereinten Nationen und anderen Welt-Hilfsorganisationen. Dabei sind ihre *inneren* Maßstäbe für dies Hinausgehen in die Welt nicht weniger streng als für die Verkündigung.

Darum tun die Kirchen gut, wenn sie die Eigenständigkeit ökumenischer Diakonie sich ausprägen lassen, ihr die Mitarbeit von besten Sachkennern ermöglichen und zugleich das richtige enge Zusammenspiel mit denen sichern, denen die Sendung in die Welt aufgetragen ist.

„KIRCHEN HELFEN KIRCHEN“ DAS ÖKUMENISCHE NOTPROGRAMM

Von Elisabeth Urbig

Das sogenannte „ökumenische Notprogramm“ umfaßt nur einen Teil der Hilfen von Kirche zu Kirche. Von der Bruderhilfe der westlichen für die östlichen Gliedkirchen der EKD und der evangelischen Freikirchen, der größten Aktion zwischenkirchlicher Hilfe, die es je gegeben hat, kann im folgenden nicht berichtet werden. „Brot für die Welt“ und „Dienste in Übersee“ wurden oben dargestellt. Beide Aktionen gehören nur mittelbar zu diesem Bereich ökumenischer Hilfe. Ebenso läuft außerhalb dieses Programms die Hilfe, welche von Kirchen und Missionen an ihre Tochterkirchen gleichen Bekenntnisses hinausgeht und die Diasporahilfe des Gustav-Adolf-Vereins im Ausland.

1954 hat die Vollversammlung des Ökumenischen Rats in Evanston, USA, stattgefunden, und der Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe und Flüchtlingsdienst wurde das Mandat gegeben, sich nach Kräften auch der kirchlichen und materiellen Notstände in Asien und Afrika anzunehmen. Dort wurde offiziell ausgesprochen, daß die Hilfe von Kirche zu Kirche, die Hilfe zur Selbsthilfe, die in den Jahren zuvor hauptsächlich den vom Kriege heimgesuchten Gebieten Europas gegolten hatte, keine vorübergehende Aufgabe für die Kirchen der Welt sein könne, sondern als dauernde Verpflichtung angesehen werden müsse. So entstand das Ökumenische Notprogramm „Kirchen helfen Kirchen“ zu einem Zeitpunkt, als die deutschen Kirchen noch Empfänger zwischenkirchlicher Hilfe aus aller Welt waren.

Von 1956 bis 1965 (einschließlich) wurden von den deutschen Landes- und Freikirchen und von vielen treuen Einzelspendern 22 Millionen aufgebracht, von denen 11 Millionen für Projekte in Europa verwendet wurden.

Wir haben manchmal die Befürchtung, unser Ökumenisches Notprogramm sei im Bewußtsein unserer Gemeinden nur so etwas wie eine Freiwillige Feuerwehr. Man hält sie sich – mit ihrer Handspritze –, aber bei größeren Bränden kann man sich nicht auf sie allein verlassen und ruft die Nachbarn. Die spektakulären Projekte sind bei „Brot für die Welt“ und bei der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe gut aufgehoben, – und Misereor, die FAO (Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UNO) sowie die Vereinten Nationen sind ja auch noch da. Außerdem gibt es eine Reihe spezialisierter Organisationen, die Kinderpatenschaften in aller Welt vermitteln. Zudem haben die deutschen Kirchen seit drei Jahren die Arbeit der Weltmission sozusagen neu entdeckt und unterstützen sie liebevoll.

Was ist die Aufgabe eines Programmes „Kirchen helfen Kirchen“? Fangen wir an der Schwelle unseres eigenen Landes an: bei den europäischen Nachbarkirchen. Österreich und Spanien, Belgien und Griechenland, Italien und die evangelischen ebenso wie die orthodoxen Kirchen in Osteuropa liegen außerhalb der Bereiche, denen man die Bezeichnung „Entwicklungsländer“ gegeben hat. Viele Hilfsquellen bleiben ihnen daher verschlossen. Seit Generationen bemüht sich das Gustav-Adolf-Werk und der Martin-Luther-Bund, einigen von ihnen Hilfe angedeihen zu lassen. Es bleibt des ungeachtet sehr viel zu tun übrig. Kirchbau und kirchliche Nachwuchsförderung, verarmte, oft hoch verschuldete diakonische Heime und Anstalten aus dem vorigen Jahrhundert stellen unlösbare Probleme dar. Überarbeitete Geistliche in der Diaspora brauchen Fahrzeuge. Ihre Gehälter sind winzig, zu winzig, um Frau und Kinder ernähren zu können. In den Diensträumen fehlt es am nötigsten, an einer Schreibmaschine, einem Vervielfältigungsapparat, Büchern und Zeitschriften. Und wenn hie und da eine Heilkur, eine klinische Untersuchung, eine Spezialbehandlung nötig wird, ist man hilflos. Einmal eine Begegnung theologischer Kollegen zu besuchen – wir wissen doch selbst, wieviel das bei uns nach dem Kriege ausmachte –, bleibt ein Wunschtraum. Man wird dabei sehr müde.

Zu diesen Hilfen gehört auch die finanzielle und menschliche Betreuung überseeischer Studenten, die bei uns zu Ärzten, Lehrern, Technikern, Handwerkern und manchmal womöglich auch zu Kirchenmusikern ausgebildet werden. Hier haben die deutschen Gemeinden eine gute und lohnende Gelegenheit,

unsere Glaubensbrüder aus der Ferne kennenzulernen und ihnen auf ihrem nicht immer leichten Weg durch die Hochschulen und die fremden Städte zu helfen.

Was Übersee betrifft: In Staat und Kirche wird viel von dem „Partnerschaftsverhältnis“ zwischen den Kirchen gesprochen, das einen Einsatz von Entwicklungshilfen soviel erfolgversprechender und wirksamer mache. Sorgen wir in den Kirchen hier denn wirklich ausreichend dafür, daß sie draußen auch tatsächlich unsere Partner sein können? – Setzen wir sie in den Stand, das Ausmaß von Verantwortung zu tragen, Übersicht und Souveränität gegenüber mancherlei Versuchung zu bewahren, objektiv und frei mit uns zu planen und zu arbeiten? Helfen wir ihnen, ihren eigenen – und nicht nur den geistlichen – Nachwuchs zu fördern? Müssen wir nicht oft genug bedauern, ihnen nicht helfen zu können, wenn sie für den rein kirchlichen Bereich Gebäude für Seminare, Begegnungsstätten, Literaturzentren, Bibelstunden etc. erbitten? Lassen wir uns auch wohl einmal von ihnen beraten, und sind wir bereit, ihren Weg selbst wenn er uns als Umweg erscheint, mit ihnen zu gehen? Hilfe von Kirche zu Kirche ist niemals nur geben oder nur empfangen, sondern immer geben und nehmen. Die jungen und die ganz alten Kirchen, die unsere Hilfe brauchen, haben uns sehr wohl etwas zu geben, und sei es nur: Geduld, Einsicht, Bescheidenheit. – Sie sind freilich nicht alle geduldig, einsichtig, bescheiden – aber sind wir es immer? Ist nicht Ungeduld und stürmisches Vorwärtswollen auch für uns hie und da ein Beispiel? Wissen wir nicht, wie schlimm es ist und wie schlimm es macht, immer bitten zu müssen und Abrechnungen zu machen, deren Methode und Einzelheiten der eigenen Tradition und Denkweise fremd sind?

Das Ökumenische Notprogramm will den Kirchen in ihrer eigenen und eigentlichen Arbeit helfen. Bisher hat es jährlich nicht viel mehr als zwei Millionen DM weiterleiten können, von denen die Hälfte in den lutherischen Kirchen Deutschlands aufgebracht und dem Lutherischen Weltdienst anvertraut wird, die andere aber über die Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes für Projekte des Ökumenischen Rates in aller Welt eingesetzt wird.

Um in einer gesunden Relation zum Aufkommen für Weltmission, Entwicklungshilfe und community development zu stehen, müßten die deutschen Kirchen für das Programm „Kirchen helfen Kirchen“ mindestens das Vier- bis Fünffache des bisherigen Aufkommens bereitstellen. Die Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, Flüchtlings- und Weltdienst des Ökumenischen Rates der Kirchen bietet jährlich Projekte der zwischenkirchlichen Hilfe im Wert von 50 Millionen DM an, daneben für weitere 20 Millionen DM größere „Spezialprojekte“. Die Glieder der evangelischen Kirchen in Deutschland, die dem Ökumenischen Rat angehören, machen etwa 10 % seiner Mitglieder aus (einschließlich der deutschen Gliedkirchen in der DDR). Neben den Beiträgen für „Brot für die Welt“ und Weltmission sollte auch die Beteiligung an dem Programm „Kirchen helfen Kirchen“ noch erheblich verstärkt werden.

Nicht immer ist das Ökumenische Notprogramm eine sichtbare, eine sofort-wirkende, eine für jeden einzelnen Spender konkrete und echo-bringende Sache. Man muß es schon einmal an Ort und Stelle erlebt haben, was zwischenkirchliche Hilfe bedeutet und wie sie sichtbar wird. Ich möchte jedem Gemeindeglied Mut machen und raten, sich auf kleinen und großen Reisen – nach Salzburg,

Sizilien und Saragossa, nach Athen, Amman und Agadir, nach Djakarta, Debrecen und Dar-es-Salam, nach Hongkong, Haiti und Haifa, nach Wien, Warschau oder Valparaiso – in der Umgebung von Zeltplätzen oder Hotels ein wenig bei unseren Glaubensbrüdern umzuschauen; er wird überrascht und oft genug bewegt sein von dem, was an Ökumene zu spüren ist, vom Kreuz – und vom Licht der Welt.

DAS ÖKUMENISCHE STIPENDIENPROGRAMM

Von Klaus Lobisch

Das *Ökumenische Stipendienprogramm*, über das im einzelnen in dem Aufsatz „Studentenaustausch“ berichtet wird, geht in seinen Anfängen darauf zurück, daß in den Jahren 1946/1947 junge *Theologen* aus kriegszerstörten Ländern in die Schweiz, Schweden, Großbritannien und die USA eingeladen wurden. Aus Deutschland wurden durch das 1947 gegründete Studentenreferat der Hauptgeschäftsstelle bisher 830 Theologiestudenten Freiplätze in 17 verschiedenen Ländern vermittelt. In dieses Stipendienprogramm können neuerdings auch kirchliche Mitarbeiter mit seminaristischer Ausbildung aufgenommen werden: Gemeindegliederinnen, Katechetinnen und Diakonissen im Alter von 25 bis 40 Jahren können in Großbritannien und den USA neue Anregungen für ihren Dienst bekommen.

1953 hat das Studentenreferat begonnen, auch ausländischen Theologen Stipendien für das Studium an deutschen Universitäten zu vermitteln. 446 ausländische Theologen haben bis 1965/1966 von dieser Möglichkeit Gebrauch machen können. Sie kamen aus 30 verschiedenen Ländern. Die Landeskirchen stellen dem Studentenreferat die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung. Die Stipendien betragen zur Zeit 330 DM im Monat. Dazu kommen 100 DM pro Semester zur Anschaffung von theologischer Literatur.

Seit 1959 gibt es daneben das *Nichttheologen*-Programm. Davon heißt es in einem Merkblatt: „Für begabte junge Christen aus den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, die in ihrem Heimatland keine entsprechende Studien- und Ausbildungsmöglichkeit haben, werden von den evangelischen Christen in Deutschland Stipendien zum Studium in Deutschland angeboten. Sie sollen den Kirchen dieser Länder helfen, qualifizierte Laien zu bekommen, die in der Lage sind, im öffentlichen Leben ihres Landes ein wirksames christliches Zeugnis abzulegen und einen Beitrag zu seinem Aufbau zu leisten. Das Stipendienprogramm stellt eine Notmaßnahme dar, bis in den betreffenden Ländern genügend Ausbildungsmöglichkeiten bestehen.“ Im Studienjahr 1965/1966 erhielten 46 Nichttheologen ein Stipendium, nämlich 34 Akademiker (darunter 25 Mediziner) und 13 Nichtakademiker. 19 Stipendiaten kamen aus Afrika – davon 11 aus Nigeria – und 11 aus Asien, 15 aus dem Vorderen Orient, 2 aus Südamerika.

Auch hier betragen die monatlichen Stipendien 330 DM. Hinzu kommen 100 DM pro Semester für Fachbücher, sowie die Studiengebühren und Kran-

kenkassenkosten. Zusätzlich wird ihnen Hilfe gewährt in besonderen Krankheitsfällen, teilweise auch für Reisekosten, Einkleidung usw. – von Fall zu Fall je nach Notwendigkeit.

Dieses Stipendienprogramm soll auch dazu dienen, Gemeinden Gelegenheit zu geben, ökumenisch selbst aktiv zu werden. Darum sucht das Studentenreferat für jeden Stipendiaten eine Patengemeinde oder einen Patenkreis, der ein Jahr lang für das Stipendium aufkommt und mit dem Stipendiaten persönlichen Kontakt pflegt. Zwischen Patengemeinden und Stipendiaten hat sich ein sehr guter Kontakt entwickelt. Durch Berichte über ihre Heimat haben Stipendiaten bei den Gemeinden das Verständnis für ihre Heimatländer und -kirchen gefördert. Andererseits finden viele Stipendiaten in ihren Patengemeinden Menschen, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen und ihnen einen Ersatz für die eigenen Familien geben. Außerdem veranstaltet das Studentenreferat einmal im Jahr eine einwöchige Berlinreise, sowie eine zweiwöchige Reise durch eine Landeskirche. An diesen Reisen kann jeder Stipendiat einmal während seines Deutschland-Aufenthaltes teilnehmen.

Da es sich herausgestellt hat, daß viele Studenten aus Übersee für ein Studium an deutschen Hochschulen nicht genügend vorbereitet sind und außerdem einer eingehenden Betreuung während ihres Studiums bedürfen, wurde durch die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission das „Ökumenische Studienwerk e. V.“ ins Leben gerufen, das seinen Sitz in Bochum haben wird. Von dieser Einrichtung darf erwartet werden, daß sie auch für die Verwirklichung der oben erwähnten Ziele des Nichttheologen-Programms sehr wichtig sein wird. Die Grundlagen für eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Studentenreferat und dem Ökumenischen Studienwerk sind ausgearbeitet worden, bedürfen allerdings noch der verbindlichen Absprache und der Klärung im einzelnen.

Nachdem für „Brot für die Welt“ im Jahr 1964 neue Arbeitsrichtlinien beschlossen wurden, ist es jetzt glücklicherweise auch möglich, Stipendien für die Fortbildung von Führungskräften in der diakonischen Arbeit in den jungen Kirchen bereitzustellen. Deren Ausbildung muß nicht in Deutschland erfolgen.

Immer wieder wird das Studentenreferat auf die vielen ausländischen Studenten hingewiesen, die an unseren Universitäten unverschuldet in Not geraten sind, aber aus irgendwelchen Gründen kein Stipendium erhalten können. Zu dieser Gruppe gehören zum Beispiel Flüchtlingsstudenten, denen der Staat aus politischen Erwägungen nicht helfen kann, oder Studenten, die ursprünglich über genügend Geld verfügten, ihre finanzielle Basis aber aus irgendeinem Grunde verloren haben. Eine Arbeitsgruppe von Studentenpfarrern hat in einem Memorandum in eindringlicher und überzeugender Weise die Notlage dargestellt und Vorschläge zu ihrer Überwindung gemacht. Um helfen zu können, müßte das Studentenreferat über Mittel für etwa 300 Stipendien verfügen. Dieses Ziel läßt sich nicht mehr allein auf dem Wege der Werbung in Gemeinden erreichen, es müßten vielmehr schon kirchliche Etatmittel zur Verfügung gestellt werden. Außerdem müßte für das Studentenreferat die Klausel aufgehoben werden, daß nur Christen gefördert werden, denn ein großer Teil dieser Studenten ist nichtchristlich; sie müssen von den Studentenpfarrern bisher an den Katholischen Akademischen Austauschdienst verwiesen werden, der diese einengende Klausel in seiner Arbeit nicht hat.

Die Arbeit des Stipendienprogramms ist durch *Johanna Eggert* auf ihrer achtmonatigen Studienreise in Ost-Afrika 1964/1965 kritisch überprüft worden. Sie ist zu folgendem Resultat gekommen: Ost- und Zentralafrikanische Universitätsstudenten erhalten ihre Stipendien in der Regel durch ihre Regierung, die dann auch den Ort bestimmt, an dem das Studium durchgeführt wird. Wir sollten darum das Schwergewicht auf die Ausbildung für die mittlere Laufbahn, sowie auf die von kirchlichen Mitarbeitern legen. Abgesehen von Technikern, sollten diese Stipendiaten außerhalb von Deutschland, möglichst in Afrika, ihre Ausbildung erhalten. In ihrem Bericht zitiert sie Nyerere, der hervorgehoben hat, wie wichtig es sei, daß der „unge Afrikaner während der entscheidenden Jahre seiner Entwicklung und Ausbildung mit der afrikanischen Welt verbunden bleibt. Diese „Afrikanisierung“ liege auch im Interesse der jungen Kirchen. Um diesen Gedankengängen gerecht zu werden, schlägt *Johanna Eggert* vor, daß eine Nebenstelle in Daressalam oder Nairobi eingerichtet werden sollte, mit einem hauptamtlichen Mitarbeiter, der für das Arbeitsgebiet Ostafrika zugleich auch der Verbindungsmann für „Brot für die Welt“ und „Dienste in Übersee“ sein könnte. Außerdem schlägt sie vor, daß wir uns aller Studenten, die durch Regierungsstipendien oder auf andere Weise bereits zum Studium nach Deutschland gekommen sind, betreuend annehmen; aus Ost- und Mittelfrika werde kaum ein Universitätsstudent kommen, der nicht bereits Christ sei.

Welche Entwicklung die Arbeit auch nehmen wird, das Studentenreferat wird sich nur entfalten können, wenn es personell erweitert wird. Es wäre zu wünschen, daß sich aus der Schar der eingangs erwähnten 830 Theologiestudenten, denen ein Studium im Ausland ermöglicht wurde, wenigstens einer oder zwei zur Mitarbeit bereithalten.

DIE AKTION „BROT FÜR DIE WELT“

Von Rudolf Hempel

„Menschen hungern nach Brot! Von den 2,85 Milliarden Erdbewohnern sind 56 % unzureichend ernährt. 20 % – das sind rund 575 Millionen Menschen! – leben am Rande des Verhungerns. Mehrere Millionen sterben jährlich an den Folgen des Nahrungsmangels. Nur 24 % der Weltbevölkerung – es sind im wesentlichen die Weißen – haben genug zu essen. Das darf keinen Menschen in unserem Lande gleichgültig lassen. Wer darüber hinwegzusehen versucht, versündigt sich.“ Mit diesen Worten beginnt der Aufruf, den in der Adventszeit 1959 gemeinsam der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof D. Dr. Dibelius, und für die evangelischen Freikirchen in Deutschland Bischof Dr. Wunderlich erließen³⁸. Er leitet einen neuen Abschnitt ein in der ökumenischen Diakonie.

„Brot für die Welt“ ist seither zum festen Begriff geworden für uns in

38. Vgl. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 138 ff.

Deutschland, für die jungen Kirchen in den Entwicklungsländern wie für die nichtchristliche Welt, und es wurde zum Modell für eine ganze Reihe ähnlicher Maßnahmen anderer europäischer Kirchen. „Brot für die Welt“ könnte schon jetzt mit großen Zahlen aufwarten. Bei den ersten sechs Aktionen bis 1964/65 wurden 115 910 856,43 DM gesammelt. Allein aus dem Aufkommen der Gemeinden in der Bundesrepublik und in Westberlin wurden bis dahin 495 Projekte gefördert. Aber Erfolgsziffern sind eine schlechte Legitimation für rechtes Handeln im Raum der Kirche. Fragen wir darum lieber zuerst nach den Anstößen und Motiven! Und hier kann man wohl getrost den Singular gebrauchen. Denn es gibt im Grunde nur *ein* Motiv, nämlich, aus christlicher Liebe zu helfen, daß die Welt nicht verhungert. Dies ohne jeden Nebengedanken. Hier liegt einer vor deiner Tür, der umkommt, wenn du ihm nicht hilfst. Siehst du ihn nicht liegen? Warum hilfst du ihm nicht? Das ist die Frage, die mit „Lazarus“ dem „reichen Mann“ gestellt ist. Damals wie heute. Ich will ihn aufheben und ihm helfen und für ihn eintreten, damit er nicht vollends zugrunde geht. Das ist das Konzept des „barmherzigen Samariters“. Damals wie heute. Von irgend welchen anderen Absichten ist dabei keine Rede. Damals nicht und heute nicht. Daß die Aktion gleichwohl nicht als bloß humanitäre Hilfe mißverstanden werden darf, sondern ein Christuszeugnis darstellt, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß alle christliche Präsenz Zeugnis in sich ist.

Bei der bisherigen Arbeit, die eingedenk der Hilfe, die dem deutschen Volke in der Notzeit nach dem Kriege entgegengebracht wurde, ein starkes Echo in allen Schichten unseres Volkes auslöst und die sofort von der ganzen Welt als Zeichen eines versöhnenden Handelns begriffen wurde, haben sich im wesentlichen fünf Möglichkeiten abgezeichnet:

1. *Unmittelbare Nothilfe durch Speisung in Hungergebieten.* Es konnten unter anderem in dem von Flüchtlingen überquellenden Hongkong jährlich 6000 Tonnen Lebensmittel an kinderreiche Familien gegeben werden. In Algerien versorgten jahrelang 600 Milchstationen 290 000 Kinder mit Milch, und 148 000 Kindern erhielten täglich bei Schulspeisungen eine Mahlzeit. Auch in den Dürregebieten Südwesafrikas, in Indien, auf der Insel Nias und in Elendsvierteln Südamerikas tut „Brot für die Welt“ diesen Dienst.

2. *Hilfe gegen Krankheitsnot.* Dieses Programm reicht von TB-Reihenuntersuchungen, Schutzimpfungen und Medikamentenlieferungen bis zur Verschiffung motorisierter Kliniken und ganzer Krankenhauseinrichtungen. Einer seiner wichtigsten Zweige ist die Ausbildung von Pflegekräften und die Einrichtung von Lehrinstituten für Schwestern, Hebammen, Laboranten und Pfleger. Ein Streiflicht aus dieser Arbeit: In Hongkong, wo die mittellosen Flüchtlinge kostenlos behandelt werden, leiden fast 90 % von ihnen an Tuberkulose. Das Fanling-Hospital, das einzige und nur 50 Betten zählende Krankenhaus für eine Bevölkerung von 300 000 bis 400 000 Menschen, hat 1962 etwa 1100 mittellose chinesische Flüchtlinge stationär und annähernd 17 000 Personen ambulant behandelt, und die Polikliniken in Kowloon, Victoria und Un Long werden monatlich von etwa 4000 Patienten besucht. Drei mobile Zahnkliniken behandeln täglich 800 bis 900 Patienten, vor allem Kinder.

3. *Hilfe bei Katastrophen.* Um in Erdbebengebieten, bei Überschwemmungen und nach Wirbelstürmen helfen zu können, wurde bei Helmstedt ein Katastrophenlager angelegt, in dem Güter wie Decken, Zelte, Spirituskocher, Impfstoffe usw. abrufbereit gepackt liegen. Man kam zu Hilfe nach dem Erdbeben, das 1962 in Persien 200 Dörfer und Städte zerstörte und 100 000 Menschen obdachlos machte, im Februar 1960, als die Stadt Agadir in Marokko 14 000 Tote bei einem Erdbeben unter ihren Trümmern begrub, und im Juli 1963, als ein Erdbeben die mazedonische Stadt Skopje vernichtete. 1960 zerstörte der Taifun Mary in Hongkong die notdürftigen Behausungen von 10 000 Menschen und 1961 hinterließ der Taifun Wanda ein unbeschreibliches Chaos und obendrein riß eine Flutwelle die Menschen mit sich. 1961 setzten wolkenbruchähnliche Regenfälle in Burma 210 Ortschaften unter Wasser und machten 19 000 Menschen abdachlos. Dürre, Heuschreckenschwärme und andere Schreckensnachrichten alarmieren ständig von neuem die Aktion. Die unmittelbare Direkthilfe ist aber jeweils nur der erste Schritt. Der Schwerpunkt der Katastrophenhilfe liegt in der Unterstützung eines zügigen und systematischen Wiederaufbaus. Häuser, Schulen und Kliniken werden errichtet, neue Brunnen gegraben und Wirtschaftsbetriebe wieder in Gang gesetzt. „Brot für die Welt“ finanzierte 35 der in Skopje errichteten Fertighäuser und beteiligte sich am Wiederaufbau des persischen Dorfes Esmatabad, wo von den im Ökumenischen Rat der Kirchen zusammengeschlossenen christlichen Kirchen 300 erdbebenfeste Häuser für 2000 Bewohner, die ausnahmslos Moslems sind, errichtet wurden. In Agadir arbeiteten Kirchen aus 14 Ländern beim Wiederaufbau zusammen.

4. *Hilfe für Flüchtlinge.* Rund 15 Millionen Menschen haben allein von 1947 bis 1963 aus Furcht vor religiösem Terror in beiden Richtungen die Grenzen überschritten, die Paktistan von Indien trennen. In Hongkong sollen, so besagt eine Schätzung, an die 600 000 Flüchtlinge aus China kein Dach über dem Kopf haben. Als 1962 Algerien unabhängig wurde, gab es dort 3 Millionen Flüchtlinge. Bei der Flüchtlingshilfe gehen fast immer weitgespannte Planung für die Zukunft und dringende Soforthilfe Hand in Hand. So half „Brot für die Welt“ während des Algerienkrieges in 14 riesigen Flüchtlingslagern mit 970 Hauszelten und 13 000 Wolldecken, mit Trainingsanzügen, Lodenmänteln und Medikamenten. Aber es finanziert auch Lehrwerkstätten und kleine Handwerksbetriebe, die Flüchtlingen in Hongkong einen neuen Start ermöglichen sollen.

5. *Hilfe zur Selbsthilfe.* Jede Not stellt dem verantwortlich Denkenden die Frage: Wie kann ich das Übel an der Wurzel packen und seine Grundursachen beseitigen? „Brot für die Welt“ wäre ein Faß ohne Boden, wollte man nur jeweils dort ein Loch zustopfen, wo die Not gerade am größten ist. Nur wenn man Projekte fördert, die auf längere Sicht gesehen dazu helfen, daß sich die Menschen in den Notgebieten selbst helfen können, betreibt man verantwortungsbewußte Diakonie. Darum ist die Hilfe zur Selbsthilfe immer mehr zum Hauptinhalt der Aktion „Brot für die Welt“ geworden. Durch Förderung von Studienprojekten und Hilfe beim sozialen Aufbau der Gesellschaft, durch Maßnahmen zur Bekämpfung des Analphabetentums, Errichtung von Landwirtschaftsschulen und Lehrfarmen, von Lehrwerkstätten und Ausbildungszentren

hat sich eine ganze neue Form von „konstruktiver Diakonie“ entwickelt. Zwei Beispiele von vielen: Das Sozialzentrum am Rande der Großstadt Porto Alegre zur Bekämpfung des Slum-Elendes und die landwirtschaftliche Versuchsfarm der Goßner-Kirche in Indien, die mit 600 000 Mark unterstützt wurde. Im Kampf gegen das Analphabetentum sei besonders Äthiopien genannt, wo in 530 neugegründeten Schulen und Hunderten von „Heimschulen“ bisher 57 502 Teilnehmer lesen und schreiben lernten. Zur Bodenverbesserung wurde ein gewaltiges Aufforstungsprogramm in Nordafrika durchgeführt, bei dem 12 000 bisher arbeitslose Araber 70 Millionen Bäume pflanzten. „Brot für die Welt“ heißt Brot sichern für morgen.

Im Mittelpunkt aller konstruktiven Maßnahmen steht immer der Mensch selbst. Sein Glaube, seine Gesinnung und seine Gesittung bestimmen sein Tun. Darum haben die Bemühungen von „Brot für die Welt“ natürlich auch jene innere Wandlung mit im Auge, die das Anliegen der Mission ist. Denn nur wo ein Mensch ins Kraftfeld Jesu Christi kommt, erwächst jene völlig andere Einstellung zu seinen Mitmenschen und zu seiner Umwelt, die mehr ausrichtet als neue Formen der Bodenbewirtschaftung, Maschinen und hygienische Erkenntnisse. Ein gutes Miteinander von „Brot für die Welt“, Mission und jungen Kirchen wird uns daher den weiteren Weg in dieser Sache weisen. Was die jungen Kirchen betrifft, so kann man freilich nicht kleine Minderheiten zum „reichen Onkel“ machen, wenn man sie nicht in ihrer geistlichen Existenz gefährden will. Wohl aber kommt ihnen in besonderem Maße die Aufgabe zu, Diakonie zu treiben, und wir können sie dabei stützen. Daß wir es tun, hat noch einen anderen Grund. Die Kirche kennt in zunehmendem Maße nur noch ein einziges Kirchspiel: Die Welt. Weltweiter gegenseitiger Erfahrungsaustausch kennzeichnet heute die Entwicklung auf allen Gebieten. Auch die Diakonie ist ein globales Ganzes. Darum geschieht die Verteilung der Mittel auf ökumenischem Wege, möglichst durch die örtlichen Vertreter der Ökumene. Antragsteller ist in der Regel eine junge Kirche oder christliche Organisation. „Brot für die Welt“ selbst hat *keine eigenen* Objekte errichtet, es *unterstützt* nur die Maßnahmen, die von anderer Seite getroffen werden, etwa vom Lutherischen Weltbund, einer Missionsgesellschaft oder anderen internationalen Hilfsorganisationen.

Über die große, besondere Aktion „Hilfe für Indien“, die im März 1966 begonnen hat, kann heute noch nicht abschließend berichtet werden.

AKTION „BROT FÜR DIE WELT“ IN DEN ÖSTLICHEN GLIEDKIRCHEN DER EKD

Von Ulrich von Brück

Seitdem die Aktion „Brot für die Welt“ besteht, beteiligen sich auch alle Gemeinden der evangelischen Landes- und Freikirchen in der DDR an diesem Werk ökumenischer Diakonie. Der Gedanke dieser Aktion fand sofort ein lebhaftes Echo. Die Gaben überstiegen bei weitem die Höhe beliebtester und gängigster Kollekten. Die Sammlungszeit war immer die Weihnachtszeit. Den Gemeinden wurde nahegelegt, die Kollekte einer Christvesper oder eines Weih-

nachtsgottesdienstes für diese Aktion vorzusehen. Es blieb aber der einzelnen Kirche überlassen, und diese stellte es zumeist auch der einzelnen Gemeinde frei zu entscheiden, ob diese Kollekte in einem Gottesdienst oder auf einen bestimmten Zeitabschnitt verteilt erhoben werden sollte. Als Werbematerial dienten Aufsätze in der kirchlichen Presse, Aufrufe der kirchenleitenden Persönlichkeiten und Stehbildstreifen der Kunstdienst-Bildkammer beim Landeskirchlichen Amt für Innere Mission der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens in Radebeul. Die Texte hierzu schrieb der Bevollmächtigte für die Aktion „Brot für die Welt“ der evangelischen Landes- und Freikirchen in der DDR, Oberkirchenrat Ulrich von Brück, Dresden. In den letzten Jahren hat auch die säkulare Presse ab und an über „Brot für die Welt“ berichtet und sich dabei auf Angaben bezogen, die der Bevollmächtigte zur Verfügung stellte. Die „Neue Zeit“ brachte in der Weihnachtsnummer 1965 ein Interview mit dem Bevollmächtigten unter der Überschrift „Brüderlichkeit in ökumenischer Diakonie“.

Die bisherigen Sammlungen erbrachten folgende Ergebnisse:

1959/60:	4 768 742,21
1960/61:	4 025 755,33
1961/62:	2 986 991,31
1962/63:	353 553,71
1963/64:	2 705 539,66
1964/65:	337 384,92
insgesamt	15 177 967,14

Weihnachten 1962 und 1964 erging kein spezieller Aufruf. Aber allein schon Pressemitteilungen über Notstände irgendwo in der Welt bewirkten, daß ganz spontan Beträge in oft erstaunlicher Höhe für „Brot für die Welt“ eingingen. Das Verständnis für das Opfer der Gemeinden ist durch „Brot für die Welt“ ganz allgemein gestiegen. Eine anfängliche Sorge, „Brot für die Welt“ könnte andere wichtige Aufgaben, für die die Gemeinde auch Opfer zu bringen hat, beeinträchtigen, hat sich in gar keiner Weise als begründet erwiesen.

Die Verteilung der Gelder steht unter besonderen Bedingungen. Im Sommer 1960 kam es zu einer Vereinbarung zwischen Vertretern der evangelischen Kirchen und des Präsidiums des Deutschen Roten Kreuzes in der DDR. Diesen Weg wies die Regierung der DDR. Wir denken daran, daß im Werden der ökumenischen Bewegung schon öfter Kontakte mit Organen des Internationalen Roten Kreuzes im Blick auf Hilfeleistungen zustande kamen. Auch gegenwärtig arbeitet der Ökumenische Rat der Kirchen in Einzelfällen mit dem in Genf befindlichen Internationalen Rot-Kreuz-Büro zusammen.

Die Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz bedeutet allerdings eine Beschränkung der Hilfeleistungen auf den medizinisch-hygienischen Sektor. Die Hilfen bestehen ausschließlich in Materialsendungen aus DDR-Produktion in Exportqualität. Die Materialien erstrecken sich auf die nach den Statuten der Liga der Internationalen Rot-Kreuz-Gesellschaften zugelassenen; im allgemeinen sind es: Decken, Wäsche, Trainingsanzüge, Erwachsenen- und Kinderbekleidung, Schuhe, Zelte, Krankenhauswäschestoff, Medikamente, medizinische Instrumente, Verbandstoffe, Seife. Es wurde auch ein Materiallager angelegt, dessen Wert bei einer Million MDN liegt und über das nur der Präsident des Deut-

schen Roten Kreuzes zusammen mit dem Bevollmächtigten der Aktion „Brot für die Welt“ verfügen kann. Dadurch konnten auf schnellstem Wege Hilfen für Notgebiete zum Versand kommen. Zuständig und verantwortlich für die Verteilung der Materialien im Empfangsgebiet ist die dortige Gesellschaft des Roten Kreuzes bzw. des Roten Halbmondes oder im Iran die Gesellschaft des Roten Löwen mit der Roten Sonne.

Insgesamt wurden bisher 70 Hilfesendungen aus den Mitteln der Aktion „Brot für die Welt“ finanziert. Anlaß für Hilfen sind im allgemeinen die Aufrufe der Liga der Internationalen Rot-Kreuz-Gesellschaften im Blick auf Wirbelstürme, Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, aber auch Folgen kriegsgerischer Auseinandersetzungen. Über jede einzelne Sendung erfolgt eine Absprache zwischen dem Präsidium des Roten Kreuzes in der DDR und dem Bevollmächtigten der evangelischen Kirchen für „Brot für die Welt“. Das Rote Kreuz vermerkt in seinen Ankündigungsschreiben an die Empfangsgesellschaft und in den Berichten an das Liga-Büro in Genf, wenn und in welchem Umfang die einzelne Sendung aus „Brot für die Welt“ finanziert wurde. Der Bevollmächtigte der evangelischen Kirchen hat seinerseits die Möglichkeit, leitenden Persönlichkeiten christlicher Kirchen im Empfangsland, Nationalen Christenräten oder Kontaktpersonlichkeiten des Ökumenischen Rates der Kirchen zu berichten.

Auf Kontinente verteilt ergaben sich 70 Hilfesendungen, und zwar nach Asien: 27, Afrika: 20, Lateinamerika und karibischer Raum: 10, Europa: 6, sowie Mitbeteiligung an RK-Entwicklungshilfe, WHO-, Malaria- und Pockenbekämpfungs-Programm, Errichtung von Liga-Lagerhäusern.

Eine Fülle von Dankschreiben der Rot-Kreuz- bzw. Halbmond-Gesellschaften, aber auch christlicher Persönlichkeiten aus den Empfangsländern lassen erkennen, wie sehr auch diese Form, in der die Aktion „Brot für die Welt“ in der DDR arbeitet, gewertet und anerkannt wird. Für die evangelischen Gemeinden bedeutet „Brot für die Welt“ eine aktive Anteilhabe an der weltweiten christlichen Liebes- und Dienst-Verpflichtung. Im Sinne des Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter erfolgt solcher Dienst ohne Ansehen des Menschen nach Hautfarbe, Rasse, Sprache oder Religion. Er hat nur den Tatbestand der Not und der gebotenen brüderlichen Hilfe im Auge.

„DIENSTE IN ÜBERSEE“

Von Hans-Martin Schöll

Auch bei der ökumenischen Diakonie und der Entwicklungshilfe ist es nicht allein mit Geld getan. Die beste Starthilfe besteht in Menschen, die bereit sind, sich beim Aufbau eigenständiger Betriebe, Schulen, Krankenhäuser und anderer mehr, einzusetzen, und einheimische Kräfte auszubilden und anzulernen, damit diese einmal die Aufbauarbeit im eigenen Land und in eigener Verantwortung in die Hand nehmen können.

Diesem Grundsatz folgten auch die verantwortlichen Männer der Aktion „Brot für die Welt“, als sie sahen, daß es mit der Verteilung der Geldspenden

allein nicht getan war. So entstand im Jahre 1960 „Dienste in Übersee“ als eine Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Deutschland zur Vermittlung von ausgewählten evangelischen Fachkräften aller nicht-theologischen Berufe zum Dienst in überseeischen Kirchen, Regierungsstellen, öffentlichen und privaten Institutionen. „Dienste in Übersee“ versteht sich als ein temporär notwendiges ökumenisch-diakonisches Werk christlicher Laienarbeit. Es ordnet sich ein in die ökumenische Bewegung und folgt deren Prinzipien in der Zusammenarbeit. Partner sind daher in erster Linie unabhängige Kirchen und christliche Institutionen in Übersee. Der Dienst soll diakonisch geschehen, nach dem Gleichnis des barmherzigen Samariters, mit der Absicht, vernünftige, aufbauende Hilfe da zu leisten, wo immer die Situation es erfordert. Von den Mitarbeitern wird keine evangelistisch-missionarische Aktivität gefordert, jedoch wird erhofft, daß an dem Leben und Arbeiten der Mitarbeiter etwas von dem Wesen christlichen Dienstes in unserer Zeit deutlich werden kann. „Dienste in Übersee“ und jeder Mitarbeiter wollen einem gegenwärtigen Bedarf begegnen. Es soll sich dabei jedoch immer nur um ein vorübergehendes Programm der Not- und Starthilfe handeln. Träger der Arbeitsgemeinschaft sind das Außenamt der EKD, der Deutsche Evangelische Missionsrat, das Diakonische Werk der EKD, die Evangelischen Freikirchen, die Evangelische Studentengemeinde in Deutschland, der Leiterkreis der Evangelischen Akademien, die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend Deutschlands und der Lutherische Weltdienst – Deutscher Hauptausschuß. Die Arbeitsgemeinschaft kommt zweimal jährlich zu einer Sitzung zusammen. Vorsitzender ist Kirchrat Dr. Ernst Eberhard, Stuttgart.

Die Mitarbeiter werden auf Grund einer vorher durch die Geschäftsstelle geprüften Anforderung einer einheimischen Kirche oder einer staatlichen oder privaten Institution in ein Arbeitsverhältnis am Ort vermittelt. Die Prüfung einer Anforderung geschieht vorwiegend unter den Aspekten der sachlichen Notwendigkeit und der Förderungswürdigkeit im Sinne von „Hilfe zur Selbsthilfe“. Die Auswahl der Mitarbeiter geschieht während eines Orientierungswochenendes. „Dienste in Übersee“ geht von folgenden Voraussetzungen aus: Abgeschlossene Berufsausbildung und mehrjährige Berufserfahrung; eine lebendige Beziehung zur Kirche, die auch in der einheimischen Kirche in Übersee fortgesetzt werden soll; pädagogische Fähigkeiten, um Einheimische anlernen zu können; eine erkennbare Bereitschaft, mit den Menschen anderer Länder, Rassen und Religionen partnerschaftlich zusammenzuarbeiten; Tropentauglichkeit; eine entsprechende persönliche Reife. Das Mindestalter ist für die meisten Aufgaben 25 Jahre. Die Zahl der Interessenten liegt zwischen 800 und 1000 pro Jahr. Aber davon ist nur etwa ein Zehntel geeignet und auch davon schreckt ein Teil vor der konkreten Bewerbung zurück.

Die Vorbereitungszeit umfaßt meist einen Sprachaufenthalt im europäischen Ausland sowie einen länderkundlichen Informationskurs. Dazu kommt ein von „Dienste in Übersee“ veranstalteter zentraler Vorbereitungskurs und je nach Bedarf eine berufliche Zusatzausbildung, zum Beispiel in Tropenmedizin, oder – Landwirtschaft, in Berufspädagogik oder audi-visuellen Lehrmethoden. Die Vorbereitungszeit dauert durchschnittlich ein halbes Jahr.

Im Laufe der Jahre hat sich bei „Dienste in Übersee“ ein Vertragswerk entwickelt, das die angemessene wirtschaftliche und soziale Sicherung der Mit-

arbeiter in Übersee zu verwirklichen sucht. Die Gehaltsregelung entspricht im allgemeinen dem bisherigen Einkommen in Deutschland. Dazu kommt die Fortführung der gesetzlichen Altersversorgung sowie ein ausreichender Krankenschutz. Vor der Ausreise wird eine sogenannte Ausstattungsbeihilfe bezahlt und bei Rückkehr erhält der Mitarbeiter drei zusätzliche Monatsgehälter als Wiedereingliederungsbeihilfe. Die Vertragszeit dauert in der Regel drei Jahre. Dabei tritt „Dienste in Übersee“ nicht als Arbeitgeber auf, garantiert aber den Inhalt der Verträge.

Unter diesen Voraussetzungen sind seit 1961 200 evangelische Fachkräfte, zu einem großen Teil mit Familie, vermittelt worden. Bei den Berufen liegt das Schwergewicht bei den Handwerkern (29), Krankenschwestern und medizinisch-technischen Assistentinnen (23) und Sozialarbeiter (15) sowie Landwirten (15), gefolgt von Ärzten (14), Architekten und Bauingenieuren (10) und Studienräten und Dozenten (9). Zur Zeit sind 130 Mitarbeiter in Übersee. Einen immer größeren Umfang nehmen die auf dem Verwaltungssektor eingesetzten Fachkräfte ein. Hier zeichnet sich ein Nachfolgebedarf an qualifizierten Verwaltungsfachleuten ab, die in der Lage sind, die zum Teil komplizierten Gebilde großer Krankenhäuser, Lehrwerkstätten und anderer Institutionen sachgerecht zu führen und einheimische Kräfte einzuarbeiten. Ebenso mehren sich auch ständig die Anfragen aus dem Bereich der technischen Bildung wie der Oberschulen und Hochschulen. Auf dem medizinischen Sektor wird immer mehr nach dem Spezialisten gefragt. Aus den eingehenden Nachfragen läßt sich erkennen, daß auf mehreren Gebieten der grundlegende Aufbau abgeschlossen ist und nun der differenzierte Ausbau begonnen hat.

An geographischen Schwerpunkten wären zu nennen: Tanzania (34), Indien (18), Australisch Neu Guinea (12), Indonesien (11), Südafrika (10) und Nepal (9).

Die Arbeit unserer Mitarbeiter wird in engem Zusammenhang mit den in Übersee tätigen Missionaren einerseits und den freiwilligen Entwicklungshelfern andererseits zu sehen sein. Dies wird auch institutionell deutlich durch die Mitgliedschaft des Deutschen Evangelischen Missionsrates in der Arbeitsgemeinschaft „Dienste in Übersee“ und durch die Mitgliedschaft von „Dienste in Übersee“ im Arbeitskreis „Lernen und Helfen in Übersee“, Bonn, der wiederum Gesellschafter des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) ist. So sehr wir uns diesen beiden Bereichen verbunden fühlen, so ist doch eine klare Abgrenzung in beiden Richtungen notwendig. Die Betonung liegt hier auf dem zeitlich und beruflich gebundenen Einsatz einer Fachkraft im Sinne der ökumenischen Diakonie.

AUSWANDERERHILFE

Von Walter Dambacher

Die diakonische Fürsorge darf nicht nur dem Menschen gelten, der an einem gegebenen Ort durch Krankheit, Alter, seelischer oder sozialer Gefährdung in Not geraten ist. Sie muß auch den Menschen einschließen, der sich gezwungen

oder freiwillig aus seiner gewohnten Umgebung und seinen überkommenen Bindungen löst, um in einem fremden Lande eine neue Heimat zu finden. Gerade in dem Zustand schwebender Desintegration – „zwischen Heimat und Fremde“ – hat der wandernde Mensch Anspruch auf die Hilfe und den Beistand der Kirche.

Die Desintegration kann hervorgerufen sein durch den Umzug von einer Stadt zur anderen oder, wie bei den Gastarbeitern, durch zeitweilige Arbeit in einem anderen Land mit unbekannten Sitten und Gebräuchen und einer fremden Sprache. Sie kann aber auch durch regelrechte Auswanderung entstehen. In diesem Fall ist ihr Ausmaß und die Verletzbarkeit des Menschen am größten, denn die Auswanderung bedeutet den Abschluß eines Lebensabschnittes und den Beginn eines neuen. Welches Argument könnte ausreichen, hier die diakonische Aufgabe der Kirche zu verneinen? Dürften hier zum Beispiel arbeitsmarktpolitische Gründe vorgebracht werden? Eine provokatorische Frage – es gibt jedoch Anlaß, sie zu stellen.

Ferdinand Schröder teilte die abendländischen Wanderungen in vier Abschnitte ein: die Wanderungen des frühen und hohen Mittelalters, die Individualwanderungen während der Renaissance, die freien Wanderungen nach der Gewährung der Religionsfreiheit und der Freizügigkeit und die Wanderungen im Zeitalter der Vertreibungen, Verschleppungen und Verpflanzungen seit 1918. Dieser vierte Abschnitt dauert zwar noch an, gleichzeitig deutet sich aber auch der Übergang in einen fünften an. Die politischen Systeme der osteuropäischen Länder sorgen dafür, daß die Flüchtlingsbewegung nicht abreißt. Tag für Tag kommen Jugoslawen, Ungarn, Tschechen und Bulgaren in die Bundesrepublik und suchen von hier aus den Weg in ein überseeisches Land, das ihnen die Freiheit der politischen Überzeugung, des Glaubens und der wirtschaftlichen Entwicklung gewährt. Die fünfte Phase zeichnet sich ab durch den Übergang in einen Zustand der Mobilität, einer zunehmenden Bereitschaft des Menschen, sich aus seiner Sesshaftigkeit zu lösen. Noch steht diese soziologische Wandlung in ihren Anfängen, deshalb sind auch die Probleme des einzelnen, der unbewußt an ihr teilnimmt, sehr nahe verwandt mit der Situation des Auswanderers.

Seit im 19. Jahrhundert Wichern dem deutschen Protestantismus seine Verantwortung für den wandernden Menschen mit seiner Forderung nach einer leiblichen und geistigen, einer vorgehenden und einer nachgehenden Fürsorge ins Bewußtsein gerufen hat, suchten die diakonischen Kräfte der Kirche diese Aufgabe immer wieder in der einen oder anderen Form zu erfüllen. Besonders die ökumenische Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg erwies sich als ein lebendiges und tragfähiges Organ, die Forderungen Wicherns in die Tat umzusetzen. Tausende von Flüchtlingen konnten wieder auf eine gesicherte Lebensbahn gebracht werden und die Kirche hat hier ein Werk der Diakonie vollbracht, das zwar keinen Anlaß zur Selbstzufriedenheit bietet, aber die Gewißheit gibt, daß die Kräfte richtig eingesetzt wurden.

Doch wie alle diakonischen Aufgaben ist auch die Fürsorge für den wandernden Menschen keine Aufgabe, die irgendwann einmal „gelöst“, das heißt, „abgeschlossen“ werden könnte. In der katholischen Kirche ist das Wanderungsproblem im Jahr 1953 durch die Apostolische Konstitution „*Exsul Familia*“

grundsätzlich neu durchdacht worden. In ihr ist die flüchtende Familie von Nazareth zum Gleichnis erhoben.

Nicht technische Einzelheiten oder Zahlen sollen als Erläuterung der täglichen Arbeit dienen, sondern ein Beispiel soll für viele stehen und für sich selbst sprechen: Der Mann, ungarischer Arzt, und seine Frau, Berufsschullehrerin, stammten beide aus gläubigen protestantischen Familien und gehörten damit im katholischen Ungarn einer Glaubensminderheit an. Um die Familie und ihre Kinder sammelte sich eine Gruppe, die sich regelmäßig zu heimlichen Gottesdiensten zusammenfand. Die kommunistischen Behörden, die davon erfahren hatten, verwarteten und bedrohten das Ehepaar. So entschlossen sie sich zum Weg in den freien Westen. Der Versuch gelang, sämtliche Habe mußte allerdings zurückbleiben. Durch die Verbindungen des Referats Wanderung konnten Bürgerschaft und Passagedarlehen für die Auswanderung nach USA gegeben werden. Am 20. Februar 1966 reiste die Familie aus. Bis der Vater in USA die Zulassung als Arzt bekommt, wird die amerikanische Kirchengemeinde helfend zur Seite stehen.

ZAHLEN AUS DER ARBEIT DES DIAKONISCHEN WERKES IN DEN WESTLICHEN GLIEDKIRCHEN DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND

Heime und Anstalten (nach der Gesamterhebung vom 31. 12. 1964)

Gesundheitsfürsorge	Heim- bzw. Pflegebetten
314 Krankenhäuser und Heilstätten	53 994
315 Heime für geistig und körperlich Behinderte	24 771
107 Heime und Abteilungen für Mutter und Kind	4 821
692 Erholungs- und Freizeitheime	29 760
<u>1 428</u>	<u>113 346</u>

Erziehungsfürsorge	Heim- bzw. Pflegebetten
469 Waisenhäuser und Erziehungsheime	25 929
44 Durchgangs- und Bewahrungsheime	1 390
223 Schüler- und Studentenheime	13 870
372 Internate der Ausbildungsstätten und Heime mit hauswirtschaftlicher Ausbildung	12 289
319 Lehrlings- und Jugendwohnheime und Jugendgemeinschaftswerke	18 847
<u>1 427</u>	<u>72 325</u>

Wirtschaftsfürsorge

Heim- bzw.
Pflegebetten

1 408	Altenheime, Altenpflegeheime und -Abteilungen, Feierabendhäuser	61 129
80	Wohnheime für Berufstätige	4 540
58	Herbergen zur Heimat (einschließlich Straftentlassenen- und Obdachlosenheime)	2 291
16	Arbeiterkolonien	1 456
16	Seemannsheime	707
46	Übernachtungsheime (Bahnhofsmissionen u. a.)	1 906
16	Heime für halbe Kräfte	920
40	Hospize	1 879
1 680		74 828
4 535	Heime und Anstalten	260 499

Einrichtungen der halboffenen Hilfe

Plätze

5 162	Kindergärten, -horte, -krippen, -tagesstätten ¹ mit	316 596
6 597	Jugendleiterinnen und Kindergärtnerinnen	
2 612	Kinderpflegerinnen	
56	Säuglings- und Kinderkrankenschwestern	
425	Verantwortlichen und Kurzausbildung und	
3 892	sonstigen pädagogischen Hilfskräften	
436	Tagesheime für Kinder und Jugendliche ² *	40 953
159	Tagesheime für Erwachsene ² *	13 610
76	Einrichtungen der örtlichen Ferienerholung, z. B. Stadtranderholung ² *	16 631
51	Nähstuben ²	912
36	Nähschulen ²	822
29	Mütterschulen ¹	
14	Schreibstuben, Wärmestuben, Notstandsküchen u. ä. ² *	730
	Einrichtungen für berufsfördernde Maßnahmen	

Einrichtungen der offenen Hilfe

4 883	Gemeindepflegestationen mit rund 6000 Schwestern ³	
169	Hauspflegestellen mit	
730	hauptberuflichen und	
1 959	nebenberuflichen Hauspflegerinnen ²	
120	Evang. Bahnhofsmissionen und	
49	Abholstellen ¹	
586	Orts-, Kreis-, Bezirksstellen, Gemeindedienste, Stadtmissionen ⁴	
17	Evang. Mitternachtsmissionen ¹	
30	Eheberatungsstellen ¹	
8	Erziehungsberatungsstellen ¹	

* Ergebnisse aus der Erhebung halboff. Einrichtungen zum Teil unvollständig.

1. Stand 1. 1. 1966.

2. Stand 31. 12. 1963.

3. Stand 31. 12. 1962.

4. Stand 1. 7. 1963.

5. Aus einem Jahresbericht 1962.

- 23 kombinierte Beratungsstellen für Familien-, Ehe-, Erziehungs- und Lebensfragen¹
- 3 Evang. Ehepartnerdienste¹
- 30 Pflege- und Adoptionsvermittlungsstellen¹
- 143 Trinker- und Süchtigenfürsorgestellen⁵
- 18 Auswanderer-Beratungsstellen¹
- 38 Evang. Jugendgilden¹
- 120 Beratungsstellen der Binnenschiffermission
(17 Stationen, 103 Kontaktstellen)¹
- 18 Telefonseelsorgestellen¹
- Verschiedene Beratungsstellen (Mütterhilfe, Gefährdetenfürsorge, Gefangenen- und Straftatlassenenfürsorge)

Hauptberufliche Mitarbeiter des Diakonischen Werkes in den westlichen Gliedkirchen

Gesamtzahl nach dem Stand vom 1. 1. 1965:

rd. 125 000

Evangelische Mutterhäuser und Schwesternschaften (Stand 1. 1. 1965)

	Zahl der Schwestern
50 Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes	20 064
12 Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes	6 316
5 Mutterhäuser des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes	3 128
7 Mutterhäuser des Bundes Deutscher Gemeinschaftsdiakonissenmutterhäuser	1 785
11 Mutterhäuser des Verbandes der Evang.-Freikirchlichen Diakonissenmutterhäuser	2 927
7 Schwesternschaften der Vereinigung evang. freiberuflicher Schwesternverbände	2 002
13 Sonstige Schwesternschaften	1 364
105	37 586

Diakonenanstalten (Stand 1. 1. 1965)

Zahl der Diakone
einschl. Anwärter
4 957

15 Diakonenanstalten

ZAHLEN AUS DER ARBEIT VON INNERER MISSION UND HILFSWERK IN DEN ÖSTLICHEN GLIEDKIRCHEN (STAND: 1. JANUAR 1965)

Gesundheitsfürsorge

62 Krankenhäuser und Heilstätten mit	7 481 Betten
86 Heime für geistig und körperlich Behinderte mit	5 390 Betten
18 Heime für Mutter und Kind mit	788 Betten
117 Erholungsheime für Kinder und Erwachsene mit	3 426 Betten
807 Gemeindepflegestationen mit	1 082 Schwestern

Erziehungsfürsorge

32 Kinder- und Erziehungsheime mit	832 Betten
5 Schüler-, Studenten- und Lehrlingsheime mit	70 Betten
4 Wohnheime für Männer und Frauen mit	70 Betten
77 Internate der Ausbildungsstätten mit	1 920 Betten
324 Kindertagesstätten mit	20 399 Plätzen

Wirtschaftsfürsorge

331 Alters- und Siechenheime mit	11 894 Betten
5 Herbergen zur Heimat mit	131 Betten
2 Übernachtungsheime mit	33 Betten
10 Hospize mit	466 Betten

Hauptberufliche Mitarbeiter in den östlichen Gliedkirchen

Gesamtzahl nach dem Stand vom 1. 1. 1965: rd. 15 000 Mitarbeiter

36 Diakonissenmutterhäuser und Schwesternschaften mit	5 994 Schwestern
6 Diakonenanstalten mit (einschl. Anwärtern)	1 317 Diakonen

KURZBIBLIOGRAPHIE

- Berg, Christian* (Hg.): Ökumenische Diakonie. Berlin: Lettner 1959. 295 S.
- (Hg.): Brot für die Welt. Dokumente, Berichte, Rufe. Berlin und Stuttgart: Lettner 1962. 252 S. (Schriften für Diakonie und Gemeindebildung, Bd. VII).
- Beyreuther, Erich*: Geschichte der Diakonie und Inneren Mission in der Neuzeit. Berlin: Wichern 1962. 220 S.
- Brennecke, Gerhard* (Hg.): Diakonie der Kirche in einer veränderten Welt. Referate und Aussprachebeiträge einer Arbeitskonferenz. Berlin: Lettner 1956. 158 S. (Schriften für Diakonie und Gemeindebildung, Bd. II).
- Fischer, Martin* (Hg.): Einer trage des andern Last. Ein diakonischer Predigtband. Berlin: Lettner 1957. 286 S. (Schriften für Diakonie und Gemeindebildung, Bd. III).
- von Hase, Hans Christoph* (Hg.): Diakonie der Gemeinde. Arbeitsbuch für die Nächstenhilfe. 1. und 2. Halbband 1961/64. 280 und 226 S.
- (Hg.): Diakonie als ökumenische Aufgabe. Band I und II. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1961/63. 84 und 88 S.
- (Hg.): Die Diakonie der Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1966. 96 S.
- Krimm, Herbert* (Hg.): Das diakonische Amt der Kirche. 2. überarbeitete Aufl. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1965. 606 S.
- (Hg.): Das diakonische Amt der Kirche im ökumenischen Bereich. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1960. 219 S.
- (Hg.): Quellen zur Geschichte der Diakonie. I. Band: Altertum und Mittelalter. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1960. 169 S.

- (Hg.): Quellen zur Geschichte der Diakonie. II. Band: Reformation und Neuzeit. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1963. 534 S.
- (Hg.): Quellen zur Geschichte der Diakonie. III. Band: Gegenwart. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1966. 352 S.
- Noske, Gerhard: Wicherns Plan einer kirchlichen Diakonie. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1952. 119 S.
- Heutige Diakonie der Evangelischen Kirche. Formen und Aufgaben ihrer karitativen und sozialen Arbeit. Berlin: Lettner 1956. 143 S.
- Philippi, Paul: Christozentrische Diakonie. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1963. 352 S.
- Dank und Verpflichtung - 10 Jahre Hilfswerk. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1955. 180 S.
- Jahresbericht des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland 1946-1957. Hg. vom Zentralbüro. Stuttgart: Evang. Verlagswerk.
- Jahrbuch der Inneren Mission und des Hilfswerks 1958-1964. Hg. von der Hauptgeschäftsstelle. Stuttgart: Evang. Verlagswerk.
- Jahrbuch des Diakonischen Werkes - Innere Mission und Hilfswerk - der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ab 1965. Hg. von der Hauptgeschäftsstelle. Stuttgart: Evang. Verlagswerk.
- „Die Innere Mission“ - Zeitschrift des Diakonischen Werkes, Innere Mission und Hilfswerk der EKD. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag.
- „Das Diakonische Werk“ - Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland. Monatsschrift. Stuttgart: Evang. Verlagswerk.

Bibliographien zum Thema Diakonie/Diakonat in:

- Philippi, Paul: Christozentrische Diakonie. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1963. 352 S. Bibliographie: S. 321-337.
- Rahner, Karl, und Vorgrimmler, Herbert (Hg.): Diaconia in Christo. Freiburg: Herder 1962. 645 S. Internationales Sammelwerk mit historischen, systematischen, kirchen- und missionskundlichen Beiträgen zum Diakonat. Bibliographie (auch protestantische und anglikanische Literatur): S. 621-634.
- „Die Innere Mission“. 1964, S. 168 ff.; 1965, S. 61.
- Krimm, Herbert (Hg.): Das diakonische Amt der Kirche. 2. wesentlich überarbeitete Auflage. Stuttgart: Evang. Verlagswerk 1965. 606 S. Sammelwerk historischer und aktueller Monographien; die Bibliographien finden sich jeweils am Ende der Beiträge.

Die Kirchensteuer in Deutschland*

Von Paul Zieger

In den letzten Jahren sind die evangelischen Landeskirchen und die katholische Kirche wiederholt auf ihre Finanzwirtschaft hin angesprochen worden. Das geschah nun nicht nur wie üblich etwa in den Synoden der evangelischen Landeskirchen, wenn sie über die Haushaltspläne und Steuerhebesätze in öffentlicher Sitzung zu beraten oder soweit sie über Rechnungslegung und Entlastung zu beschließen hatten, sondern in Illustrierten, in Wochenzeitungen, Nachrichtenmagazinen, im Rundfunk und im Fernsehen. Die Kirche und ihr oder unser Geld schienen so interessant, daß ein möglichst großer Kreis von Lesern und Hörern unterrichtet, zum Nachdenken gebracht und zur Kritik ermuntert werden sollte. In den Aufsätzen, Artikelserien und Sendungen wurde fast regelmäßig gefragt, ob es Rechtens sei, daß die Kirche die Verbindung zu ihren Gliedern weithin nur noch durch den Steuerzettel (den es in der weitaus größten Zahl der Fälle gar nicht mehr gibt), den Lohn- oder Gehaltsstreifen oder die Veranlagung durch das Finanzamt aufrechterhalte und mit dem Geld der Namenschriften Ausgaben leiste und Aufgaben erfülle, die nur einem Bruchteil der rechtlich zu ihr gehörenden Gemeindeglieder zugute kämen und im übrigen zu aufwendig seien. Insbesondere die Kirchensteuer wurde dem Grunde nach sowie nach ihrer Höhe und der Form ihrer Erhebung kritisiert.

Gelegentlich wurde sogar der Eindruck erweckt, als hätten die kirchlichen Körperschaften und ihre verantwortlichen Männer noch nie über diese Fragen nachgedacht, als wichen sie jeder Erörterung berechtigter Fragen aus und als hüteten sie die Zahlen über die Ergebnisse der Finanzwirtschaft ängstlich als ein Geheimnis, das nicht preisgegeben werden dürfe. Die Kritiker waren in manchen Punkten im Recht, in anderen aber sind ihnen Irrtümer unterlaufen. Inzwischen ist es wieder ruhiger geworden in der öffentlichen Debatte. Die Steuerpflichtigen selbst haben freilich kaum reagiert, weder durch Proteste gegen die Heranziehung zur Kirchensteuer noch durch Kirchenaustritt in größerem Umfang.

Es ist nun sicher richtig, daß die Kirchensteuer als solche Grund zur Kritik gibt, daß sie durch ihre Anlehnung an außerkirchliche Maßstäbe in bestimmten Fällen zu Ungerechtigkeiten führt und daß ein großer Teil der Glieder der Kirche von ihr gar nichts mehr weiß, weil sie wegen der Lohnsteuerfreiheit der Bezüge nicht mehr auf dem Lohn- und Gehaltsstreifen unter den Abzügen erscheint. Das wissen nicht nur die Steuerfachleute der Landeskirchenämter, sondern das führt in den Kirchenleitungen, Synoden, Akademien und Pfarrkonventen zu Fragen und sachlich scharfen Auseinandersetzungen. Es ist sicher auch zu bedauern, daß es noch keine gesamtkirchliche Finanzstatistik gibt, so daß einzelne Publikationen verallgemeinert werden. Es ist aber wohl auch so, daß die Öffentlichkeit über die Bemühungen um die gerechte Heranziehung der Glieder der Kirche zu den kirchlichen Lasten und über die recht unterschiedlichen Kirchensteuersysteme nur

* Der Beitrag ist in Heft 2/1965 der Lutherischen Monatshefte erschienen und wird mit freundlicher Zustimmung auf Veranlassung des Herausgebers hier – etwas erweitert – abgedruckt.

unzureichend unterrichtet ist, so daß es oft schwer ist, die gemeinsame Basis für ein sachliches Gespräch zu finden.

Kirchensteuer als subsidiäre Einnahme

So ist es wohl kaum vielen Steuerzahlern bekannt, daß die direkten Steuern durchweg, also nicht nur die Kirchensteuern, ursprünglich sogenannte subsidiäre Einnahmen waren. Direkte Steuern wurden nur dann erhoben, wenn andere Einnahmen zur Deckung des Bedarfs nicht ausreichten. Früher galt in der öffentlichen Finanzwirtschaft der Grundsatz, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben zu richten hatten. Seit der modernen Entwicklung und ihrer Ausweitung der öffentlichen Aufgaben ist diese klassische Forderung nicht zu halten gewesen, denn der Besteuerung sind Grenzen gesetzt. So kommt es, daß heute die Finanzminister die Zuwachsrate des Volkseinkommens schätzen, danach ermitteln, welche Einnahmen zu erwarten sind, und dann die Höchstgrenze der Ausgaben festlegen. Daß sie dabei vorsichtig vorgehen und möglichst eine Reserve einkalkulieren, ist nicht nur verständlich, sondern angesichts der zahlreichen Nachbewilligungen finanzpolitisch richtig, selbst wenn sich gelegentlich ein sogenannter Julisturm als Reserve bildet. An sich nämlich soll nach finanzwirtschaftlichen Grundsätzen aus Steuereinnahmen kein Vermögen gebildet werden. Aber auch dieser Grundsatz gilt nicht mehr uneingeschränkt deshalb, weil heute jede Rechnung einer öffentlichen Körperschaft so viele und so hohe vermögenswirksame Posten enthält, daß deren Finanzierung aus Anleihen sehr schnell zu einer höchst unwirtschaftlichen Verschuldung führen würde.

Für die kirchliche Finanzwirtschaft hatte die geschichtliche Entwicklung noch einige Besonderheiten, die zu der heute festzustellenden und vielfach bedauerten Bedeutung der Kirchensteuern für die kirchlichen Finanzen geführt haben. Die evangelischen Gemeinden verloren durch die Reformation sofort die Einnahmen aus den Meßstiftungen. Einen erheblichen Teil ihres Grundvermögens zogen die Landesherren nach der Reformation an sich, einen weiteren Teil verloren sie 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß. Das Kapitalvermögen wurde in den Inflationen in jüngster Zeit nach den beiden großen Kriegen verringert. Der Zehnte – ursprünglich ein freiwilliges Opfer – war Mitte des vorigen Jahrhunderts abgelöst worden. Die Gebühren spielen seit Beginn des 20. Jahrhunderts keine wesentliche Rolle mehr. Die enge Verbindung der Landeskirchen mit dem Landesherrn hatte sie finanziell abhängig gemacht. Die Staatsleistungen stellen teils eine Entschädigung für den Fortfall der Erträge des säkularisierten Kirchenvermögens, teils einen Beitrag an Stelle der früher dem Landesherrn obliegenden Personallasten dar, beruhen insoweit also auf Rechtsverpflichtungen (ebenso wie die Baulastverpflichtung; dagegen sind zum Beispiel Zuschüsse zur Erhaltung denkmalswerter Bauten vielfach freiwillige Leistungen). Vermögenserträge, Gebühren, Staatsleistungen, ferner die Kollekten, die überwiegend nicht für eigentliche gemeindliche Aufgaben, sondern für karitative und missionarische Zwecke erhoben werden, und Sammlungen (gleichfalls nur gelegentlich für kirchliche Aufgaben im engeren Sinne) reichen nicht aus, um auch nur einen wesentlichen Bruchteil des Finanzbedarfs zu decken.

Schon im Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten vom 5. Februar 1794 werden Ansätze für eine Kirchensteuer gesehen, denn die Gemeindeglieder konnten zu Beiträgen für den Kirchbau herangezogen werden. Aber der zweckgebundene Beitrag ist keine Steuer, denn diese dient keinem speziellen Zweck, sondern sie ist ein allgemeines Deckungsmittel zur Deckung des Finanzbedarfs (vgl. z. B. den Beitrag zu den Aufschließungskosten für ein Grundstück als spezielles Deckungsmittel für ein kommunales Straßenbauvorhaben und die Grundsteuer B für das gleiche Grundstück als allgemeines Deckungsmittel für den Haushalt der politischen Gemeinde). Die Entwicklung der kirchlichen Finanzen führte dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Einführung der Kirchensteuer in den einzelnen deutschen Staaten, weil die eigenen Einnahmen und die Staatszuschüsse nicht mehr zur Deckung des Finanzbedarfs ausreichten, das heißt also ausdrücklich als subsidiäre Einnahme.

Das Besteuerungsrecht der Kirche

Diese Lösung des Finanzierungsproblems ist aus der damaligen Stellung der evangelischen Kirche als Staatskirche zu erklären. Der Landesherr hatte für „seine“ Kirche zu sorgen, und zwar um so mehr, je umfangreicher die Säkularisation gewesen war. Der Zehnte war abgelöst und paßte nicht mehr in die Geldwirtschaft der Industriegesellschaft. Angesichts der engen Bindung zwischen Kirche und Staat ist vermutlich damals kaum jemand auf den Gedanken gekommen, den Untertan in seiner Eigenschaft als Glied der Kirche um freiwillige Beiträge (Opfer) zu bitten, statt ihm die Steuer als vom Staat festgesetzten Zwangsbeitrag abzufordern. Das war wohl damals eine Form der Finanzierung für Freikirchen oder Gemeinschaften, aber sie paßte nicht für die behördlich verwaltete Staatskirche.

Daß es nach der Trennung von Kirche und Staat nicht zu einer Änderung des Finanzsystems gekommen ist, mag nicht nur darin begründet sein, daß das Beharrungsvermögen groß war, daß der Apparat auf die Steuererhebung eingestellt und die Gemeindeglieder daran gewöhnt waren, sondern auch darin, daß die neue Situation, in die sich die evangelischen Kirchen gestellt sahen, Unsicherheitsfaktoren enthielt und sich schon 1919 die Wirtschaftskrise und die Geldentwertung abzeichneten. So wurde bestimmt: „Die Religionsgesellschaften, welche Körperschaften des öffentlichen Rechts sind, sind berechtigt, auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten nach Maßgabe der landesrechtlichen Bestimmungen Steuern zu erheben.“ Diese Bestimmung in Art. 137 Abs. 6 der Deutschen Verfassung vom 11. August 1919 gilt nach Art. 140 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 noch heute. Sie gilt auch noch nach Art. 13 Abs. 4 der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 7. Oktober 1949, allerdings mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß Steuern nur von Mitgliedern erhoben werden dürfen; sie ist jedoch dadurch wirkungslos geworden, daß die Eigenschaft der Landeskirchen als Körperschaften des öffentlichen Rechts nicht mehr anerkannt wird, so daß diese neue Wege der kirchlichen Besteuerung gegangen sind. Von Subsidiarität ist in beiden Teilen Deutschlands nicht mehr die Rede.

Nach dem Wortlaut der Verfassungsbestimmung haben die evangelischen Landeskirchen kein eigenes, vom Staat unabhängiges Recht auf Besteuerung ihrer Glieder, sie sind vielmehr an die landesrechtlichen Bestimmungen gebunden. Deshalb gibt es neben den kirchlichen Steuergesetzen in den Ländern Kirchensteuergesetze, in denen Rahmenbestimmungen über Steuerpflichtige, Steuergegenstand, Tarife, Erhebungsformen, Beitreibung und Rechtsmittel enthalten sind. Die Kirchensteuergesetze der Länder wird man nicht mehr als Mittel einer Finanzaufsicht über die Kirche ansehen müssen, obwohl derartige Gesetze geändert werden können und die finanzielle Bewegungsfreiheit der Kirche empfindlich eingeschränkt werden könnte, wenn zum Beispiel die Höhe der Hebesätze, die als Höchstgrenze oder Normalsätze festgelegt sind, erheblich gesenkt würde. Man wird das Interesse der Länder vielmehr darin zu sehen haben, daß sie die Belastung der Steuerpflichtigen in zumutbaren Grenzen halten wollen und daß sie darauf bedacht sind, ihre eigenen Steuereinnahmen und die ihrer Gemeinden und Gemeindeverbände durch überhöhte Kirchensteueranspannung nicht zu gefährden.

Im Zuge der neueren Entwicklung der Auffassungen über die Autonomie der Kirche haben eine Reihe von Landeskirchen Verträge mit den Ländern abgeschlossen, in denen das Besteuerungsrecht der Kirche förmlich anerkannt wird – aber die Länder sind nicht so weit gegangen, daß sie auf jede Mitwirkung auf dem Gebiet des Kirchensteuerrechts verzichtet hätten.

Diese Abhängigkeit vom Staat ist denn auch der Punkt, an dem die Befürworter kirchlicher Beiträge unter anderem ansetzen, um ihre Forderung, die Kirchensteuer durch den freiwilligen Beitrag zu ersetzen, zu stützen. Dieser Ansatz ist ernst zu nehmen. Ob er aus der Schrift zu begründen ist, müßte von Theologen geprüft werden; hier sei nur auf die Ausführungen von Pastor Wilken zu den Fragen des Zehnten und der Tempelsteuer hingewiesen, insbesondere auf seine Auslegung von Matth. 17, 24 ff. (Unser Geld und die Kirche, S. 23 ff.). – Ob aber die Freiheit vom Staat nicht zu einer Abhängigkeit der Kirche und ihrer Amtsträger von leistungsstarken Beitragszahlern führen und ob nicht der innerkirchliche Finanzausgleich zwischen finanziell starken und schwachen Gemeinden gefährdet werden kann, wenn die Kirche auf Beiträge als Haupteinnahmequelle angewiesen sein sollte, sind ebenso offene Fragen wie die, wie man diejenigen zahlungsfreudig machen soll, die sich der Kirche zugehörig fühlen, ohne sich regelmäßig am kirchlichen Leben zu beteiligen.

Die Steuerpflichtigen

Die Steuerpflicht der Gemeindeglieder ist im allgemeinen heute an ihre rechtliche Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinde bzw. bei Erhebung der Landeskirchensteuer zu einer Landeskirche gebunden. Die älteren Landesgesetze sprechen noch von Bekenntniszugehörigkeit. Da die Landeskirchen noch immer nach dem Territorialprinzip gegliedert sind, kann das Glied der Kirchengemeinde grundsätzlich nur am Wohnort zur Orts- oder Landeskirchensteuer herangezogen werden. Durch die Form des Lohnabzugsverfahrens, das durchweg auch für die Erhebung der Kirchensteuer vom Arbeitseinkommen angewendet wird, entsteht

allerdings bei den Steuerpflichtigen leicht der Eindruck, daß hebeberechtigt die Gemeinde des Arbeitsortes ist, der heutzutage in sehr vielen Fällen nicht mit dem Wohnort bzw. dem Familienwohnsitz identisch ist. Tatsächlich aber steht die Steuer auch in diesem Falle der Wohnsitzgemeinde oder ihrer Landeskirche zu. Auf den Ausgleich zwischen den hebeberechtigten Kirchengemeinden oder Landeskirchen wird wo irgend möglich im Interesse der Verwaltungsvereinfachung verzichtet oder er wird pauschaliert. Beim reinen Ortskirchensteuersystem hat sich allerdings bis heute noch kein Weg gefunden, um die gegenseitigen Anforderungen der Gemeinden verschiedener Landeskirchen entstehenden Arbeiten einzuschränken. Wenn die amtliche Lohnsteuerstatistik künftig häufiger als bisher erhoben wird, zeichnen sich auch hier Möglichkeiten der Vereinfachung ab, indem nämlich die gegenseitigen Zahlungen dann für zwei oder drei Jahre pauschaliert werden können. Das Ideal wäre ein Ausgleich der Einnahmen aus der Kirchensteuer durch eine Clearingstelle, die nur die Salden an die Berechtigten auszahlt und von den Verpflichteten einzieht. Bemühungen in dieser Richtung konnten noch nicht zum Abschluß gebracht werden. Besondere Schwierigkeiten können entstehen, wenn die Hebesätze am Wohnort und am Beschäftigungsort nicht gleich hoch sind, weil dann auch gegenüber den Steuerpflichtigen Erstattungen bzw. Nachforderungen fällig werden. Bei der Kirchensteuer vom veranlagten Einkommen ergeben sich solche Schwierigkeiten nicht, weil der Steuerpflichtige immer an seinem Wohnsitz auch zur Kirchensteuer veranlagt wird.

Die Gemeindeglieder sind in vielen Fällen verpflichtet, ein Kirchgeld zu zahlen. Soweit in den Lohnsteuertarif nicht eine Mindestkirchensteuer eingebaut ist, was nur ausnahmsweise geschehen ist, soll das Kirchgeld in erster Linie dasjenige Gemeindeglied, das keine Kirchenlohnsteuer zu zahlen braucht, zu den Lasten der Kirche mit einem meist niedrigen Jahresbetrag heranziehen. In einzelnen Fällen wird das Kirchgeld auf die Kirchensteuer angerechnet, zumeist wird aber Kirchgeld neben der Kirchensteuer erhoben.

Gelegentlich kommt als Verpflichtung für das Gemeindeglied noch die Heranziehung zu kirchlichen Zuschlägen zur Vermögenssteuer in Frage; von diesem Recht machen nur einzelne Landeskirchen noch Gebrauch. Das Gemeindeglied ist, soweit es Grundbesitz hat, in den meisten Landeskirchen auch verpflichtet, Zuschläge zur Grundsteuer zu zahlen. Hier entsteht die Frage, wo es steuerpflichtig ist, am Wohnsitz oder am Belegenheitsort. Im kommunalen Steuersystem ist das deshalb kein Problem, weil die politische Gemeinde in ihrem Gebiet Hoheitsrechte hat und berechtigt ist, das Grundvermögen innerhalb ihres Gemeindegebiets zu besteuern ohne Rücksicht darauf, ob der Steuerpflichtige Gemeindebürger ist oder in einer anderen Gemeinde wohnt, sowie auch darauf, ob es sich um natürliche oder juristische Personen handelt. Die Kirche aber kann im allgemeinen nur die natürlichen Personen besteuern, und zwar wiederum nur diejenigen, die in ihrem Bereich wohnen und Glieder der Kirchengemeinde oder Landeskirche sind. Das ist so lange kein Problem, wie der Grundbesitz des Steuerpflichtigen sich im Bereich seiner Kirchengemeinde befindet. Das aber ist durchaus nicht immer der Fall, denn selbst in kleineren politischen Gemeinden kann der Grundbesitz im Bereich verschiedener Kirchengemeinden liegen. Hier ergibt sich also einmal die Frage, ob die Wohnsitzgemeinde auch den auswärtigen Besitz ihres Gemeindegliedes besteuern darf, und zum andern die Frage, ob etwa

die Gemeinde, in der der Grundbesitz liegt, das Gemeindeglied einer anderen Gemeinde zur Grundsteuer heranziehen darf (Forensalbesteuerung). In einzelnen Ländern darf auf Grund der staatlichen Kirchensteuerbestimmungen in der Wohnsitzgemeinde die Ortskirchensteuer als Zuschlag zu den Grundsteuermeßbeträgen auch vom auswärtigen Grundvermögen erhoben werden, soweit es im Lande gelegen ist (zum Beispiel in Hessen, Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Bayern).

Diese Bestimmungen ermöglichen also die Erhebung der Kirchensteuer vom Grundvermögen außerhalb der Kirchengemeinde des Wohnsitzes im Bereich der eigenen Landeskirche und auch im Bereich einer anderen Landeskirche, sofern nur die Belegenheitsgemeinde im gleichen Lande liegt. Ist die Kirchengrundsteuer Landeskirchensteuer (nur in Bayern), so ist die Erhebung verhältnismäßig einfach. Bei der fast allgemein üblichen Form der Ortskirchensteuer aber gibt es leicht Unruhe und Streit. Die Landeskirchen haben die darin liegende Schwierigkeit zum Teil dahin durch zusätzliche Vereinbarungen oder Ausführungsbestimmungen zu lösen versucht, daß das Gemeindeglied in der Wohnsitzgemeinde zur Grundsteuer herangezogen werden darf für allen Grundbesitz, der im Bereich dieser oder bei entsprechender Gegenseitigkeit auch bestimmter anderer Landeskirchen liegt. Diese Regelung ist zweckmäßig auch da, wo die Grundsteuer, was meist der Fall ist, Ortskirchensteuer ist. Neben dem Eigentümer ist häufig auch der Nutznießer (meist Pächter) steuerpflichtig. Fälle, in denen überhaupt kein Zuschlag zur Grundvermögensteuer zu zahlen wäre, weil der evangelische Eigentümer nicht besteuert werden kann und das Land nicht bewirtschaftet ist, oder in denen die Gefahr einer Doppelbesteuerung bestände, sind daher bei dieser Steuerform selten. Die auf staatlichen Vorschriften beruhende Berechtigung, einen Auswärtigen zur Steuerzahlung für Grundbesitz in einer anderen Landeskirche heranzuziehen, ist umstritten, sie wird nur ausnahmsweise geltend gemacht.

Trotz aller Bemühungen um Vereinfachung führt die Abgrenzung der Zuständigkeiten der einzelnen Kirchengemeinde oder Landeskirche auf dem Gebiet der Kirchensteuer wegen der Mobilität der Bevölkerung und der sich ständig wandelnden Wirtschaft zu Schwierigkeiten, weil die Kirchensteuersysteme noch aus einer Zeit stammen, in der die Bevölkerung wesentlich sesshafter war.

Grundsätzlich kann die Kirche nur diejenigen Personen zur Kirchensteuer heranziehen, die ihr nach dem Bekenntnis oder – nach neuem Verständnis – rechtlich angehören. Dadurch ergeben sich Schwierigkeiten bei der Besteuerung von Gemeindegliedern, die in einer Mischehe leben (vgl. hierzu den folgenden Beitrag von Wessel Nuyken).

Die Besteuerungsgrundlagen

Die Landeskirchen haben versucht, der Entwicklung Rechnung zu tragen und ihre Steuersysteme so einfach wie möglich zu gestalten. Die entscheidende Steuer ist die vom Einkommen. Maßgebend für den kirchlichen Zuschlag zur staatlichen Einkommen- oder Lohnsteuer ist bei der Lohnsteuer das Arbeitseinkommen im Lohnzahlungszeitraum. Damit ist eine Gegenwartsnähe der Besteuerung erreicht,

wie sie – abgesehen von der staatlichen Lohnsteuer – sonst nur bei Verbrauchsabgaben und Umsatzsteuer technisch möglich ist.

Schon der kirchliche Zuschlag zur Einkommensteuer ist nicht mehr unbedingt gegenwartsnah, denn maßgebend als Besteuerungsgrundlage ist das steuerpflichtige Einkommen im Veranlagungszeitraum, das heißt im vorhergehenden Kalenderjahr. Trotz der Vorauszahlungen, die auch für die Kirchensteuer erhoben werden, ergeben sich hier bereits gelegentlich Schwierigkeiten, wenn die Vorauszahlungen nicht ausreichen und der Steuerpflichtige erhebliche Nachzahlungen leisten muß. Das ist zwar keine Rechtsfrage, hat aber psychologische Bedeutung.

Auch das Kirchgeld beruht auf dem Einkommen des Gemeindegliedes, soweit es gestaffelt ist oder soweit es erhoben wird, wenn ein bestimmtes Mindesteinkommen nicht erreicht und daher keine Kirchensteuer fällig wird. Da eine nachträgliche Veranlagung unnötigen Aufwand und leicht Verärgerung der Gemeindeglieder nach sich ziehen kann, hilft man sich mit Schätzungen des Einkommens, die allerdings häufig hinter dem tatsächlich erreichten Einkommen zurückbleiben. Vermutlich ist dieser Weg für alle Beteiligten immer noch der praktischste. Das Kirchgeld kann u. U. auch nach anderen festen Maßstäben erhoben werden, die aber auch die Leistungsfähigkeit der Pflichtigen berücksichtigen sollen; diese Form des Kirchengeldes sollte verschwinden, da sie die Möglichkeit sozialer Ungerechtigkeit in starken Maße enthält.

Abgesehen von den wenigen Fällen, in denen die Vermögenssteuer Besteuerungsgrundlage ist, spielt der Grundbesitz als solcher eine wesentliche Rolle. Besteuert wird in der Hauptsache der landwirtschaftliche Grundbesitz durch kirchliche Zuschläge zur Grundsteuer A, nur ausnahmsweise auch der durch Grundsteuer B besteuerte sonstige Grundbesitz. Der Kirchensteuerzuschlag zur Grundsteuer ist der Ersatz für die früheren Naturalleistungen der landwirtschaftlichen Betriebe und wird fast durchweg in der Form der Gemeindegliederkirchensteuer erhoben, nur ausnahmsweise als Landeskirchensteuer. Eine Objektsteuer im strengen Sinne ist die Kirchensteuer vom Grundvermögen zumeist nicht, weil nicht der Grundbesitz schlechthin besteuert wird, sondern (abgesehen von Ausnahmen bei Geltung der Steuerordnungen älteren Rechts in Schleswig-Holstein und im Bereich der Ev.-ref. Kirche in Nordwestdeutschland) nur derjenige, der einem Gemeindeglied gehört, von dem man außerdem annimmt, daß es aus dem Grundbesitz Einnahmen hat. Das ergibt sich zum Beispiel aus der Bestimmung, daß Grundsteuer nur insoweit zu zahlen ist, als sie die Kirchensteuer vom Einkommen übersteigt (Bayern).

Die Steuertarife

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Tarife von Landeskirchensteuern für das Gebiet einer Landeskirche einheitlich sein sollten, auch dort, wo etwa wie in Kurhessen-Waldeck die landeskirchlichen Grundsteuerzuschläge von den Kirchengemeinden mit eingezogen werden. Dagegen brauchten die Hebesätze für Ortskirchensteuern nicht einheitlich zu sein, sie mußten vielmehr für jede Gemeinde nach ihrem Finanzbedarf und nach ihrer Steuerkraft festgelegt werden. Das könnte zu einer sehr unterschiedlichen Besteuerung und zu ganz erheblicher Belastung der Glieder leistungsschwacher Gemeinden führen. Im Interesse einer mög-

lichst gleichmäßigen Steuerbelastung ist das unerwünscht. So legen schon die Landeskirchen Wert darauf, durch Maßnahmen des Finanz- und Lastenausgleichs krasse Unterschiede ausgleichen zu helfen. Im übrigen aber ist der Staat an einer Gleichmäßigkeit der Besteuerung interessiert, so daß es sich die Länder vorbehalten, örtliche Hebesätze nur bis zu einer Höchstgrenze als allgemein genehmigt zu bezeichnen, höhere aber im Einzelfall zu genehmigen. Die Länder sind aber auch bei der Landeskirchensteuer darauf bedacht, die Hebesätze für die kirchlichen Zuschläge – insbesondere zur Einkommensteuer (Lohnsteuer) – für ihr Gebiet einheitlich zu regeln, weil sie aus steuerpolitischen Gründen unterschiedliche Hebesätze der evangelischen Landeskirchen und Diözesen der katholischen Kirche nicht wünschen. Für die Zuschläge zur Einkommensteuer (Lohnsteuer) reden sie aus diesen Gesichtspunkten der allgemeinen Steuerpolitik entscheidend auch dort mit, wo die Kirchensteuer vom Einkommen (Arbeitslohn) Ortskirchensteuer ist. Dieser starke Einfluß der Länder auf die Kirchensteuerhebesätze führt dazu, daß zum Beispiel die schleswig-holsteinische Landeskirche zwei verschiedene Hebesätze für diese Steuer hat, 10 % für die Kirchengemeinden in Schleswig-Holstein und 8 % für die Kirchengemeinden im Land Hamburg (ähnlich Hannover für Harburg und Bremerhaven und Hamburg für Cuxhaven), während im Lande Baden-Württemberg die beiden Landeskirchen nicht den gleichen Hebesatz haben, weil sie früher zu verschiedenen Ländern gehörten (das hat noch heute auf die Höhe der Staatsleistungen entscheidenden Einfluß).

Neben diesem Mitspracherecht des Staates wirkt sich auch die Technik des Erhebungsverfahrens auf die Nivellierung der Hebesätze aus. Solange die Kirchensteuer von der Kirchengemeinde selbst eingezogen wird, sind Unterschiede der Hebesätze für die Erhebung selbst ohne Bedeutung, so wichtig sie für die Glieder benachbarter Gemeinden in ihrer finanziellen Auswirkung auch sein mögen. Schon die Einrichtung kirchlicher Steuerhebestellen für die in einem Kirchenkreis zusammengeschlossenen Gemeinden bringt Tendenzen zu weitgehender Angleichung der Hebesätze im Interesse der Verwaltung mit sich. Im Gesamtverband ist diese Tendenz noch stärker. Wird aber die staatliche Verwaltung eingeschaltet (vgl. das Kapitel über die Erhebungsformen) und wird gar den Arbeitgebern die Einbehaltung der Kirchenlohnsteuer zur Pflicht gemacht, so ist die Einführung einheitlicher Hebesätze für größere Gebiete geradezu zwingend. Auch da, wo kommunale oder staatliche Stellen die kirchlichen Zuschläge zur Grundsteuer A erheben, hat sich ein einheitlicher Hebesatz im Interesse der Verwaltungsvereinfachung durchgesetzt.

Die dargestellten Verhältnisse haben dahin geführt, daß die Landeskirchen oder die Kirchengemeinden in ihrer Mehrzahl den einheitlichen Hebesatz von 10 % für die kirchlichen Zuschläge zur Einkommensteuer (Lohnsteuer) mit Zustimmung der Länder festgesetzt haben. Nur Bayern, Württemberg, Hamburg und Bremen haben 8 %; Berlin (West) hat einen aus dem Rahmen fallenden Hebesatz von 8,7 % wegen der Koppelung der Kirchensteuer vom Einkommen (Arbeitslohn) mit einer besonderen Form des Kirchgelds. In einzelnen Landeskirchen gibt es Höchstgrenzen für die Einkommensteuer, die sogenannte Kapung. Hier ist bestimmt, daß die Kirchensteuer vom Einkommen nicht höher sein darf als 3 % bei einem Hebesatz von 8 % oder 4 % bei einem Hebesatz von 10 % des steuerpflichtigen Einkommens. Diese Begrenzung hatte zur Folge, daß im

Bereich dieser Landeskirchen Anträge von Hochbesteuerten auf Ermäßigung der Kirchensteuer selten geworden sind und gerade in diesen Fällen der Hinweis auf die Absetzbarkeit der Kirchensteuer vom steuerpflichtigen Einkommen nicht ohne Wirkung bleibt. Diese Regelung ist aber umstritten.

Bei der Grundsteuer A liegen die Hebesätze im Durchschnitt zwischen 10 % und 20 % der Grundsteuermeßbeträge, wobei 10 %, 15 % und 20 % die häufigsten Werte sind, bei der Grundsteuer B zwischen 10 % und 15 % als häufigsten Werten mit teilweise erheblichen Abweichungen.

Das Kirchgeld wird sowohl nach einheitlichen als auch nach gestaffelten Sätzen erhoben. Das Kirchgeld nach einheitlichem Satz wird von den mindestens 18 Jahre alten Gemeindegliedern erhoben, soweit sie eigenes Einkommen, eigenen Grundbesitz oder sonstiges Vermögen haben, das gestaffelte richtet sich zumeist nach der Höhe des Einkommens und steigt meist bis zu einem Höchstbetrag. Auch bei anderen feststehenden Maßstäben spielt der Gedanke der Leistungsfähigkeit eine Rolle, so daß außer dem Einkommen zum Beispiel auch Eigentum und Grundvermögen oder anderes Vermögen Maßstäbe sein können. Die Sätze sind sehr verschieden, die Freigrenze nicht einheitlich, und die Anrechnung auf Kirchensteuer vom Einkommen oder Grundbesitz (evtl. Vermögen) ist unterschiedlich geregelt. Die Ehefrauen sind, soweit die Eheleute nicht dauernd getrennt leben, fast durchweg von der Zahlung befreit.

Das Kirchgeld wurde vielfach erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt als die übrigen Kirchensteuern nur geringe Erträge brachten, und es wurde und wird damit begründet, daß jedes Gemeindeglied mit eigenem Einkommen oder Vermögen zu den Lasten der Kirche beitragen müsse, auch wenn es wegen der Bindung der Kirchensteuer an die Einkommensteuer oder Lohnsteuer keine Kirchensteuer zu zahlen braucht. Hier spielt also der Opfergedanke in das Steuerrecht hinein. Die Einwendungen gegen das Kirchgeld kommen sowohl von den Steuerpflichtigen als auch von den Kirchengemeinden. Die Steuerzahler bemängeln, daß die Bemessungsgrundlagen und die Sätze des Kirchgelds nicht einheitlich sind, daß es nicht in allen Gemeinden erhoben wird, daß es gerade in den schwachen Gemeinden eine zusätzliche Belastung neben angespannten Hebesätzen zur Grundsteuer darstellt und daß es in den meisten Landeskirchen nicht auf die Kirchensteuern angerechnet, sondern auch von denen – noch dazu unter Umständen mit einem hohen Betrag – erhoben wird, die schon eine höhere Kirchensteuer zahlen. Die Kirchengemeinden, die das Kirchgeld erheben müssen, weil sie sonst keine Bedarfszuschüsse erhalten, oder die es eingeführt haben, um alle Gemeindeglieder zu den Lasten heranzuziehen, sind unwillig, daß es nicht in allen Gemeinden erhoben wird, daß es auf diesem Gebiet also noch Steueroasen gibt und die steuerliche Gerechtigkeit dadurch beeinträchtigt wird. Die Kirchengemeinden, die sich gegen die Einführung des Kirchgelds sperren, weisen vor allem auf die hohen Einziehungskosten und den dazu in keinem rechten Verhältnis stehenden Ertrag hin.

Das zuletzt genannte Argument hat eine gewisse Berechtigung, denn besonders bei gestaffeltem Kirchgeld sind der Veranlagung mit mechanisierten Verfahren Grenzen gesetzt, so daß die Personalkosten recht hoch werden können; außerdem spielen heute die Schwierigkeiten, geeignete Mitarbeiter zu bekommen, eine Rolle. Trotz allem zeigt die Erfahrung, daß auch in Großstädten die Erhebungs-

kosten in vertretbaren Grenzen gehalten werden können. Alle übrigen Bedenken gegen das Kirchgeld haben größeres Gewicht und innere Berechtigung. So richtig der Gedanke ist, alle Gemeindeglieder zu den kirchlichen Lasten im Rahmen ihrer Leistungsfähigkeit heranzuziehen, mit einem mäßigen Betrag also auch den Lohn- oder Einkommenbezieher zu belasten, der keine Lohn- oder Einkommensteuer zahlt, weil die Freigrenze nicht überschritten wird, so beschwerlich ist die zusätzliche Belastung für den Steuerzahler. Man sollte ernsthaft prüfen, ob nicht überall, wie es gelegentlich schon geschieht, Kirchgeld nur insoweit gezahlt wird, als keine Kirchensteuer oder nur eine solche gezahlt wird, die niedriger ist als der Betrag des Kirchgelds. Die Anrechnung würde manchen Angriffen die Spitze nehmen, Verwaltungsarbeit bei Bearbeitung der Einwendungen ersparen, der Steuergerechtigkeit entsprechen und die Gemeinde vermutlich opferwilliger machen, als sie vielfach ist. Wer der Kirche mehrmals Steuer zahlen muß, noch dazu zweimal vom gleichen Steuerobjekt, nämlich seinem Einkommen, verhärtet sich mehr und mehr gegen Anrufe zum Opfer. Vermutlich würde die Opfer- bzw. Spendenfreudigkeit wachsen, wenn Kirchgeld und Kirchensteuern durch Anrechnung gekoppelt würden, zumal die Spenden – jedenfalls bis zu einer nicht unbeachtlichen Höhe – auch steuerbegünstigt sind, nicht nur – allerdings in voller Höhe – die abziehbare Kirchensteuer. Am günstigsten würde sich vermutlich der Einbau einer Mindestkirchensteuer in den kirchlichen Einkommen(Lohn)steuertarif und deren Kopplung mit dem Kirchgeld der nicht dem Lohnabzug oder der Einkommensteuerveranlagung unterworfenen Gemeindeglieder auswirken. Die Erfahrungen etwa im Lande Schleswig-Holstein scheinen für eine solche Entwicklung zu sprechen. Bei diesem Verfahren aber sind die Landeskirchen an die Zustimmung der Länder gebunden, und die Arbeitgeber melden sich auch zum Wort – das ist ein weites Feld! Man sollte aber doch versuchen es zu pflügen, denn es ist ja bereits angepflügt.

Die Erhebungsformen

Die eben dargestellten Schwierigkeiten, die sich der allgemeinen Einführung der Mindestkirchensteuer von außen her entgegenstellen, beruhen darauf, daß die wichtigste Kirchensteuer, die vom Einkommen (Arbeitslohn), mit nur einer Ausnahme von den Finanzämtern eingezogen bzw. veranlagt und eingezogen wird. In allen Ländern der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) wird die Kirchensteuer vom Arbeitslohn der unselbständig Tätigen mit der staatlichen Lohnsteuer vom Arbeitgeber bei der Zahlung von Lohn oder Gehalt einbehalten und an das Finanzamt abgeführt, das sie dann den empfangsberechtigten kirchlichen Stellen (Landeskirche, Kirchenkreis, Kirchensteueramt, Gesamtverband) zur weiteren Verteilung nach innerkirchlichem Recht zuleitet, in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Berlin (West) auf Grund von Vereinbarungen zwischen den hebeberechtigten Landeskirchen, Diözesen und Freikirchen (vgl. z. B. Loccum-Vertrag Art. 13 Abs. 4 und Zusatzvereinbarung § 8). Außer in Bayern wird auch die Kirchensteuer vom Einkommen der Veranlagten von den Finanzämtern festgelegt und eingezogen; in Bayern sind für diesen Bereich der Kirchensteuer vom Einkommen und für die Zuschläge zu den Grundsteuermeßbeträgen A kirchliche Steuerämter eingerichtet.

Die Finanzämter erhalten für die Verwaltung der Kirchensteuern eine Entschädigung von 3 % oder 4 % des Einkommens, so daß die Hilfe der Länder ausreichend (nach Meinung kirchlicher Stellen mehr als ausreichend, zumindest bei 4 %) bezahlt wird.

In den früher bayerischen Landesteilen des Landes Rheinland-Pfalz werden die kirchlichen Zuschläge zu den Grundsteuermeßbeträgen A von den örtlichen kommunalen Erhebungsstellen und in den Gebieten des früheren Freistaats Hessen im Lande Hessen für die zur Einkommensteuer Veranlagten von den Finanzämtern veranlagt und eingezogen. Von der Möglichkeit, die Verwaltung dieser Steuer in den früher preußischen Gebietsteilen von Nordrhein-Westfalen den Kommunalverwaltungen zu übertragen, ist kaum Gebrauch gemacht worden. Das Bild der Veranlagung und Einziehung der Kirchensteuer von den Grundsteuermeßbeträgen A ist bunt, das Verfahren selbst innerhalb einzelner Landeskirchen nicht einheitlich.

Im übrigen werden die Kirchensteuern von den Kirchen selbst verwaltet. Die Veranlagung und Erhebung ist entweder Sache der Landeskirche (selten, s. Bayern) oder der Gesamtverbände und Gemeinden, die sich aber häufig gemeinsamer Einrichtungen wie Kirchensteuerämter, Rentämter oder dergleichen bedienen. Die Kirchensteuern sind durch die Finanzämter bzw. im Verwaltungszwangsverfahren betreibbar; das Kirchgeld muß zum Beispiel mit Hilfe der ordentlichen Gerichte beigetrieben werden. Wenn gegenüber der Einziehung von Kirchensteuern durch den Staat oder die Kommunen Einwendungen erhoben werden, so richten sie sich einmal gegen das Besteuerungsrecht der Kirche überhaupt, zum anderen gegen die Abhängigkeit der Kirche vom Staat und zum dritten gegen die Inanspruchnahme des Staates durch die Kirche. Bei aller Anerkennung der diesen Bedenken zugrunde liegenden Motive wird hier nur auf die Fakten verwiesen. Art. 137 Abs. 6 Weimarer Verfassung bestimmt ausdrücklich, daß die bürgerlichen Steuerlisten die Grundlage der kirchlichen Besteuerung bilden können, und Abs. 7 weist den Ländern die Aufgabe zu, die notwendigen Durchführungsbestimmungen zu treffen. Das ist in den Steuergesetzen, Meldegesezen, Staatsverträgen und Verwaltungsanordnungen geschehen. Die Kirche ist damit in der Tat abhängig von Art und Höhe der staatlichen Besteuerung, sie ist nicht frei in der Festsetzung der Tarife (vgl. z. B. Loccumer und Kieler Vertrag, die hinsichtlich der Änderung des Einkommensteuertarifs und der Grundsteuermeßbeträge die Anerkennung der beteiligten Kirchen enthalten, daß sie ihre eigenen Tarife gegebenenfalls derart ändern werden, daß keine allgemeine Mehrbelastung im Verhältnis zum bisherigen Einkommen und im Verhältnis zur staatlichen und kommunalen Besteuerung eintritt), aber sie erhält zuverlässige Unterlagen für die eigene Besteuerung, und es werden ihr für einen ganz wesentlichen Bereich die für sie notwendigerweise teuren Arbeiten der Veranlagung, Einziehung und Beitreibung abgenommen. Praktisch ist das in jedem Fall. Ob es richtig ist, darüber werden weiterhin die Meinungen auch in der Kirche auseinandergehen. Der Kirche steht es jedenfalls frei, sich eigene zu schaffen, statt sich staatlicher oder kommunaler Einrichtungen zu bedienen.

Die enge Anlehnung der Kirchensteuererhebung an die der Steuern der Gebietskörperschaften hat den Vorteil der Gegenwartsnähe der Besteuerung. Das gilt schon für die kirchliche Grundsteuer, die nach den gleichen Meßbeträgen wie

die kommunale, für den gleichen Zeitraum und im gleichen Zeitraum erhoben werden kann. Das gilt uneingeschränkt für das Lohnabzugsverfahren für die weitaus größte Zahl der Steuerpflichtigen. Es gilt bedingt für die Veranlagten, die die Abschlußzahlung zugleich mit der zur Einkommensteuer leisten. Bei Einrichtung eines unabhängigen, kircheneigenen Systems der Steuerveranlagung und -erhebung müßte die Kirche zwangsläufig zur Vergangenheitsbesteuerung übergehen und im äußersten Fall (wie das Beispiel in der DDR zeigt) eigene Grundlagen für die Besteuerung oder Beitragserhebung schaffen.

Die Verteilung der von den Finanzämtern abgeführten Kirchen-, Lohn- und Einkommensteuer ist beim Ortskirchensteuersystem Sache der Steuerstellen oder dgl. für eine Gruppe von Gemeinden (für einen oder mehrere Kirchenkreise), der Landeskirchenämter und der Gesamtverbände. Beim Landeskirchensteuersystem oder beim Mischsystem (feste Anteile der Landeskirche einerseits und der Gemeinden andererseits) werden die Einnahmen schlüsselmäßig oder nach dem Bedarf oder nach einem kombinierten System verteilt. Beim Ortskirchensteuersystem ist Maßstab für die Verteilung das örtliche Aufkommen. Aber schon hier wird da und dort der Versuch gemacht, durch einen örtlich begrenzten Finanzausgleich steuerschwachen Gemeinden bei der Steuerverteilung zu Lasten steuerstärker einen Ausgleich zu geben. Im übrigen dienen Zu- und Abschläge, Bedarfs- oder Ergänzungszuschüsse dem Ausgleich unterschiedlicher Steuerkraft, am deutlichsten dort, wo die Landeskirchensteuer ausschließlich nach dem Bedarf verteilt wird.

Das Kirchensteueraufkommen

Der einzelne Steuerzahler sieht zwar, daß auch seine Kirchensteuer steigt, wenn sein Einkommen sich erhöht, er merkt es schon kaum noch, wenn ihm infolge der Erhöhung der Freigrenze keine Kirchensteuer mehr einbehalten wird, aber er hat keine Vorstellung von der Höhe des Aufkommens einerseits und dem Bedarf andererseits. Die Glieder der Kirche nehmen das hin, sie machen fast nie Gebrauch von der Möglichkeit, sich eine offengelegte Kirchenrechnung anzusehen, sie nörgeln gelegentlich, aber sie revoltieren nicht. Sie sind auch ruhig geblieben, als Presse, Rundfunk und Fernsehen die Kirchensteuer kritisch behandelten. Das ist eigentlich bedauerlich, weil man mehr Interesse erwarten sollte, aber es zeigt sich doch, daß die Belastung durch die Kirchensteuer als tragbar angesehen wird.

Unter den Einwendungen gegen die kirchliche Steuerpraxis spielt häufig die berechtigte Frage nach der Höhe der Steuereinnahmen eine Rolle. Es fehlt in der Tat bisher fast völlig an Veröffentlichungen über die Höhe der Einnahmen für die Gesamtheit. Die einzelnen Gemeinden und Landeskirchen legen Haushaltspläne mit Istzahlen des abgelaufenen Rechnungsjahres aus, behandeln sie in öffentlichen Sitzungen der Synoden und veröffentlichen teilweise sehr weit gegliederte Haushaltspläne. Zumeist werden auch die Rechnungen ausgelegt oder in öffentlicher Sitzung behandelt, aber es fehlt die Gesamtschau.

Dazu ist nun aber festzustellen, daß die Zahl, die das Gesamtaufkommen an Kirchensteuern für ein Jahr angibt, für sich allein so gut wie nichts aussagt. Ihr fehlt die Beziehung zu anderen Größen. Etwas deutlicher werden die Zahlen für mehrere Jahre. Aber auch sie stehen als einsame Reihe im Raum. Die Entwick-

lung der Kirchensteuereinnahmen kann man nur dann kritisch beurteilen, wenn man sie zu der anderer Größen in Beziehung setzt. Leider fehlt bisher eine gesamtkirchliche Finanzstatistik, aus der man die einzelnen Arten von Einnahmen und Ausgaben in ihrer Höhe und in ihrer innerkirchlichen Verflechtung erkennen könnte. So bleibt nur die Möglichkeit, die Entwicklung der Einnahmen aus Kirchensteuern in Vergleich zu setzen zu der anderer Steuern. Dabei sind Vergleichsraum und -zeit Grenzen gesetzt, denn verlässliche Angaben gibt es nur für die Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Bundesrepublik Deutschland seit 1953. Trotz aller Bedenken gegen die Darstellung und Auswertung von Teilmaterial wird hier der Versuch einer Deutung gemacht.

Das Kirchensteueraufkommen in den letzten zehn Jahren ist entscheidend beeinflusst von der Entwicklung der Einkommensteuer (Lohnsteuer). Die sonstigen Kirchensteuern und das Kirchgeld stiegen zwar auch erheblich an, doch waren weder Maß der Steigerung noch Höhe der absoluten Beträge von annähernd gleichem Einfluß auf das Gesamtaufkommen wie bei der Kirchensteuer vom Einkommen (Arbeitslohn). Schon 1953 machten sonstige Kirchensteuern und Kirchgeld nur etwas mehr als 6,5 % aller Kirchensteuereinnahmen aus, und 1965 war ihr Anteil trotz erheblich gestiegenen Aufkommens auf 3,7 % zurückgegangen (vgl. Tabelle 1). Hier setzt die Kritik immer wieder an, und hier gibt es für

Tabelle 1: Gesamtaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld in den westlichen Gliedkirchen der EKD – ohne Berlin (West) – in den Rechnungsjahren 1953 bis 1965¹ (in 1000 DM und je Kopf)

Rechnungsjahr	Istaufkommen							
	Kirchensteuern				Kirchgeld	Kirchensteuern und Kirchgeld insgesamt		
	vom Einkommen (Arbeitslohn) 1000 DM	sonstige 1000 DM	zusammen			1000 DM	1000 DM	je Kopf DM
			1000 DM	je Kopf DM				
	1	2	3	4	5	6	7	
1953	336 019	14 999	351 018	14,13	8 562	359 580	14,48	
1954	365 590	15 730	381 320	15,35	9 137	390 457	15,72	
1955	385 763	16 051	401 814	15,94	10 800	412 615	16,37	
1956	486 585	20 226	506 811	20,10	12 665	519 476	20,60	
1957	500 057	22 172	522 229	20,71	14 030	536 259	21,27	
1958	533 382	23 950	557 332	22,11	15 043	572 375	22,70	
1959	637 205	31 982	669 186	25,11	17 532	686 719	25,77	
1961	967 843	31 496	999 339	37,09	25 200	1 024 539	38,03	
1962	1 126 041	38 310	1 164 351	43,22	27 553	1 191 904	44,24	
1963	1 245 744	37 585	1 283 329	47,64	29 530	1 312 860	48,73	
1964	1 370 543	39 052	1 409 596	52,56	29 967	1 439 553	53,67	
1965	1 424 265	25 903	1 450 168	53,17	28 106	1 478 274	54,20	

1. Ohne 1960, da in den meisten Landeskirchen Rumpfrechnungsjahr vom 1. 4. bis zum 31. 12.

Theologen und Steuerfachleute in der Kirche Fragen, deren Beantwortung Sorge macht. Die Kirche kann bei der engen Bindung an die Einkommensteuer nicht verhindern, daß ihre wichtigste Steuereinnahme mit immer höheren Beträgen von immer weniger Steuerpflichtigen aufgebracht wird. Denn durch die Progression des Steuertarifs steigt die Kirchensteuer automatisch an (im „günstigsten“ Fall nicht über die Kappungsgrenze von 3 % oder 4 % des Einkommens hinaus), durch Erweiterung der Freigrenzen und die zahlreichen Steuervergünstigungen wird die Zahl derer, die wegen der Befreiung von Lohn oder Einkommensteuer keine Kirchensteuer mehr zahlen, immer größer. Nach der Lohnsteuerstatistik 1961 waren von etwa 9,5 Millionen evangelischen Steuerpflichtigen 31,6 % Nichtsteuerbelastete, von etwa 7,7 Millionen katholischen Steuerpflichtigen 31,4 % Nichtsteuerbelastete und von etwa 1,8 Millionen Steuerpflichtigen, die in evangelisch-katholischer Ehe lebten, 25,9 %. Etwa drei Zehntel der Lohnsteuerpflichtigen zahlten also 1961 keine Lohnsteuer und damit auch keine Kirchensteuer (vgl. Fachserie L: Finanzen und Steuern, Reihe 6: Einkommen- und Vermögensteuern II. Lohnsteuer 1961 des Statistischen Bundesamts, Stuttgart und Mainz 1966).

Für alle Landeskirchen in der Bundesrepublik Deutschland gilt, daß die Kirchensteuer vom Einkommen (Arbeitslohn) die wichtigste Einnahmequelle ist. Aber die Schüttung dieser Quellen ist regional außerordentlich verschieden (vgl. Tabelle 2). Darüber sagen die absoluten Zahlen wenig aus, weil Größe der Kirchengebiete und Zahl der Gemeindeglieder sehr bedeutende Unterschiede zeigen. Vergleichbar sind in gewissem Umfange die Beträge je Kopf (s. Spalten 4 und 7 in Tabelle 1 für die Jahresdurchschnitte und Spalten 2 und 4 in Tabelle 2 für 1965 für die einzelnen Landeskirchen). Die Kopffzahlen geben aber nur Auskunft über die Höhe des Aufkommens, sie sagen nichts aus über die Hebesätze, also die Belastung der einzelnen Grundbeträge. So kann sich bei starker Steuerbelastung ein niedriger Kopfbetrag ergeben, der sich nicht mehr steigern läßt, aber auch ein sehr hoher. Die ungleiche Verteilung der die Steuerkraft bestimmenden Grundbeträge der Maßstabssteuern (Einkommensteuer, Steuermeßbeträge) bedingt die erstaunlich großen Unterschiede der Kopfbeträge. Allerdings sind diese in ihrer Höhe auch entscheidend mitbestimmt von der Höhe der Hebesätze (siehe oben) sowie davon in welchem Umfang die Maßstabsteuern wirklich Grundlage der Besteuerung sind. So wird der kirchliche Zuschlag zur Vermögenssteuer nur noch selten erhoben. In Großstädten werden zum Teil keine Kirchensteuern vom Grundvermögen und kein Kirchgeld erhoben. Die Vergleichszahlen über das Aufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld sagen also noch nichts aus über die „Ausschöpfung“ der Steuerkraft. Solche Aussagen sind nur möglich, wenn die Besteuerungsgrundlagen einwandfrei ermittelt werden und die Hebesätze für die einzelnen Gemeinden festgestellt werden. Dann erst läßt sich die Steuerkraft ohne Verzerrung durch unterschiedliche Hebesätze und etwa eine für Fragen des Finanzausgleichs brauchbare „Normalbelastung“ sowie die Abweichung davon nach gewogenen Durchschnitten berechnen. Die Verantwortlichen sind sich darüber klar, daß die Unterschiede in der Steuerkraft nicht nur bei der Verteilung gesamtkirchlicher Lasten berücksichtigt werden müssen, was im begrenzten Rahmen bereits geschieht, sondern daß ein wirksamer zwischenkirchlicher Finanz- und Lastenausgleich anzustreben ist.

Die Kirchen haben die Hebesätze in den letzten Jahren (von einzelnen örtlichen Änderungen des Grundsteuerhebesatzes oder von gelegentlicher Einführung des Kirchgelds abgesehen) nicht erhöht, ihre Mehreinnahmen beruhen also auf dem Ansteigen der Besteuerungsgrundlagen. Von einzelnen Grenzfällen abgesehen, die auf Zufälligkeiten wegen der verhältnismäßig geringen Zahl von Steuerpflichtigen oder auf den steuerlichen Auswirkungen von Ballungsgebieten mit zentralen Lohn- und Gehaltsstellen beruhen können, ist das Mehraufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld 1965 gegenüber 1964 nicht gerade ungewöhnlich gewesen (s. Spalte 5 in Tabelle 2), es hat vielmehr bereits Mindereinnahmen gegenüber dem Vorjahr gegeben.

Tabelle 2: Istaufkommen an Kirchensteuern und Kirchgeld in den einzelnen westlichen Gliedkirchen der EKD – ohne Berlin (West) – im Rechnungsjahr 1965 (in 1000 DM, je Kopf¹ und im Verhältnis zum Vorjahr)

Landeskirche	Kirchensteuern		Kirchensteuern und Kirchgeld insgesamt		
	1000 DM	je Kopf	1000 DM	je Kopf	in % des Istaufkommens 1964
	1	2	3	4	5
Westfalen	166 465	47,51	168 220	48,01	103
Rheinland	263 256	67,50	268 434	69,83	105
Hessen und Nassau	137 938	60,24	141 558	61,83	103
Kurhessen-Waldeck	41 147	37,33	45 425	41,21	103
Baden	94 448	69,52	94 448	69,52	104
Pfalz	30 759	41,21	31 399	42,07	106
Bremen	27 469	53,21	27 469	53,21	105
Hannover	166 706	43,04	171 911	44,38	109
Bayern	135 417	53,38	139 017	54,80	105
Schleswig-Holstein	106 366	45,37	106 407	45,39	98
Hamburg	47 632	67,37	47 632	67,37	93
Braunschweig	29 755	45,50	30 922	47,29	103
Lübeck	9 421 ²	45,25	9 421	45,25	99
Schaumburg-Lippe	2 769	38,90	2 864	40,25	101
Württemberg	146 992	58,29	147 574	58,52	98
Oldenburg	19 693	37,00	21 239	39,90	109
Eutin	3 710	42,94	3 784	43,79	102
Lippe	11 312	46,51	11 312	46,51	109
Nordwestdeutschland, ref.	8 914	41,58	9 239	43,10	109
Insgesamt	1 450 168	53,17	1 478 274	54,20	103

1. Nach der Fortschreibung bis zum 31. 12. 1964.

2. Einschl. Kirchgeld, da Aufteilung nicht möglich.

Tabelle 3: Aufkommen an veranlagter Einkommensteuer und Lohnsteuer, an Gemeindesteuern und an Kirchensteuern für die Rechnungsjahre 1958 bis 1965 im Vergleich zum Rechnungsjahr 1953 (1953 = 100) in der Bundesrepublik Deutschland (ohne Berlin [West] und ohne Saarland)¹

Steuerart Landeskirche	Istaufkommen in % von 1953						
	Rj. 1958 %	Rj. 1959 %	Kj. 1961 %	Kj. 1962 %	Kj. 1963 %	Kj. 1964 %	Kj. 1965 %
<i>Steuern der Gebietskörperschaften</i>							
Veranlagte Einkommensteuer	123	160	227	257	284	298	313
Lohnsteuer	156	173	282	335	382	443	461
Einkommensteuern insgesamt	137	166	251	291	326	361	377
Grundsteuer A ²	111	114	121	123	126	129	131
Grundsteuer B ³	122	127	136	151	159	162	174
Gewerbesteuer ⁴	177	210	257	278	295	316	326
Vergütungssteuer einschl. Kinosteuer	116	106	87	74	66	63	63
Sonstige Gemeindesteuern	140	156	192	198	190	218	237
Gemeindesteuern insgesamt	158	181	216	232	244	260	270
<i>Kirchensteuern⁵</i>							
Westfalen	141	165	231	266	285	309	317
Rheinland	152	177	262	299	321	350	367
Hessen und Nassau	176	.	341	397	463	499	516
Kurhessen-Waldeck	136	159	247	289	317	373	386
Baden	149	182	275	355	387	385	403
Pfalz	149	169	264	306	322	358	381
Bremen	175	196	313	378	396	408	428
Hannover	174	195	313	356	401	442	483
Bayern	159	195	296	346	385	415	437
Schleswig-Holstein	170	208	291	326	368	422	413
Hamburg	166	196	272	305	330	353	327
Braunschweig	142	166	264	297	328	385	397
Lübeck	186	211	336	391	401	465	462
Schaumburg-Lippe	123	153	239	271	328	436	439
Württemberg	185	251	370	447	495	548	535
Oldenburg	169	200	278	342	357	414	450
Eutin	209	263	402	422	533	570	579
Lippe	143	196	279	329	399	404	441
Nordwestdeutschland, ref.	157	183	297	310	353	389	425
Kirchensteuern insgesamt	159	(191)	285	331	365	398	411

1. Da Vergleichsbasis 1953 keine Angaben für das Saarland enthält, bleibt das Steueraufkommen der Gebietskörperschaften des Saarlandes unberücksichtigt

2. Einschl. Grundsteuerbeteiligungsbeträge.

3. Einschl. Grundsteuerbeihilfen für Arbeiterwohnstätten

4. Einschl. Lohnsummensteuer und Gewerbesteuerausgleich.

5. Einschl. Kirchgeld.

Die Entwicklung der Kirchensteuern im Vergleich mit der von Steuern der Gebietskörperschaften zeigt eine sich immer deutlicher abzeichnende Parallelität mit der der Lohnsteuer. Schien es in den ersten Jahren nach 1953 (auf dieser Basis hat das Kirchenstatistische Amt der Evangelischen Kirche in Deutschland Berechnungen gemacht; vgl. Tabelle 3), als ob die Kirchensteuer eine ähnliche Entwicklung nähme wie die wichtigsten Kommunalsteuern, so ist für 1961 und 1962 die Erhöhung gegen 1953 für Lohnsteuer und für Kirchensteuern insgesamt fast gleich; ab 1963 ist das Aufkommen an Lohnsteuer stärker gewachsen als das der Kirchensteuern. Lag 1953 noch in allen Ländern des Bundesgebiets das Aufkommen an Lohnsteuer unter dem an Einkommensteuer, so war ab 1964 das Lohnsteueraufkommen in allen Ländern mit Ausnahme von Bayern und Berlin (West) höher als das der Einkommensteuer. Der ständige Einnahmezuwachs gegenüber den Vorjahren hat bei den direkten Steuern vom Einkommen und vom Gewerbebetrieb, die stark vom Ertrag bestimmt ist, größeren Umfang als bei der Grundsteuer. Da auf der Besteuerung des Einkommens das Schwergewicht der kirchlichen Steuer liegt, fällt die Entwicklung der Einnahmen aus den Kirchensteuern nicht aus dem Rahmen. Daß im Zuge dieser Entwicklung auch immer mehr Nichtsteuerbelastete unter den Kirchengliedern sind, läßt sich so lange nicht ändern, wie die Kirchensteuer vom Einkommen schematisch an den Einkommensteuertarif gebunden ist, die allgemeine Einführung einer Mindestkirchensteuer im Lohnabzugsverfahren am Widerstand der Länder scheitert und eine sinnvolle Koppelung von Kirchensteuer und Kirchgeld nicht überall erreicht ist.

Die Publizität der kirchlichen Finanzwirtschaft

Die Kirchensteuereinnahmen haben zwar eine günstige Entwicklung genommen, sie sind aber je Kopf im Durchschnitt für die einzelnen Landeskirchen so unterschiedlich, daß nicht nur die schon erwähnte Frage nach einem wirksamen zwischenkirchlichen Finanz- und Lastenausgleich noch offenbleibt, sondern auch die in der Öffentlichkeit gestellte nach Möglichkeit zur Senkung der Steuerhebesätze der Kirchensteuer in Gebieten mit hoher Steuerkraft und hohem Steueraufkommen. Beide Fragen hängen eng miteinander zusammen. Hinweise darauf, daß die Kirchensteuer im Verhältnis zu anderen Steuern keine außerordentliche Belastung darstelle oder daß Konsumgewohnheiten ein Vielfaches an Kirchensteuer verbrauchten oder daß die ab Januar 1965 eingetretene Steuererleichterung bei der Einkommensteuer auch das Aufkommen an Kirchensteuer beeinträchtige, gehen am Kern der Frage vorbei.

Die Kernfrage ist die nach dem Bedarf der Kirche. Liegt der Bedarf fest, so ist die Frage berechtigt, ob ein Steuersatz gerade dann gesenkt werden kann, wenn die ihm zugrunde liegende Maßstabsteuer weitgehend ermäßigt wird. Da der Bedarf in weitem Umfang von der allgemeinen Entwicklung der Gehälter und Löhne abhängig ist, kann auch die Kirche auf mindestens gleichbleibende Einnahmen nicht verzichten, wenn sie nicht die Erfüllung wichtiger Aufgaben oder die angemessene Vergütung ihrer Bediensteten gefährden will.

Berechtigt ist das Bestreben nach möglichst einheitlichen Hebesätzen nicht nur mit Rücksicht auf die steuerberechtigten übrigen Kirchen, auf die Mitwirkung der

Länder und auf Gleichmäßigkeit der Besteuerung der Glieder der Kirche, sondern auch im Hinblick auf den innerkirchlichen Finanzausgleich. Bringt zwar die Senkung des Hebesatzes in einer steuerstarken Landeskirche dieser Einnahmeausfälle, die sie ohne wesentliche Beschränkung ihrer Aufgaben tragen kann, so fehlen ihr dann vermutlich Mittel zur Übernahme von gesamtkirchlichen oder ökumenischen Aufgaben zur Entlastung leistungsschwacher Landeskirchen. Außerdem sind andere Landeskirchen nicht in der Lage, die Hebesätze zu senken, weil sie steuerschwach sind, Schulden aufnehmen und trotzdem dringende Aufgaben zurückstellen müßten; sie aber würden dann unter Druck gesetzt, auch ihre Hebesätze zu senken, was sie nicht können. Der richtige Weg wäre der, daß die steuerstarken Landeskirchen die steuerschwachen entweder bei Erfüllung gemeinsamer Aufgaben entlasten oder ihnen Zuschüsse zur Erfüllung bestimmter Aufgaben oder sogar allgemeine Finanzausschüsse geben. Direkte Zuwendungen werden schon gelegentlich geleistet, gesamtkirchliche und ökumenische Aufgaben wirkungsvoll durch leistungsfähige Gemeinden oder Landeskirchen unterstützt. Allgemeine Finanzausschüsse gibt es aber bisher nur innerhalb der einzelnen Landeskirchen, nicht aber zwischen ihnen. Angestrebt werden auch sie, aber es fehlen bisher zuverlässige Maßstäbe des Bedarfs einerseits und der Leistungsfähigkeit andererseits auf Grund finanzstatistischer Erhebungen.

Die Steuerzahler werden für Maßnahmen des Finanz- und Lastenausgleichs Verständnis haben, da sie ihn aus dem Bereich der Gebietskörperschaften kennen. Aber sie wollen die Notwendigkeit einsehen und verlangen Material über die kirchlichen Finanzen. Offensichtlich genügen die bisher gemachten Versuche nicht, den Steuerzahler über den Umfang der kirchlichen Finanzwirtschaft und über die Verwendung der Mittel für die einzelnen kirchlichen Aufgaben zu unterrichten. Derartige Rechenschaftsberichte wenden sich an die Glieder einer Gemeinde, eines Gesamtverbandes, eines Kirchenkreises oder einer Landeskirche. Sie geben oft eine eindrucksvolle Darstellung der Einnahmen und Ausgaben und verbinden die Offenlegung der kirchlichen Finanzen mit dem Dank an den Steuerzahler für seine Hilfe. Aber es handelt sich dabei vielfach nur um Ausschnitte aus dem Gesamtbereich. Selbst beim Landeskirchensteuersystem mit Bedarfzuschüssen an die Kirchengemeinden (-verbände) bleiben in einer Darstellung für die Landeskirche Lücken, wenn die Gemeinden, Gesamtverbände und Gemeindeverbände nicht mit einbezogen sind (unter Vermeidung von Doppelzählungen). Es gibt neben den Haushaltsplänen und Rechnungen schon viel aufklärendes Material über die Verwendung der Kirchensteuer und anderer Einnahmen, das nicht nur von kirchlichen Verwaltungsstellen im engeren Sinne, sondern auch von kirchlichen Werken, Anstalten und Einrichtungen der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Und doch begegnet die Kirche immer wieder dem Vorwurf, daß sie es an Publizität in bezug auf ihre Finanzwirtschaft mangeln lasse. Das geht so weit, daß ihr entgegengehalten wird, sie betreibe bewußt eine Taktik des Ausweichens und der Verschleierung, um sich allen Erörterungen über ihre Finanzquellen und ihre Ausgabewirtschaft zu entziehen.

Die Kritik ist insoweit begründet, als die Kirche keine umfassende Finanzstatistik hat, wie sie für die Gebietskörperschaften seit Jahrzehnten selbstverständlich ist. Dabei wurde schon der Eisenacher Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz 1861 in der von ihr angeforderten Denkschrift des Finanzrats Dr. Zeller

der Vorschlag gemacht, eine Vermögensstatistik einzuführen. Der Staat versuchte 1940 eine Kirchenfinanzstatistik durchzuführen, deren Ergebnisse nur zum Teil vorliegen und nie veröffentlicht wurden. 1946 wurde der erste Versuch einer eigenen kirchlichen Finanzstatistik gemacht. Die Dringlichkeit einer eigenen Finanzstatistik ist inzwischen erkannt, und die Vorbereitungen sind in Angriff genommen worden. Die Erhebungen müssen zu Gesamtergebnissen für alle Landeskirchen und ihre Gemeinden (Gemeindeverbände) führen und einen ausreichenden Überblick über die Finanzwirtschaft der Kirche und ihrer Werke ergeben. Das Fehlen von Gesamtzahlen fordert die Kritik immer wieder heraus. Schätzungen und Einzelangaben überzeugen nicht. Zuverlässige Gesamtzahlen werden Mißtrauen und falsche Vorstellungen beseitigen.

Wer weiß etwa, daß im Rechnungsjahr 1913/14 bei etwa 2,5 Milliarden Mark Reichs- und Landessteuereinnahmen die Länder etwa 70 Millionen Mark als Zuschußbedarf für kirchliche Zwecke nachwiesen, 1926/27 bei etwa 8 Milliarden RM Steuereinnahmen aber Reich und Länder nur etwa 130 Millionen RM, und daß im Rechnungsjahr 1963 bei etwa 78 Milliarden DM Steuereinnahmen nur Leistungen von etwa 243 Millionen DM von Bund und Ländern als Reinausgaben für kirchliche Zwecke geleistet wurden, und zwar in allen Fällen an alle beteiligten Kirchen – 1913 und 1926 in den Grenzen des Reichs von 1937, 1961 für die Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West).

Dieses Beispiel zeigt, daß die Kirche gezwungen war, ihre Steuereinnahmen wesentlich zu erhöhen, wenn sie auch nur angemessene Gehälter und Versorgungsbezüge zahlen und die bestehenden Einrichtungen erhalten wollte. Über die Notwendigkeit, darüber hinaus Kriegsschäden zu beseitigen, der Bevölkerungsumschichtung Rechnung zu tragen und gesamtkirchliche und ökumenische Aufgaben zu übernehmen, ist so viel mit Ernst und in Verantwortung gesagt worden, daß es hier nur angedeutet zu werden braucht.

Eigene Einnahmen aus Vermögen (Pacht, Zinsen) und Einrichtungen, Gebühren, Staatsleistungen, Kollekten und Spenden reichen nicht entfernt aus, um auch nur den dringendsten Bedarf zu decken. Die Kirchen sind daher auf die Kirchensteuer angewiesen, so sehr man das bedauern mag. Sie sollten sich aber auch für verpflichtet halten, nicht so wenig wie möglich, sondern so viel wie möglich darüber zu veröffentlichen, wie sie die Steuereinnahmen in der Gemeinde, in der Landeskirche füreinander in Deutschland und miteinander in der Ökumene verwenden.

Das Staatskirchenrecht im Blick der Verfassung

Die Grundsatzentscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat in der Bundesrepublik Deutschland

Von Wessel Nuyken

Das Jahr 1965 hat durch mehrere Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts für das rechtliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat in der Bundesrepublik Deutschland eine Klärung gebracht. Die von der Weimarer Reichsverfassung ausgehende und dem Parlamentarischen Rat als Vater des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland nur noch vertiefte Unsicherheit über das Verhältnis von Staat und Kirche in unserer durch das Grundgesetz vorgegebenen Gesellschaftsordnung gehört damit der Vergangenheit an. Als der Parlamentarische Rat davon absah, das Verhältnis von Staat und Kirche neu zu regeln, und sich darauf beschränkte, die staatskirchenrechtlichen Bestimmungen der Weimarer Reichsverfassung von 1919 unverändert in das Grundgesetz zu übernehmen, wurde in Wissenschaft und Lehre der Streit darüber ausgelöst, ob nicht durch die geschichtliche Entwicklung nach dem Ende der Weimarer Republik zwangsläufig auch eine Wandlung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eingetreten sei, deren Konsequenz es sei, daß im Geltungsbereich des Grundgesetzes Staat und Kirche als in ihren Bereichen autonome Körperschaften vom sogenannten Trennungsprinzip beherrscht seien.

Mit dieser Auffassung über einen grundlegenden Bedeutungswandel im Verhältnis zwischen Staat und Kirche seit den Tagen der Weimarer Reichsverfassung räumt das Bundesverfassungsgericht auf, indem es bereits in seiner Entscheidung vom 17. Februar 1965 (E 18, 385) feststellt, daß die Kirchen durch die Zuerkennung eines besonderen öffentlichen Status und auf Grund ihrer öffentlichen Wirksamkeit, die sie aus ihrem besonderen Auftrag herleiten und durch die sie sich von anderen gesellschaftlichen Gebilden grundsätzlich unterscheiden, trotz gleichzeitiger Abschaffung des Staatskirchentums durch Art. 137 Abs. 1 WRV ihre Vorrechtsstellung in der staatlichen Rechtsordnung beibehalten haben. „Die Bestätigung des Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts durch Art. 137 Abs. 5 Satz 1 WRV besagt im Hinblick auf die gleichzeitige Abschaffung des Staatskirchentums durch Art. 137 Abs. 1 WRV nur, daß den Religionsgesellschaften diejenigen Vorrechte erhalten bleiben sollten, die mit dem öffentlich-rechtlichen Status verbunden waren. Denn durch die Verleihung dieses Status kommt zum Ausdruck, daß es sich hier um Religionsgesellschaften handelt, die durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr der Dauer bieten, die also innerhalb des öffentlichen Lebens und demgemäß auch für die staatliche Rechtsordnung besondere Bedeutung besitzen“ (Beschluß vom 4. Oktober 1965, in NJW 1965, S. 2339).

Auf der Grundlage dieser befreienden Klärung durch das Bundesverfassungsgericht ist nunmehr für beide Partner die Bahn freigegeben, in gegenseitiger Zusammenarbeit dort, wo die Bereiche von Staat und Kirche einander berühren

oder sich überschneiden, eine endgültige Regelung in Übereinstimmung mit den Prinzipien der grundgesetzlichen Ordnung zu treffen.

I. DIE VERFASSUNGSRECHTLICHEN GRUNDLAGEN DER KIRCHENSTEUERERHEBUNG

Auf dem Gebiet der Kirchensteuern ist Art. 140 GG in Verbindung mit Art. 137 WRV Rechtsgrundlage für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Diese Vorschriften bestimmen materiell, daß den Kirchen das Recht der Steuererhebung zusteht und daß die Kirchen dieses Rechtsgebiet im Rahmen des für alle geltenden Gesetzes selbst ordnen und verwalten. Formell ist in den genannten Bestimmungen vorgeschrieben, daß die staatlichen Zuständigkeiten auf dem Gebiet der Kirchensteuern von den Ländern wahrgenommen werden. Es ist unbestritten, daß der Staat berechtigt und darüber hinaus sogar verpflichtet ist, bestimmte Voraussetzungen für die Formen der Kirchensteuererhebung festzulegen, und zwar deshalb, weil er als Rechtsstaat nicht nur selbst die Grundrechte und die rechtsstaatlichen Prinzipien bei seinem hoheitlichen Handeln zu beachten, sondern ihre Beachtung auch dort zu garantieren hat, wo er andere Personen oder Gemeinschaften mit der Wahrnehmung von Hoheitsrechten betraut. Der Staat muß daher für den Bereich des Besteuerungsrechtes der Kirchen Vorschriften erlassen, die mit den Grundrechten der Bürger einerseits und andererseits mit den Ansprüchen des Staates und der Kirchen sowie dem Verhältnis beider Körperschaften zueinander in Einklang stehen. Der Staat als Heimstatt aller Staatsbürger ohne Ansehen der Person ist zu weltanschaulich-religiöser Neutralität verpflichtet. Aus dieser Verpflichtung des Staates folgert das Bundesverfassungsgericht zu Recht, daß der Staat keiner Kirche Hoheitsbefugnisse gegenüber Personen verleihen darf, die der Kirche nicht angehören. Andererseits ist es dem Staat aber auch verwehrt, das Besteuerungsrecht der Kirchen zu vereiteln oder zu beeinträchtigen. Wenn der Staat im gesetzlich bestimmten Umfang den Religionsgesellschaften das Besteuerungsrecht gegenüber ihren Mitgliedern verleiht, so folgert das Bundesverfassungsgericht daraus, daß die Regelung des Besteuerungsrechtes eine gemeinsame Angelegenheit von Staat und Kirche ist, weil der Staat einerseits den Religionsgesellschaften mit der Verleihung den Verwaltungszwang zur Verfügung stellt und andererseits das Besteuerungsrecht ganz allgemein eine hoheitliche Befugnis des Staates gegenüber seinen Bürgern ist.

II. DIE ENTSCHEIDUNGEN DES BUNDESVERFASSUNGSGERICHTS ZUR KIRCHENSTEUER

Wenn das Bundesverfassungsgericht in seinen neun Entscheidungen vom 14. Dezember 1965 zwar die grundsätzlichen Angriffe gegen das Besteuerungsrecht der Religionsgesellschaften abgewiesen hat, so mußte es andererseits bei Einzelfragen feststellen, daß hergebrachte Grundsätze des deutschen Kirchensteuerrechts nicht

mit den Prinzipien der grundgesetzlichen Ordnung und vor allem mit dem verfassungsrechtlichen Verhältnis von Kirche und Staat in Einklang stehen und deshalb nichtig sind. Denn die rechtliche Bedeutung und Tragweite der zu Bestandteilen des Grundgesetzes erklärten Artikel der Weimarer Reichsverfassung muß sich nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus der Tatsache ihrer Einbettung in das gesamte Wertsystem des Grundgesetzes, ihres Einbezogenseins in den Rahmen der Gesamtentscheidung, dessen Ausdruck das Grundgesetz ist, ergeben. Aus dieser Interpretation der elementaren Grundsätze des Grundgesetzes folgt zwingend, daß das in Art. 137 Abs. 6 WRV in Verbindung mit Art. 140 GG den Religionsgesellschaften verliehene Recht der Steuererhebung nicht so gedeutet werden kann, daß jede Art kirchlicher Besteuerung schon kraft dieses Artikels zur verfassungsmäßigen Ordnung gehörte.

Bei der Prüfung der Verfassungsmäßigkeit der Kirchenbausteuer im ehemaligen Land Baden (1 BvR 413, 416/60) hat das Bundesverfassungsgericht Art. 13 des Badischen Ortskirchensteuergesetzes vom 30. Juni 1922, der die Heranziehung juristischer Personen zur Kirchenbausteuer vorsieht, für verfassungswidrig erklärt, da diese Heranziehung zur Kirchenbausteuer die juristischen Personen in ihrem Grundrecht der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit (Art. 2 Abs. 1 GG) verletze. Die Verpflichtung des Staates zur religiösen und konfessionellen Neutralität gelte auch gegenüber juristischen Personen, die ihrem Wesen nach keiner Religionsgesellschaft angehören können. Sie würden durch die Besteuerung von Staats wegen zur finanziellen Unterstützung von Religionsgesellschaften gezwungen, denen sie nicht verbunden sind, und damit mit Pflichten belegt, die auf Grund des Körperschaftscharakters der Religionsgesellschaften nur Mitgliedern obliegen können. Etwas anderes könne auch nicht aus der Rechtsstellung der Landeskirchen hergeleitet werden, die nicht mehr den Rechtscharakter von Gebietskörperschaften mit der Macht hätten, jemanden, der in ihr Gebiet eintritt, einseitig ohne Rücksicht auf seinen Willen sich einzugliedern. Die Kirchenbausteuerpflicht juristischer Personen könne auch nicht damit begründet werden, daß sie eine staatsbürgerliche Pflicht im Sinne des Art. 136 Abs. 1 WRV sei, denn staatsbürgerliche Pflichten müßten formal und inhaltlich mit der Verfassung voll vereinbar sein; das sei aber bei der angegriffenen Kirchenbausteuer nicht der Fall. Die Kirchenbesteuerung juristischer Personen könne auch nicht in eine Besteuerung natürlicher Personen umgedeutet werden, die Mitglieder der besteuerten Religionsgesellschaft sind. Die sogenannte „Erweckungstheorie“, nach der die juristische Person als Unternehmer für die Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse deshalb eintreten soll, weil durch die Errichtung und Erweiterung von Unternehmen in der Rechtsform der juristischen Person Arbeitnehmer zusammengezogen und damit kirchliche Bedürfnisse geweckt würden, könne die Kirchenbesteuerung juristischer Personen nicht rechtfertigen. Dasselbe gelte für die Berufung auf eine allgemeine Kulturfunktion der Kirchen, die wohl staatliche Leistungen in verschiedener Form an die Kirchen zu rechtfertigen vermag, nicht jedoch ein Besteuerungsrecht der Kirche gegenüber Nichtmitgliedern begründen kann. Der Kirchenbau könne nicht in erster Linie als allgemeine Kulturaufgabe aufgefaßt werden; denn der Bau von Kirchen und Pfarrhäusern dient – auch nach dem Verständnis der Religionsgesellschaften selbst – vor allem der kirchlichen Verkündigung und der religiösen Versorgung der Kirchenmitglieder. Wenn

dabei Bau- und Kulturdenkmäler von allgemeiner Bedeutung entstehen, so ist das eine Nebenfolge, die es rechtfertigen kann, diese Denkmäler unter staatlichen Schutz zu stellen und sie zu fördern, nicht aber, den Kirchenbau generell zu einer staatlichen Kulturaufgabe zu erklären mit der Folge, daß auch Nichtmitglieder der Kirche aus diesem Grunde steuerpflichtig werden.

Die weiteren Urteile befassen sich mit der Frage der Kirchensteuererhebung bei glaubensverschiedenen Ehen. Das Bundesverfassungsgericht unterscheidet zwischen konfessionsverschiedenen Ehen, bei denen die Ehegatten verschiedenen steuerberechtigten Religionsgesellschaften angehören, und glaubensverschiedenen Ehen, bei denen nur ein Ehegatte einer steuerberechtigten Religionsgesellschaft angehört, während der andere Dissident ist oder einer nichtsteuerberechtigten Religionsgesellschaft zugehört. Das Bundesverfassungsgericht hat seine Entscheidungen ausdrücklich auf die Prüfung der Kirchensteuererhebung in glaubensverschiedenen Ehen beschränkt und es offengelassen, ob die von ihm entwickelten Grundsätze auch auf die Steuererhebung bei konfessionsverschiedenen Ehen anzuwenden sind. Gegenstand der Verfahren waren das Württemberg-Badische Gesetz Nr. 587 über die Verwaltung von Kirchensteuern im Landesbezirk Württemberg vom 1. April 1952, das Badische Ortskirchensteuergesetz vom 30. Juni 1922 in der Fassung des Württemberg-Badischen Gesetzes Nr. 410 zur Änderung des Kirchensteuerrechts im Landesbezirk Baden vom 21. Januar 1952, das Bayerische Gesetz über die Erhebung von Steuern durch Kirchen, Religions- und weltanschauliche Gemeinschaften vom 26. November 1954 nebst Ausführungsvorschriften, die Kirchensteuerordnung der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate vom 12. März 1959 und die Bremische Steuerordnung für die Religionsgesellschaften und Weltanschauungsvereinigungen vom 9. November 1922 in der Fassung der Verordnung vom 3. März 1932 sowie die hierzu ergangenen Kirchensteuergesetze in Bremen. Die Tatsache, daß nur einzelne staatliche Gesetze der Länder der Überprüfung durch das Bundesverfassungsgericht unterlegen haben, bedeutet jedoch nicht, daß die übrigen Länder an den Grundsatzentscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zur Kirchensteuererhebung in glaubensverschiedenen Ehen ohne Beachtung vorübergehen könnten, auch wenn formell die Rechtmäßigkeit ihrer staatlichen Gesetzgebung nicht beanstandet worden ist. Denn das Bundesverfassungsgericht hat eindeutig entschieden, daß der in seiner maßgeblichen Entwicklung unabhängig von den güterrechtlichen Verhältnissen der Ehegatten entstandene kirchensteuerliche Halbteilungsgrundsatz, nach dem in glaubensverschiedenen Ehen die Kirchensteuer des einer steuerberechtigten Religionsgesellschaft angehörenden Ehegatten nach der Hälfte der zusammengerechneten Einkommensteuer beider Ehegatten erhoben wird, gegen das Grundgesetz verstößt. Damit ist es auch den übrigen, nicht unmittelbar von den Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts betroffenen Ländern und Landeskirchen untersagt, den einheitlich in allen staatlichen Kirchensteuergesetzen enthaltenen Halbteilungsgrundsatz weiter zu praktizieren.

Das Bundesverfassungsgericht hat den Verstoß des sogenannten Halbteilungsgrundsatzes des deutschen Kirchensteuerrechts gegen die grundgesetzliche Ordnung damit begründet, daß ein einer steuerberechtigten Religionsgesellschaft nicht angehörender Ehegatte durch ein staatliches Gesetz weder als Steuerschuldner noch im Wege der Haftung zur Erfüllung der Steuerpflicht seines einer solchen

Religionsgesellschaft angehörenden Ehegatten herangezogen werden darf. Die Kirche dürfe bei der Wahl des Besteuerungsmaßstabes nur an Merkmale anknüpfen, die in der Person des ihr angehörenden Ehegatten gegeben seien. Die hälftige Zurechnung der Einkünfte des der Kirche nicht angehörenden Ehegatten zur Begründung der Kirchensteuerpflicht des kirchenangehörigen Ehegatten lasse sich weder mit der Regelung des Splitting-Verfahrens bei der Einkommensteuer noch mit Vorschriften des Ehegüterrechts begründen. Bei der Haftung müsse ebenfalls der Rechtssatz, daß Kirchensteuer einem der Kirche nicht angehörenden Dritten durch staatliches Gesetz nicht auferlegt werden dürfe, auch für die Regelung der Kirchensteuerpflicht von Ehegatten gelten, von denen nur einer Angehöriger einer steuerberechtigten kirchlichen Körperschaft sei. Weder aus dem Wesen der ehelichen Gemeinschaft noch aus der zwischen den Ehegatten bestehenden Unterhaltsverpflichtung könne sich etwas anderes ergeben. Der Hinweis der Kirchen, die Heranziehung des einer steuerberechtigten Kirche oder Religionsgesellschaft nicht angehörenden Ehegatten für die Kirchensteuerschuld seines kirchenangehörigen Ehegatten ergebe sich aus dem Wesen der Ehe als dauernder Vereinigung der Ehegatten zu vollständiger Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse, ist vom Bundesverfassungsgericht als unbegründet abgelehnt worden. In diesem Zusammenhang führt das Bundesverfassungsgericht aus, in einer glaubensverschiedenen Ehe bestehe gerade auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet der religiösen Überzeugung und Haltung keine Gemeinschaft; die eheliche Gemeinschaft in einer glaubensverschiedenen Ehe beruhe nicht auf der gemeinsamen Anerkennung religiöser Glaubensinhalte, Wertvorstellungen und Verpflichtungen. Die Erwägung, daß ein nichtkirchenangehöriger Ehegatte in seiner Glaubensfreiheit sich nicht verletzt fühlen dürfe, wenn man ihn zur Kirchensteuer für seinen konfessionsgebundenen Ehegatten heranziehe, weil er diesen geheiratet habe, sei nicht entscheidend. Es müsse allein den Ehegatten überlassen sein, wieweit sie in religiösen und weltanschaulichen Fragen Konzessionen zu machen bereit und fähig seien. Die Toleranz, die Ehegatten in glaubensverschiedener Ehe einander schulden, dürfe nicht dazu führen, rechtliche Bindungen eines Ehegatten gegenüber Dritten, insbesondere den Kirchen und sonstigen Religionsgesellschaften, zu schaffen. Im übrigen könne die Ehe zum Anknüpfungspunkt für wirtschaftliche Rechtsfolgen nur insoweit gemacht werden, als dies der Natur des zu regelnden Lebensgebietes entspreche. Dies sei hier nicht der Fall, da die Kirchensteuerpflicht die wirtschaftliche Folge der Kirchenzugehörigkeit, das heißt eine höchstpersönliche Beziehung sei.

Das Bundesverfassungsgericht räumt zwar ein, daß Art. 3 Abs. 2 GG das Gebot enthalte, die Arbeit der Frau als Mutter, Hausfrau und Mithelfende mit ihrem tatsächlichen Wert als Unterhaltungsleistung gerecht zu berücksichtigen. Jedoch folge aus der Gleichbewertung der Hausfrauentätigkeit im Innenverhältnis der Ehegatten nicht, daß die Tätigkeit der Frau nach außen mit der Hälfte der Einkünfte des Ehemannes bewertet und dementsprechend besteuert werden könne. Die reine Bewertung der Hausarbeit der Ehefrau stelle ein ausschließlich das Innenverhältnis der Ehegatten betreffendes Problem dar. Aus der zugunsten der Ehefrau vorgenommenen internen Gleichbewertung der Hausarbeit mit der Arbeitstätigkeit des Ehemannes könne nicht zu ihrem Nachteil die Konsequenz gezogen werden, die Ehefrau dürfe hinsichtlich des Wertes ihrer Hausarbeit zur

Kirchensteuer herangezogen werden. Mit dem Begriff der ehelichen Gemeinschaft sei es unvereinbar, die Unterhaltungspflichten der Ehegatten nach Art schuldrechtlicher Verpflichtungen aus zweiseitigen Verträgen als Leistung und Gegenleistung zu behandeln. Sie sind Teil eines Gewebes wechselseitiger, vielfach verschiedenartiger Rechte und Pflichten, die in ihrer Gesamtheit grundsätzlich als gleichwertig zu betrachten sind und sich gegenseitigem rechnerischem Abwägen entziehen. Soweit ein Ehegatte verpflichtet ist, dem anderen Unterhalt zu leisten, muß er ihm die Mittel zur Verfügung stellen, die er benötigt, um seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Zusammenhang bestätigt das Bundesverfassungsgericht die einhellige Rechtsauffassung, daß zu den persönlichen Bedürfnissen die Pflege religiöser Interessen gehört, und stellt fest: „Der unterhaltspflichtige Ehegatte muß demgemäß dem anderen Ehegatten auch die Mittel zur Verfügung stellen, die er benötigt, um seinen religiösen Verpflichtungen nachzukommen.“

In seinen Ausführungen zum Ehegüterrecht stellt das Bundesverfassungsgericht fest, daß beim gesetzlichen Güterstand der Zugewinnngemeinschaft nicht nur das Vermögen, das der einzelne Ehegatte in die Ehe eingebracht hat, sein Eigentum verbleibt. Auch an dem Vermögen, das während der Ehe erworben wird, besteht ausschließliches Eigentum dessen, dem es zugeflossen ist. Es entsteht weder gemeinschaftliches Eigentum, noch besteht eine dingliche Beteiligung eines Ehegatten an dem während der Ehe erworbenen Vermögen des anderen. Die Einkünfte aus selbständiger wie aus abhängiger Tätigkeit fallen demnach ebenfalls in das Eigentum des Ehegatten, der sie erzielt hat. Das Bundesverfassungsgericht räumt ein, daß eine wechselseitige hälftige Zurechnung der Einkünfte der Ehegatten zum Zwecke der Heranziehung zur Kirchensteuer nach den Kirchensteuerordnungen so lange Rechtens gewesen ist, als der Güterstand der Errungenschaftsgemeinschaft Geltung gehabt habe. Mit der gegenwärtigen Rechtslage nach gesetzlichem Güterrecht ist die wechselseitige hälftige Zurechnung nicht vereinbar. Das Bundesverfassungsgericht stellt in diesem Zusammenhang ausdrücklich fest, daß bezüglich der Substanz der Vermögensmassen die Eheleute nicht anders zu behandeln sind, als wenn sie unverheiratet wären.

III.

Bedeutsam für die Weiterentwicklung des Kirchensteuerrechts sind die Ausführungen des Bundesverfassungsgerichts zu den Rechtsgrundlagen der Kirchensteuererhebung in Hamburg und Bremen (1 BvR 571/60 und 586/58). Die Streitfrage, ob die Kirche als öffentlich-rechtlicher Verband bei Fehlen eines förmlichen Staatsgesetzes über die Verleihung des Besteuerungsrechts auf Grund bestehenden Landesgewohnheitsrechts ermächtigt sei, von ihren Mitgliedern Kirchensteuer zu erheben, wird vom Bundesverfassungsgericht ausdrücklich bejaht. Es führte zur Begründung aus, das Recht der Kirche, Kirchensteuer zu erheben, beruhe auf staatlicher Ermächtigung im Sinne von Art. 140 GG in Verbindung mit Art. 137 Abs. 6 WRV. Die letztgenannte Norm habe das Recht, Kirchensteuern zu erheben, nicht davon abhängig gemacht, daß das überkommene Recht neu geregelt werde. Bis zum Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung

habe das Besteuerungsrecht der Kirchen auch auf anderen Hoheitsakten als einem formellen Gesetz oder einer rechtsetzenden Vereinbarung (Konkordat, Kirchenvertrag) beruhen können. Nach Art. 137 WRV könne der Landesgesetzgeber sich auf die allgemeine Ermächtigung zur Erhebung von Kirchensteuern beschränken und die Regelung des formellen und materiellen Steuerrechts im einzelnen den Religionsgesellschaften innerhalb der Schranke des für alle geltenden Gesetzes überlassen. Er könne die Erhebung der Kirchensteuern aber auch selbst in allen Einzelheiten regeln. Die Kirchensteuer könne sich hinsichtlich des Steuersatzes an die Staatssteuern in Form von Zuschlägen anschließen oder auf einem anderen System, zum Beispiel der Festsetzung nach Einheitssätzen oder der Einschätzung, beruhen.

IV. EINIGE ÜBERLEGUNGEN ZU DEN ENTSCHEIDUNGEN DES BUNDESVERFASSUNGSGERICHTS

1. Das Kirchensteuerrecht wird, nachdem das Bundesverfassungsgericht im Jahre 1965 seine Auffassung zu zahlreichen Streitfragen ausgesprochen hat, einer gründlichen verfassungsrechtlichen Überarbeitung bedürfen. Es sind gewiß noch nicht alle Fragen geklärt worden. Andererseits ist aber die bisher bestehende Unsicherheit sowohl auf seiten der Kirchen als auch auf seiten der zuständigen staatlichen Stellen ausgeräumt, so daß jetzt eine ausreichende Grundlage für die Ländergesetzgebung vorgezeichnet ist, in welchem Rahmen sie das Hoheitsrecht der Steuererhebung auf Kirchen und Weltanschauungsgemeinschaften übertragen kann und welche verfassungsrechtlichen Grenzen den steuerberechtigten Kirchen und Religionsgemeinschaften bei Ausschöpfung der ihnen erteilten staatlichen Ermächtigung gesetzt sind.

2. Diesem Anstoß zur Rechtsentwicklung sollte der Versuch der beiden Partner folgen, soweit wie möglich eine Vereinheitlichung des Kirchensteuerrechts in der Bundesrepublik anzustreben. Die Aufgabe der Kirchen ist es, ihre Vorstellungen, die wesentlich von kirchlich-legitimen Überlegungen beeinflußt werden, so weit anzunähern, daß den Ländern ein gemeinsamer Vorschlag unterbreitet werden kann. Die Länder ihrerseits sollten das Ziel anstreben, in Verhandlungen mit den Kirchen und untereinander im Interesse der Rechtssicherheit und Rechtsvereinfachung soweit wie eben möglich zur Rechtsvereinheitlichung beizutragen.

Dabei sollte die durch das Gesetzgebungsrecht der Länder und durch die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen vorgegebene geschichtliche Entwicklung, die zu einer Vielfalt landes- und kirchengesetzlicher Regelungen in der Gegenwart geführt hat, keinesfalls als überholt und antiquiert aus der Beachtung bei dem Ringen um eine Rechtsvereinheitlichung des deutschen Kirchensteuerrechts ausscheiden. Denn die Grundgedanken einer Einführung der Kirchensteuer neben den Staatssteuern beruhen auf der verfassungsrechtlichen Garantie der völligen Unabhängigkeit und Freiheit der Finanzgebarung der Kirchen. So ist der Entschluß des einzelnen Landesgesetzgebers, sich entweder auf eine allgemeine Ermächtigung zur Erhebung von Kirchensteuern zu beschränken und die Einzelregelung des formellen und materiellen Kirchensteuerrechts den steuerberechtigten Religionsgesellschaften zu überlassen oder auch die Kirchensteuererhebung selbst

in allen Einzelheiten gesetzlich zu regeln, nicht ohne Berücksichtigung der historisch begründeten Ansprüche der Kirche an den Staat getroffen worden. Diese auch in die Gegenwart hineinwirkenden Grundsätze müssen bei den Bestrebungen um eine Rechtsvereinheitlichung des deutschen Kirchensteuerrechts angemessen beachtet werden.

3. Andererseits geht es bei einer Neuordnung des deutschen Kirchensteuerrechts nicht nur um fiskalische Details, sondern es geht auch hier um die Stellung der Kirche in der differenzierten Welt, ihre Zuordnung zu Staat und Gesellschaft, ihre Wesensgemäßheit und ihre vertragliche Ausprägung. Diesem Anliegen sah sich die Tagung der Synode der EKD im März 1966 verpflichtet, wenn ihr Ausschuß zu den Tätigkeitsberichten in seinem Bericht hervorhebt: „Und weil es scheinbar leider nicht selbstverständlich ist, meint der Ausschuß nachdrücklich darauf hinweisen zu sollen, wie entscheidend wichtig es ist, daß sich die Kirchen in der Frage des Vorgehens angesichts dieser durch die Kirchensteuerurteile von Karlsruhe geschaffenen Situation zu gemeinsamen Entscheidungen und Maßnahmen entschließen mögen, auch dann, wenn die Nötigung dazu innerhalb der einzelnen Landeskirchen möglicherweise verschieden sein sollte. Die Verantwortung vor dem verpflichtenden Gemeinsamen sollte größer sein als das Eigeninteresse und die Berücksichtigung regionaler Besonderheiten.“ Wenn der Ausschuß dann in seiner Stellungnahme zur Einzelfrage des kirchlichen Mitgliedschaftsrechts fortfährt: „Bei der Frage der Kirchenzugehörigkeit beim Übergang von einer Landeskirche zur anderen stehen wir vor sehr weitreichenden und in Karlsruhe nur angedeuteten kirchenrechtlichen Folgerungen. Wir meinten aber, daß man diese kirchenrechtlichen Folgerungen nicht allzu schnell mit theologischen Prämissen verbinden und vermischen sollte und daß es gut sei, wenn man beides, so gewiß die Zusammengehörigkeit anerkannt wird, in gebotener Weise unterscheidet, wenn auch nicht scheidet“ – so wird damit erneut zum Ausdruck gebracht, daß weitreichende kirchenrechtliche Feststellungen und theologische Entscheidungen innerhalb der konfessionsverschiedenen Landeskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht isoliert getroffen werden dürfen.

Ein befriedigende, mit den Grundsätzen unseres Verfassungsrechts und dem Anliegen des Kirchenrechts in Einklang stehende Neuregelung der Bereiche, in denen sich Staat und Kirche aufs engste berühren, setzt daher voraus, daß beide Partner sich im Wissen um die Eigenständigkeit des anderen begegnen.

Die Grundlagen und Wege dieser Verständigung zwischen Staat und Kirche im Rahmen unserer verfassungsmäßigen Ordnung und insbesondere in der Feststellung des verfassungsrechtlichen Verhältnisses von Kirche und Staat aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst der Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts, die im Jahre 1965 ergangen sind.

Kirchliche Statistik

I. Gliederung, Pfarrstellen und geistliche Kräfte in den evangelischen Landeskirchen im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) (Stand 31. 12. 1965)*

Von Paul Zieger

Die nachstehend veröffentlichten Tabellen 1–5 sind in ihrem Aufbau gegenüber denen der Vorjahre unverändert geblieben. Auch in diesem Jahr konnten Angaben für Berlin (West) wieder gemacht werden und es fehlen noch immer neuere Zahlen für die Gliedkirchen der EKD im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik, die zuletzt für den 31. 12. 1960 ermittelt werden konnten.

Während die Veränderungen bei den Kirchenkreisen gering sind, hat sich die Zahl der rechtlich selbständigen Kirchengemeinden mit Sitz eines Pfarramts fast durchweg weiterhin erhöht. Selbst wo kleine Gemeinden aufgehoben und mit anderen vereinigt wurden, ist die Gesamtzahl infolge der Bildung neuer Kirchengemeinden größer geworden.

Eine entsprechende Entwicklung ist bei den Stellen für das gemeindliche Pfarramt festzustellen. Vergleicht man in Tabelle 2 die Zahlen der Stellen mit denen für die tatsächlich tätigen Pfarrer in Tabelle 3, so wird deutlich, wie viele Stellen nach wie vor unbesetzt sind.

Vielfachem Wunsch entsprechend hat das Kirchenstatistische Amt für die Pfarrer im gemeindlichen Pfarramt und für die aktiven Geistlichen insgesamt berechnet, wie hoch die durchschnittliche Seelenzahl je Pfarrer ist. Das hier nachstehend dargestellte Ergebnis nach dem Stand vom 31. 12. 1963 darf nicht ohne Vorbehalt zu Vergleichszwecken benutzt werden. Zuverlässige Schlüsse auf die geistliche Versorgung der Gemeindeglieder im Bereich der einzelnen Landeskirchen lassen sich aus diesen Zahlen nicht ziehen.

* Allgemeine Vorbemerkungen zu den Tabellen:

- Wenn in den einzelnen Tabellenfeldern keine Zahlen eingetragen sind, so bedeutet:
- der Zahlenwert ist genau gleich Null,
 - 0 der Zahlenwert ist von Null verschieden, aber kleiner als die Hälfte der verwendeten Zahleneinheit und daher nicht ausdrückbar,
 - . der Zahlenwert ist unbekannt bzw. aus technischen Gründen nicht feststellbar,
 - x eine Angabe kann aus sachlichen Gründen nicht gemacht werden,
 - () die eingeklammerten Zahlen geben nur Teilergebnisse an; bei Prozentzahlen ist die Ausgangszahl kleiner als 100.

Abweichungen in den Summen (bei Prozentziffern) entstehen durch das Runden der einzelnen Zahlen.

Bei Untergliederungen bedeutet:

davon – Summe der Einzelpositionen ergibt Gesamtsumme.

darunter – nur ausgewählte Einzelpositionen, die nicht Gesamtsumme ergeben.

Landeskirche¹	Seelenzahl	Pfarrer i. gem. Amt		aktive Pfarrer insg.	
		Anzahl	Seelenzahl je Pfarrer	Anzahl	Seelenzahl je Pfarrer
Berlin (West)	1536000	315	4876	391	3928
Westfalen	3494000	1134	3081	1273	2745
Rheinland	3880000	1170	3316	1233	3147
Hessen und Nassau	2273000	953	2385	1016	2237
Kurhessen-Waldeck	1092000	476	2294	499	2188
Baden	1358500	514	2643	582	2334
Pfalz	742500	297	2500	318	2335
Bremen	512200	90	5691	101	5071
Hannover	3856000	1208	3192	1343	2871
Bayern	2580500	1272	2029	1323	1950
Schleswig-Holstein	2319500	613	3784	644	3602
Hamburg	725200	144	5036	204	3555
Braunschweig	648400	268	2419	281	2307
Lübeck	207600	52	3992	58	3579
Schaumburg-Lippe	73700	23	3204	23	3204
Württemberg	2500300	1182	2115	1285	1946
Oldenburg	528000	146	3616	168	3143
Eutin	85700	20	4285	20	4285
Lippe	240500	86	2797	95	2532
Nordwestdeutschland	212400	96	2213	101	2103
<i>Insgesamt</i>	28866000	10059	2870	10958	2634

Unter den für den 31. 12. 1965 gemeldeten Pfarrern befanden sich 1236 Ostpfarrer, die fest angestellt waren, außerdem hatten 232 einen Beschäftigungsauftrag und 2636 waren emeritiert.

1. Alle Angaben nach dem Stand vom 31. 12. 1963

Tabelle 1: Gliederung der Landeskirchen (Stand: 31. 12. 1965)

Landeskirche	Sprengel, Generalsuper- intendenturen, Kreiskirchen- bezirke u. dgl.	Kirchenkreise, Superinten- denturen, Dekanate, Propsteien u. dgl.	Rechtlich selbständige Kirchengemeinden				Parochial- verbände, Gesamt- verbände u. dgl.
			mit	ohne	ins- gesamt	mehr (+) oder weniger (—) gegen den 31. 12. 1964	
			Sitz eines ¹ Pfarramts				
	1	2	3	4	5	6	7

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	1	13	144	1	145	+	4	1
Westfalen	—	33	580	—	580	+	7	16
Rheinland	—	47	721	121	842	+	19	18

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	6	56	973	141	1114	+	10	11
Kurhessen-Waldeck	6	27	527	447	974	+	4	7
Baden	2	27	422	118	540	+	1	8
Pfalz	—	20	293	164	457	+	8	5
Bremen	—	—	61	1	62	+	4	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	10	85	1221	446	1667	+	15	14
Bayern	5	72	1208 ²	69	1277	+	7	19
Schleswig-Holstein	4	22	471	14	485	+	12	12
Hamburg	—	7 ³	75	—	75	±	0	—
Braunschweig	—	17	290	142	432	+	8	4
Lübeck	—	—	30	—	30	+	1	—
Schaumburg-Lippe	—	3	21	—	21	±	0	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	4	51	1042	225	1267	+	6	26
Oldenburg	—	13	99	8	107	±	0	—
Eutin	—	—	17	—	17	±	0	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	6 ⁴	67	—	67	±	0	—
Nordwestdeutschland	—	10	123	6	129	±	0	—
Zusammen	37	509	8385	1903	10288	+	106	143

dagegen am 31. 12. 1960

<i>westliche Glied- kirchen der EKD</i>	37	483	7658	2027	9685	+	90 ⁵	108
<i>östliche Glied- kirchen der EKD⁵</i>	27	279	4824	3218	8042	+	185 ⁶	36

Ev. Landeskirchen

<i>Insgesamt</i>	64	762	12482	5245	17727	+	275 ⁶	144
------------------	----	-----	-------	------	-------	---	------------------	-----

1. in Spalte 3 sind alle Kirchengemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramtes gezählt (die Zahl der Stellen ist in Tabelle 2, Spalten 1 und 2 nachgewiesen)

2. einschließlich exponierte Vikariate

3. Kirchenkreise (keine Aufsichts- bzw. Verwaltungsbezirke i. e. S.)

4. darunter eine „lutherische Klasse“

5. einschließlich Berlin-Brandenburg

6. gegen den 31. 12. 1959

Tabelle 2: Die Stellen für das geistliche Amt (Stand: 31. 12. 1965)

Landeskirche	Stellen für hauptamtlich im kirchlichen Dienst angestellte Pfarrer (Volltheologen)															gemeindliche Stellen für Hilfspfarrer		Stellen für geistliche Kräfte	Geistliche Stellen
	festgegründete gemeindliche Pfarrstellen für			in der zentralen Verwaltung der Landes- kirche	im all- gemeinen landes- kirchlichen Dienst		in Anstal- ten der Inneren Mission mit Parochial- rechten			in Landes- und Kommunalanstalten ¹	insge- samt (Spalten 1, 2, 4 bis 10)	für männl. Stellen- inhaber	für weibl. Stellen- inhaber	ohne theologi- sches Voll- studium 11 bis 14)	insgesamt (Spalten 11 bis 14) darunter für Pfarrer				
	männl.	weibl.	mehr (+) oder weniger (-) gegen den 31. 12. 1964		m.*	w.*	m.*	w.*											
									1							2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union																		
Berlin (West)	392	24	+ 10	8	49	21	1	1	1	9	5	510	—	—	7	517	46	
Westfalen	1252	—	+ 26	11	106	2	57	1	12	4	1445	—	9	88	1542	12		
Rheinland	1414	13	+ 33	11	40	4	14	—	12	62	1570	—	—	52	1622	26		
Übrige unierte Landeskirchen																		
Hessen und Nassau	999	1	+ 10	11	43	—	12	—	25	—	1091	81	—	113	1285	1		
Kurhessen-Waldeck	631	—	+ 3	7	23	8	—	—	—	—	669	13	—	—	682	8		
Baden	577	—	+ 3	8	25	8	—	—	15	34	667	167 ³	—	37	871	15		
Pfalz	331	2	+ 7	7	10	—	—	—	4	9	363	40	—	—	403	2		
Bremen	124	.	+ 12	—	4	.	3	.	4	—	135	—	—	—	135	.		
Gliederkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands																		
Hannover	1578	—	+ 19	11	—	—	17	—	5	2	1613	6	—	50	1669	—		
Bayern	1493	—	+ 13	19	34	3	—	—	—	—	1549	214 ⁴	—	—	1763	3		
Schleswig-Holstein	778	10	+ 19	8	22	—	15	—	2	—	835	—	—	—	835	10		

für Frauen

insgesamt
(Spalten
11 bis 14)

Hamburg	170	—	+ 6	4	38	2	3	—	23	—	240	—	—	240	9
Braunschweig	339	—	+ 0	3	8	5	—	—	3	1	359	—	—	359	6
Lübeck	57	—	— 1	3	—	—	1	—	2	3	66	—	—	66	1
Schaumburg-Lippe	25	—	+ 0	—	—	—	—	—	—	—	25	—	—	25	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	1288	16	+ 17	17	31	2	34	3	7	31	1429	191 ⁵	—	—	1620	24
Oldenburg	177	—	+ 3	3	7	—	2	—	7	6	202	—	—	—	202	—
Eutin	28	—	+ 1	—	—	—	—	—	—	—	28	—	—	—	28	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	105	—	+ 2	1	—	—	2	—	2	3	113	—	—	—	113	1
Nordwestdeutschland	123	—	+ 2	2	1	—	—	—	—	1	127	2	—	—	129	—
Zusammen	11881	(66)	+ 187	134	441	(55)	161	(5)	132	161	13036	714	(9)	347	14106	(164)

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied-

kirchen der EKD

10497

+ 176⁷

113

334

108

63

101

11216

763

7

56

12042

—

—

—

östliche Glied-

kirchen der EKD*

6422

— 6⁷

53

98

41

66

1

6681

121

142

(6944)

—

—

—

—

Ev. Landeskirchen

Insgesamt	16919	—	+ 170 ⁷	166	432	—	149	—	129	102	17897	884	(7)	198	(18986)	—
-----------	-------	---	--------------------	-----	-----	---	-----	---	-----	-----	-------	-----	-----	-----	---------	---

* m. = Zahl der Stellen für männliche Stelleninhaber; w. = Zahl der Stellen für weibliche Stelleninhaber

1. soweit die Stellen mit Amtsträgern der Kirche von der Kirche besetzt werden

2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreis kirchlichen Dienst bei Rheinland)

3. einschl. weibl. Stelleninhaber

4. einschl. 20 Stellen in exponierten Vikariaten

5. außerdem 10 Stifts- und Seminarprebendenstellen

6. einschl. Berlin-Brandenburg

7. gegen den 31. 12. 1959

Tabelle 3: Die Träger des geistlichen Amtes (Stand: 31. 12. 1965)

Landeskirche	Die hauptamtlich im kirchl. Dienst angestellten Pfarrer																Tätige geistliche Kräfte		
	in einem gemeindlichen Pfarramt			in der zentralen Verwaltung der Landeskirche		im allgemeinen Landeskirchlichen Dienst		in Anstalten der Inneren Mission mit Parochialrechten	in Landes- und Kommunalanstalten ¹	als Religionslehrer ²	endgültig angestellte Pfarrer insgesamt (Spalten 1, 2, 4 bis 9)	Pfarrer mit Beschäftigungsauftrag		Ordinierte Hilfspfarrer mit 2. theol. Examen		Geistliche Kräfte ohne mit 1. theol. Examen		insgesamt (Spalten 10 bis 16)	darunter Frauen
				M.	Fr.	für eine gemeindliche Pfarrstelle	für eine sonstige geistliche Stelle					Männer	Frauen						
	Männer	Frauen	mehr (+) oder weniger (—) gegen den 31. 12. 1964	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	326	22	+ 15	7	44	17	—	8	3	427	7	—	32	3	—	7	476	42
Westfalen	1125	6	+ 25	11	86	10	46	5	3	1292	15	—	94	8	—	91	1500	25
Rheinland	1295	13	+ 108	9	38	3	.	10 ³	40	1408	11	1	71	5	—	31	1527	21

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen u. Nassau	776	10	— 142	11	40	2	12	24	—	875	20	1	99	4	—	113	1112	19
Kurhessen- Waldeck	474	5	+ 2	7	20	1	—	—	—	507	15	3	31	1	—	23	580	7
Baden	510	—	— 2	7	24	8	—	14	32	595	13	14	81	3	—	53	759	18
Pfalz	299	2	+ 4	5	9	—	—	3	9	327	4	2	7	—	65	—	405	16
Bremen	102	—	+ 5	—	4	—	3	4	—	113	2	—	7	—	25	1	148	1

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1157	—	— 7	14	114	35	17	5	2	1344	34	2	27	3	—	141	1551	40
Bayern	1308	—	+ 13	19	26	—	—	—	—	1353	7	7	150	21	45	45	1628	23
Schleswig- Holstein	657	7	— 1	8	22	—	12	2	—	708	18	5	28	2	—	19	780	9

Hamburg	147	—	—	5	3	31	2	3	21	—	207	—	5	22	—	—	—	234	8
Braunschweig	258	—	+	3	3	6	4	—	2	—	273	7	—	11	1	—	12	304	5
Lübeck	55	2	+	3	3	—	—	1	—	3	64	—	1	4	1	6	—	76	4
Schaumburg-Lippe	23	—	±	0	—	—	—	—	—	—	23	—	—	2	—	—	1	26	—
Übrige lutherische Landeskirchen																			
Württemberg	1149	16	—	17	17	31	2	37	5	28	1285	88	—	54	2	196	72	1697	37
Oldenburg	148	—	+	2	3	6	—	2	6	5	170	1	1	7	4	—	11	194	4
Eutin	24	—	+	3	—	—	—	—	—	—	24	—	—	—	—	—	—	24	—
Reformierte Landeskirchen																			
Lippe	91	—	+	2	1	—	—	2	—	3	97	—	—	3	1	—	4	105	2
Nordwestdeutschland	92	—	—	5	2	1	—	—	—	1	96	—	—	—	—	—	10	106	—
Zusammen	10016	83	+	6	130	502	84	135	109	129	11188	242	42	730	59	337	634	13232	281
dagegen am 31. 12. 1960																			
<i>westliche Gliedkirchen</i>																			
der EKD	9365	·	+	29 ^s	110	316	·	100	61	95	10047	204	35	775	191	242	395	11889	·
<i>östliche Gliedkirchen</i>																			
der EKD ⁴	4003	·	+	40 ^s	48	97	·	35	45	—	4228	84	5	274	114	19	533	5257	·
Ev. Landeskirchen																			
Insgesamt	13368	·	+	69 ^s	158	413	·	135	106	95	14275	288	40	1049	305	261	928	17146	·

1. soweit Amtsträger der Kirche und von der Kirche berufen
2. im landeskirchlichen Dienst (bzw. im kreis Kirchlichen Dienst bei Rheinland)
3. vom Staat im Einvernehmen mit der Kirche angestellt
4. einschl. Berlin-Brandenburg
5. gegen den 31. 12. 1959

Tabelle 4: Emeritierte Pfarrer und Pfarrverwalter, beurlaubte¹ Pfarrer und Pfarrer im Wartestand (Stand: 31. 12. 1965)

Landeskirche	Pfarrer im Ruhestand		Pfarrverwalter im Ruhestand	Zu anderweitiger Dienstleistung beurlaubte Pfarrer		Pfarrer im Wartestand
	m.	w.		m.	w.	
	1	2		4	5	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	210	3	5	—	—	1
Westfalen	231	6	6	16	4	2
Rheinland	236	2	—	15	—	1

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	292	1	5	68	2	6
Kurhessen-Waldeck	169	—	2	13	3	1
Baden	143	1	—	82	9	—
Pfalz	85	2	1	40	6	2
Bremen	17	—	—	—	—	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	384	3	1	44	—	2
Bayern	355	—	4	230	—	3
Schleswig-Holstein	158	2	2	21	—	1
Hamburg	46	2	—	7	—	2
Braunschweig	78	—	2	10	—	—
Lübeck	14	—	—	3	—	—
Schaumburg-Lippe	5	—	—	1	—	1

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	334	—	—	168	6	9
Oldenburg	30	—	—	14	—	1
Eutin	4	—	—	2	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	18	—	—	2	—	1
Nordwestdeutschland	24	—	1	3	—	—
Zusammen	2833	22	29	739	30	33

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied- kirchen der EKD	2267	.	13	430	.	45
östliche Glied- kirchen der EKD ²	865	.	22	20	.	17
Ev. Landeskirchen Insgesamt	3132	.	35	450	.	62

1. Pfarrer, die zu anderweitiger Dienstleistung aus dem unmittelbaren kirchlichen Dienst mit dem Recht des Rücktritts entlassen oder für mindestens ein Jahr beurlaubt sind

2. einschl. Berlin-Brandenburg

Tabelle 5: Lebensalter der im Jahre 1965 emeritierten Pfarrer und Pfarrverwalter und der im aktiven kirchlichen Dienst verstorbenen Pfarrer

Landeskirche	im Jahr 1965 emeritierte Pfarrer und Pfarr- verwalter	deren Lebensalter im Zeitpunkt der Emeritierung			im Jahr 1965 im aktiven kirchlichen Dienst verstorbene Pfarrer ¹	deren Lebensalter im Zeitpunkt des Todes		
		unter 60 Jahre	60 bis unter 70 Jahre	minde- stens 70 Jahre		unter 40 Jahre	40 bis unter 60 Jahre	minde- stens 60 Jahre
		1	2	3		4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	7 ²	2 ²	4	1	2	—	2	—
Westfalen	19	3	16	—	8	—	6	2
Rheinland	20	3	15	2	7	1	3	3

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	10	2	4	4	6	—	3	3
Kurhessen-Waldeck	10	2	8	—	3	—	2	1
Baden	11	—	10	1	3	—	2	1
Pfalz	5	—	4	1	2	1	1	—
Bremen	—	—	—	—	—	—	—	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	42	2	37	3	9	—	7	2
Bayern	30	1	29	—	7	—	2	5
Schleswig-Holstein	12	1	11	—	—	—	—	—
Hamburg	6	—	6	—	—	—	—	—
Braunschweig	4	—	2	2	1	—	—	1
Lübeck	—	—	—	—	—	—	—	—
Schaumburg-Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	36	4	32	—	5	—	3	2
Oldenburg	3	—	—	3	—	—	—	—
Eutin	—	—	—	—	—	—	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—
Nordwestdeutschland	1	—	—	1	1	—	—	1
Zusammen	216	20	178	18	54	2	31	21

dagegen am 31. 12. 1960

westliche Glied- kirchen der EKD	204	16	146	42	69	5	40	24
östliche Glied- kirchen der EKD ³	109	10	66	33	32	1	11	20
Ev. Landeskirchen Insgesamt	313	26	212	75	101	6	51	44

1. Pfarrer, die im unmittelbaren kirchlichen Dienst fest angestellt waren (vgl. Tabelle 3, Spalte 10)
2. darunter 1 Frau
3. einschl. Berlin-Brandenburg

II. Äußerungen des kirchlichen Lebens 1964 in den westlichen Gliedkirchen der EKD

Von Paul Zieger

Auch für 1964 liegen Zahlen für Berlin (West) vor, so daß die Tabellen mit denen des Vorjahrs ohne Schwierigkeiten verglichen werden können. Im Aufbau sind die Tabellen nicht geändert worden. Die den Prozentzahlen zugrunde liegenden absoluten Zahlen sind in der Statistischen Beilage Nr. 27 zum Amtsblatt der EKD vom 15. 6. 1966 in den Statistischen Berichten Nr. 237 veröffentlicht. Beim Vergleich der Zahlen mit denen des Vorjahrs zeigt sich eine bemerkenswerte Konstanz der Vergleichsziffern. Insbesondere sind die Taufziffern, die Trauziffern und die Bestattungsziffern, die das Verhältnis der Kasualien zu den standesamtlichen Zahlen darstellen, trotz einiger Abweichungen für die einzelnen Landeskirchen insgesamt unverändert. Die absoluten Zahlen eignen sich für solche Vergleiche weniger, weil sie stark von der Entwicklung der natürlichen Bevölkerungsbewegung abhängen; so erklärt sich die Zunahme der Konfirmationen verhältnismäßig leicht daraus, daß die in Frage kommenden Geburtenjahrgänge wieder stärker waren. Auch die Übertritte haben sich in ihrer absoluten Höhe kaum verändert, sie sind um einige 100 höher als im Vorjahr.

Die auffälligste Abweichung zeigt sich bei den Ausgetretenen. Hier ist die Gesamtzahl um nahezu 5000 gegenüber dem Vorjahr angestiegen, wenn auch mit unterschiedlicher Stärke, so doch in allen Landeskirchen bis auf Schaumburg-Lippe und Nordwestdeutschland-ref. Hier sind die Zahlen aber seit jeher gering.

Tabelle 1: Taufen im Jahre 1964

Landeskirche	Getaufte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	ins- gesamt	darunter nach- träglich getauft	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonst. Eltern und Mütter	Tauf- ver- sagun- gen	Getaufte Erwachsene
			evan- gelischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
1	2	3	4	5	6	7	8	9	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	16931	3667	78,9	14,9	8,8	5,7	0,6	3	494
Westfalen	58806	3951	79,2	17,9	15,8	2,7	0,2	48	542
Rheinland	60749	4752	67,6	28,8	25,8	3,2	0,4	54	727

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	37926	2085	74,4	22,0	19,3	3,1	0,5	9	220
Kurhessen-Waldeck	19422	516	85,1	12,0	10,7	2,6	0,2	4	94
Baden	23774	1298	68,4	26,8	24,3	4,4	0,5	7	125
Pfalz	12654	391	73,1	23,2	21,4	3,2	0,5	33	42
Bremen	7786	1186	85,7	10,9	8,1	3,2	0,2	—	254

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	70278	4346	88,8	8,1	6,7	2,9	0,2	32	615
Bayern	41855	1362	67,7	26,3	24,1	5,5	0,4	4	182
Schleswig-Holstein	41104	5373	88,9	7,9	4,8	2,9	0,3	14	1133
Hamburg	9563	2574	81,6	13,7	7,0	4,1	0,6	9	247
Braunschweig	10591	1121	82,0	13,6	10,7	3,8	0,6	3	220
Lübeck	3405	328	87,9	6,2	5,6	5,7	0,1	—	25
Schaumburg-Lippe	1329	51	89,9	7,9	6,6	1,8	0,4	—	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	46506	1913	76,2	20,5	17,7	3,0	0,3	8	277
Oldenburg	10916	1082	87,7	9,8	7,7	2,4	0,2	1	142
Eutin	1684	192	89,4	6,6	4,5	4,0	—	—	16

Reformierte Landeskirchen

Lippe	4326	186	90,7	6,6	5,9	2,5	0,1	4	42
Nordwestdeutschland	3666	145	92,6	5,5	4,5	1,8	0,0	1	27
Westliche Glied-kirchen zusammen	483271	36519	78,6	17,7	15,2	3,4	0,3	234	5426

Tabelle 2: Kindertaufen in % der Geburten des Jahres 1964 (Taufziffern)

Landeskirche	Getaufte Kinder in % der Lebendgeborenen des gleichen Jahres		
	aus evangelischen Ehen	aus evang.-katholischen Ehen	uneheliche von evang. Müttern
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	83	41	42
Westfalen	99	38	65
Rheinland	94	37	56

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	100	46	60
Kurhessen-Waldeck	98	49	63
Baden	98	42	66
Pfalz	99	46	61
Bremen	90	54	54

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	98	44	64
Bayern	99	38	71
Schleswig-Holstein	91	52	56
Hamburg	91	58	45
Braunschweig	99	46	61
Lübeck	98	51	72
Schaumburg-Lippe	112	48	75

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	98	46	61
Oldenburg	98	43	65
Eutin	104	65	74

Reformierte Landeskirchen

Lippe	106	38	67
Nordwestdeutschland	102	39	67

Westliche Gliedkirchen zusammen	96	41	60
---------------------------------	----	----	----

Tabelle 3: Kindertaufen nach dem Ort der Taufe im Jahre 1964

Landeskirche	Von je 100 im Jahre getauften Kindern unter 14 Jahren wurden getauft			
	während des Gemeinde- gottesdienstes oder im Kindergottes- dienst	außerhalb des Gemeindegottesdienstes		
		in kirchlichen Räumen einschl. des Pfarrhauses	in der Haus- gemeinschaft (Haustaufen)	in Kliniken u. ähnlichen Anstalten
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	37,5	55,8	0,8	6,0
Westfalen	70,5	26,6	1,0	2,0
Rheinland	72,8	24,7	1,0	1,6

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	66,1	25,7	6,0	2,2
Kurhessen-Waldeck	62,5	23,2	11,7	2,7
Baden	72,3	22,7	1,4	3,7
Pfalz	79,7	10,6	3,1	6,5
Bremen	30,8	66,1	1,6	1,5

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	40,0	55,0	4,0	1,0
Bayern	21,1	56,3	2,3	20,3
Schleswig-Holstein	31,4	60,4	7,5	0,8
Hamburg	20,6	77,4	1,1	0,9
Braunschweig	24,5	73,9	0,5	1,1
Lübeck	18,0	78,9	0,2	2,8
Schaumburg-Lippe	53,3	45,6	0,9	0,2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	82,9	13,0	1,7	2,3
Oldenburg	39,5	57,1	2,5	0,9
Eutin	36,2	57,1	6,1	0,6

Reformierte Landeskirchen

Lippe	89,1	7,3	2,2	1,4
Nordwestdeutschland	76,6	6,8	16,0	0,6
Westliche Glied- kirchen zusammen	54,8	38,4	3,2	3,6

Tabelle 4: Konfirmationen im Jahre 1964

Landeskirche	Konfirmierte Kinder		davon (in % von Spalte 1)					Nachrichtlich	
	insgesamt	darunter später als üblich konfirmiert	Kinder aus			unehe- liche Kinder evang. Mütter	Kinder sonstiger Eltern und Mütter	Konfir- mations- versa- gungen	im Jahre 1964 konfir- mierte Erwach- sene ¹
			evange- lischen Ehen	Mischehen					
				ins- gesamt	darunter aus evang.- kath. Ehen				
	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union									
Berlin (West)	15822	129	75,5	18,1	8,7	4,8	1,6	33	185
Westfalen	48104	80	82,6	15,2	11,9	1,8	0,4	52	400
Rheinland	50638	68	72,6	24,5	19,6	2,0	1,0	91	117
Übrige unierte Landeskirchen									
Hessen u. Nassau	29134	25	79,8	17,5	14,5	2,0	0,7	21	38
Kurhess.-Waldeck	16194	28	87,9	9,8	8,1	2,0	0,3	7	23
Baden	18638	6	73,8	22,1	19,1	3,2	0,9	19	14
Pfalz	11238	1	78,1	18,8	17,0	2,5	0,6	8	4
Bremen	6267	3	83,7	13,1	8,8	2,2	1,0	—	8
Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands									
Hannover	54727	95	88,3	8,3	6,3	3,0	0,4	80	205
Bayern	32484	42	75,3	20,5	18,2	3,7	0,6	27	25
Schleswig-Holst.	31411	131	86,3	9,5	5,4	3,3	0,9	41	428
Hamburg	9500	55	79,4	16,0	7,8	2,3	2,3	40	178
Braunschweig	9260	12	80,4	14,5	9,5	3,6	1,6	3	115
Lübeck	2594	8	92,1	7,2	6,4	0,7	0,1	—	16
Schaumbg.-Lippe	950	1	92,5	5,9	4,5	1,5	0,1	2	3
Übrige lutherische Landeskirchen									
Württemberg	32680	46	80,6	16,5	12,9	2,1	0,8	7	.
Oldenburg	8333	44	86,0	10,5	6,8	2,9	0,6	9	47
Eutin	1161	3	91,6	5,1	2,7	2,8	0,4	—	11
Reformierte Landeskirchen									
Lippe	3352	2	93,2	5,0	4,3	1,6	0,1	2	15
Nordwestdeutschld.	2662	13	94,5	3,6	3,0	1,7	0,2	—	21
Westliche Glied- kirchen zus.	385149	792	81,0	15,6	12,1	2,6	0,7	442	(1853)

1. über 21 Jahre alt

Tabelle 5: Trauungen im Jahre 1964

Landeskirche	Gebraute Paare		davon (in % von Spalte 1)				Nachricht- lich Trau- versagun- gen
	ins- gesamt	darunter nachträg- lich getraut ¹	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare		sonstige Ehe- paare	
				insgesamt	darunter evang.-kath. Ehepaare		
1	2	3	4	5	6	7	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	6877	354	90,2	9,6	8,6	0,2	14
Westfalen	26408	3029	79,4	20,5	19,6	0,1	119
Rheinland	26086	1801	68,8	31,1	29,9	0,0	183

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	15693	641	75,1	24,7	22,9	0,2	28
Kurhessen-Waldeck	8090	201	85,4	14,6	13,9	—	22
Baden	9660	269	69,0	30,9	28,8	0,1	29
Pfalz	5176	126	75,4	24,5	22,7	0,1	2
Bremen	3447	177	89,6	10,2	7,4	0,1	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	30166	1393	91,3	8,6	7,8	0,1	175
Bayern	16652	447	68,6	31,4	29,5	0,1	157
Schleswig-Holstein	16526	466	93,9	6,1	5,3	0,0	38
Hamburg	3837	100	91,6	8,2	6,6	0,2	26
Braunschweig	4712	308	87,4	12,5	11,4	0,1	20
Lübeck	1532	49	96,3	3,7	3,3	—	—
Schaumburg-Lippe	632	24	89,4	10,0	8,4	0,6	1

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	(18625)	1659	77,1	22,9	20,3	.	66
Oldenburg	4279	146	89,3	10,6	10,0	0,1	6
Eutin	711	38	92,8	6,9	6,5	0,3	2

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1862	55	88,8	11,2	10,8	—	7
Nordwestdeutschland	1478	39	91,7	8,3	6,8	—	1

Westliche Glied- kirchen zus.	(202449)	11322	80,8	19,2	17,8	(0,1)	896
----------------------------------	----------	-------	------	------	------	-------	-----

¹ in allgemeinen später als 1 Jahr, in Württemberg später als 1 Monat nach der standesamtlichen Eheschließung

Tabelle 6: Trauungen in % der Eheschließungen des Jahres 1964 (Trauziffern)

Landeskirche	Trauungen in % der Eheschließungen					
	evangelische Ehepaare	konfessionell gemischte Ehepaare				
		davon				
		insgesamt	evangelisch-katholische	evangelisch-anders-christliche	evangelisch-jüdische	evangelisch-sonstige
	1	2	3	4	5	6

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	48	10	17	9	—	1
Westfalen	96	31	33	22	—	6
Rheinland	88	28	30	26	—	3

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	89	34	37	20	4	14
Kurhessen-Waldeck	95	36	41	15	—	5
Baden	90	33	34	21	20	21
Pfalz	93	40	40	39	—	43
Bremen	76	31	35	58	—	15

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	92	29	35	25	—	4
Bayern	88	27	27	25	6	16
Schleswig-Holstein	76	21	35	24	—	1
Hamburg	59	13	22	29	—	1
Braunschweig	86	28	34	50	—	1
Lübeck	81	13	17	19	—	—
Schaumburg-Lippe	108	53	52	82	—	14

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	90	36	38	25	—	27
Oldenburg	90	31	37	22	—	4
Eutin	97	38	54	43	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	96	43	49	11	—	6
Nordwestdeutschland	98	35	38	39	—	8

Westliche Gliedkirchen zusammen	85	29	32	23	4	6
---------------------------------	----	----	----	----	---	---

Tabelle 7: Trauungen von geschiedenen Eheleuten im Jahre 1964

Landeskirche	Trauungen von Ehepaaren, bei denen geschieden waren:		
	nur der Mann	nur die Frau	beide
	1	2	3

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	343	159	37
Westfalen	624	471	148
Rheinland	849	513	151

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	505	318	102
Kurhessen-Waldeck	151	149	46
Baden	400	244	74
Pfalz	204	134	61
Bremen	37	67	12

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	664	477	107
Bayern	401	257	65
Schleswig-Holstein	218	219	31
Hamburg	37	36	12
Braunschweig	97	54	14
Lübeck	35	25	3
Schaumburg-Lippe	7	8	1

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	532	273	.
Oldenburg	39	57	8
Eutin	10	6	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	19	28	3
Nordwestdeutschland	20	20	—
Westliche Glied- kirchen zusammen	5192	3515	(876)

Tabelle 8: Kirchliche Bestattungen im Jahre 1964

Landeskirche	Bestattete			davon			
	Erd- bestat- tete	Einge- äscherte und in Urnen Bei- gesetzte ¹	ins- gesamt	evangelische Bestattete		sonstige Bestattete	
				Anzahl	in % der verstorbenen Evangelischen	Anzahl	in % aller Bestatteten (Spalte 3)
	1	2	3	4	5	6	7
Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union							
Berlin (West)	15795	8226	24021	23043	86	978	4,1
Westfalen	36011	1242	37253	36889	97	364	1,0
Rheinland	39541	1219	40760	39889	94	871	2,1
Übrige unierte Landeskirchen							
Hessen und Nassau	21729	3502	25231	24631	97	600	2,4
Kurhessen-Waldeck	11138	671	11809	11703	96	106	0,9
Baden	12628	1771	14399	14071	97	328	2,3
Pfalz	7795	350	8145	7939	99	206	2,5
Bremen	3447	1792	5239	5147	88	92	1,8
Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands							
Hannover	40711	2538	43249	42959	97	290	0,7
Bayern	23979	5751	29730	29100	98	630	2,1
Schleswig-Holstein	22901	2692	25593	25251	90	342	1,3
Hamburg	4971	3815	8786	8682	86	104	1,2
Braunschweig	5881	1463	7344	7292	95	52	0,7
Lübeck	1798	458	2256	2243	91	13	0,6
Schaumburg-Lippe	830	17	847	846	106	1	0,1
Übrige lutherische Landeskirchen							
Württemberg	(22640) ²	(2342) ²	(24982) ²	24982	95	.	.
Oldenburg	5616	425	6041	5875	99	166	2,7
Eutin	1041	52	1093	1080	107	13	1,2
Reformierte Landeskirchen							
Lippe	2476	47	2523	2515	96	8	0,3
Nordwestdeutschland	1794	50	1844	1823	106	21	1,1
Westliche Glied- kirchen zusammen (282722) (38423) (321145)							
				315960	95	(5185)	(1,6)

1. Urnenbeisetzungen nur gezählt, wenn Einäscherung ohne kirchliche Mitwirkung
 2. nur Evangelische

Tabelle 9: Kirchliche Bestattungen von Selbstmördern im Jahre 1964

Landeskirche	Bestattete insgesamt	davon		
		evangelisch- landeskirchliche	röm.- katholische	sonstige ¹
	1	2	3	4

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	298	295	3	
Westfalen	399	392	7	—
Rheinland	339	330	8	1

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	196	184	—	12
Kurhessen-Waldeck	145	142	3	—
Baden	185	179	2	4
Pfalz	132	122	7	3
Bremen	27	26	1	—

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	568	563	5	—
Bayern	412	405	6	1
Schleswig-Holstein	321	319	—	2
Hamburg	50	50	—	—
Braunschweig	73	73	—	—
Lübeck	4	4	—	—
Schaumburg-Lippe	13	13	—	—

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	.	.	.	.
Oldenburg	63	63	—	—
Eutin	14	14	—	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	37	37	—	—
Nordwestdeutschland	24	24	—	—

Westliche Glied- kirchen zusammen	(3300)	(3235)	(39)	3	(23)
--------------------------------------	--------	--------	------	---	------

1. „sonstige“ = ev.-freikirchlich, anders christlich, jüdisch, sonstige Religion, freireligiös, Weltanschauungsgemeinschaften, gemeinschaftslos und ohne Angabe

Tabelle 10: Heiliges Abendmahl im Jahre 1964

Landeskirche	Abendmahlsfeiern					Abendmahlsgäste			
	im Gotteshaus		je Kirchengemeinde ¹		Privat- kommunionen	im Gotteshaus		Privatkommunionen	
			alle Kirchen- gemeinden ²	Gemeinden mit Sitz mindestens eines Pfarramtes					
	insgesamt					insgesamt		je Feier	
	1	2	3	3		5	6	7	8

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	7010	50	50	1675	262652	37	11606	7
Westfalen	19993	35	35	13830	914497	46	48069	3
Rheinland	17723	22	25	13649	820540	46	43278	3
Übrige unierte Landeskirchen								
Hessen und Nassau	13053	12	14	8126	646891	50	28352	3
Kurhessen-Waldeck	6724	7	13	4700	389454	58	15800	3
Baden	9434	18	22	8716	452339	48	28858	3
Pfalz	3412	8	12	3765	208934	61	12805	3
Bremen	1454	25	26	382	56514	39	1219	3

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	24986	15	21	11031	991916	40	41004	4
Bayern	27046	21	23	16842	1174013	43	46019	3
Schleswig-Holstein	9649	20	21	2079	286774	30	8159	4
Hamburg	3714	50	50	733	118907	32	2703	4
Braunschweig	4224	10	15	1002	140436	33	3690	4
Lübeck	982	34	34	268	24393	25	1019	4
Schaumburg-Lippe	321	15	15	498	21583	67	2041	4

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	16330 ³	13	16	13770	733964 ⁴	45	54189	4
Oldenburg	2517	24	25	713	92367	37	2925	4
Eutin	227	13	13	48	8523	38	138	3

Reformierte Landeskirchen

Lippe	1226	18	18	697	54643	45	2938	4
Nordwestdeutschland	662	5	5	95	29562	45	357	4

Westliche Glied- kirchen zusammen

	170687	17	21	102619	7428902	44	355169	3
--	--------	----	----	--------	---------	----	--------	---

1. nach dem Stand am Ende des Berichtsjahres
2. einschließlich rechtlich selbständiger Gemeinden ohne Sitz eines Pfarramts, Hilfspfarramts, exponierten Vikariats oder dergleichen
3. darunter 802 Feiern für Sondergruppen
4. darunter 36724 Gäste bei Abendmahlfeiern für Sondergruppen

Tabelle 11: Abendmahlsgäste des Jahres 1964

Landeskirche	Abendmahlsgäste							
	insgesamt		Männer in % von Spalte 1	bei Privat- kommunionen in % von Spalte 1	bei Feiern im Gotteshaus			im selbständigen Abendmahls- gottesdienst
	Zahl	in % der Seelen ¹ (Abendmahls- ziffern)	insgesamt	innerhalb des Gottes- dienstes	davon in %			
					insgesamt	im Anschluß an einen Predigt- gottesdienst		
1	2	3	4	5	6	7	8	

Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	274258	17	28	4	262652	43,7	35,5	20,8
Westfalen	962566	28	36	5	914497	40,1	43,9	16,0
Rheinland	863818	22	37	5	820540	35,5	50,0	14,5

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	675243	30	35	4	646891	22,2	63,5	14,3
Kurhessen-Waldeck	405254	37	43	4	389454	58,0	30,0	12,0
Baden	481197	35	35	6	452339	7,5	74,2	18,3
Pfalz	221739	30	36	6	208934	12,9	73,0	14,0
Bremen	57733	11	34	2	56514	30,7	44,9	24,4

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	1032920	27	39	4	991916	54,4	24,5	21,1
Bayern	1220032	48	39	4	1174013	20,0	40,6	39,4
Schleswig-Holstein	294933	13	36	3	286774	53,0	30,7	16,3
Hamburg	121610	17	34	2	118907	46,7	43,6	9,7
Braunschweig	144126	22	33	3	140436	69,2	23,4	7,5
Lübeck	25412	12	28	4	24393	15,1	75,0	9,9
Schaumburg-Lippe	23624	32	40	9	21583	16,7	37,4	46,0
Übrige lutherische Landeskirchen								
Württemberg	788153	32	35	7	733964 ²	—	66,8	33,2
Oldenburg	95292	18	39	3	92367	54,0	30,3	15,7
Eutin	8661	10	33	2	8523	44,4	42,1	13,5
Reformierte Landeskirchen								
Lippe	57581	24	39	5	54643	15,6	68,5	15,8
Nordwestdeutschland	29919	14	40	1	29562	68,0	29,0	3,0
Westliche Glied- kirchen zusammen	7784071	27	37	5	7428902	32,2	46,2	21,6

1. nach der Fortschreibung bis zum 31. 12. 1964
2. darunter 36724 Gäste bei Abendmahlsfeiern für Sondergruppen = 5,0%

Tabelle 11a: Die Abendmahlsziffern in der Zeit von 1957 bis 1964 (Abendmahlsgäste in vH der Seelenzahl)¹

Landeskirche	1957	1958	1959	1960	1961	1961	1962	1963	1964
--------------	------	------	------	------	------	------	------	------	------

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	.	.	.	.	.	.	.	16	17
Westfalen	24	24	24	23	24	25	26	28	28
Rheinland	20	20	20	19	20	21	21	22	22

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	32	29	29	28	29	31	31	30	30
Kurhessen-Waldeck	38	37 ²	36	33	36 ²	38 ²	36 ²	37 ²	37 ²
Baden	38	38	37	35	36	36	36	35	35
Pfalz	27	29	29	27	28	29	28	30	30
Bremen	11	11	10	10	10	11	11	11	11

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	25	25	24	24	24 ²	26 ²	26 ²	26 ²	27 ²
Bayern	47	47	46	47	46	48	48	48	48
Schleswig-Holstein	11	11	11	11	11	12	12	12	13
Hamburg	13	14	13	14	14	15	15	16	17
Braunschweig	21	22	21	20 ²	20 ²	21 ²	21 ²	22 ²	22 ²
Lübeck	13	14	13	13	13	13	13	13	12
Schaumburg-Lippe	35	36	35	36	34	37	34	34	32

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	33	33	31	30	31	33	32	32	32
Oldenburg	16	15	14	14	14	16	18	18	18
Eutin	12	12	12	12	11	13	11	12	10

Reformierte Landeskirchen

Lippe	19	21	20	19	19	20	21	21	24
Nordwestdeutschland	15	15	15	15	15	14	13	14	14

Westliche Gliedkirchen zusammen

26	26	26	25	25	27	27	27	27
----	----	----	----	----	----	----	----	----

1. 1957–1960 nach Angaben der Landeskirchen
1961 nach Angaben der Landeskirchen (erste Spalte) und nach der Fortschreibung (zweite Spalte)
ab 1962 nach der Fortschreibung
2. ohne Gebietsteile in der DDR

**Tabelle 11 b: Anteil der Männer (in %) an der Gesamtzahl der Abendmahls-
gäste in der Zeit von 1957–1964**

Landeskirche	1957	1958	1959	1960	1961	1962	1963	1964
--------------	------	------	------	------	------	------	------	------

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	.	.	.	.	.	.	27	28
Westfalen	36	36	36	36	36	36	36	36
Rheinland	35	36	36	36	37	36	37	37

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	37	37	37	37	38	38	38	35
Kurhessen-Waldeck	42	42 ¹	42	42	43 ¹	42 ¹	43 ¹	43 ¹
Baden	35	36	35	34	35	35	35	35
Pfalz	34	35	35	35	35	35	36	36
Bremen	33	35	34	33	33	34	34	34

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	38	38	38	38	38 ¹	39 ¹	38 ¹	39 ¹
Bayern	38	39	39	38	39	39	39	39
Schleswig-Holstein	35	35	35	35	35	35	35	36
Hamburg	32	33	33	34	33	34	34	34
Braunschweig	31	32	31	32 ¹	32 ¹	33 ¹	32 ¹	33 ¹
Lübeck	37	36	40	44	46	44	43	28
Schaumburg-Lippe	40	40	40	40	39	41	41	40

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	35	35	35	35	35	35	35	35
Oldenburg	37	37	36	37	37	37	38	39
Eutin	37	34	34	36	35	34	35	33

Reformierte Landeskirchen

Lippe	36	36	36	35	37	36	36	39
Nordwestdeutschland	39	39	39	39	39	39	40	40

**Westliche Gliedkirchen
zusammen**

37	37	37	37	37	37	37	37	37
----	----	----	----	----	----	----	----	----

1. ohne Gebietsteile in der DDR

Tabelle 12: Kindergottesdienste sowie kirchliche Unterweisung der Jugend im Jahre 1964

Landeskirche	Zahl der regelmäßigen Teilnehmer:										Unter- weisung der konfirmierten Jugend
	Kindergottesdienst ¹				Vorkonfirmandenunterricht ²						
	ohne Gruppensystem		mit Gruppensystem		insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %	
	insgesamt	darunter Jungen in %	insgesamt	darunter Jungen in %							
1	2	3	4	5	6	7	8	9			
Gliederkirchen der Evangelischen Kirche der Union											
Berlin (West)	2499	42	7933	40	14542	50	15678	49			
Westfalen	24530	44	89954	44	47944	51	47007	51		4423	
Rheinland	25539	44	85257	44	50451	50	49658	50		1955	
Übrige unierte Landeskirchen											
Hessen und Nassau	29142	45	29698	44	10499	51	28346	51		13256	
Kurhessen-Waldeck	20716	45	15961	44	12610	51	13844	51		4133	
Baden	34545	45	18012	45	—	—	18017	51		19157	
Pfalz	10427	45	7178	43	10429	50	11439	51		648	
Bremen	1850	43	3097	43	5521	51	5769	52		62	
Gliederkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands											
Hannover	33796	44	44642	44	53117	51	54380	51		5750	
Bayern	35247	46	33552	41	22261	51	31667	51		5825	
Schleswig-Holstein	9246	41	14235	40	29703	50	30137	51		564	

Hamburg	1330	40	3151	39	6896	51	7830	49	—
Braunschweig	5762	42	4312	42	8958	51	8960	52	29
Lübeck	189	57	961	37	2650	48	2913	48	—
Schaumburg-Lippe	466	50	1768	44	996	49	1008	53	212

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	31604	.	114161	.	.	.	.	.	29932
Oldenburg	3681	43	3009	41	7330	51	7586	51	603
Eutin	548	43	298	40	1170	50	1228	51	87

Reformierte Landeskirchen

Lippe	2060	44	5950	43	3145 ³	52	3204	50	56
Nordwestdeutschland	2396	44	4711	43	3847	51	3314	52	73
Westliche Glied- kirchen zusammen	275573	.	487840	.	(292069)	(51)	(341985)	(51)	(86765)
Spalten 1—4 ohne Württemberg	243969	45	373679	43					

1. darin in einzelnen Gliedkirchen vereinzelt Kinderlehre enthalten
2. Stichtag 31. 12. 1964
3. außerdem Vorkatechumenen zusammen 2959, Jungen 1469 = 50 %

Tabelle 13: Übertritte (Eintritte) zu den Landeskirchen im Jahre 1964

Landeskirche	Übergetretene				Religions- unmündige ²
	Erwachsene				
	insgesamt	darunter			
		Männer		Wieder- eingetretene ¹	
		Anzahl	in %		
1	2	3	4	5	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	1706	741	43,4	989	1
Westfalen	5861	3028	51,7	1549	260
Rheinland	5813	2898	49,9	2048	223

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	2874	1335	46,5	762	142
Kurhessen-Waldeck	903	427	47,3	238	42
Baden	1521	679	44,6	334	252
Pfalz	752	388	51,6	144	108
Bremen	796	393	49,4	261	45

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	3308	1683	50,9	1071	157
Bayern	3229	1411	43,7	495	442
Schleswig-Holstein	2702	1324	49,0	1166	37
Hamburg	651	325	49,9	276	1
Braunschweig	912	407	44,6	381	8
Lübeck	133	63	47,4	75	—
Schaumburg-Lippe	63	41	(65,1)	12	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	2403	.	.	882	267
Oldenburg	604	292	48,3	189	20
Eutin	64	28	(43,8)	30	1

Reformierte Landeskirchen

Lippe	207	121	58,5	59	12
Nordwestdeutschland	161	77	47,8	11	1

Westliche Glied- kirchen zusammen	34663	.	.	10972	2021
--------------------------------------	-------	---	---	-------	------

Spalten 1—3 ohne Württemberg	32260	15661	48,5	.	.
---------------------------------	-------	-------	------	---	---

1. einschließlich Rücktritte

2. nur Kinder, die getauft waren

Tabelle 14: Kirchenaustritte im Jahre 1964

Landeskirche	Ausgetretene			Religions- unmündige
	Erwachsene			
	insgesamt	darunter Männer		
		Anzahl	in %	
1	2	3	4	

Gliedkirchen der Evangelischen Kirche der Union

Berlin (West)	5535	3052	55,1	101
Westfalen	3705	1722	46,5	280
Rheinland	6301	3180	50,5	441

Übrige unierte Landeskirchen

Hessen und Nassau	2505	1313	52,4	142
Kurhessen-Waldeck	846	479	56,6	31
Baden	1438	662	46,0	168
Pfalz	588	297	50,5	95
Bremen	853	435	51,0	35

Gliedkirchen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands

Hannover	3653	1925	52,7	168
Bayern	2492	1035	41,5	463
Schleswig-Holstein	4085	2102	51,5	78
Hamburg	3850	1889	49,1	31
Braunschweig	1055	557	52,8	15
Lübeck	212	125	59,0	13
Schaumburg-Lippe	37	16	(43,2)	2

Übrige lutherische Landeskirchen

Württemberg	2072	.	.	198
Oldenburg	916	532	58,1	30
Eutin	51	21	(41,2)	—

Reformierte Landeskirchen

Lippe	82	48	(58,5)	2
Nordwestdeutschland	86	41	(47,7)	10
Westliche Glied- kirchen zusammen	40362	.	.	2303
Spalten 1—3 ohne Württemberg	38290	19431	50,7	

III. Aus der Arbeit des Diakonischen Werkes – Innere Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland

Von Annemarie Burger

EINLEITUNG

Im 79. Jahrgang des Kirchlichen Jahrbuchs (1952) hat Pastor *Bodo Heyne* einen Überblick und Ausblick über „Die Innere Mission 1933–1952“ dargeboten. Der Aufsatz enthielt neben grundsätzlichen Ausführungen zum Selbstverständnis der Inneren Mission¹ eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des damaligen Bestandes verbunden mit kurzen zahlenmäßigen Angaben über die wichtigsten Arbeitsgebiete. Seither ist kein umfassender Bericht über die diakonische Arbeit im Kirchlichen Jahrbuch erschienen, obwohl selbstverständlich so große Vorgänge, wie etwa die Fusion von IM und Hilfswerk² oder einzelne besonders aktuelle Fragen und Neuentwicklungen wie die Aktion „Brot für die Welt“³ in der Kirchlichen Zeitgeschichte berücksichtigt wurden. Der folgende Beitrag kann nur in bezug auf die Zahlen an den von Pastor Heyne anschließen und erscheint deshalb im Abschnitt „Kirchliche Statistik“. Im Textteil des Kirchlichen Jahrbuchs unterrichten mehrere grundsätzliche und fachlich spezialisierte Beiträge eingehend über Stand, Entwicklung und Probleme der diakonischen Arbeit.

1. EVANGELISCHE HEIME UND ANSTALTEN – VORNEHMlich ERGEBNISSE DER ERHEBUNG ZUM 31. 12. 1960 IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND UND IN BERLIN (WEST)

Seit der Vereinigung des Centrausschusses für Innere Mission und des Zentralbüros des Hilfswerks der EKD bemüht sich das statistische Referat der Hauptgeschäftsstelle in Verbindung mit den Landesverbänden und Hauptbüros um eine Bestandsaufnahme der vorhandenen Arbeit der Diakonie, soweit sie in Zahlen ausdrückbar ist⁴. Damit soll eine einwandfreie Grundlage gegeben werden, um alle Beteiligten, von den Mitarbeitern und leitenden Personen der Diakonie und der Landeskirchen bis zu den Kirchengliedern und Steuerzahlern, wie auch die Mitbeteiligten, staatliche Stellen, Verbände der freien Wohlfahrtspflege, Freunde des Werkes, Helfer und Hilfsbedürftige über den Bestand zu einem

1. Im folgenden IM abgekürzt.

2. Kirchl. Jahrbuch 1957, S. 9 ff.

3. Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 138 ff.

4. Vgl. den Überblick der Verfasserin über die Entwicklung der „Statistik der Werke der Liebe“ in „Hundert Jahre statistische Arbeit in der evangelischen Kirche“, Kirchl. Jahrbuch 1959, S. 348 f.

Zeitpunkt kurz nach der Fusion zu unterrichten. Es handelt sich dabei um Tatsachen und Verhältnisse, welche sich nur langsam verändern, so daß man auch nach Jahren (die ja heute schon seit dem Stichtag der Bestandsaufnahme verstrichen sind und die weiter vergehen werden, bis vielleicht neue Unterlagen vorgelegt werden können) auf sie als allgemeine Grundlage zurückgreifen kann. Aufbauend darauf, können durch die fortlaufende, alljährliche Beobachtung der hauptsächlichen Tatbestände (Einrichtungen, Betten und evtl. Gesamtzahl der Mitarbeiter) die Tendenzen der weiteren Entwicklung aufgezeigt werden.

Als erste größere Erhebung wurde die sogenannte *Generalerhebung bei den evangelischen Heimen und Anstalten* nach dem Stand vom 31. Dezember 1960 durchgeführt. Der Begriff „Heime und Anstalten“, der im Bundessozialhilfegesetz von 1961 allein noch verwendet wird, deckt sich mit dem alten und nicht gerade schönen Ausdruck „Einrichtungen der geschlossenen Fürsorge“, der nichts mit dem traditionellen Begriff der „geschlossenen Häuser“ (z. B. für Geistesranke) zu tun hat, sondern nur besagt, daß in den betreffenden Einrichtungen Aufnahme und Unterkunft für Tag und Nacht gewährt wird (jedenfalls mindestens Übernachtungsmöglichkeit). Zum Unterschied davon spricht man von „halboffenen“ Einrichtungen, in welchen man sich nur am Tage aufhalten kann (Kindergärten, Klubs, Tagesheime u. a.), und „offenen“ Einrichtungen, die von Hilfe- und Ratsuchenden vorübergehend aufgesucht werden oder deren Mitarbeiter zu den Hilfsbedürftigen hingehen (z. B. Beratungsstellen, Gemeindepflegestationen). Für den Begriff „evangelisch“ in diesem Zusammenhang gilt die Definition von *Steinweg* aus dem Handbuch der Inneren Mission 1925⁵, in welchem die Anschriften und eine Fülle von einzelnen Angaben über sämtliche Einrichtungen der evangelischen Liebestätigkeit veröffentlicht wurden. „Als *evangelisch* wurden alle diejenigen Anstalten angesehen, die satzungsgemäß oder ihrem tatsächlichen Charakter nach evangelisch sind. Dieser evangelische Charakter ist nicht immer satzungsgemäß festgelegt worden, selbst nicht bei Anstalten, bei denen von vornherein nie ein Zweifel über ihre evangelische Eigenart bestanden hat ... Das hat allerdings dazu geführt, daß im Laufe der Jahre eine Reihe ursprünglich evangelischer Gründungen humanitären Charakter annahm oder in die öffentliche Wohlfahrtspflege übergegangen ist.“ Danach wurden 1960 nicht nur Einrichtungen der IM im engeren Sinne, sondern auch solche unter kirchlicher Trägerschaft mit einbezogen, also des Evangelischen Hilfswerks, der Kirchengemeinden, Kirchenkreise, kirchlicher Werke, Landes- und Freikirchen, die zur Diakonischen Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Kirchen in Deutschland gehören. Sie werden alle von dem gemeinsamen „Diakonischen Werk – Innere Mission und Hilfswerk“ in der Öffentlichkeit vertreten. Dabei können freilich Zweifel über die Abgrenzung der „diakonischen“ Arbeit bestehen. Schon *Steinweg* schrieb resignierend: „Wir sind schließlich bei der in der Inneren Mission üblich gewordenen Einteilung geblieben⁶.“ Genauso war es 1960, was unter anderem bedeutete, daß die Hospize mit aufgenommen wurden, obwohl sie keinen ausgesprochen karitativen Charakter tragen. Sie seien aber „entstanden aus dem Bedürfnis der Fürsorge für Reisende und gehören ihrer Entstehung

5. Handbuch der Inneren Mission, Band II (Anstaltsarbeit), Vorwort, Berlin 1925, S. X.

6. A.a.O. S. X.

und ihrem Wesen nach ins Gebiet der Inneren Mission“ (Steinweg). Der Mangel eines karitativen Charakters wurde auch 1960 von Schülerheimen und Internaten und anderen Einrichtungen der Jugendhilfe nicht selten hervorgehoben, die sich an einer von IM und HW ausgehenden Erhebung nicht beteiligen wollten. Letzten Endes könnte dann auch für Kindergärten, die doch unbestritten zum Bereich der IM gehören, der Anspruch erhoben werden, daß sie keine „Fürsorgeeinrichtungen“ mehr sind. Was würde schließlich aus Krankenhäusern und Altenheimen mit ihren zum Teil nicht unbeträchtlichen Pflegesätzen? Die Hilfsbedürftigkeit kann heute eben nicht mehr allein im wirtschaftlichen Notstand gesehen werden. Jedenfalls haben sich die Bearbeiter bei der hier vorgelegten Erhebung an die gültige »Systematik für das Kataster der Anstalten und Einrichtungen der IM« gehalten, die 1954 zwischen dem Centralesschuß für IM und den übrigen Spitzenverbänden der heutigen Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege abgesprochen wurde, und es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig. Denn die Statistik kann nur versuchen, festzustellen, was vorhanden ist, sie entscheidet nicht über die rechtliche und fachliche Zugehörigkeit, wenngleich der Meinungsaustausch über einzelne Fälle helfen kann, die Probleme zu sehen und auf höherer Ebene zu bereinigen. Perfekte Lösungen werden so wenig zu bekommen sein wie hundertprozentig sichere und vollständige Statistiken.

Seit der Erhebung für das Handbuch 1925 hatte die Zentrale keine einheitlichen Berichte von den einzelnen Heimen und Anstalten mehr angefordert, sondern aus Angaben der regionalen Verbände und sonstigen unterschiedlichen Quellen, wie zum Beispiel Pressemeldungen, Gesamtzahlen der Einrichtungen und Pflegebetten ermittelt. Dabei fehlten jedoch Angaben über die Zahlen der Mitarbeiter in den einzelnen Sparten und Häusern. Nach der Fusion wuchs der Wunsch nach einer neuen umfassenden Bestandsaufnahme. Ein ähnliches Werk wie 1925–1928 zu schaffen, erwies sich als technisch unmöglich, da bei dem raschen Wechsel in unserer Zeit Anschriften und ähnliche Einzelangaben derartigen Umfangs veralten, ehe sie gedruckt sind. Man hat überdies heute auch viel mehr das Bedürfnis nach statistischen Übersichten, die einen Bestand in sinnvoller Gliederung und mit zahlenmäßigen Beziehungen und Vergleichen überschaubar machen. Das damalige Handbuch war in drei Bänden mit etwa 1850 Druckseiten erschienen (I. Band: Die Organisation der Inneren Mission, 1929; II. Band: Anstaltsarbeit [geschlossene Fürsorge], 1925; III. Band: Halb-offene und Offene Fürsorge, 1928).

Wenn 1960 mit der Erfassung der Anstaltsarbeit begonnen wurde (bezeichnenderweise erschien auch in den zwanziger Jahren Band II zuerst), so liegt dies nicht nur daran, daß sie in dem diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland einen verhältnismäßig sehr breiten Raum einnimmt. Von insgesamt etwa 120 000 hauptberuflichen Mitarbeitern im Jahr 1960 in der BRD und in Berlin (West) waren etwa 73 000, also 60% in Heimen und Anstalten beschäftigt. Der statistischen Erfassung eines derartigen Komplexes stellen sich weit weniger Schwierigkeiten entgegen, als wenn man damit anfangen wollte, die Leistungen in der „offenen“ Arbeit irgendwie in den Griff zu bekommen, eine Aufgabe, um die seit Jahren mit wenig Erfolg gerungen wird. Die Hauptgeschäftsstelle bemüht sich ständig um die Fortsetzung der statistischen Bestands-

aufnahme auf allen Arbeitsgebieten und hofft, zu gegebener Zeit mit entsprechenden Ergebnissen herauszukommen.

Die Fragen im *Erhebungsbogen* erstreckten sich auf den möglichst genau anzugebenden Zweck der Einrichtung, selbstverständlich auf die Lage, auf Rechtsform, Rechtsträger, Leitung, Zahl der Heim- bzw. Pflegebetten, Personalbetten, Mitarbeiter nach Geschlecht, Voll- und Teilbeschäftigung und einzelnen Berufen sowie auf einige Sonderfragen, wie Ausbildungsmöglichkeiten und ähnliches. Insgesamt gingen 3547 verwertbare Erhebungsbogen ein, von 592 Einrichtungen, das sind 14% der Einrichtungen, fehlten die Bogen. Die Bettenzahl der fehlenden Einrichtungen konnte aus älteren Unterlagen übernommen werden, die Rechtsformen waren ebenfalls zu ermitteln. Die fehlenden Zahlen für Mitarbeiter und Personalbetten wurden genau entsprechend den Verhältnissen bei gleichartigen Einrichtungen, das heißt für jede von 50 Katastergruppen einzeln, errechnet. Diese Zahlen wurden dann auf die Landesverbände aufgeteilt, je nach den bekannten Bettenzahlen der Heime und Anstalten, für welche kein Erhebungsbogen vorlag. Das Verfahren ist an anderer Stelle genau geschildert⁷.

Die Tabellen 1 und 2 zeigen die Gesamtzahlen der Einrichtungen und Betten sowie der Mitarbeiter (darunter der Diakone, Diakonissen und Diakonieschwestern) nach Hauptarbeitsgebieten, jeweils für die Bundesrepublik und für Berlin (West). Nach alter Tradition wurden die drei Gruppen der Gesundheits-, Erziehungs- und Wirtschaftsfürsorge unterschieden. Diese Bezeichnungen mögen vom ersten Wortteil her unzulänglich sein, zum Teil vom zweiten Wortteil her anstößig wirken, obwohl „für jemanden sorgen“ oder „für etwas sorgen“ gute Ausdrücke mit sinnvollem Inhalt sind. Solange es keine besseren gibt, sollten sie als Arbeitsmittel betrachtet und hingenommen werden. Innerhalb der drei Hauptgruppen sind die hauptsächlichen Arten von Heimen und Anstalten aufgeführt. Ausbildungsstätten gehören nicht zu den Heimen und Anstalten in diesem Sinne (der früher sogenannten „geschlossenen Fürsorge“), somit sind Mutterhäuser, Schwesternschaften, Diakonenanstalten als solche nicht erfasst, wohl aber mit ihren Krankenhäusern, Kinderheimen usw.; von Fachschulen sind nur eventuell die Internate für Schüler und Schülerinnen gezählt mit dem dafür angestellten Haus- und Wirtschaftspersonal.

Die *Zahl der Einrichtungen* wird bei der IM seit eh und je festgestellt, was auch oberflächlich gesehen recht einleuchtend ist. Bei näherer Betrachtung birgt gerade die Definition des Begriffs „Einrichtung“ kaum befriedigend zu lösende Probleme, auf die zumindest hingewiesen werden muß. Der Außenstehende sieht ein Haus der Inneren Mission als Einheit, auch wenn darin zum Beispiel Kinder und Jugendliche verschiedener Altersstufen, Gesunde und Behinderte verschiedener Art untergebracht sind. In der Systematik sind jedoch aus wohlwollenden Gründen Heime für Vorschulpflichtige, Schulpflichtige, Nicht-mehr-Schulpflichtige, für Gesunde, Leicht- und Schwerbehinderte je nach ihren Leiden getrennt. Der Spezialist wiederum sieht die zu seiner Fachgruppe gehörende Gruppe von Hilfsbedürftigen in dem Heim und damit eine Einrichtung seines Faches.

7. Vgl. Statistische Informationen aus der Diakonischen Arbeit, Nr. 21, 24, 26, 27, 30 mit ausführlichen Angaben über die jeweiligen Ergebnisse der einzelnen gliedkirchlich-diakonischen Werke.

Tabelle 1: Evangelische Heime und Anstalten im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland am 31. 12. 1960

Art der Einrichtung Arbeitszweig	Mitarbeiter									
	Einrichtungen bzw. Abteilungen	Heim- bzw. Pfle- ge- betten ¹	Personal- betten	vollbeschäftigt		teilbeschäftigt		darunter		
				männl.	weibl.	männl.	weibl.	Diakone	Diako- nissen	Dia- konie- schwe- stern ²
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
<i>Gesundheitsfürsorge</i>										
Krankenhaus, Heilstätte	300	48833	13671	4076	24507	668	1557	120	3859	725
Heim für geistig oder körperlich Behinderte	261	23962	3454	3067	3976	65	138	510	609	34
Heim für Mütter und Säuglinge	82	4871	1018	17	1035	31	83	1	114	7
Erholungs-, Freizeitheim	563	26341	3681	375	3215	172	379	40	372	18
Heime und Anstalten der Gesundheits- fürsorge zusammen	1206	104007	21824	7535	32733	936	2157	671	4954	784
<i>Erziehungsfürsorge</i>										
Kinderheim, Erziehungsheim	441	24435	5138	1306	4717	106	402	173	584	64
Durchgangs- und Bewahrungsheim	46	1318	227	11	229	4	16	2	25	30
Lehrlings-, Jugendwohnheim	403	24331	2017	722	1956	94	434	97	32	8
Schüler-, Studentenheim	193	11480	1188	363	1150	114	314	9	32	—
Internat von Ausbildungsstätte	291	9513	547	43	505	16	55	2	63	2
Heime und Anstalten der Erziehungs- fürsorge zusammen	1374	71077	9117	2445	8557	334	1221	283	736	104

Wirtschaftsfürsorge

Wohnheim für Berufstätige (über 25 Jahre)	162	9496	381	101	447	21	111	16	47	3
Altenheim, Altenpflegeheim, Feierabendhaus	1015	51215	7599	1050	8182	295	1034	184	1490	107
Heim für nichtseßhafte Männer, Arbeiterkolonie, Fürsorgehof	82	4328	328	255	207	15	41	47	6	14
Heim für nicht voll Arbeitsfähige	14	622	132	35	64	—	2	4	9	—
Übernachtungsheim, Heim der Bahnhofsmision	53	1829	37	18	60	2	13	—	8	—
Seemanns-, Flußschifferheim	17	748	71	44	70	6	17	11	—	—
Hospiz	50	2244	371	145	454	7	40	20	20	—

Heime und Anstalten der Wirtschaftsfürsorge zusammen

1393	70482	8919	1648	9484	346	1258	282	1580	124
------	-------	------	------	------	-----	------	-----	------	-----

Evangelische Heime und Anstalten insgesamt

3973	245566	39860	11628	50774	1616	4636	1236	7270	1012
------	--------	-------	-------	-------	------	------	------	------	------

1. Planmäßige Betten ohne Notbetten
2. Zehlendorfer Verband

Tabelle 2: Evangelische Heime und Anstalten in Berlin (West) am 31. 12. 1960

Art der Einrichtung Arbeitszweig	Hinter- richtungen bzw. Abteilungen	Heim- bzw. pfle- ge- betten ¹	Personal- bet- ten	Mitarbeiter							darunter
				vollbeschäftigt		teilbeschäftigt					
				männl.	weibl.	männl.	weibl.	Diakone	Diako- nissen	Dia- konie- schwe- stern ²	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
Gesundheitsfürsorge											
Krankenhaus, Heilstätte	22	3406	864	427	2357	39	67	1	317	268	
Heim für geistig oder körperlich Behinderte	3	58	22	—	26	—	—	—	—	—	
Heim für Mütter und Säuglinge	5	228	22	—	45	1	1	—	1	1	
Erholungs-, Freizeitheim	9	414	63	7	41	1	12	—	1	—	
Heime und Anstalten der Gesundheits- fürsorge zusammen											
	39	4106	971	434	2469	41	80	1	319	269	
Erziehungsfürsorge											
Kinderheim, Erziehungsh Heim	17	897	146	20	198	6	19	9	18	12	
Durchgangs- und Bewahrungsheim	1	28	3	1	3	—	—	—	—	2	
Lehrlings-, Jugendwohnheim	5	223	30	14	27	3	6	2	4	—	
Schüler-, Studentenheim	8	231	26	9	25	2	8	—	1	—	
Internat von Ausbildungsstätte	24	591	—	3	31	1	4	—	4	—	
Heime und Anstalten der Erziehungs- fürsorge zusammen											
	55	1970	205	47	284	12	37	11	27	14	

Wirtschaftsfürsorge

Wohnheim für Berufstätige (über 25 Jahre)	5	193	5	1	5	2	2	1	2	—
Altenheim, Altenpflegeheim (Hospital), Feierabendhaus	63	3451	340	46	707	22	55	—	111	19
Übernachtungsheim	3	288	2	2	13	—	—	—	—	—
Hospiz	1	54	9	4	11	—	1	1	—	—

Heime und Anstalten der Wirtschaftsfürsorge zusammen	72	3986	356	53	736	24	58	2	113	19
--	----	------	-----	----	-----	----	----	---	-----	----

Evangelische Heime und Anstalten insgesamt	166	10062	1532	534	3489	77	175	14	459	302
--	-----	-------	------	-----	------	----	-----	----	-----	-----

1. Planmäßige Betten ohne Notbetten
2. Zehlendorfer Verband

Tatsächlich gehören nicht wenige Heime, vor allem größere „Komplexe“ zu mehreren Fachverbänden der IM. Auf der anderen Seite unterhalten einzelne Rechtsträger nicht selten Einrichtungen gleicher Art in einer Reihe von Gebäuden mit gemeinsamer Verwaltung, vielleicht auch gemeinsamen Wirtschaftseinrichtungen, oder aber bei weitgehender Selbständigkeit in mehreren Wohnungen eines Hauses oder in mehreren Häusern (Familiengruppen, Kinderdörfer). Die Statistik soll nun fachlich möglichst weitgehend differenzieren, andererseits Doppelzählungen vermeiden. Bei der Anlage der Systematik, die vom Centralausschuß übernommen wurde, läßt sich die Tendenz zu überhöhten Einrichtungszahlen kaum vermeiden. Seit Jahren wird an einer Vereinfachung des Katasters gearbeitet. Diesem Bestreben wirken die nie voraussehbaren und immer höchst dringenden Fragen von Interessen nach ganz speziellen Tatbeständen entgegen („Wieviel Heime für wieviel Menschen bestimmten Alters mit bestimmten Nöten?“).

Es bleibt nur eines, diejenigen Verbraucher der Statistik, denen an einer Übersicht über die Gesamtheit gelegen ist, zu bitten, sich weniger an die Zahlen der Einrichtungen als an die planmäßigen *Heim- und Pflegebetten* zu halten, die allein einwandfreie Vergleiche ermöglichen. Um auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, steht übrigens in den Tabellen, wo es räumlich möglich war, die Bezeichnung „Einrichtungen bzw. Abteilungen“.

Außer den Bettenzahlen sind selbstverständlich die Zahlen der *Mitarbeiter* ebenfalls sehr wichtig; trotzdem sollten sie für Vergleiche zurücktreten. Es war für „größere Anstaltskomplexe“ nicht immer möglich, die Mitarbeiter genau auf

Zahlen aus evangelischen Heimen und Anstalten (IM/HW), Stand 31. 12. 1960, verglichen mit denen des Deutschen Caritasverbandes (DCV), Stand 1. 1. 1960. Bundesrepublik und Berlin (West)

	Zahl der Einrichtungen (Abteilungen)	Zahl der planmäßigen Heim- bzw. Pflege- betten	Gesamtzahl der hauptberuflichen Mitarbeiter	Außerdem: Mitarbeiter je 100 Heim- bzw. Pflege- betten
Zahl = 100 %	IM/HW 4139	255628	72929	28
	DCV 4672	364910	105070	29
davon entfallen in % auf:				
Gesundheitsfürsorge	IM/HW 30,4	42,4	63,2	42
	DCV 31,0	48,7	65,6	39
Erziehungsfürsorge	IM/HW 34,6	28,9	18,3	18
	DCV 32,4	33,1	20,3	18
Wirtschaftsfürsorge	IM/HW 35,1	28,7	18,5	18
	DCV 36,5	18,2	14,1	22
Zusammen	IM/HW 100	100	100	
	DCV 100	100	100	

die einzelnen Arbeitszweige aufzuteilen. Man konnte sich nur danach richten, auf welchem Arbeitsgebiet die Mitarbeiter überwiegend tätig waren, was bei leitenden Personen und Spezialisten schwierig zu entscheiden ist. Überdies ist der Bedarf an Mitarbeitern sehr unterschiedlich, je nach Arbeitsgebiet, aber offenbar auch je nach Lage und äußeren Verhältnissen. Die kleine Übersicht auf S. 428 soll das klar machen durch die Gegenüberstellung der Gesamtzahlen und der jeweiligen Anteile evangelischer und katholischer Heime und Anstalten an den großen Arbeitsgebieten.

Die Prozent-Zahlen lassen eine weitgehende Übereinstimmung erkennen. Auf beiden Seiten entfällt je rund ein Drittel der Einrichtungen auf Gesundheits-, Erziehungs- und Wirtschaftsfürsorge. Von den Betten hingegen steht fast die Hälfte der Gesundheitsfürsorge zur Verfügung, von der Mitarbeiterschaft nahezu zwei Drittel. Das heißt, die Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge sind im Durchschnitt größer und benötigen viel mehr Mitarbeiter als Erziehungs- und Wirtschaftsfürsorge. Ausschlaggebend hierfür sind die Krankenhäuser. Auf diesem Sektor scheinen die evangelischen Anstalten etwas besser mit Mitarbeitern versorgt zu sein, in der Wirtschaftsfürsorge, wozu zum Beispiel Altenheime zählen, jedoch die katholischen.

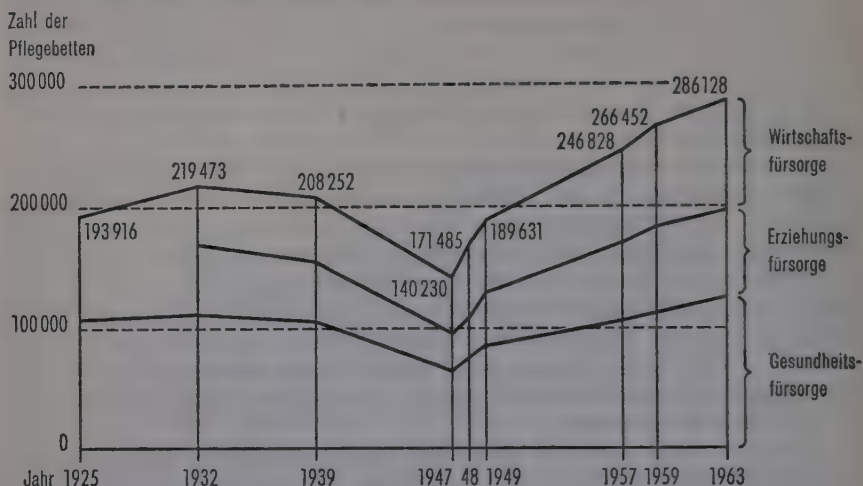
Die Bettenzahlen lassen sich über einen größeren Zeitraum verfolgen, wenn man auf gesamtdeutsche Ergebnisse zurückgeht. Aus der Tabelle und dem Schaubild 1 auf der folgenden Seite ist die Entwicklung seit 1925 zu entnehmen.

Heim- und Pflegebetten in evangelischen Heimen und Anstalten in Gesamtdeutschland 1925-1963

Stand Datum	Heim- bzw. Pflegebetten zusammen	davon		
		Gesundheits- fürsorge	Erziehungs- fürsorge	Wirtschafts- fürsorge
1925	193916	110206	83710	
1932	219473	114636	58271	46566
1939	208252	111506	50543	46203
1947	140230	70395	29544	40291
1948	171485	81250	36450	53785
1949	189631	91300	45602	52729
1. 1. 1957	246828	107730	68418	70680
1. 1. 1959	266452	115727	74246	76479
Jahreswechsel 1961/62	292107	124927	77709	89471
Jahreswechsel 1962/63 ^a	286128	125757	75577	84794 ^a
Davon:				
Westliche Gliedkirchen der EKD	253844	110105	71853	71886
Östliche Gliedkirchen der EKD	32284	15652	3724	12908

8. Rückgang der Zahlen dadurch, daß Personalwohnheimbetten 1961 im Bundesgebiet mitgezählt wurden, 1962 nicht mehr.

Schaubild 1: Die Heim- und Pflegebetten in evangelischen Anstalten und Heimen in Deutschland 1925–1963



1925 standen im Deutschen Reich 193 916 Heim- bzw. Pflegebetten in evangelischen Heimen und Anstalten bereit, das waren fünf je 1000 Evangelische. Der Deutsche Caritasverband verfügte damals über 233 189 Pflegebetten, das waren nahezu zwölf Betten je 1000 Katholiken⁹, also mehr als das Doppelte, wenn man sich auf die Seelenzahl bezieht.

1925 hat man sich im übrigen damit begnügt, die Zahl der Mitarbeiter zu schätzen mit 15 % der Bettenzahl, ein Verfahren, das nach Steinweg¹⁰ bei IM und Caritas einheitlich angewendet wurde. Für die IM wurden danach 193 916 Betten und 29 087 Mitarbeiter angegeben, für die Caritas 233 189 Betten und 34 979 Mitarbeiter¹¹.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich die absolute Zahl der Heim- und Pflegebetten bei der IM verdoppelt, wobei vor allem die Erziehungsfürsorge an Bedeutung gewann. Es ist zu vermuten, daß die Entwicklung bei der Caritas ähnlich verlief. Am 1. 1. 1960 verfügte der Deutsche Caritasverband in Gesamtdeutschland über 379 525 Heim- und Pflegebetten. So standen zu diesem Zeitpunkt auf evangelischer Seite 7 und auf katholischer Seite 14 Heim- bzw. Pflegebetten je 1000 Kirchenglieder zur Verfügung. Der Vorsprung der Caritas ist unverkennbar und bestätigt die seit vielen Jahrzehnten gemachte Erfahrung, daß unsere katholischen Brüder und Schwestern mehr Eifer für den Dienst der Barmherzigkeit an den Tag legen, was sich auch da und dort in statistischen Ergebnissen ausdrückt¹². Für Deutungsversuche, ob Werkgerechtigkeit und weltliches

9. Nach Dünner-Schott: Die soziale Wohlfahrtsrente, Berlin 1927, S. 72.

10. A.a.O. S. X.

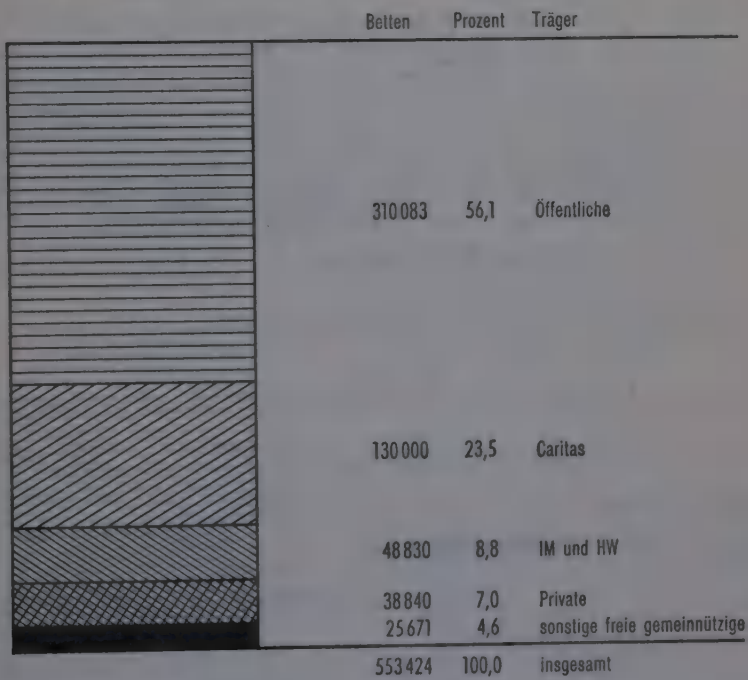
11. Bei Dünner-Schott (a.a.O. S. 72) heißt es nur „Pflegekräfte“, aber die Erklärung von Steinweg besagt eindeutig „Gesamtzahl der in den Anstalten tätigen Kräfte“.

12. Zum Beispiel ergab die Berufszählung 1907 im Deutschen Reich, daß 46,7 % der Kranken-

Streben einerseits, Mangel an Opfersinn und Dienstbereitschaft andererseits die tieferen Hintergründe sein mögen, ist hier nicht der Raum¹³.

Im Bundesgebiet mit Berlin (West) allein liegen die Verhältnisse ähnlich. Hier treffen auf 1000 Evangelische 9 Pflegebetten¹⁴ und auf 1000 Katholiken 15 Betten. Dadurch, daß in der DDR etwa 80% der Bevölkerung evangelisch sind, wirkt sich der Stillstand der konfessionellen Anstaltsarbeit in der DDR auf die evangelischen Gesamtzahlen noch stärker als auf die katholischen aus. Die zahlenmäßige Aufwärtsentwicklung bei der IM beschränkt sich im wesentlichen auf das Gebiet von Bundesrepublik und Berlin (West). 1947 wurden hier 111 131 Pflegebetten gezählt, 1962 jedoch 253 844. Für DDR und Berlin (Ost) stiegen die Bettenzahlen von etwa 29 100 im Jahr 1947 auf 32 284 im Jahr 1963. Dort nahmen die Kapazitäten nur in der Gesundheits- und Wirtschaftsfürsorge zu, in der Erziehungsfürsorge jedoch ab. Die Kranken und Schwachen werden der Kirche lieber anvertraut als die Jugendlichen.

Schaubild 2: Planmäßige Betten in Krankenanstalten 31. 12. 1960. Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West)



schwwestern katholisch waren bei einem Bevölkerungsanteil der Katholiken von 36,5%. Vgl. *Burger: Religionszugehörigkeit und soziales Verhalten*, Göttingen 1964, S. 214.

13. In dem genannten Buch ist eine Menge Material dazu gesammelt.

14. Näheres vgl. Statistische Informationen aus der Diakonischen Arbeit Nr. 27 vom 3. 11. 1964.

Schaubild 2 zeigt die Verteilung der Krankenbetten in der Bundesrepublik und in Berlin (West) auf öffentliche und freie Träger. Fast jedes vierte Krankenbett befindet sich in katholischen Krankenanstalten, nur jedes elfte in evangelischen.

Am 31. 12. 1965 standen für je 10 000 Einwohner in der Bundesrepublik und in Berlin (West) 106,5 planmäßige Krankenhausbetten zur Verfügung, gegenüber nur 93,5 im Deutschen Reich 1938. Davon waren bereitgestellt durch öffentliche Träger 58, durch freie gemeinnützige Träger 39, durch private Träger 9 Krankenbetten je 10 000 Einwohner^{14a}.

Die Verteilung auf öffentliche, freie gemeinnützige und private Krankenhäuser ist in den einzelnen Bundesländern bzw. Landeskirchengebieten höchst unterschiedlich. Der Anteil der Betten freier gemeinnütziger Träger bewegt sich zwischen 19,3 % in Bayern und 60,4 % in Nordrhein-Westfalen. Dementsprechend entfallen von allen Betten in evangelischen Krankenhäusern in der Bundesrepublik und in Berlin (West) auf die rheinische Kirche 24 % und auf die westfälische 22,4 %, auf die Landeskirchen Bayern und Baden jedoch jeweils wenig mehr als 3 %. Träger der Krankenhausarbeit in Rheinland und Westfalen sind vielfach die Kirchengemeinden.

Ergänzend wäre darauf hinzuweisen, daß nach Ausführungen von *Fritz Westhelle* die Heime und Anstalten der IM und des Hilfswerks 1962 in ihren Anlagen einen Zeitwert von etwa 2,8 Milliarden DM darstellten. Gehe man davon aus, daß im Durchschnitt für die Erstellung eines Krankenbettes 35 000 DM und für die eines Heimplatzes 15 000 DM gebraucht werden, so käme man auf einen Wiederbeschaffungswert von 4,8 Milliarden DM¹⁵. Bis zum Jahr 1965 haben sich die Kosten verdoppelt, man rechnet nun bereits mit 50 000 bis 60 000 DM für ein Krankenhausbett und mit 30 000 DM für einen Altenheimplatz.

Die Anteile der wichtigsten *Rechtsformen der Träger* evangelischer Heime und Anstalten zeigt die folgende kleine Übersicht.

Rechtsform	Darauf entfallen in der BRD und in BlnW	
	% der Einrichtungen	% der Heim- oder Pflegebetten
Eingetragener Verein	43,2	42,1
Körperschaft auf Grund landesherrlicher Verleihung	10,1	10,8
Stiftung	23,4	25,0
Körperschaft des öffentlichen Rechts	19,3	18,3
GmbH	3,0	3,1
Sonstige Rechtsformen	1,0	0,7

14a. Wirtschaft und Statistik 1967, Heft 2, S. 83 ff.

15. „Evangelische Stimmen zum Bundessozialhilfegesetz und Jugendwohlfahrtsgesetz“, Stuttgart 1962, S. 214.

Die zivilrechtlichen Formen des e.V. (gemäß Bürgerlichem Gesetzbuch 1900) und der Körperschaft auf Grund landesherrlicher Verleihung (Vorläufer des e.V. nach älterem Recht) umfassen mehr als die Hälfte der Einrichtungen und Betten.

In der Erhebung wurde auch versucht, einen äußeren Nachweis über die Verbindung zwischen den Trägern des geistlichen Amtes und den Einrichtungen der Diakonie zu geben. Die Statistik gibt da naturgemäß nicht allzu viel her, weil individuelle Untersuchungen im Rahmen der allgemeinen Erhebung nicht möglich waren. Der Erhebungsbogen hatte nach dem Vorsitzenden der Einrichtung, des Vorstandes oder Kuratoriums gefragt. Dieser Begriff ließ sich kaum enger umschreiben, und den Einrichtungen blieb ein gewisser Spielraum, die nach ihrer Ansicht führende Persönlichkeit zu nennen. Selbstverständlich wurden einzelne Namen mehrmals genannt – Personen, die einer Reihe von Einrichtungen vorstehen, insbesondere die Leiter großer Rechtsträger. Etwa 60% der Einrichtungen nannten Pfarrer als Vorsitzende, wobei nicht zu unterscheiden war, ob es sich um Pfarrer im Dienst der Landeskirchen oder der IM handelte. Dies spricht für eine weitgehende Verflechtung. Immerhin verbleiben 40% der Einrichtungen, in denen Nichttheologen an der Spitze stehen.

Tabelle 3 vermittelt eine Übersicht über die Zahlen der *Mitarbeiter* in evangelischen Heimen und Anstalten nach einzelnen Berufen. Dabei sind vollbeschäftigte und teilbeschäftigte ohne ehrenamtliche Mitarbeiter gezählt worden. Unter den insgesamt 72929 Mitarbeitern (ohne ehrenamtliche) waren vier Fünftel Frauen. Teilzeitbeschäftigt waren 8% der Frauen und 12% der Männer. Bei den teilbeschäftigten Männern handelte es sich überwiegend um Ärzte, nämlich um die Belegärzte in Krankenhäusern. Die folgende kleine Tabelle zeigt die Anteile der wichtigsten Berufsgruppen an den Gesamtzahlen der männlichen und weiblichen vollbeschäftigten Mitarbeiter.

Berufsgruppe	Vollbeschäftigte Mitarbeiter			
	Bundesgebiet		Berlin (West)	
	männlich %	weiblich %	männlich %	weiblich %
Ärzte	13,3	0,7	20,8	1,7
Krankenschwestern, Krankenpfleger, Kinderkrankenschwestern	7,4	20,4	7,9	23,4
Sonstige Pflegekräfte	5,4	5,7	12,4	11,3
Mitarbeiter im Büro- und Verwaltungsdienst	12,0	7,0	7,7	5,7
Mitarbeiter im Wirtschaftsdienst	37,7	45,2	38,4	40,9
Sonstige Mitarbeiter, einschließlich Mitarbeiter in Ausbildung	24,2	21,0	12,9	17,1
Alle Berufe	100	100	100	100
(Absolute Zahl = 100)	(11628)	(50774)	(534)	(3489)

Tabelle 3: Die Mitarbeiter in evangelischen Heimen und Anstalten am 31. 12. 1960 nach einzelnen Berufen bzw. Berufsgruppen – Bundesrepublik und Berlin (West)

Beruf	Mitarbeiter									
	Bundesgebiet					Berlin (West)				
	vollbeschäftigt		teilbeschäftigt			vollbeschäftigt		teilbeschäftigt		
	männlich	weiblich	männlich	weiblich		männlich	weiblich	männlich	weiblich	
	1	2	3	4		5	6	7	8	
Pfarrer/Vikarinnen	194	11	255	21		10	1	15		—
Ärzte	1543	349	697	90		111	60	25		4
Approbierter Apotheker	5	24	—	—		—	5	1		2
Sonstige pharmazeutische Kräfte	4	70	1	7		—	10	—		2
Krankenschwestern/Krankenpfleger ¹	865	9447	10	146		42	779	—		3
Kinderkrankenschwestern, -pfleger ¹	1	906	—	15		—	36	—		—
Sonstige Pflegekräfte	625	2900	9	154		66	393	—		21
Hebammen	—	203	—	116		—	10	—		4
Masseure/Masseusen ²	37	115	3	16		4	6	—		1
Masseure, Masseusen und medizinische Bade- meister(innen) ²	59	65	4	3		1	3	—		—
Krankengymnast(inn)en ²	1	167	—	27		1	26	—		4
Med.-technische Assistent(inn)en ²	1	627	—	4		—	66	—		2
Beschäftigungstherapeut(inn)en	7	20	—	1		—	2	—		—
Sonstiges med.-techn./beschäftigungs- therapeutisches Hilfspersonal	20	458	—	8		1	11	—		—
Diätküchenleiterinnen	—	102	—	—		—	6	—		—
Diätassistent(inn)en	1	103	—	—		—	14	—		1
Diplom-Psycholog(inn)en	9	11	1	2		—	1	—		1
Psychagog(inn)en	—	3	—	—		—	—	—		—
Fürsorger(innen) mit Fachausbildung mit staatlicher Anerkennung ohne staatliche Anerkennung	106	150	4	15		4	10	—		4
	85	116	1	3		—	2	—		2

Staatlich geprüfte Jugendleiter(innen)	47	187	2	14	—	2	—
Staatlich geprüfte Kindergärtnerinnen	—	1050	—	12	—	32	—
Heimerzieher(innen) mit staatlich anerkannter Fachausbildung	199	397	1	9	11	8	—
Handwerker mit Abschlußprüfung und Er- ziehungsaufgaben (Arbeiterzieher)	389	81	—	4	1	—	—
Staatlich geprüfte Kinderpflegerinnen	—	1055	—	4	—	16	—
Sonstige Mitarbeiter in der Sozialarbeit ohne Fachausbildung	422	885	17	46	10	26	—
Lehrer							
mit abgeschlossener Hochschulbildung	68	24	28	3	1	—	—
Real-(Mittel-)schullehrer	5	8	5	2	—	—	—
Volksschullehrer	103	101	13	8	—	2	—
Hilfsschullehrer	66	39	4	—	—	—	—
Fachschullehrer	23	59	11	27	—	1	—
Sonstige Lehrkräfte mit anerkannter Lehr- befähigung	23	94	6	19	—	2	—
Sonstige Mitarbeiter im Erziehungs- und Aus- bildungsdienst	590	682	67	67	5	30	—
Büro- und Verwaltungsdienst	1401	3575	202	400	41	200	—
Wirtschaftsdienst (Haus, Küche, Garten, Land- wirtschaft)	4383	22948	264	3363	205	1426	—
Krankenpflegeschüler(innen)	232	2422	1	23	9	202	—
Kinderkrankenpflegeschüler(innen)	—	572	1	—	—	45	—
Sonstige Mitarbeiter ³	90	730	9	4	2	56	—
Ohne Angabe	24	18	—	3	9	—	—
Mitarbeiter insgesamt	11628	50774	1616	4636	534	3489	77
							175

1. lt. Krankenpflegegesetz vom 15. 7. 1957
2. lt. Gesetz vom 21. 12. 1958
3. Darunter sind u. a. Lehrlinge, Praktikanten, Schüler(innen), Haustöchter und mitarbeitende Betreute
gezählt, soweit sie als Mitarbeiter angegeben wurden

Die Gruppe der pflegerischen Mitarbeiter umfaßt zahlenmäßig etwa ein Viertel der gesamten Mitarbeiterschaft. Die Sorge um die berufliche Ausbildung ausreichenden Nachwuchses ist für den Fortbestand der Arbeit von vordringlicher Bedeutung, weil Pflegepersonen weder durch Einsatz von Maschinen noch durch rationelle Methoden zu ersetzen sind. Insgesamt ergibt sich in den evangelischen Heimen und Anstalten folgendes Bild:

	Ausgebildete Krankenpflegepersonen			Schüler bzw. Schülerinnen in Ausbildung für den vornestehenden Beruf	
	voll- beschäftigt	teil- beschäftigt	zusammen	Zahl	% der ausge- bildeten Kräfte
Krankenpfleger	907	10	917	242	26,4
Krankenschwestern	10226	149	10375	2647	25,5
Kinderkrankenschwestern	943	15	958	618	64,5

Danach könnte über mangelnden Nachwuchs nicht geklagt werden (auf vier ausgebildete Schwestern eine Krankenpflegeschülerin; auf drei ausgebildete Kinderkrankenschwestern sogar zwei Schülerinnen) – wenn, ja, wenn ein genügend großer Teil der neu ausgebildeten Schwestern und Pfleger längere Jahre oder gar für die Dauer in dem Beruf arbeiten könnte. Aber das kann unter den heutigen Umständen von den jungen Schwestern nicht erwartet werden. Selbstverständlich bleiben auch nicht alle Schülerinnen nach der Ausbildung in evangelischen Heimen und Anstalten, doch würde diese Freizügigkeit den Mangel nicht verschärfen, weil immer ein Austausch zwischen den Trägern möglich wäre. Es könnte zur Lösung des Problems beitragen, wenn man die Mitarbeit verheirateter Schwestern dadurch fördern würde, daß mehr Möglichkeiten der Teilzeitbeschäftigung geboten werden (von denen im Zeitpunkt der Erhebung nur in verschwindend geringem Maße Gebrauch gemacht wurde).

Die „sonstigen Pflegekräfte“ (Pfleger und Pflegerinnen, Pflegehelfer, Schwesternhelferinnen) erhöhen die Zahl der Pflegepersonen nicht unbeträchtlich und tragen zur Entlastung bei. Insgesamt kommen zu den 907 vollausgebildeten Krankenpflegern 691 hauptberufliche Helfer, zu den 10 226 Krankenschwestern 3293 Helferinnen, also ohne Teilzeitbeschäftigte und ohne freiwillige Helfer. Der Anteil ist wesentlich höher in den Heimen und Anstalten für geistig oder körperlich Behinderte, in denen neben 342 Männern und 723 Frauen mit voller Ausbildung fast ebenso viele, nämlich 322 Männer und 650 Frauen als sonstige Pflegekräfte stehen. Die verstärkte Ausbildung von Helferinnen ist natürlich zu begrüßen, kann aber zur Behebung des Nachwuchsmangels nur begrenzt beitragen, da die Schwierigkeit, Beruf und Ehe zu verbinden, für die ausgebildeten Pflegehelferinnen ebenso gilt wie für die ausgebildeten Krankenschwestern. Der vorliegenden Statistik ist die Zahl der Helferinnen, die in evangelischen Anstalten ausgebildet werden, nicht zu entnehmen. Die Dinge waren damals und sind auch heute noch zu sehr im Fluß, um exakte Feststellungen zu ermöglichen. Dies gilt ganz besonders auch für die Schülerinnen von Vorschulen für pflegerische und soziale Berufe.

Im folgenden wird eine Zusammenstellung der Angaben über die Mithilfe von diakonischen Helfern und Helferinnen sowie freiwilligen Helfern im Sonntagsdienst, über das Vorhandensein von Vorschülerinnen und über Ausbildungs- und Praktikumsstellen versucht. Es sind jeweils nicht die Zahlen der Schüler bzw. Helfer, sondern lediglich die Zahlen der Einrichtungen angegeben, die in der Erhebung die entsprechenden Fragen bejaht haben. Die Ergebnisse gelten für Bundesgebiet und Berlin (West) zusammen.

Einrichtungen, die als Ausbildungsstätten bzw. Praktikumsstellen anerkannt sind	826
Zahl der Berufsausbildungsmöglichkeiten in diesen Einrichtungen	1 397
Einrichtungen mit Vorschülerinnen verschiedener Art (z. B. Pflegevorschülerinnen)	169
Einrichtungen mit Schülerinnen, die das Haushaltsjahr als Vorbereitung für die Krankenpflegeschule ableisten (sogenannte Schwesternvorschülerinnen)	131
Einrichtungen mit Helferinnen und Helfern des Diakonischen Jahres	332
Einrichtungen mit jugendlichen freiwilligen Helferinnen und Helfern im Sonntagsdienst	324

Bei dieser Auszählung wurden die Ergebnisse nicht durch einen bestimmten Prozentsatz für die fehlenden Berichte erhöht. Es handelt sich also in jedem Falle um Mindestzahlen. Von der Zahl von 332 Einrichtungen, in denen Helferinnen bzw. Helfer im Diakonischen Jahr tätig sind, kann man keineswegs auf die Zahl der Helfer(innen) schließen, da in einer Einrichtung häufig mehrere Helfer(innen) Dienst tun.

Tabelle 4: Ausbildungsmöglichkeiten in evangelischen Heimen und Anstalten* am 31. 12. 1960

	Zahl der Heime und Anstalten mit vorstehenden Ausbildungsmöglichkeiten		
	Bundesgebiet	Berlin (West)	zusammen

1. Praktikumsstellen für

Facharzt	9	1	10
Medizinalassistent	34	5	39
Studierende der Medizin	6	—	6
Apotheker	—	1	1
Hebamme	1	—	1

* Hier sind nur die Einrichtungen gezählt, die in der Erhebung vom 31. 12. 1960 ausdrücklich angegeben haben, daß sie als Ausbildungsstätte bzw. Praktikumsstelle für die genannten Berufe anerkannt sind. Anstalten, die keinen Erhebungsbogen eingesandt haben, blieben unberücksichtigt. Die Zahl der in Ausbildung stehenden Personen ist nicht bekannt.

	Zahl der Heime und Anstalten mit vorstehenden Ausbildungsmöglichkeiten		
	Bundes- gebiet	Berlin (West)	zusammen
Masseur, Masseuse, med. Bademeister	8	—	8
Masseur, Masseuse	8	—	8
Krankengymnastik, Heilgymnastik	10	2	12
Beschäftigungstherapie	3	—	3
Med.-techn. Assistentin	35	1	36
Hauswirtschaftsleiterin	206	8	214
Diätassistentin	2	1	3
Fürsorger(in), Sozialarbeiter(in)	201	5	206
Jugendleiterin	18	—	18
Kindergärtnerin	159	10	169
Kinderpflegerin	99	5	104
Heimerzieher(in), Erzieher	171	4	175
Theologiestudierende, Vikar, Prediger	10	—	10
Gemeindehelferin	8	—	8
Jugendarbeit CVJM	2	—	2
Referendar (Phil.)	9	—	9
Lehrer	25	—	25
Praktikumsstellen zusammen	1024	43	1067
<i>2. Ausbildungsstätten für</i>			
Krankenpfleger, Krankenschwester	109	10	119
Kinderkrankenschwester	25	1	26
Säuglingspflegerin	5	—	5
Krankenhausthelferin, Pflegerin	2	—	2
Haushaltslehre	83	2	85
Verwaltungslehre, Bürogehilfin, Arzthilfe	6	—	6
Diakonenanwärter	73	3	76
Sonstige Berufe	9	2	11
Ausbildungsstätten zusammen	312	18	330
Praktikumsstellen und Ausbildungs- stätten insgesamt	1336	61	1397

In Tabelle 4 sind die Berufe einzeln aufgeführt, für welche Ausbildungsstellen bzw. Praktikumsstellen gemeldet wurden. Dazu ist zu sagen, daß das vielgestaltige Bild eher noch weiter als enger angenommen werden darf. Der Beitrag der evangelischen Heime und Anstalten zur Gewinnung von Nachwuchskräften für das eigene Haus wie auch für andere öffentliche und freie Einrichtungen im gleichen Dienst ist also keinesfalls gering zu veranschlagen, wenngleich der Man-

gel an Mitarbeitern noch andere Maßnahmen und neue Ideen verlangt. Es ist ein Mangel, der in allen Berufen und in allen Sparten der Wirtschaft auftritt, aber in den Berufen am Menschen besonders nachhaltig und schmerzlich verspürt wird.

2. DIE EINRICHTUNGEN DER EVANGELISCHEN KINDERPFLEGE AM 1. 1. 1965

Im Bundesgebiet und in Berlin (West) wurden am 1. 1. 1965 in 4927 evangelischen Kindergärten, -krippen, -horten und -tagesheimen täglich rund 302 000 Kinder von 12 510 Jugendleiterinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und ihren Helferinnen betreut. Dazu kommen noch 324 Kindertagesstätten mit rund 20 400 Plätzen in der DDR¹⁶. Damit ist die Arbeit der evangelischen Kinderpflege weitaus das umfangreichste Gebiet im Rahmen der „halboffenen Fürsorge“ des Diakonischen Werkes. Der Deutsche Caritasverband verfügte am 1. Januar 1964 im Bundesgebiet mit Berlin (West) über 6017 Kindergärten, -horte und -krippen mit 437 000 Plätzen, in denen neben 5175 Ordensschwwestern insgesamt 9918 weltliche Kindergärtnerinnen und Helferinnen tätig waren¹⁷.

Im gesamten Bundesgebiet einschließlich Berlin (West) waren Ende 1964 nach amtlichen Angaben etwa 15 900 Kindergärten, -horte und -krippen mit rund 1 012 000 Plätzen vorhanden¹⁸. Man kann damit rechnen, daß etwa drei Viertel der Plätze in Kindergärten, -horten und -krippen zu kirchlichen Einrichtungen gehören, davon 40 % zu evangelischen, 60 % zu katholischen. Trotz geringerer Seelenzahl zeigt sich auf katholischer Seite ein beachtliches Übergewicht, das sich mit früheren Beobachtungen über größere Opferfreudigkeit und Neigung zu „Berufen am Menschen“ deckt.

Zu der Gesamtzahl der angebotenen Plätze in Kindertagesstätten schreibt Pfarrer *Adolf Nell*, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Kinderpflege, daß rund ein Drittel der Kinder, für die Plätze gesucht werden, nicht aufgenommen werden können. „Wenn es über die evangelische Erziehungsaufgabe an dem Nachwuchs der Gemeinde hinaus heute noch einer Legitimation für den konfessionellen Kindergarten bedürfte, so wäre dies an dem Andrang gerade an unseren Kindergärten zu sehen¹⁹.“

Schaubild 3 (S. 441) gibt einen Überblick über die *Entwicklung* der Zahl der evangelischen Kindertagesstätten seit 1925. Am Verlauf der Kurve lassen sich die geschichtlichen Ereignisse in ihrem Einfluß auf die Kindergartenarbeit der evangelischen Kirche ablesen vom Rückgang im Dritten Reich bis zum stetigen Anstieg in der Bundesrepublik und dem langsamen Absinken in der DDR. Nach

16. Zahlen der Vereinigung Evangelischer Kinderpflegeverbände. Angaben für die einzelnen Landesverbände in den westlichen Gliedkirchen sind veröffentlicht im Jahrbuch 1966 des Diakonischen Werkes bzw. als „Statistische Information aus der Diakonischen Arbeit“, Nr. 33. Die Angaben für die östlichen Gliedkirchen sind entnommen aus „Fröhlich helfen“ – Handreichung der Inneren Mission 1965.

17. Dr. *Carl Becker*: Anstalten und Einrichtungen des Deutschen Caritasverbandes, „Caritas“, 65. Jg., 1964, Heft 6, S. 264. – Die katholischen Kindergärten in der DDR fallen zahlenmäßig kaum ins Gewicht.

18. „Wirtschaft und Statistik“, 1965, Heft 11, S. 748.

19. Evangelische Kinderpflege – heute, Das Diakonische Werk, Juli 1963.

Ausführungen auf der Jahrestagung 1963 der Arbeitsgemeinschaft bedeuteten die evangelischen Kindergärten in Westdeutschland ein Anlagekapital von rund 1 Milliarde DM. Für neue Einrichtungen waren damals bereits 3000 DM je Platz aufzuwenden²⁰.

Über die *Rechtsformen* der evangelischen Kindertagesstätten ist zu sagen, daß der weitaus überwiegende Teil, nämlich 82,6% aller Einrichtungen, von Kirchengemeinden unterhalten wird. Jedoch entfallen zum Teil auch beträchtliche Anteile auf die Rechtsform des eingetragenen Vereins, in Bayern zum Beispiel 43,6%, im Gesamtdurchschnitt allerdings nicht mehr als 10,5%.

Die Zahl der *Mitarbeiterinnen* in der evangelischen Kinderpflege in der Bundesrepublik und in Berlin (West) hat sich von 1952 bis 1965 verdoppelt, wobei der Anteil der ausgebildeten Kräfte verstärkt wurde.

	1952	1. 1. 1965
Jugendleiterinnen	131	206
Kindergärtnerinnen	1888	6033
Kinderschwestern	1377	
Säuglings- und Kinderkrankenschwestern	—	36
Kinderpflegerinnen	447	2348
Fachkräfte zusammen	3843	8623
Sonstige Leiterinnen	143	417
Helferinnen	2414	3470
Pädagogische Mitarbeiterinnen insgesamt	6400	12510

Durchschnittlich stand 1965 für 24 Kinder eine Erzieherin zur Verfügung, während 1952 eine Mitarbeiterin für 38 Kinder Sorge tragen mußte. Trotzdem ist der Mangel an Mitarbeiterinnen ein ständiges Problem, zumal ja noch viel mehr Kinder angenommen werden könnten.

1928 waren die Einrichtungen der evangelischen Kinderpflege mit 3352 gezählt, Plätze und Mitarbeiter jedoch lediglich geschätzt worden, und zwar eine „Pflegekraft“ für je 25 Kinder und 55 Plätze je Einrichtung. Das ergab 184360 Plätze und 7374 Pflegekräfte²¹. Interessant daran ist, daß die Verhältnisse bis heute wenig verändert sind. 1965 errechnen sich 62 Plätze je Einrichtung.

Aus den evangelischen Ausbildungsstätten in Westdeutschland werden zur Zeit jährlich ungefähr 660 Kindergärtnerinnen fertig ausgebildet entlassen. Rechnet man mit durchschnittlich fünf Berufsjahren der Kindergärtnerin, wie *Gertrud Ihme* in einer neueren Untersuchung ermittelt²², dann wird klar, daß der Nachwuchs aus den eigenen Schulen nicht ausreichen kann, um den Bestand von rund 6000 Kindergärtnerinnen zu erhalten, noch weniger, um einen weiteren Ausbau der Arbeit zu gewährleisten, wenn alle Kindergärtnerinnen jeweils mit der Hei-

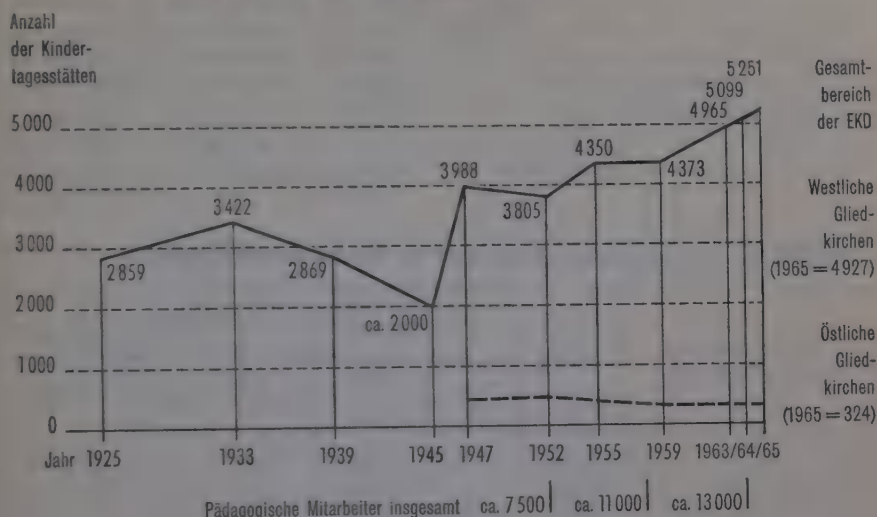
20. A.a.O.

21. Handbuch der Inneren Mission, III. Band, 1928, S. XIII.

22. Der soziale Dienst mit und ohne Frauenüberschuß, Blätter der Wohlfahrtspflege, 112. Jg., Nr. 3, Stuttgart 1965, S. 75.

rat ausscheiden. Es würden jährlich mindestens 1200 Kindergärtnerinnen allein für die evangelischen Einrichtungen gebraucht, was mit den vorhandenen Schulen nicht zu erreichen wäre, die ohnehin meist überfüllt sind.

Schaubild 3: Die evangelischen Kindertagesstätten 1925–1965. Anzahl der Kindergärten, -horte, -krippen und Kindertagesheime



Wie bei den Heimen und Anstalten ist es auch bei den Kindertagesstätten so, daß die Bereitstellung von Räumen und finanziellen Mitteln nicht genügt, sondern daß in erster Linie die Menschen gewonnen werden müssen, die bereit und geeignet sind, die Arbeit in den diakonischen Einrichtungen zu übernehmen. Wenn das Bundessozialhilfegesetz die Kirchen ausdrücklich als Träger von Einrichtungen der Sozialhilfe erwähnt, dann begründet dies weniger Ansprüche als vielmehr ein Besinnen über Notwendigkeiten und Möglichkeiten, im Namen der evangelischen Kirche Aufgaben anzufangen und weiterzuführen. Wo die Heim- und Anstaltsdiakonie einseitig betont wird, liegt die Gefahr nahe, daß sich die Gemeindeglieder auf die Institutionen verlassen und selbst gleichgültig werden. Die Heime und Tagesstätten wirken jedoch nur stellvertretend im Namen der Gemeinde für diejenigen, die besonders der Hilfe oder des Schutzes bedürfen. Daneben ist die persönliche Hilfe in „offener“ Arbeit und von Mensch zu Mensch notwendig und daß der einzelne sich verantwortlich fühlt für die Hilfsbedürftigen wie für die Helfer. Mit Recht sagt *Paul Collmer* in seinem Aufsatz über, „Die Verantwortung der Kirche angesichts der neuen Sozialgesetze“: „Eine Kirche ..., die den ihr angebotenen Anteil an diesen Diensten nicht mit allen Kräften verantwortlich wahrnimmt, wird für ihre Verkündigung und ihre Seelsorge den ‚Sitz im Leben‘ verlieren²³.“

23. Evangelische Stimmen zum Bundessozialhilfegesetz und Jugendwohlfahrtsgesetz, Stuttgart 1962, S. 42.

IV. Studierende der evangelischen Theologie im Wintersemester 1964/65

Von Paul Zieger

Leider können für das Wintersemester 1964/65 die Tabellen über die deutschen Studierenden der evangelischen Theologie nicht in der gewohnten Aufgliederung veröffentlicht werden, da es nicht mehr möglich war, nachträglich die Ergebnisse für die Universitäten und kirchlichen Hochschulen in Nordrhein-Westfalen aus-zuzählen. Infolgedessen sind in der hier gegebenen Gesamtübersicht für die Uni-versitäten Bonn und Münster sowie für die kirchlichen Hochschulen Bethel und Wuppertal ersatzweise die Zahlen der Kleinen Hochschulstatistik eingesetzt worden.

Studierende der evangelischen Theologie¹ im Wintersemester 1964/65

Universitäten und Kirchliche Hochschulen	Anzahl der Studierenden der Theologie				darunter Studien- anfänger im 1. u. 2. Semester (männl. u. weibl.)
	männlich	weiblich	zusammen		
			Anzahl	in %	
	1	2	3	4	5
Bonn ²	234	34	268	6,3	10
Erlangen	241	36	277	6,5	47
Göttingen ³	539	162	701	16,5	71
Hamburg ³	253	37	290	6,8	49
Heidelberg ³	581	123	704	16,5	63
Kiel ³	106	29	135	3,2	13
Mainz	165	17	182	4,3	32
Marburg	236	38	274	6,4	33
Münster ²	173	26	199	4,7	3
Tübingen ³	467	95	562	13,2	102
Saarbrücken	4	1	5	0,1	2
Universitäten	2999	598	3597	84,5	425
Berlin-Zehlendorf	236	52	288	6,8	93
Bethel ²	139	12	151	3,5	8
Neuendettelsau	103	5	108	2,5	51
Wuppertal ²	101	13	114	2,7	6
Kirchliche Hochschulen	579	82	661	15,5	158
Insgesamt	3578	680	4258	100	583

1. ohne Beurlaubte

2. Angaben sind der „Kleinen Hochschulstatistik“ des Statistischen Bundesamts, Fachserie A, Reihe 10, entnommen

3. einschließlich evang. Religionslehre

Gegenüber dem Wintersemester 1963/64 hat sich die Zahl der Theologiestudenten weiterhin erhöht. Dabei ist es interessant, daß auch die Zahl der Studienanfänger im 1. und 2. Semester merklich nach oben gegangen ist.

Im Jahre 1964 studierten nach Angabe des Statistischen Jahrbuchs der DDR für 1965 auf den Universitäten der DDR insgesamt 624 Studenten Theologie, darunter waren 149 im ersten Studienjahr.

V. Die Religionszugehörigkeit der Studierenden im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) (Vergleich für die Wintersemester 1952/53 und 1962/63)

Von Paul Zieger

Im Kirchlichen Jahrbuch 1953 wurde eine eingehende Darstellung der Studierenden an den deutschen Universitäten und Hochschulen nach der Religionszugehörigkeit gegeben. Da die Zahl der Studierenden seitdem ganz erheblich zugenommen hat, wird eine vergleichende Übersicht für das Wintersemester 1962/63 den entsprechenden Zahlen für das Wintersemester 1952/53 in drei Tabellen gegenübergestellt. Dabei wurde versucht, so gut wie irgend möglich die Studienfächer so abzugrenzen, daß die Zahlen vergleichbar sind. Das ist im wesentlichen gelungen bis auf die sehr entscheidende Gruppe Geistes- und Sprachwissenschaften. Denn seit der Berichterstattung für 1952/53 sind in erheblichem Umfang Studierende auf den Universitäten zu beobachten, die sich auf das Volksschullehramt oder das Lehramt für berufsbildende Schulen vorbereiten. 1952/53 war das nur in Hamburg der Fall. Aber selbst wenn man, wie das in Tabelle 1 geschehen ist, die Zahl dieser Studenten getrennt auswirft, bleibt nahezu eine Verdoppelung der Gesamtzahl der Studierenden zu beobachten. Dabei war, wie die folgenden Spalten dieser Übersicht zeigen, die Zunahme des Anteils der evangelischen Studenten erheblich höher als die der übrigen Gruppen. Das gleiche Bild zeigt sich in Tabelle 2, in der die Zahl der Studierenden nach dem Geschlecht aufgeteilt ist. Auch hier fällt auf, daß sowohl bei den männlichen als auch bei den weiblichen Studenten der Anteil der evangelischen in den einzelnen Studienfächern sich gegenüber der Zeit vor zehn Jahren weiter stark vergrößert hat.

Fachrichtung	Von je 100 Studierenden gleicher Religionszugehörigkeit (männlich und weiblich zusammen) gehören der einzelnen Fachrichtung in den Wintersemestern 1952/53 und 1962/63 an					
	Evangelische		Katholiken		Sonstige	
	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63
Theologie	5	3	8	6	0	0
Medizin	16	16	16	16	15	14
Rechtswissenschaft	10	8	12	8	10	8
Wirtschaftswissenschaften	14	14	17	14	14	15
Geistes- und Sprachwissenschaften	15	24	15	28	16	25
Naturwissenschaften	17	15	14	13	20	18
Landwirtschaftliche Fächer	3	1	2	1	3	1
Technische Fächer	21	17	18	13	22	17
Sonstige Fächer und ohne Angabe	0	0	0	0	0	—

Zur Ergänzung sind in Tabelle 3 Angaben für die Studierenden an lehrerbildenden Anstalten und Einrichtungen gemacht. Trotz der bekannten Tatsache, daß gerade die katholische Jugend stark in das Lehramt strebt, zeigt sich auch für diese Gruppe ein weiteres Ansteigen des Anteils der evangelischen Studenten.

Die Texttabelle auf Seite 444 zeigt, wie sich jeweils die evangelischen, katholischen und sonstigen Studenten auf die Fachrichtungen verteilen. Das wesentliche Ergebnis dieser Gegenüberstellung der zehn Jahre auseinanderliegenden Semester ist die auffällige Zunahme des Studiums der Geistes- und Sprachwissenschaften für alle drei Gruppen. Das liegt nicht nur an der Einbeziehung von Studenten, die in das Volksschul- oder Berufsschullehramt gehen wollen, sondern auch daran, daß die Zahl der Studierenden der hier aufgeführten Studienbereiche überdurchschnittlich angewachsen ist. Konstant ist der Anteil nur bei den Medizinern und annähernd konstant bei den Juristen und Wirtschaftswissenschaftlern geblieben, obwohl auch hier zum Teil Rückgänge festzustellen sind. Auch der prozentuale Anteil der Theologen hat sich verringert.

Tabelle 1: Deutsche Studierende an den wissenschaftlichen Hochschulen nach Studienfach und Religionszugehörigkeit im Wintersemester 1952/53 und 1962/63 in der Bundesrepublik und Berlin (West)

Studienfach	Männliche und weibliche Studierende									
	insgesamt = 100		davon in % der Studierenden gleicher Fachrichtung						sonstige	
			evangelisch		röm.-katholisch					
	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63
Theologie (evang., kath.)	6492	9520	48,2	49,3	51,6	50,6	0,2	0,2	0,2	0,2
Medizin ¹ und Pharmazie	17344	35850	56,9	62,2	39,2	34,1	3,9	3,9	3,9	3,7
Rechtswissenschaft	11903	18260	54,0	63,4	42,4	32,5	3,7	3,7	3,7	4,1
Wirtschafts- und Sozialwissen- schaften, politische Wissenschaften	16378	31970	51,3	61,9	44,9	33,7	3,8	3,8	3,8	4,4
Geistes- und Sprachwissenschaften	16162	56465	55,5	57,5	40,1	38,3	4,4	4,4	4,4	4,2
darunter										
Volksschullehramt und Lehramt für berufsbildende Schulen		10540		50,7		46,7				2,6
Mathematik, Physik	6450	17886	59,0	61,7	35,8	33,1	5,3	5,3	5,3	5,2
Chemie	7057	8315	59,4	64,6	35,4	30,7	5,2	5,2	5,2	4,7
Biologie, Botanik, Zoologie und sonstige Naturwissenschaften	3584	6535	61,2	68,3	33,1	26,2	5,7	5,7	5,7	5,5
Land- und Forstwirtschaft	2692	2390	57,6	66,0	37,9	29,5	4,5	4,5	4,5	4,5
Architektur und Bauwesen	8415	11627	58,7	66,5	36,1	28,1	5,2	5,2	5,2	5,4
Technische Fächer ²	13127	23522	60,3	66,0	35,5	29,9	4,3	4,3	4,3	4,1
Sonstige Fachrichtungen und ohne Angabe	30	27								
Studienfächer insgesamt	109634	222367	56,0	61,4	39,9	34,4	4,1	4,1	4,1	4,2
Bevölkerung der Bundesrepublik und von Berlin (West)			51,5	51,1	44,3	44,1	4,1	4,1	4,1	4,7

1. allgem. Medizin, Zahnmedizin, Tiermedizin
2. einschl. Berg- und Hüttenwesen

Tabelle 2: Männliche und weibliche Studierende an den wissenschaftlichen Hochschulen nach Studienfach und Religionszugehörigkeit im Wintersemester 1952/53 und 1962/63 in der Bundesrepublik und Berlin (West)

Studienfach	Männliche und weibliche Studierende															
	insgesamt = 100						davon in % der Studierenden gleicher Fachrichtung									
							evangelisch					röm.-katholisch				
	1952/53	1962/63					1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63
	m.	w.	m.	w.	m.		m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
1	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
Theologie (evang., kath.)	6122	370	8571	949	45,8	87,6	46,0	78,5	54,0	12,2	53,8	21,2	0,2	0,3	0,2	0,3
Medizin ¹ und Pharmazie	12274	5070	22841	13009	56,2	58,7	61,4	63,5	39,8	37,8	34,9	32,8	4,0	3,4	3,7	3,7
Rechtswissenschaft	10802	1101	16234	2026	53,8	56,3	63,1	65,3	42,6	39,7	32,8	29,8	3,6	4,0	4,0	4,9
Wirtschafts- und Sozialwissen-	14375	2003	27363	4607	51,7	48,4	61,3	65,2	44,3	49,5	34,3	30,5	4,0	2,1	4,4	4,3
schaften, politische Wissenschaften	10051	6111	30480	25985	53,4	58,9	53,9	61,8	41,9	37,1	41,6	34,3	4,7	4,0	4,4	3,9
Geistes- und Sprachwissenschaften	5858	592	16070	1816	59,3	55,6	61,7	61,6	35,3	40,7	33,0	34,7	5,4	3,7	5,3	3,7
Mathematik, Physik	6311	746	7559	756	59,5	59,0	64,6	64,7	35,1	37,3	30,6	31,3	5,4	3,8	4,8	4,0
Chemie	2356	1228	4788	1747	61,6	60,3	67,4	70,9	31,8	35,6	26,8	24,4	6,6	4,2	5,8	4,7
Biologie, Botanik, Zoologie und	2524	168	2190	200	57,1	65,5	64,6	81,5	38,4	30,4	31,0	13,5	4,5	4,2	4,5	5,0
sonstige Naturwissenschaften	8174	241	10921	706	58,6	64,7	66,2	71,8	36,2	29,9	28,4	23,5	5,2	5,4	5,4	4,7
Land- und Fortwirtschaft	13069	58	23375	147	60,3	(56,9)	66,0	65,3	35,5	(36,2)	29,9	27,2	4,2	(6,9)	4,1	7,5
Architektur und Bauwesen																
Technische Fächer ²																
Sonstige Fachrichtungen und																
ohne Angabe	26	4	21	6												
Studienfächer insgesamt	91942	17692	170413	51954	55,6	58,2	60,8	63,5	40,2	38,2	35,0	32,6	4,2	3,6	4,2	3,9

1. allgem. Medizin, Zahnmedizin, Tiermedizin
2. einschl. Berg- und Hüttenwesen

Tabelle 3: Studierende an lehrerbildenden Anstalten und Einrichtungen¹ in den Wintersemestern 1952/53 und 1962/63 nach der Religionszugehörigkeit in der Bundesrepublik Deutschland (ohne Berlin [West])

Land	Studierende insgesamt		davon in % von Spalten 1 bzw. 2								Von der Wohnbevölkerung des Landes waren in %					
			evangelisch ²		röm.-kathol.		sonstig				evangelisch		röm.-kathol.		sonstig	
	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63	1952/53	1962/63
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14		
Schleswig-Holstein	439	1054	87,9	90,9	6,4	4,1	5,7	5,0	88,0	88,1	6,0	5,6	6,1	6,3		
Hamburg	636	2002	78,8	83,4	9,7	7,7	11,5	8,8	78,8	76,7	6,5	7,4	14,7	16,0		
Niedersachsen	1904	6109	71,1	75,9	25,6	20,3	3,3	3,8	77,2	76,9	18,8	18,8	4,0	4,3		
Bremen	177	512	87,6	87,7	3,4	5,7	9,0	6,6	84,9	84,1	8,9	9,9	6,2	6,0		
Nordrhein-Westfalen	2705	8392	35,8	36,8	63,8	62,1	0,4	1,1	41,0	43,5	54,8	52,1	4,2	4,4		
Hessen	1131	4632	59,8	65,8	38,6	31,3	1,6	2,9	64,1	63,4	32,2	32,1	3,7	4,5		
Rheinland-Pfalz	244	1733	32,0	44,5	68,0	54,9	—	0,6	40,8	41,9	57,7	56,2	1,5	1,9		
Baden-Württemberg ³	2080	4954	49,1	50,7	48,4	38,1	2,5	11,2	50,5	48,9	47,1	46,8	2,4	4,3		
Bayern	2047	6092	25,4	29,3	74,3	69,9	0,3	0,8	26,5	26,5	71,9	71,3	1,6	2,3		
Bundesgebiet (ohne Berlin [West] und Saarland)	11363	35480	49,8	53,3	47,9	42,9	2,3	3,8	51,1	50,2	45,2	45,5	3,7	4,3		
nachrichtlich:																
Berlin (West)	1415			79,5		15,1		5,4		73,1		11,4		15,5		
Saarland ⁴	587			23,9		76,1		—		24,9		73,4		1,8		

1. einschl. Studierender an Universitäten
2. evangelisch-landeskirchlich und -freikirchlich
3. darunter 412 ohne Angabe (1962/63)
4. einschl. 82 Studierender im Lehrerseminar

46296

Thecla
1c
48,
5042

BX
8020
A2
K5
v.92

46296

Kirchliches Jahrbuch

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Kirchliches...

v.92

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



PRINTED IN U.S.A.

